Die
Zukunft
19.
1897

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Neunzehnter Band.

Berlin.
Verlag der Zukunft.
1897.

Inhalt.

Die Zukunft.

Berlin, den 3. April 1897.

Die Nörgler.

Dem grauen Kaiserschloß an der Spree nahte am dritten Abend des Wilhelmsfestes ein Fackelzug berliner Studenten. Als die Reihen der Fackelträger geordnet waren, schritten ihre Vertreter, mit pochendem Herzen wahrscheinlich, die Schloßtreppe hinauf und der junge Führer begrüßte den Monarchen mit den huldigenden Worten, die bei solcher Gelegenheit üblich sind. Auch für die Antwort, die dann aus dem Munde der Herrscher zu ertönen pflegt, giebt es seit der Väter Zeit eine Schablone; aber Wilhelm der Zweite liebt die Ueberraschungen und den persönlichen Ton und forderte, statt nach dem sechsten Schema, Dank für Fackelzugreden, zu greifen, die Studenten auf, dafür zu sorgen, daß im deutschen Volke künftig nicht mehr so viel genörgelt werde, wie es jetzt leider bei uns üble Sitte sei. Am nächsten Morgen meldeten die Zeitungen im Festbericht den seltsamen Satz und der gute Bürger schüttelte schon am Kaffeetisch den vom Katzenjammer nach dem Dreitagewerk verwüsteten Kopf und fragte bänglich, ob die Erziehung und Ueberwachung des Volkes nun wohl gar den Studenten übertragen werden solle, die selbst noch in die Schule gehen, und ob der Vater über sein politisches Verhalten etwa vom milchbärtigen Sohn im Zeichen des neuesten Kurses Belehrung hinnehmen müsse. Die Brust der geehrten Herren Studiosen aber war unter den bunten Bändern von stolzer Freude geschwellt: man hatte ihnen so oft, namentlich in neuester Zeit, jede Beschäftigung mit politischen Dingen untersagt, sie so oft mit hartem Wort ermahnt, sich nur um ihre Arbeit zu kümmern, — und nun war ihnen vom höchsten Herrn im deutschen Land selbst eine wichtige politische Mission anvertraut und sie würden,

wenn wieder eine sozialwissenschaftliche Vereinigung aufgelöst werden sollte, den Protest mit dem Pflichtgebot begründen können, für den Kampf gegen die Nörgler rechtzeitig Rüstung und Waffen zu schmieden. Im Grunde hatte wohl nur ein Mißverständniß den Aerger und die Freude bewirkt; die Väter brauchen nicht zu fürchten, daß die Söhne, deren Leben vom Comment den wichtigsten Inhalt empfängt, sie politisch katechisiren werden, und die von der alma mater gepäppelten Jünglinge wird, wenn sie sich um öffentliche Angelegenheiten kümmern sollten, bald wieder irgend ein Stumm aus dem Machtbereich der Politiker an die Kollegienhefte scheuchen. Der Kaiser dachte bei seiner Mahnung natürlich an die Zeit, wo die Studenten aus Schülern schaffende Bürger des Staates geworden sein werden; dann sollen sie den Nörglern tapfer entgegentreten und durch Lehre und Beispiel dafür sorgen, daß die Mitbürger sämmtlich so zufrieden dreinblicken, wie es im Dänemark des Königs Claudius einst die Herren Rosenkranz und Güldenstern thaten und wie es in Deutschland heute noch die Herren von Achenbach, von Levetzow und ihre höfisch geschulten Genossen thun. Ob das schwere Werk den Söhnen der Deutschen von heute gelingt? Das wird von dem Werth der Arbeit abhängen, die ihre Väter bis dahin geleistet haben. Einstweilen ist uns, die den kommenden Tag kaum erleben werden, nur die eine Thatsache wichtig: der Kaiser weiß, daß auf dem Volke ein dumpfer Druck lastet, daß die Unzufriedenheit durch das deutsche Land schleicht oder daß, wie er zu sagen liebt, unermüdlich genörgelt wird. Er kam vom Prunkmahl, sah die verbündeten Fürsten um sich geschaart, die Häuser und Thore mit Laub und farbigem Licht festlich geschmückt, er blickte vom Schloß auf das frohe Getümmel der Fackelträger und Gaffer herab und dachte im schimmernden Saal, da kaum noch der Feiertagsjubel verhallt war, der schlimmen Thaten der Nörglerrotte.

Sind ihre Thaten wirklich so schlimm, wie sie dem Kaiser scheinen? Die Schaar der Nörgler ist nicht so bequem wie das Poetengesinde, das den Sonnenkönig mit dem Gewinsel umwarb: L'univers sous ton règne! Sie putzt auch die Festtafel nicht wie ein Skalde, der den feuchten Schwärmerblick verhimmelnd stets auf den Herrscher heftet und jedes gleichgiltige Zufallswörtchen des Gebieters wie eine wundervolle Offenbarung bestaunt. Die harte Nothwendigkeit, der Stimme der Nörgler zu lauschen, hat den Fürsten aber bisher noch immer Nutzen gebracht und sie oft an Pflichten erinnert, die sie, sich selbst nicht zum Heil, im Kreis der Höflinge sonst vielleicht vergessen hätten. Die Privilegirten nörgeln nicht; doch der blutige Schatten Ludwigs des Sechzehnten mahnt die Könige der Erde, daß sie verloren sind, wenn sie ihr Interesse mit dem der Privilegirten verknüpfen. Das schöne Schauspiel eines zufriedenen

Volkes erfreut das sehnsüchtig in die Runde schweifende Auge nicht oft; viel häufiger bietet uns die Geschichte den betrübenden Anblick, wie banger Mißmuth die Miene der Zufriedenheit heuchelt, — und solche Heuchelei ist den Völkern und ihren Vertretern mehr als einmal gefährlich geworden. An diese Gefahr dachte der treue Görres, als er nach dem Befreiungskriege in seinem Buch über Teutschland und die Revolution von dem stillen, stockenden, grün beschlagenen Sumpf sprach, „in dem alles Bessere früherer Zeiten unter Moder und Schlamm begraben liegt" und der dem flüchtig nur die Oberfläche betrachtenden Auge doch so verlockend erscheint. Der Ruf des Warners verhallte damals ungehört und langsam ballten sich am deutschen Himmel die Gewitterwolken zusammen. Jetzt ist, nach lange leuchtender Helle, der Horizont wieder dicht und drohend umwölkt und wir müssen, da wir die greisenhafte Mattherzigkeit der Besitzenden und die leidenschaftliche Geschäftigkeit eifernder Utopisten sehen, seufzend wieder, wie Görres vor achtzig Jahren, bekennen, „daß wir das Vaterland in jenem jämmerlichen Zustand erblicken, wo es auf einer Seite wie vom Schlagfluß gelähmt ist, auf der anderen im Veitstanz sich bewegt, und während die eine Hälfte asthenisch in dumpfen, leeren Träumen brütet, die andere hypersthenisch in phantastischen, ausschweifenden Delirien sich abmüdet." Solchen Zuständen entkeimt stets, auch ohne die Hilfe böswilliger Hetzer, die Nörglerstimmung, die dem Kaiser so unangenehm ist. Der Schwarmgeist Friedrich Wilhelms des Vierten wähnte, sie durch Verheißungen und schön stilisirte Reden verscheuchen zu können, wie weise Frauen auf den Dörfern durch Besprechen die Krankheiten der Menschen und des Viehes vertreiben, aber der Versuch führte nicht zum Erfolg und der arme König mußte an einem schwarzen Märztage das entblößte Haupt vor dem Nörglerheer neigen. Damit wir diese Monarchentragoedie, die der künstlich gebildete Organismus des jungen Deutschen Reiches nicht so leicht überstehen würde wie das alte, einheitliche und im Kern gesunde Preußen, nicht zum zweiten Male erleben, ist es nöthig, noch ehe das rothe Jubeljahr der Revolution trübe Erinnerungen weckt, so laut zu sprechen, daß nicht der Ton nur, sondern auch der Inhalt der Rede überall verstanden wird. Die Tonstärke erzwingt sich, wie es scheint, schon heute Gehör: vor fünf Jahren forderte der Kaiser die Nörgler auf, den deutschen Staub von ihren Schuhen zu schütteln und sich unter hellerem Himmel eine neue Heimath zu suchen; er hat diese befremdende Aufforderung jetzt nicht wiederholt, weil er wohl fühlt, wie mächtig inzwischen die Masse der Nörgler gewachsen ist und wie rasch dem Reich der Lebenssaft stocken müßte, wenn sie

über das Meer zöge, in ferne, fruchtbarere Zonen. Das leise Murren, das zuerst nur das dumpfe Echo einer bangen Ahnung war, ist zum widerhallenden Geräusch angeschwollen und dringt wie ein Unheil kündendes Brausen bis auf die Höhe des Herrscherthrones. Noch aber mag der hoch Thronende nicht empfinden, welchen tiefen Gründen der lästige Lärm entstammt.

Der tiefste Grund der Unzufriedenheit ist fast immer der Mangel an ersprießlicher, fördernder Beschäftigung. Wer rüstig schafft und im Schaffen spürt, daß die Arbeit ihn vorwärts bringt, wird, trotz manchem Ungemach, das Dasein erträglich finden; im müssigen Sinn aber bauen böse Grillen ihr Nest und zirpen in stiller Nacht übel klingende Weisen, die dem von hartem Tagewerk nicht Ermatteten die Wohlthat des Schlafes wehren. So geht es heute dem Deutschen: er findet bei Tage als Deutscher nichts zu thun und wälzt sich nachts ruhelos und von Grillen geplagt auf seinem Lager. Unser nationales Leben ist freudlos geworden, weil den Männern, die uns Führer sein sollten, die Schöpferkraft und der Schöpfermuth völlig fehlt. Was soll des Deutschen Herz zu rascheren, froheren Schlägen begeistern? Man hat sich bemüht, die Erinnerung an die große Frühlingszeit des Reiches heraufzubeschwören und mit dem Glanz prächtiger Feste die öde Gegenwart zu erhellen. Aber ein Volk kann nicht von Erinnerungen leben und will nicht amusirt, sondern beschäftigt sein; der Glanz blieb kalt, die Schaulust erlahmte im ewigen Einerlei des Gepränges und die Hotelpolitik, die sich nicht an die edelsten Masseninstinkte wendet, übte bald keine Wirkung mehr. In Deutschland ist doch am Ende noch manche nothwendige und nützliche Arbeit zu leisten und ein Führer des deutschen Volkes braucht, wenn er die Wetterzeichen der Zeit versteht, nicht auf Panzerschiffen und Kreuzern über das wogende Weltmeer zu dampfen, um für seinen Bethätigungdrang den Raum und die Richtung zu finden. Unser werthvollster Kolonialbesitz ist nicht in der Ferne, sondern in den Heimathgrenzen zu entdecken, in den weiten und dürren Strecken, wo die Mühsäligen und Beladenen keuchend ein Helotendasein hinschleppen; wer ihnen die Möglichkeit höherer Lebenshaltung gewährt und sie zum Erwerb nationaler Bildung und Kultur fähig macht, wer die von wild wucherndem Parasitengewimmel erfüllte Händlerwelt, ohne sich um das Wehgeschrei der ausgeräucherten Schmarotzer zu kümmern, in die behagliche Heimstätte Werthe schaffender Menschen umzuwandeln und den Bauernstand, die wichtigste Kraftquelle und Reserve jeder Volkheit, aus der ärgsten Bedrängniß zu retten vermag, Der wird auch neben den Gewaltigen der Heroenepoche nicht als ein kraftloser Epigone schamhaft den Blick senken müssen. Das ungeheure

Reinigungwerk ist von heute auf morgen nicht zu bewältigen, — gewiß nicht; aber der Anfang kann und muß einmal gemacht werden, wenn wir im schillernden Sumpf nicht kläglich ersticken wollen. Das verarmte politische Leben des Deutschen Reiches wird seit fast zehn Jahren von der Erwägung beherrscht, ob der Grundbesitzer dem Exporteur geopfert werden, das Jobberinteresse eher Gehör finden soll als der Hilferuf des von der Raubbaukonkurrenz beinahe schon erdrückten Bauern und ob es sich empfiehlt, die Sozialdemokratie, der selbst der Harmloseste zugezählt wird, sobald er mit reinem Herzen den gerechten Anspruch des Proletariates vertritt, mit Feuer und Schwert bis auf den letzten Stumpf auszurotten. Was über diese beiden Fragen, die abwechselnd immer wieder den beinahe einzigen Stoff für das Gezänk der Zeitungen und Parlamente liefern, zu sagen war, ist längst gesagt worden, die Scheidung der Geister hat sich nach den Geboten des Klasseninteresses vollzogen und die bis zum Ekel wiederholte Erörterung dient höchstens dazu, die Kluft zwischen den getrennten Schichten zu erweitern und den Volkskörper zu schwächen. Wenn einer Regirung das schöpferische Vermögen fehlt und sie von einem zum anderen Tage ihr armes Dasein kümmerlich fristen muß, sollte sie wenigstens nichts Unkluges, nichts unklug thun und dem Volk, das sie nicht vorwärts führen kann, überflüssige Erregungen und Ruhestörungen sparen. Von allen Arten der Politik ist die geistlos unstete, die ohne Noth heute stürzt, was sie ohne Sinn gestern gebaut und als heiliges Wunderwerk gepriesen hat, die gefährlichste, weil sie den Besten die Thatkraft lähmt und die Freude am vaterländischen Wesen vernichtet. Eine solche Politik haben wir, nach langer Verwöhnung, in den letzten Jahren ängstlich staunend erlebt und es ist nicht wunderbar, daß sich die Stimmung der Deutschen verdüstert hat und daß sie müde geworden sind, ihre Kraft an schnell ersonnene Pläne zu verschwenden, die mit der scheidenden Sonne vielleicht für immer ins Meer der Vergessenheit sinken.

Die Stimmung ist allmählich in stumpfe Resignation übergegangen, die nichts mehr aufrütteln kann; die Masse hat das Hoffen verlernt und geht nur noch den Alltagsgeschäften nach und die Begnadeten sogar, denen günstiger Wind die Segel bläht, fühlen sich nicht behaglich, weil sie den Wetterwechsel stets fürchten müssen, den plötzlich herwehenden Sturm, der ihr leichtes Fahrzeug dem Untergange zu weihen droht. Daß ihre Furcht nicht grundlos ist, lehrt die Erfahrung, die uns jede Wandlung der Ansichten und jede Plötzlichkeit der Entschlüsse beschert hat, — von dem Versuch, die Sozialdemokraten zu versöhnen, bis zu dem schreckenden Ruf, sie wie die Pest zu bekämpfen, und von der Preisgebung unserer werthvollsten Kolonial-

ansprüche bis zur Parole von der Weltpolitik. Das Behagen wurde nicht gesteigert, als man sah, wie für jede der schwankenden Meinungen das Ansehen des Kaisers eingesetzt wurde, wie überall, selbst im freien Reich der Künste, das persönliche Walten des Monarchen hervortrat, und als jeder neue Tag deutlicher zeigte, daß die Weltanschauung Wilhelms des Zweiten nicht immer dem modernen Empfinden entspricht. Eine seltsame Mischung entstand, die man im Reich Bismarcks nicht für möglich gehalten hätte: halb Parlamentsherrschaft, halb persönliches Regiment. Stahl hatte, als er seine von den Konservativen bewunderte Abhandlung über das monarchische Prinzip schrieb, vorausgesagt, von einer schwachen und energielosen Regirung werde die Macht bald auf das Parlament übergehen, weil sie „nach dem Naturgesetz dem Stärkeren folgt." Dieser Zustand wurde im deutschen Land nun Wirklichkeit und ein Zusammenstoß zwischen dem starken Monarchenwillen und dem erhöhten Machtgelüsten des Parlamentes war längst zu erwarten; strebsame Herren, die sich wohlig im Sonnendunstkreis der Majestät bewegen, hätten ihn gern durch behende Anpassung vermieden und die an Apathie grenzende Gleichgiltigkeit der Bevölkerung schien im Norden wenigstens ihre Wünsche zu fördern. Da regten sich im Süden, wo sie am Stärksten sind, die Nörgler, die dem Niedergang des politischen Lebens nicht länger müssig zuschauen mochten, sie drohten den im Rückgrat nicht festen Führern mit der Sprengung des Parteiverbandes und ertrotzten den ersten Sieg der neuen parlamentarischen Macht, — leider einen nicht zum Jubel stimmenden Sieg über den unzweideutig ausgesprochenen Willen des Deutschen Kaisers. Der Süden hat die Ablehnung des Marineplanes erzwungen, nicht, weil er das Land wehrlos machen, sondern, weil er endlich wieder beweisen wollte, daß Deutschlands Geschicke nicht stets von Berlin aus und nicht von einem wechselnden Willen bestimmt werden müssen. Ludwig der Achtzehnte pflegte sich in ähnlichen Lagen mit dem Scherzwort zu beruhigen: Je demande à mes ministres: Avez-vous la majorité? Quand ils me répondent: Oui! je vais me promener. Quand ils me répondent: Non! je les envoie se promener. Dem Deutschen Kaiser wird dieser Trost nicht genügen. Er wird erkennen, daß die Nörgler, da sie ihm enthüllten, was die Anderen in schweigender Resignation verbargen, doch ganz nützliche Leute sind, und ihrer mahnenden Stimme künftig vielleicht ohne ärgerliche Empfindung lauschen. Er hat, als er das erste Tadelswort gegen sie sprach, dem deutschen Volk herrliche Tage verheißen und darf sich nun nicht wundern, wenn selbst im Fackelglanz des Wilhelmsfestes den seit fünf Jahren Harrenden diese Herrlichkeit noch nicht zu tagen schien.

✣

Das Alter der orientalischen Literatur.

Wenn die Leute von dem Osten, von orientalischen Sprachen, orientalischer Literatur, orientalischer Kunst oder orientalischer Religion sprechen, scheinen sie im Allgemeinen im Bann der Vorstellung zu stehen, als sei Alles, was dem Osten angehört, außerordentlich alt und höchst geheimnißvoll. Der Zauber, der sich um diese Anschauung schlingt, ist schwer zu erklären, aber sicherlich zieht uns ein Zauber zu Allem hin, was sehr alt sein soll und scheinbar in ein Geheimniß eingehüllt ist. Wenn man daher die Theilnahme des Publikums im Großen auf orientalische Studien hinlenken, ein Interesse an den Sprachen, den Literaturen, der Kunst und der Religion des Ostens nicht nur unter den Gelehrten, sondern in den sich immer erweiternden Kreisen begabter Männer und gebildeter Frauen erwecken will, so ist es vielleicht nicht weise, Etwas laut werden zu lassen, das diesen Zauber brechen, das Alte als nicht gar so alt zeigen und die goldenen Geheimnißwolken zerstreuen könnte, die das Heiligthum der uralten Weisheit des Ostens zu umgeben scheinen. Und doch müßte ich, wenn ich gefragt würde, was heute, in unseren Tagen, der Kennzug der orientalischen Forschung sei, sagen, es sei der Versuch, den fernen Osten unserer eigenen Zeit näher und immer näher zu bringen und das Geheimniß zu entschleiern, das seine Sprache, seine Literatur und seine Religion umhüllt. Orientalische Gelehrsamkeit ist nicht mehr eine Sache der bloßen Neugier. Sie wendet sich an höhere Interessen und lehrt uns, daß sich die großen Fragen der Menschheit — die Fragen, deren Beantwortung stets der höchste Zweck aller menschlichen Forschungen bleibt — eben so gut im Osten wie im Westen studiren lassen. So lange der Egypter für uns eine bloße Mumie, der Babylonier ein bloßes Steinbild, der Jude ein Prophet, der Hindu ein Träumer und der Chinese ein Spaßvogel ist, so lange sind wir noch nicht orientalische Forscher. Die Weisen aus dem Morgenlande sind für uns immer noch Fremdlinge, sie kommen, wir wissen nicht: woher, und gehen, wir wissen nicht: wohin, und lassen immer nur Gold, Weihrauch und Myrrhen zurück. Erst wenn diese Fremdlinge aufhören, Fremdlinge zu sein, wenn sie zu Freunden werden, zu Leuten wie wir selbst, in ihrer Stärke und in ihrer Schwachheit, in ihren Idealen und in ihren Fehlern, in ihren Hoffnungen und in ihrer Verzweiflung, erst dann können wir darauf Anspruch erheben, Orientalisten, wirkliche Erforscher des Ostens, zu sein und wirklich die Menschheit zu lieben, — die ja immer die selbe ist, wie auch ihre Epoche, ihre Sprache sei und welche Vermummungen sie in den verschiedenen Akten des großen Dramas der Geschichte angenommen haben mag.

Welcher Zauber liegt im bloßen Alter! Der Begriff Alter ist wohl schwer zu definiren. Sehr oft wird Etwas, das alt ist, verschmäht, — und sei es auch noch so gut. In anderen Fällen wird Altes wieder geschätzt, obgleich seine Vorzüge einzig in seinem Alter zu bestehen scheinen. Um ein gedrucktes

Buch aus dem fünfzehnten Jahrhundert reißen sich alle Sammler und ein Manuskript aus der selben Zeit wird oft kaum einen Käufer locken. Ein griechisches Kunstwerk, etwa vom Jahre 500 vor Christi Geburt, findet einen Ehrenplatz in jedem Museum; ein egyptisches Denkmal der selben Zeit wird der Verfallperiode der egyptischen Kunst zugerechnet. Wenn wir zu einem Jahrtausend, zu zwei Jahrtausenden oder, wie Einige wollen, zu drei oder vier Jahrtausenden vor Christi Geburt kommen, so wird Alles geschätzt, ja fast verehrt, was sich der Abkunft aus diesen frühen Zeiten rühmen kann. Und doch: was sind vier, was sind sechs Jahrtausende, wenn wir uns zur Geologie wenden? Was sind die ältesten egyptischen Mumien, im Vergleich mit den Megatherien, die in den Sarkophagen der Erde einbalsamirt liegen? Und doch: wie modern sind wiederum diese Friedhofschichten an der Oberfläche der Erdkugel, ja, selbst die schichtenlosen Grundlagen dieser Erde in den Augen des Astronomen, für den unsere Erdkugel zum bloßen unendlich kleinen Kügelchen zusammenschrumpft, das von den Lichtstrahlen, die von den ferneren Sonnen ausgehen, noch nicht einmal berührt worden ist! Das Alter allein, Das war stets meine Meinung, vermag den orientalischen Studien keinen wirklichen Reiz zu verleihen. Denn erstens ist Das, was wir bei schriftstellerischen Erzeugnissen alt nennen, schließlich gar nicht so sehr alt. Unsere Bibliotheken und Museen enthalten nicht viele Werke, die über viertausend Jahre alt sind. Wenn sich ein Jahrhundert leicht von drei Generationen umspannen läßt, so würden wenig mehr als hundert Generationen die Gesammtgeschichte aller Literatur der Welt umspannen. Was die Egypter zu den Griechen gesagt haben: „Wir sind erst Kinder", Das müssen wir uns selbst sagen lernen. Des Menschen Leben auf Erden ist noch in seinen Anfängen. Die Zukunft, die vor ihm liegt, ist ungeheuer. Die Vergangenheit, die hinter ihm liegt, ist nur die kurze Vorrede zu einem Werke, das bis zu seiner Vollendung, bis der Mensch geworden ist, was er werden sollte, noch viele Bände braucht. Und zweitens dürfen wir nicht vergessen, daß wir, wenn wir von literarischen Werken im Alter von zwei-, drei- oder viertausend Jahren sprechen, uns nicht auf dem festen geschichtlichen Grund und Boden befinden. Ich bin gegenüber dem hohen Alter, das der chinesischen, egyptischen, babylonischen und indischen Literatur zugeschrieben wird, keineswegs Skeptiker; aber wir lassen uns meiner Meinung nach nur zu leicht verführen, den wichtigen Unterschied zwischen authentischer und konstruktiver Geschichte zu vergessen. Die authentische Geschichte beginnt, wie Niebuhr oft ausgeführt hat, erst, wenn wir das Zeugniß eines Zeitgenossen oder eines Augenzeugen haben. Konstruktive Geschichte und konstruktive Chronologie ruhen auf Schlüssen. Konstruktive Geschichte ist manchmal vielleicht eben so wahr wie authentische Geschichte; trotzdem aber sollten wir niemals den Unterschied zwischen den beiden Gattungen vergessen.

Wenn wir dieses Unterschiedes uns bewußt sind, dann muß ich sagen: Die authentische Geschichte Indiens beginnt erst mit dem dritten Jahrhundert vor Christus. Aus dieser Zeit haben wir die Inschriften des berühmten Königs Asoka, des Enkels Chandraguptas, des Sandrokyptos der griechischen Geschichtschreiber. Alles aus der Geschichte Indiens vor jener Zeit ist rein konstruktiv. Aber ist es deshalb weniger sicher? Gewiß nicht. Die Sprache dieser Inchriften steht in ihren verschiedenen Mundarten zum Sanskrit in dem selben Verhältniß wie die italienische zur lateinischen Sprache. Solche Veränderungen brauchen Jahrhunderte. Asokas Religion ist der Buddhismus; und der Buddhismus verhält sich zum Brahmanismus wie der Protestantismus zum Katholizismus. Solche Veränderungen brauchen Jahrhunderte. Endlich zeigt die Literatur des vedischen Brahmanismus selbst drei auf einander folgende Schichten in Sprache, Ceremoniell und Denken. Solche Veränderungen brauchen wiederum Jahrhunderte; und obgleich ich die zwei Jahrhunderte, die ich jeder dieser drei Schichten zugeschrieben habe, immer nur als willkürlich angenommen betrachtet habe, so sind doch die Schichten selbst und ihre Aufeinanderfolge nicht in Zweifel zu ziehen. Die konstruktive Geschichte setzt die frühsten vedischen Hymnen um 1500 vor Christus an. Aber selbst zu dieser Zeit ist die Sprache dieser vedischen Hymnen voll von abgegriffenen, verstümmelten und ganz unverständlichen Wörtern und Formen, die in manchen Punkten dem Griechischen näher stehen als dem gewöhnlichen Sanskrit. Sie besitzt z. B. einen Konjunktiv wie das Griechische, von dem in den epischen Gedichten oder in den Gesetzen Manus kaum eine Spur übrig ist. Solche Veränderungen brauchen Zeit. Thatsächlich scheint, wenn wir uns fragen, wie lange es gedauert haben mag, bis eine Sprache wie die der vedischen Hymnen sich ausbilden konnte, die gewöhnliche Chronologie vollständig zu versagen und wir sollten dankbar sein, wenn uns die geologische Chronologie gestattete, die Grenzen, die dem Dasein des Menschen auf der Erde gesteckt werden, über das Ende der Eiszeit hinaus zu dehnen.

Die egyptische Zeitrechnung bringt uns ein beträchtliches Stück weiter als die indische. Menes soll um das Jahr 4000 vor Christus regirt haben, und wenn wir eine Theilung des Reiches unter verschiedene Königsfamilien nicht anerkennen, so ließe sich sein Datum noch höher, bis 5600 vor Christus, hinaufschieben. Lepsius begnügte sich jedoch mit 3892 und Bunsen mit 3623 vor Christi Geburt*). Welche Zeitbestimmungen wir aber auch annehmen, wir müssen

*) Die folgenden Zeitpunkte haben Hieroglyphenforscher dem Menes zugeschrieben:

6467	vor Christus	Henne von Sargans	3917	vor Christus	von Pfessl
5702	„ „	Boeckh	3892	„ „	Lepsius
5613	„ „	Unger	3623	„ „	Bunsen
4717	„ „	Lieblein	2782	„ „	Seyffarth
4455	„ „	Brugsch	2387	„ „	Knötel
4157	„ „	Lauth	2224	„ „	Palmer

bedenken, daß sie, wie alle altegyptischen Datirungen, von der Konstruirung abhängig sind, die wir auf die Dynastien Manethos und auf Papyrusbruchstücke wie den Königlichen Papyrus von Turin gründen. Wiederum haben wir es mit konstruktiver und nicht mit authentischer Geschichte zu thun.

Eben so ist die Zeitrechnung des Alten Testamentes konstruktiv. Die Forscher, die die Zeitangaben der Bücher Mose sorgsam zusammengezählt haben, setzen den Schöpfungtag auf das Jahr 4160 vor Christus, also nicht sehr weit vor die Herrschaft des Menes in Egypten, vielleicht sogar später. Die selben Gelehrten setzen die Sintfluth auf das Jahr 2504 an, was ungefähr um die Zeit der zwölften egyptischen Dynastie wäre. Wenn wir diese Chronologie konstruiren, dürfen wir aber nicht vergessen, daß, wie alt auch die mosaische Tradition sein mag, der hebräische Text, wie wir ihn jetzt haben, schwerlich früher als auf das sechste Jahrhundert vor Christus angesetzt werden kann. Wenn wir dann mit Petermann zugeben, daß der samaritanische Text im vierten Jahrhundert festgestellt worden ist, so finden wir, daß die Zeit von Adam bis auf Abraham, die im hebräischen Text auf 1948 Jahre berechnet wird, im samaritanischen Text auf 2249 Jahre erhöht worden ist. Wenn wir schließlich der Meinung zustimmen, daß die Septuaginta in Egypten im dritten und vierten Jahrhundert vor Christi Geburt entstanden ist, so finden wir dort die selbe Zeit auf 3314 Jahre erhöht. Damit ist also klar, daß in der Geschichte der Juden die alten Zeitansätze eben so rein konstruktiver Art sind, obgleich sie maßvoller als die des egyptischen Alterthumes erscheinen.

Was von Egypten und Judäa gilt, gilt in noch stärkerem Maße von China. China rühmt sich einer mindestens viertausendjährigen Geschichte. Chinesische Gelehrte versichern uns, die Datirung des Kaisers Yao sei geschichtlich. Und dennoch schwankt sie zwischen 2357 vor Christus und 2145 vor Christus, wobei die letzte Angabe die der Bambu-Annalen ist. Ueber Yao hinaus gilt die chinesische Geschichte allgemein für sagenhaft, obgleich einige Autoritäten behaupten, der Kaiser Hwang-ti sei eine geschichtliche Persönlichkeit gewesen und habe seine Regirung im Jahre 2697 vor Christus angetreten. Vielleicht ist Das Wahrheit. Vielleicht reichen die geschichtlichen Ueberlieferungen Chinas sehr weit zurück. Aber wir dürfen doch niemals eine Thatsache vergessen, die zu vergessen die chinesischen Historiker sehr geneigt sind, nämlich die Vernichtung aller alten Bücher in Folge der Verordnung des Kaisers Chin im Jahre 213 vor Christus. Die Verordnung, so wird uns berichtet, wurde mitleidlos durchgeführt und Hunderte von Gelehrten, die dem kaiserlichen Befehle Gehorsam weigerten, wurden lebendig verbrannt. Die Verordnung wurde erst 191 zurückgenommen, blieb also zweiundzwanzig Jahre in Kraft. Es giebt Ueberlieferungen, die sagen, einige Bücher seien aus Verstecken wieder hervorgeholt oder aus dem Gedächtniß von Neuem aufgezeichnet worden. Trotzdem kann man nicht behaupten, die

authentische Geschichte Chinas datire von einem früheren Datum als der Verbrennung der Bücher und dem Beginn der Han-Dynastie.

Was die frühe Geschichte Babylons betrifft, so ist es am Besten, man bescheidet sich in Geduld und Harren. Der Fortschritt des Entdeckens und Entzifferns geht so rasch vor sich, daß, was in einem Jahr wahr ist, im nächsten oft schon als falsch erwiesen wird. Ich will nur ein Beispiel anführen, um zu zeigen, was ich meine, wenn ich die frühen Perioden der babylonischen Geschichte lieber konstruktiv als authentisch nennen möchte. Mein Freund Professor Sayce nimmt das Jahr 4000 vor Christus als den Anfang der babylonischen Literatur in Anspruch. Nabonidus, so erzählt er uns in seinen Hibbert-Vorlesungen, erforschte im Jahre 550 vor Christus den großen Tempel des Sonnengottes in Sippara. Dieser Tempel sollte von Naram-Sin, dem Sohne Sargons, gegründet worden sein. Narbonidus jedoch stieß auf den echten Grundstein, einen Stein, den keiner seiner Vorgänger in 3200 Jahren je gesehen hatte. Auf Grund dieser Berechnung ist dieses Datum von 3200 + 550 Jahren, d. h. das Jahr 3750 vor Christi Geburt, Naram-Sin, dem Sohne Sargons, zugeschrieben worden. Diese beiden Könige gelten jedoch für ganz modern und ihnen soll eine Anzahl sogenannter protochaldäischer Könige vorausgegangen sein, die eine protochaldäische Sprache redeten, lange bevor die semitische Bevölkerung das Land betrat. Ferner schließt man aus einigen alten Inschriften auf Diorit, der von der Sinaihalbinsel nach Chaldäa gebracht worden ist, daß die Sinaisteinbrüche, die von den Egyptern zur Zeit ihrer dritten Dynastie, also vor etwa 6000 Jahren, benutzt wurden, zur selben Zeit von diesen Protochaldäern besucht worden seien. Das Jahr 4000 vor Christus würde demnach ein sehr mäßig genommenes Anfangsjahr für die babylonische und egyptische Literatur sein. Ich bin gewiß der Letzte, der sich diesen geistreichen Gründen verschlösse oder das wirkliche Alter der frühen Civilisation Babylons und Egyptens in Zweifel zöge. Ich möchte nur darauf hinweisen, daß wir uns den konstruktiven Charakter dieser alten Geschichte und Zeitberechnung immer vor Augen halten sollten. Einen Grundstein als Sprungstein über eine Kluft von 3200 Jahren zu benutzen, ist die Art rein konstruktiver Zeitberechnung und ist als solche sorgfältig von Dem zu unterscheiden, was die Geschichtschreiber unter authentischer Geschichte verstehen, z. B. davon, wenn Herodot oder Thukydides uns von Ereignissen erzählen, die während ihres Lebens vor ihren Augen geschehen sind.

Das Ergebniß dieser chronologischen Spekulationen mag jedoch sein, wie es will, die Geschichte des Morgenlandes mag sechs, fünf, vier, drei oder zwei Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung beginnen, — ich wiederhole meine Frage: worin besteht der Reiz bloßen Alters, wenn Alter nur Das bedeutet, was uns fern ist, was weite Klüfte von Jahrtausenden von uns

scheiden? Ich gebe gern zu, daß das Alte einen gewissen Reiz hat. Dieser Reiz muß aber von uns selbst, von den Alterthumsforschern im Osten und im Westen, ausgehen. Alt ist Alles, was früher war als wir selbst, und Alterthum bedeutet die feste geschichtliche Grundlage, auf der wir stehen, — oder sollte sie doch bedeuten. Wenn wir in der Vergangenheit den Schlüssel zu einigen Räthseln der Gegenwart zu entdecken vermögen, wenn wir die Vergangenheit mit der Zukunft durch die starken Ketten von Ursache und Wirkung verbinden können, wenn wir die zerbrochenen und verstreuten Glieder der Ueberlieferung zu einer ununterbrochenen Leitung zu vereinen im Stande sind, dann wird der elektrische Funke menschlicher Theilnahme von einem Ende zum anderen zucken. Das fernste Alterthum wird nicht mehr fern sein. Es wird uns nahe gebracht und unserem Herzen heimisch sein. Wir selbst werden die Alten der Welt werden und die ferne Kindheit des Menschengeschlechtes wird uns wie unsere eigene Kindheit vorkommen.

Man bemerke wohl die Veränderung, die fast wunderbare Veränderung, die allmählich die orientalische Forschung unter den Ruinen der Vergangenheit geschaffen hat. Was alt war, ist jung geworden, was jung war, wurde alt.

Nehmen wir unsere Sprachen. Wir nennen Deutsch, Französisch, Englisch modern, moderne Sprachen. Wenn wir aber dann das Deutsche bis zum Althochdeutschen, dieses wieder seitwärts zum Gothischen und das Gothische zu der arischen Urheimath zurück verfolgt haben, in der die in Indien gesprochene Sprache, das Sanskrit, eben so viel Recht hatte wie Persisch, Griechisch, Lateinisch, Celtisch, Slavisch, ja, wie Gothisch, Althochdeutsch und Neuhochdeutsch, — wenn der Sprachforscher die zerbrochenen Glieder dieser arischen Kette gesammelt und wieder zu einem organischen Ganzen zusammengefügt hat, was geschieht dann? Wird da nicht das Junge alt und das Alte jung? Unsere modernen Sprachen stehen dann vor uns als die ältesten Sprachen der Welt, grau, kahl, verschrumpft und welk. Je älter aber eine Sprache ist, desto frischer sind in Wirklichkeit ihre Züge, desto kräftiger ihre Muskeln, desto ausdrucksvoller ist ihr Gesicht. Unsere Wörter sind alt; unsere Philosophie ist alt; unsere Religion ist alt; unsere sozialen Einrichtungen sind alt. Die Jugend der Welt, die wahre juventus mundi, liegt fern hinter uns, fern hinter den Griechen, fern hinter Troja. Und selbst wenn wir die jugendlichen Aryas in ihre asiatische Urheimath verfolgt haben, selbst dann finden wir in ihrer sogenannten protoarischen Sprache die von Wurzeln entlehnten Wörter und Gedanken, die in unabsehbarer Folge einen Ring in dem anderen uns enthüllen.

So kann weder bloßes Alter auf der einen Seite noch bloße Jugend und Kindheit auf der anderen dem wirklichen Geschichtforscher genügen, er müßte denn zugleich die Wachsthumsgesetze zu entdecken vermögen, die das Junge durch das Alte, das Sekundäre durch das Primäre erklären und die uns zeigen,

daß es immerdar Wachsthum nicht nur, sondern auch Zweck in der Welt gegeben hat. Darin liegt der wahre Reiz unserer orientalischen Studien. China, Egypten, Babylon, Indien und Persien sind uns nicht mehr so fern wie der Osten dem Westen. Sie sind für uns wirklich der wahre Osten geworden, d. h. der Orientirung- und Richtung-Punkt für alle Studien des Westens.

Ein Beispiel dafür ist das Wort Indo-Europäisch, das uns heute so vertraut ist, daß wir von indoeuropäischen Telegraphen, Eisenbahnen und Zeitungen sprechen. Ich erinnere mich noch der Zeit, wo dieses Wort gebildet wurde, und des Schauers, den es durch die Glieder der klassischen Gelehrsamkeit sandte. Das ist auch keineswegs überraschend. Man stelle sich nur einmal vor, was die Synthese dieser beiden Wörter, Indien und Europa, einschließt. Sie enthält die Thatsache, daß die Menschen, die Jahrtausende vor dem Beginn unserer Zeitrechnung nach Indien eingewandert sind, die selbe Sprache gesprochen haben, die heute in Deutschland gesprochen wird. Deutsch und Sanskrit sind im Wesentlichen die selbe Sprache, sind zwei Variationen des selben Typus, — Ströme, die der selben Quelle entstammen, obgleich jeder in seinem eigenen Bette fließt. Die kühne Synthese, die in dem Worte „Indo-Europäisch" enthalten ist, hat die Worte und Gedanken der dunkelhäutigen Einwohner Indiens und diese dunkelhäutigen Einwohner Indiens selbst uns mit einem Schlage eben so nahe gebracht, wie uns die Griechen und Römer viele Jahrhunderte hindurch waren. Es vereinigte die Völker Europas, die deutsch, englisch, celtisch, slavisch, griechisch und lateinisch reden, mit denen, die Sanskrit, persisch und armenisch sprechen, zu einer Familie. Es bildete einen Einigungbund, der die größten Völker der Geschichte umfaßte und ihnen allen einen neuen Adel in Denken, Wort und That zum Bewußtsein brachte, — den Adel des Indoeuropäers oder, wie man auch sagt, den Adel der alten arischen Brüderschaft. Meine Hindufreunde haben mir immer wieder und wieder gesagt, daß nichts der begabten Bevölkerung Indiens mehr Sinn für ihre Würde gegeben, nichts die Bande zwischen Indien und England enger zusammengezogen habe als diese Entdeckung des gemeinsamen Ursprunges ihrer Sprache und der Hauptsprachen Europas, ganz besonders der englischen.

Es ist heute in den weitesten Kreisen bekannt, daß wir unsere meisten Wörter mit dem Sanskrit und den anderen Gliedern der arischen Sprachfamilie gemein haben; es ist allgemein bekannt, daß die Grammatik aller arischen Sprachen die selbe und von der Grammatik der semitischen und anderen Sprachfamilien vollständig verschieden ist. Aber obgleich uns diese Thatsachen vertraut geworden sind, ist es doch manchmal schwierig, sich dem Gefühl des Schwindels zu entziehen, wenn wir sehen, wie nahe die Vergangenheit der Gegenwart wirklich ist, wie nahe man den Osten dem

Westen wirklich gebracht hat. Nehmen wir ein Beispiel. Jedermann weiß, daß in allen Sprachen der arischen Rasse die Zahlwörter die selben sind. Aber man bedenke, was Das bedeutet. Das Dezimalsystem muß demnach von den Vorfahren unserer Rasse ausgebildet und angenommen worden sein, ehe sie sich trennten, jede Zahl von Eins bis Hundert muß ihren Namen empfangen haben und alle diese Namen müssen nicht durch ein Uebereinkommen, sondern durch den Gebrauch — oder, wenn man will, durch das Ueberdauern der Tüchtigsten — geheiligt worden sein. Wie alt diese Zahlwörter sind, läßt sich am Besten daraus erkennen, daß sie sich von keiner der uns bekannten Wurzeln ableiten lassen, so daß wir außer Stande sind, anzugeben, warum die Sechs einst Sechs und die Sieben Sieben genannt worden ist. Und doch finden wir im Sanskrit, im Zend, im Armenischen, im Griechischen, im Lateinischen, im Slavischen, im Celtischen und im Deutschen genau die selbe Reihe von Zahlwörtern.

In anderen Theilen der Sprache ist die Verwandtschaft eine noch nähere und die Abhängigkeit des Deutschen von heute von dem Sanskrit, wie es vor zwei- bis dreitausend Jahren gesprochen worden ist, ist manchmal geradezu verblüffend. Der Leser gestatte mir eine einzige Illustration, die zwar etwas weitschweifig ist, aber durch die Solidarität überraschen wird, die zwischen Sanskrit und Deutsch noch heute besteht.

Warum schreiben wir im Deutschen heute der Tod, aber tot? Das heißt: warum hat das Partizipium die Endung t und das Substantivum die Endung d? Das mag eine sehr weit hergeholte Frage zu sein scheinen. Die Meisten würden sagen, es sei zwecklos, solche Fragen zu stellen, weil es unmöglich sei, sie zu beantworten. Die Grammatik sagt uns, daß das Partizipium mit t gebildet wird und das Substantivum mit d, — und damit sollte es gut sein. Die Sprachwissenschaft sieht die Sache jedoch von einer ganz anderen Seite an. Sie ist der Meinung, daß Alles in der Sprache seinen Grund hat und daß es nur unsere Schuld ist, wenn wir diesen Grund nicht zu entdecken vermögen. Um den Grund für das d in Tod und das t in tot zu entdecken, ist es nothwendig, auf die Einzelnheiten der vergleichenden Grammatik einzugehen. Jedermann kennt Grimms Gesetz. Es ist ein ganz wunderbares Gesetz, wir sind aber jetzt ein gutes Stück weiter. Nach Grimms Gesetz finden wir überall da, wo wir im Sanskrit, im Griechischen, Lateinischen, Celtischen und Slavischen ein t finden, im Gothischen, Angelsächsischen und Englischen ein aspirirtes t oder th und im Deutschen ein d. Selbst Das erscheint beim Nachdenken als eine wunderbare Thatsache. Diese Regel erleidet keine Ausnahme, wenigstens keine, für die wir nicht den besonderen Grund angeben könnten. Und eine Ausnahme, für die sich der besondere Grund angeben läßt, ist eben keine Ausnahme mehr; im Gegentheil: solche

Ausnahmen bestätigen die Regel, wie es heißt. Wenn „Drei“ auf Sanskrit trayas, auf Lateinisch tres, auf Griechisch τρεῖς ist, so muß es englisch three und deutsch Drei sein. Wenn „Du“ auf Sanskrit tuam, auf Lateinisch tu, auf Griechisch σύ für τύ ist, so muß es auf Englisch thou und auf Deutsch Du sein. So haben wir lateinisch tonitrus, englisch thunder und deutsch Donner; lateinisch tectum, englisch thatch und deutsch Dach, lateinisch tenuis, englisch thin und deutsch dünn. Eben so wird im Inlaut ein indogermanisches t im Germanischen th und im Deutschen d. So ist lateinisch frater englisch brother und deutsch Bruder; griechisch πότερος, englisch whether und deutsch weder. Eben so ist es am Ende. Aus lateinisch dens, dentis wird gothisch tunthus, englisch tooth, althochdeutsch zand.

Mit dieser Regel können wir nun noch einen Schritt weiter gehen.

Die Endung des Partizipium Perfekti wird in allen indoeuropäischen Sprachen durch t gebildet. So haben wir auf Sanskrit von yug, verbinden, yukta, verbunden, wie wir vom lateinischen jungo, ich verbinde, junctus, verbunden, haben. Wenn also unsere Regel, daß t im Englischen th und im Deutschen d wird, richtig ist, so müßte dieses t des Partizipiums im Englischen als th und im Deutschen als d erscheinen. Es müßte also englisch death, nicht dead, und deutsch tot, nicht Tod, lauten. In den Substantiven death und Tod haben wir andererseits ganz regelmäßig und im Einklang mit Grimms Gesetz th im Englischen und d im Deutschen, das dem t eines in vielen deutschen Sprachen wohlbekannten Suffixes tu entspricht, das zur Bildung abstrakter und anderer Nomina verwendet wird. In vielen Fällen läßt dieses Suffix tu im Sanskrit den Accent auf dem Wurzeltheile des Wortes. So haben wir von vas, glänzen, vás-tu, glänzend oder der Morgen. Von vas, wohnen, haben wir vâstu, eine Wohnung, das griechische ἄστυ, Stadt. Das sanskritische krátu, Macht, erscheint im Griechischen als κράτος, Macht. Manchmal fällt jedoch der Accent im Sanskrit wie im Griechischen auf die letzte Silbe, wie in ritú, Jahreszeit, gâtú, gehend, Pfad. In der Bildung abstrakter Nomina ist das selbe Suffix tu sehr häufig im Lateinischen in Worten wie status von stâ, stehen, tactus, Berührung, von tangere usw. Mit Hilfe des selben Suffixes formte das Gothische das Wort dauthu-s, Tod, und hier erweist sich wieder unsere Regel als richtig und das ursprüngliche t erscheint als th. Warum, fragen wir, ist denn Grimms Gesetz bei den Partizipien dead und tot übertreten worden und aufrecht erhalten in den Substantiven death und Tod? Warum nennt man es, wenn es so leicht zu übertreten ist, denn überhaupt ein Gesetz?

Man wird mir kaum Glauben schenken, wenn ich erzähle, daß der Grund, weshalb in dead und tot das partizipiale t sich zu d und t und nicht zu th und d, und weshalb sich in death und Tod das ursprüngliche t in th und d

verwandelt hat, in Indien entdeckt worden ist, und zwar in der Sprache, wie sie dort vor drei- und viertausend Jahren gesprochen wurde. Es ist eine allgemeine Regel in der alten indischen Sprache, daß der Accent auf den Vokal nach dem t des Partizipiums fallen muß. Wir haben zu sprechen yuktá, kritá, dattá. In vielen Substantiven auf tu fällt der Accent jedoch, wie wir sahen, auf den Vokal vor dem t. Also vástu, krátu usw. Ueberall, wo der Accent im alten Sanskrit auf den Vokal nach dem t fällt, wie bei Partizipien, da gilt Grimms Gesetz nicht; t wird also dann nicht th im Englischen und d im Deutschen, sondern d im Englischen und t im Deutschen. Aber überall, wo der Accent vor das t fällt, gilt Grimms Gesetz und t wird im Englisch th und im Deutschen d, so daß death und Tod entstehen. Grimms Gesetz wird also nicht übertreten, sondern bestätigt durch ein neues Gesetz, das sich einstellt und noch einmal die wunderbare Regelmäßigkeit im Wachsthum der Sprache zeigt, — eine Regelmäßigkeit, die, wenn sie uns voll zum Bewußtsein kommt, fast ans Unglaubliche streift. Die selben geheimen Einflüsse, die bei der Entstehung von Wörtern wie dead und death oder tot und Tod thätig waren, haben in ähnlichen Fällen eben so gewirkt. Sie, und sie allein, verhelfen uns zu einem Grunde für den Unterschied in Wörtern wie Jagd und gejagt, siede und gesotten, wo wir im Althochdeutschen haben **siodan, sôd, aber sutum, gisotan.**

Ich habe die Aufmerksamkeit des Lesers auf diesen Punkt gelenkt, weil ich zeigen möchte, wie nahe eine Sprache wie das Sanskrit, die manchmal die älteste Sprache der Welt genannt worden ist, uns wirklich steht. Der Geist einer toten Sprache oder eines noch älteren Vorfahren von ihr spukt noch immer in den dunklen Stellen unserer eigenen Sprache umher. Obgleich sie tot ist, spricht sie noch immer. Das Sanskrit hat im dritten Jahrhundert vor Christi Geburt aufgehört, eine gesprochene Sprache zu sein. Schon damals waren seine Accente nicht mehr, was sie in vedischen Zeiten gewesen waren. Statt so kompliziert zu sein wie im Griechischen, waren sie, wie im Lateinischen oder Englischen, vereinfacht worden. Wir haben nicht einmal gewußt, daß Sanskrit je nach den strengen Regeln des Accentes ausgesprochen worden sei, bis wir mit der Literatur des vedischen Zeitalters bekannt wurden. Da, und da allein, waren die Accente in unseren Handschriften angegeben und wurden uns von den alten Grammatikern Indiens, die ihre Grammatiken um das Jahr 500 vor Christi Geburt schrieben, erklärt.

Doch muß man sich auch eine Vorstellung davon machen, wie viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende, das Germanische ein getrennter und unabhängiger Zweig der arischen Sprache gewesen ist, die als Gothisch an der Donau, als Sächsisch an der Elbe, als Angelsächsisch an dem Gestade der Themse gesprochen wurde. Man muß sich das freie und unabhängige Wachs-

thum dieser Sprache in diesen Reichen vorstellen und dann Verständniß dafür zu gewinnen suchen, daß ein so untergeordneter Punkt in der deutschen Grammatik, wie das t der Partizipien und das d ihrer abstrakten Substantiva, noch immer unter der Herrschaft eines Wechsels des Accentes von der letzten zu der vorletzten Silbe steht, die vor Tausenden von Jahren in der Sprache der Dichter des Veda in den Thälern des Pandschâb Platz gegriffen hat. Ist Das nicht noch wunderbarer als eine Gespenstergeschichte von Rider Haggard? Steigen uns nicht die Haare zu Berge, wenn wir eine tote Sprache so lebendig vor uns stehen sehen? Wir haben gelesen, daß Briefe von den Mahâtmas in Tibet durch die Luft von Lhassa nach Kalkutta und nach London geflogen sind. Und Das macht sich in einem Roman ganz gut. Hier aber haben wir in der nüchternen Wirklichkeit sogar die Accente der alten Sprache des Veda durch Jahrtausende hindurch fliegend von Satledsch nach dem Rheine, so daß wir in der „Zukunft“ schreiben müssen Tod, aber tot; Jagd, aber gejagt; sieden, aber gesotten; leide, aber gelitten, — einfach, weil ein paar dunkelhäutige Poeten in der gemeinsamen Heimath der arischen Rasse in Asien zu sagen beliebten etwa dhûtá für tot und dhavátu für Tod.

Hoffentlich war diese Illustration nicht allzu langweilig und unverständlich. Ich mußte sie geben, um zu zeigen, wie der wahre Reiz des Alterthumes darin besteht, daß es so modern ist; nicht darin, daß es so fern ist, sondern darin, daß es uns so nahe liegt, so dicht bei uns, so allgegenwärtig ist. Wäre Sanskrit einfach ein Stück Alterthum, ja, wäre es so alt wie die Megatherien oder so alt wie die Berge, so könnten wir es wohl anstarren, bewundern, aber es würde uns niemals anziehen, niemals nachdenklich stimmen, es würde niemals dazu beitragen, uns zu lehren, wie wir geworden sind, was wir sind, und warum wir so sprechen, wie wir sprechen. Ich behaupte also, daß das Alterthum an sich für uns nichts bedeutet und daß die orientalischen Sprachen, also die alte Sprache Indiens, Egyptens, Babylons oder Chinas, niemals glühende Bewunderer gefunden haben würden, wenn das einzig Anziehende, das sie hätten, die Runzeln des Alters wären.

Sicher hat Sanskrit einen ungeheuren Vorzug vor allen anderen alten Sprachen des Ostens. Es ist so anziehend und ist in solchem Maße bewundert worden, daß es zu Zeiten fast eine Regung weiblicher Eifersucht zu wecken scheint. In gewissem Sinne sprechen und denken wir noch immer Sanskrit; besser könnte man sagen: es ist für uns das Selbe wie eine liebe Tante und es nimmt den Platz der Mutter ein, die nicht mehr ist. Andere orientalische Sprachen haben eben so ihre Entferntheit verloren und sind in der einen oder der anderen Weise in den Siedekessel modernen Denkens geflossen. Die Denkmäler Babylons und Assyriens mögen sehr alt sein; aber was wären sie für uns gewesen, wären sie nicht durch das glänzende Genie und

den ausdauernden Fleiß großer Gelehrten entziffert worden und wäre nicht eine nahe Verwandtschaft zwischen der Sprache der mesopotamischen Reiche und den sogenannten semitischen Sprachen entdeckt worden, die von Arabern, Syrern und Juden noch gesprochen werden! Es war auch nicht die Sprache allein, was die Keilinschriften in den Bereich unseres wissenschaftlichen Interesses gebracht hat. Schließlich hat, obwohl wir in Sprache und Denken Arier sind, unsere Religion semitischen Quellen viele Elemente entnommen. Das Alte Testament steht uns näher als der Veda. Und gerade dadurch, daß die Keilschriftstudien uns die wirkliche geschichtliche Stellung der heiligen Ueberlieferungen der Juden unter den Ueberlieferungen der Babylonier und Assyrer gezeigt haben, haben sie ihren Platz im Bereiche der modernen Forschung erworben und helfen uns heute Räthsel lösen, die Jahrhunderte lang Bibelforscher verblüfft haben. Von den Ueberlieferungen von der Weltschöpfung, von der Sintfluth, vom Thurm zu Babel ist uns bekannt, daß sie semitisch im allgemeinen Sinne des Wortes gewesen sind und daß sie nicht, wie wir meinten, ja, wie man uns zu glauben zwang, das ausschließliche Eigenthum der jüdischen Rasse waren. Eben so ist Egypten selbst in diesen bezauberten und bezaubernden Kreis gezogen worden. Seine hieroglyphische, hieratische und demotische Literatur erhebt jetzt Anspruch auf eine Stimme im Rathe der allermodernsten Forschung. Die nahen Beziehungen zwischen Egypten, Babylon und Palästina in den ältesten Zeiten haben neuerdings eine unerwartete Bestätigung erhalten. Ein diplomatischer Briefwechsel zwischen den Höfen von Egypten und Babylon ist entdeckt worden, der auf die Zeit um 1500 vor Christi Geburt angesetzt wird. Daß Egypten nicht nur Palästina von den Tages des Moses an, sondern eben so Babylon und Ninive und in späten Zeiten Griechenland beeinflußt hat, ist nicht mehr in Zweifel zu ziehen. Mit jedem neuen Jahr kommen neue Lichtstrählen aus dem Lande der Pyramiden, fördern unsere Erkenntniß und zeigen, wie viele von den uns vertrautesten Gedanken aus Egypten stammen. Ich will die märchenhafte Geschichte von der Wanderung unseres Alphabetes hier nicht noch einmal erzählen. Die Bemerkung mag genügen, daß, wie wir beim Deutschsprechen Sanskrit reden, wir beim Schreiben unserer Buchstaben in Wirklichkeit Hieroglyphen kritzeln.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf die egyptische Volkskunde. Volkskunde ist ja bekanntlich jetzt sehr populär und sie hat sich eifrig der Märchen des alten Egyptens zu dem Nachweis bedient, daß die Sagen der Kinderstuben der ganzen Welt verwandt sind. Die feierlichen Egypter haben Geschichten eben so sehr geliebt wie andere Völker. Einige dieser Geschichten sind neuerdings übersetzt worden und diese Uebersetzungen sind im Ganzen als zuverlässig anzunehmen. Ich will eine anführen, die Brugsch übersetzt hat und in der er das Vorbild für eine andere sehr eigenthümliche Geschichte zu finden glaubte, mit der wir Alle seit unserer Kindheit vertraut sind.

Die beiden Söhne eines Vaters und einer Mutter thaten eines schönen Tages ihre Arbeit auf dem Felde. Der große Bruder gab dem kleinen Bruder einen Auftrag und sagte: „Gehe fort von hier und hole mir Saatkorn aus dem Dorfe". Der kleine Bruder ging, um die Frau seines großen Bruders aufzusuchen, und er fand sie sitzen und damit beschäftigt, ihr Haar zu flechten. Und er sprach zu ihr: „Stehe auf und gieb mir Saatkorn, damit ich auf das Feld zurückkehren kann, denn mein großer Bruder hat mir den Befehl gegeben und gesagt: „Eile zurück zu mir und verweile nicht!" Und das Weib sprach zu ihm: „Geh und öffne die Saatkiste, damit Du nehmen kannst, was Dein Herz wünscht, und damit mein Haar nicht aufgeht, während ich selbst das Korn hole".

Da ging der junge Mann in seine Kammer, um ein großes Maß zu holen, denn er wünschte, so viel Saat wie möglich fortzutragen. Nachdem er sich mit Gerste und Buchweizen beladen hatte, ging er mit seiner schweren Bürde fort. Aber das Weib trat ihm in den Weg und fragte: „Wie schwer ist die Bürde?" Er antwortete: „Drei Scheffel Buchweizen und zwei Scheffel Gerste. Zusammen macht es fünf Scheffel, was auf meinen Schultern liegt". So sprach er zu ihr und sie umfaßte ihn und sagte: „Laß uns eine Stunde ruhen. Ich werde Dir kostbare Kleider geben und von Allem das Schönste". Aber der junge Mann ward zornig über diesen gemeinen Antrag wie der Panther aus dem Süden und sie war sehr erschreckt, — ja, sehr. Und er redete sie an und sprach: „Siehe, Du, o Weib, bist gegen mich wie eine Mutter gewesen und Dein Gatte ist mir ein Vater, denn er ist älter als ich und hat mich aufgezogen. Ist es nicht eine große Sünde, was Du zu mir gesagt hast? Wiederhole diese Worte nie, dann soll kein Mensch ein Wort davon aus meinem Munde vernehmen". Dann hob er seine Bürde auf und ging aufs Feld und kam zu seinem großen Bruder und sie fanden vollauf Arbeit zu thun. Und als der Abend nahe kam, ging sein großer Bruder heim, aber sein kleiner Bruder blieb bei der Herde, beladen mit all den guten Dingen des Feldes. Und er führte die Herde heim, damit sie in dem Stalle in dem Dorfe ruhete.

Aber siehe da, das Weib seines großen Bruders fürchtete sich wegen des Antrages, den es dem kleinen Bruder gemacht hatte. Und die Frau schluckte einen Topf voll Fett hinunter und wurde wie Eine, die da krank ist, denn sie wollte, ihr Gatte sollte denken, sie sei durch seinen kleinen Bruder krank geworden. Und als ihr Gatte am Abend heimkam und in das Haus trat, wie er gewohnt war, fand er seine Frau auf ihrem Bett liegend, als ob sie sterben wollte. Sie goß ihm nicht, dem Brauche nach, Wasser über die Hände und zündete auch nicht die Lampe vor ihm an, so daß das Haus dunkel war. Und sie lag still und war krank. Da sagte ihr Gatte zu ihr: „Wer hat mit Dir gesprochen?" Und sie antwortete: „Niemand hat mit mir gesprochen außer Dir und Deinem kleinen Bruder. Als er nach Hause kam, um die Saat zu holen, fand er mich allein und bat mich, mit ihm eine Stunde zu ruhen. Ich aber hörte nicht auf ihn und sagte: Bin ich nicht Deine Mutter und ist Dein großer Bruder nicht gegen Dich wie ein Vater? So sprach ich zu ihm, er aber kümmerte sich nicht um meine Worte, sondern schlug mich, damit ich es Dir nicht sagen sollte. Nun, wenn Du ihm erlaubst, fernerhin noch zu leben, werde ich mich töten."

Brugsch war der Meinung, daß wir in dieser egyptischen volksthümlichen Geschichte die Quelle der Geschichte von Joseph und Potiphars Weib

zu erkennen haben, wie sie uns im ersten Buch Mose aufbewahrt ist. Die meisten Folkloristen werden ihm darin wahrscheinlich zustimmen; aber hier sollten wir nach meiner doch etwas Ueberzeugung innehalten. Wir dürfen die Möglichkeit, ja, die Wahrscheinlichkeit zugeben, aber wir können nicht sagen, daß die Thatsache bewiesen ist. Auf einen Einwand hatte Brugsch schon selbst hingewiesen. Er bemerkte, daß Namen wie Potiphar im Egyptischen nicht vor dem neunten Jahrhundert vorkommen und daß also Moses selbst den Namen von Potiphar und dessen Weibe niemals hat hören können. Potiphar bedeutet in egyptischer Sprache die Gabe des Gottes Ra, von puti, Gabe, und ra, dem Gott Ra, mit dem Artikel p. Es würde also das Selbe bedeutet haben wie der griechische Name Heliodoros. Brugsch war sicherlich eine sehr hohe Autorität in diesen Dingen, vielleicht die höchste. Trotzdem scheint es mir, daß sehr wichtige Gründe vorgebracht worden sind, die zeigen, daß Eigennamen, die auf die selbe Weise gebildet sind wie Potiphar, viel früher vorkommen. Aber selbst wenn Brugsch in diesem Punkte Recht gehabt hätte, so würden die Folkloristen sagen, die Geschichte im ersten Buche Mose könne trotzdem aus dem Egyptischen entlehnt sein, weil kein Gelehrter jetzt mehr behauptet, der Text des ersten Buches Mose, wie wir ihn besitzen, sei älter als das neunte Jahrhundert oder sei viel vor dem sechsten Jahrhundert vor Christi Geburt niedergeschrieben worden. Was mir Zweifel daran erregt, ob die Geschichte im ersten Buch Mose wirklich aus der egyptischen Geschichte entlehnt sei, ist etwas Anderes. Es ist die besondere Eigenart der egyptischen Geschichte. Die Sündigkeit des egyptischen Weibes besteht nicht so sehr darin, daß sie sich in einen Fremden verliebt, als in ihrer fast blutschänderischen Leidenschaft für ihres Gatten jüngeren Bruder, der den selben Vater und die selbe Mutter hatte und für den sie selbst fast eine Mutter gewesen war. Diese bezeichnenden Züge fehlen in der Geschichte von Potiphars Weibe völlig. Sie ist einfach ein schwaches Weib, die Gattin eines Hauptmannes der Leibwache, und ich muß es den Folkloristen überlassen, zu entscheiden, ob es in der ganzen alten Geschichte Egyptens nur ein Weib Potiphars gegeben haben kann oder ob das Kapitel der Zufälle und der zufälligen Uebereinstimmungen nicht größer ist, als wir denken.

Nachdem ich so an wenigen Beispielen gezeigt habe, wie nahe Sprache, Literatur, Religion und selbst die volksthümliche Geschichte Indiens, Babylons, Ninives und Egyptens uns gebracht worden sind und wie nahe sie selbst einige brennende Fragen unserer eigenen Zeit berühren, möchte ich gern noch als Gegensatz dazu ein paar Worte über China sagen. China erhebt Anspruch darauf, die älteste Literatur der Welt zu besitzen, aber wir haben gesehen, daß ihr ungeheures Alter, selbst angenommen, es wäre bewiesen, sich bis jetzt noch nicht als besonders anziehend gezeigt hat. Die chinesische Forschung beschränkt sich auf sehr wenige Gelehrte. Das große Publikum, das immer

bereit ist, etwas Neuem oder Altem aus Indien, Babylon, Ninive oder Egypten zu lauschen, nimmt bis jetzt von den Aussprüchen und Thaten der alten Kaiser von China noch wenig Notiz. Warum? Weil uns mit dem alten China keine geistigen Bande verknüpfen. Von den Chinesen ist uns keine Ueberlieferung gekommen. Zwischen der weißen und der gelben Rasse besteht keine elektrische Berührung. Sie ist unseren Herzen noch nicht nahe gebracht worden. China ist einfach alt, sehr alt, d. h. fern und fremd. Wenn die chinesischen Gelehrten uns die alte Literatur nahebringen würden, wenn sie uns Etwas in ihr zeigen würden, das uns wirklich angeht, Etwas, das nicht nur alt, sondern ewig jung ist, so würden chinesische Studien sehr bald ihre Stelle in der öffentlichen Achtung an der Seite indoeuropäischer, babylonischer und egyptischer Gelehrsamkeit einnehmen. Es ist kein Grund vorhanden, warum China uns so fremd, unseren gewöhnlichen Interessen so fern bleiben sollte. Es ist z. B. viel zu lernen, wenn man den Ursprung und das Wachsthum des chinesischen Schriftsystemes beobachtet. Aus der bilderhaften Darstellung des Denkens in China ist mehr Psychologie und Logik zu sammeln als aus vielen langweiligen Abhandlungen über den Ursprung der Sprache und die Klassifikation der Begriffe. Eben so ist die chinesische Religion ein Gegenstand, der die ernste Aufmerksamkeit des Theologen wohl verdient, und gerade der Gegensatz zwischen ihrer und unserer Philosophie könnte uns mindestens die eine nützliche Lehre einprägen, daß es noch mehr zu lernen giebt, als sich unsere Philosophie träumen läßt.

* * *

Wenn die Thatsachen, die ich in diesem Aufsatz vorgeführt habe, wahr sind, was folgt daraus? Es folgt daraus, daß sich die orientalische Gelehrsamkeit nicht mehr auf den alten Spruch verlassen darf, daß Entfernung einer Szene Reiz verleiht. Bloße Entfernung, bloßes Alterthum, bloße Fremdheit werden ihr keine dauernde, feste Stelle in unseren Neigungen geben. Wenn der Forscher kein Herz hat, wenn er nicht in der alten Welt Etwas entdecken kann, das sich an unsere Herzen wendet, so wird seine Arbeit vergeblich sein. Die Menschheit wird nach einem flüchtigen Blick auf unsere Mumien vorübergehen und wird ihre Laterne nehmen, um vielleicht anderswo einen Menschen zu finden. Man nimmt manchmal an, daß die Naturwissenschaft, als unterschieden von der historischen Wissenschaft, daß das Studium der Werke der Natur, im Vergleich mit dem Studium der Werke des Menschen, große Vorzüge besitzt. Es hat mit faßbaren Thatsachen zu thun, sagt man, es enthüllt viele Geheimnisse und führt zu nützlichen und oft einträglichen Entdeckungen. Das ist wahr. Aber ich muß gestehen, ich bin erstaunt, wie mein alter Freund Renan,

der so viel gethan hat, um das Studium des orientalischen Alterthumes zu einem lebendigen zu machen, sein Bedauern darüber aussprechen konnte, sein Leben und seine Kraft den orientalischen Sprachen und nicht der Chemie gewidmet zu haben. Der Mensch ist stets der Mittelpunkt der Welt und der Messer aller Dinge gewesen, ist es noch und wird es sein. Nehmen wir selbst die Atome des Chemikers. Wer hat sie gemacht? Wer hat sie erdacht und benannt? Die Natur giebt uns keine Atome. Die Natur kennt nichts, was nicht theilbar wäre. Der Mensch postulirte Atome, der Natur zum Trotz. Und jene fundamentale Vorstellung, jener Glaube an das Unendliche, an das unendlich Kleine wie an das unendlich Große, ist für den denkenden Forscher wichtiger als ein ganzer Haufe von Chemikeratomen. Der Mensch hat den Schlüssel zu allen Geheimnissen der Natur zu finden, und wenn diese Geheimnisse aufgedeckt sind, dann bleibt immer noch das größte Geheimniß aller Geheimnisse übrig: der Mensch. Wie sehr wir es auch vergessen mögen, wenn wir in Spezialforschungen ganz aufgehen: der Mensch ist der tiefste Gegenstand aller unserer Gedanken und wird es immer bleiben.

Die Philosophen wähnen, den Menschen in abstracto studiren zu können oder im Stande zu sein, alle seine Fähigkeiten auf induktivem Wege zu entdecken. Gewiß ist auf diese Weise schon viel erreicht worden, aber im besten Falle kann sie uns nur lehren, was der Mensch ist, und nicht, wie er Das geworden ist, was er ist. Zur Lösung dieses Problems, des wichtigsten aller Probleme, die uns betreffen, hat unser Zeitalter eine neue Methode entdeckt, die historische Methode. Die sogenannte historische Schule hat nicht nur von der Philosophie, sondern eben so von den weiten Gebieten der Sprache, der Mythologie, der Religion, der Sitte und des Rechtes Besitz ergriffen. Das Studium dieser Gegenstände ist vollständig umgebildet worden, hat eine neue Grundlage und ein neues Leben erhalten, — dadurch, daß es auf historische Forschung gegründet und von historischem Geist durchdrungen wurde.

In dem Studium der Vergangenheit liegt hier also die frohe Zukunft der orientalischen Forschung. Möchten sich doch die Forscher auf dem Felde der orientalischen Wissenschaft daran erinnern, daß sie auf ein großes Ziel losarbeiten, möchten sie die Mittel nie mit dem Zweck verwechseln. Das ist die Gefahr, die die orientalischen Studien mehr als andere umlagert. Es ist gewiß sehr achtbar, Hieroglyphen lesen zu lernen, Keilinschriften zu verstehen, die Sprache der vedischen Hymnen zu entziffern, Arabisch, Persisch oder Hebräisch zu lesen. Und doch sind wir, wenn wir nicht, während wir mit unseren Spezialstudien beschäftigt sind, ein paar — wenn auch noch so kleine — Steine zum Bau des Tempels beitragen können, der der Kenntniß des Menschen und also der Kenntniß des Göttlichen gewidmet ist, bloße Lastthiere, die vielleicht schwere Lasten tragen, sie aber am Wege abwerfen, wo sie den Fortschritt der wahren Erkenntniß mehr hindern als fördern. Gebt uns Männer, die nicht

nur Gelehrte sind, sondern Denker, Männer wie Schlegel und Humboldt in Deutschland, Sir W. Jones und Colebrooke in England, Champollion und Eugène Burnouf in Frankreich; — und die orientalische Forschung wird bald den Platz einnehmen, der ihr von Rechts wegen unter den Arbeiten des Menschen gehört. Der Mensch liebt den Menschen. Entdeckt, was wahrhaft menschlich ist, nicht nur, was alt ist, in Indien, Persien, Arabien, in Babylon und Ninive, in Egypten, selbst in China, und die orientalische Forschung wird nicht nur populär werden — Das ist vielleicht sehr wenig werth —, sondern sie wird zu der Erreichung des höchsten Zieles des Menschen auf Erden beitragen, das ist und bleibt, den Menschen zu studiren, zu kennen und ihn mit all seinen Schwächen und Thorheiten lieben zu lernen.

Oxford. Professor F. Max Müller.

Ein Weg in den Himmel.

Es war ein herrlicher Frühlingstag, so strahlend und so warm, wie er nur dem Lande der Sonne lacht. Der Himmel war tief blau und unendlich hoch, man sah kein Wölkchen und die liebe Sonne strahlte, daß es eine Lust war. Da reckte auch eine kleine Geraniumpflanze ihr Köpfchen empor. Sie stand dicht an der Mauer in einem großen Garten; dieser Garten gehörte einem reichen Manne, der alle Tage herrlich und in Freuden lebte. Jenseits der Mauer war ein breiter, staubiger Weg, den zogen Tag für Tag im Sommer wie im Winter mühsälige und beladene Menschen, Männer und Frauen und Kinder; die Einen trugen schwere Lasten auf den Köpfen, die Anderen auf dem Rücken, wieder Andere schoben schwere, mit Säcken beladene Handkarren vor sich her. Einige waren auch darunter, die gingen gebückt und wie gebrochen, aber man sah die Last nicht, denn der schwere Stein, den sie tragen mußten, lag unter dem Rocke auf dem Herzen. Heiß und staubig wars auf der Straße; die weiße Mauer blendete und der Staub legte sich auf Haar und Antlitz, knirschte zwischen den Zähnen und brannte in den Augen. Aber in den geschützten Garten drang er nicht hinein, da wars lieblich und duftig. Alle Bäume, Büsche, Sträuche und Blumen reckten sich ungehindert zur Sonne empor, tranken die laue Luft und wiegten sich

anmuthig hin und her. Hohe Palmen streckten in stolzer, selbstbewußter Schönheit ihre Wedel ringsum aus und ernste Cypressen standen in würdevoller Haltung gemessen da und blickten unverwandt in den strahlenden Himmel hinein. Die Rosen wollten auch in die Höhe kommen, kletterten an den kahlen Stämmen der Palmen und Eukalyptusbäume in die Höhe und blühten dort in voller Pracht.

Das kleine Geranium stand dicht an der Mauer. Es war so klein, daß die vornehme Palme in der Nähe ihren untersten Zweig tief hinunterbeugen mußte, um es überhaupt zu sehen. Das Geranium erschrak über diese Herablassung so sehr, daß sich ein blutrother Streifen zeigte. „Sieh, sieh", sagte die Palme, „Du willst schon blühen? Das verräth viel Streben, Du kannst es weit bringen." Sie besah sich das Pflänzchen näher und fand, daß es einen kräftigen Ansatz habe und daß die Zeichnung der Blätter schön zu werden verspreche. „Du bist ein hoffnungvolles Pflänzchen, Du", — damit schloß sie ihr Examen. Das Geranium aber wuchs und entfaltete Blätter von so schöner Färbung, daß die Bäume umher aufmerksam wurden und das strebsame, vielversprechende Pflänzchen mit Vergnügen betrachteten. „Aus Dir kann etwas Großes werden, wenn Du in die richtigen Hände kommst", sagte die Palme. „Fasse mich fest ins Auge. Bist du erst länger, so rankst Du Dich an mir empor, dann kommst Du mit in die Höhe."

„Wohin soll ich kommen?" fragte das Geranium schüchtern.

„Nun, wohin wir Alle kommen wollen", erklärte die Palme. Wir Alle hier im Garten sind edle Gewächse und wir wachsen gradeaus in den Himmel hinein. Sieh nur, wie vornehm ich aussehe und wie stolz die Cypresse dort sich hält."

Das Geranium schwieg, aber es strengte sich Tag für Tag an, zu wachsen, um auch in den Himmel zu kommen. In den lauen Nächten träumte es von dem Paradiese. Alles Gute kam dorther. Im Himmel wohnte der Engel, der abends das große Mondlicht anzündete und die kleinen Sterne und morgens mit rosigem Finger die hellen Streifen zog und die Sonne weckte. Im Himmel wohnte auch der Engel, der seine Flügel ins Meer tauchte und sie hoch über der Erde schüttelte, daß die Thautropfen herabfielen; wenn aber das Land schier verdursten wollte, dann rief er viele Engel zu Hilfe, daß sie alle in ihren Krüglein Wasser schöpften und die Erde mit Regen tränkten. Ach, — in den Himmel kommen! Das ist Alles! dachte sehnsüchtig das Geranium.

Es wuchs und wuchs und eines Tages war es so groß, daß es über die Mauer sehen konnte. Oft hatte es an der steinernen Wand in die Höhe geblickt und gedacht: Was werde ich wohl jenseits der Mauer sehen? Einmal hatte es auch den Muth gefunden, die Palme danach zu fragen, diese aber hatte, halb unwillig, halb verächtlich, die Zweige geschüttelt und geant=

wortet: „Nichts Schönes, nur Staub und Schmutz und Roheit.“ Aber nun war das Geranium so groß geworden, daß es selbst über die Mauer blicken konnte, und so sah es denn hinab in das staubige Gewirr und es sah die Männer keuchend die Karren schieben und die Frauen Lasten auf dem Kopfe tragen. Es sah auch halbnackte Kinder mit wirrem Haar am Wege spielen und hungrige Hunde nach einem Knochen suchen. Am Meisten aber wunderte es sich über einen alten Mann, der hart an der Mauer lag und sich nur selten rührte, denn er hatte nur ein Bein. Das war der arme Lazarus. So oft das Geranium über die Mauer sah, kam ihm ein häßlicher Dunst entgegen, so daß es glaubte, ersticken zu müssen, und sich schnell zurückzog; aber wenn es sich danach erholt hatte, ließ ihm der Gedanke an die keuchenden Männer und Lasten tragenden Frauen und die verwahrlosten Kinder keine Ruhe, — und so lugte es schließlich doch wieder über die Mauer. Das ging so eine ganze Zeit lang, bis eines schönen Tages die Palme sagte: „Was siehst Du über die Mauer? Richte auf mich Deinen Blick, durch mich kannst Du emporsteigen.“ „Ach, erwiderte das Geranium, „ich muß an die Menschen da unten in dem Staube denken. Unser Garten ist weit und schön, wir haben viel mehr Luft und Platz, als wir brauchen, . . . warum können die Armen nicht hier hineinkommen?“ „Hier hinein“, rief entrüstet die Palme, „hier, wo ich mit Meinesgleichen stehe? Fühlst Du keinen Unterschied zwischen mir und ihnen? Ich kann nicht im Staube athmen und sie passen nicht auf diesen Boden. Jeder soll bleiben, wohin er gehört.“

Das Geranium schwieg, aber es gelang ihm nicht, seine Gedanken von der Straße abzulenken, und am anderen Tage fragte es die Cypresse: „Warum kommen Die von der staubigen Straße nicht in unseren Garten? Du siehst so ernst und nachdenklich aus, Du kannst es mir gewiß sagen, warum die Mauer zwischen ihnen und uns ist?“ Die Cypresse sann ein Weilchen nach, dann entgegnete sie mit steifem Ernste: „Du bist noch so klein, daß ich Dir eigentlich nicht antworten sollte, aber ich will es doch thun, weil Deine Frage zeigt, daß Du ein gutes Herz hast. Sieh, es hat Gott gefallen, uns hierher, andere Wesen aber in den Staub zu setzen. Wir wachsen in lauer, reiner Luft in den Himmel hinein, ein Beispiel für Alle, die auf dem staubigen Wege sind, daß auch sie, wie wir, den Blick nach oben richten und den Himmel suchen sollen.“

„Die Männer, die Karren schieben, und die Frauen, die Lasten tragen, müssen aber doch vor ihre Füße sehen“, wagte das Geranium einzuwenden.

Die Cypresse würdigte es keiner Antwort. Das Geranium ließ das Köpfchen hängen und dachte nach; da es aber selbst keine Antwort fand, wandte es sich mit der Frage an die herrliche Rose. „Man sieht, daß Du von schlechter Herkunft bist,“ sagte diese, „pfui! wie kann man sich so ver-

irren! Du machst Dich einfach gemein und wirst hier im Garten unmöglich werden. Gleich und Gleich gesellt sich gern, — fühlst Du Dich im Staube wohl, so ists ein Zeichen, daß Du dahin gehörst."

Gegen Abend setzte sich ein gaukelnder Schmetterling auf das Geranium. „Lieber, bunter Schmetterling," sagte es leise, „Du hast viel von der Welt gesehen, sage mir doch, warum die Mauer da ist und warum Die da unten nicht in den Garten kommen?" Der bunte geflügelte Gast flüsterte mit feinem Silberstimmchen: „Thörin, wer fragt nach solchen Dingen! Du bist jung und reizend, freue Dich Deines schönen Lebens. Das Nachdenken macht vor der Zeit alt. Genieße den Augenblick!" Damit war er auf und davon.

Von allen Seiten hatte das Geranium nun gehört, daß es auf falschem Wege sei. Die ganze Nacht dachte es nach und sann und sann, als aber am anderen Tage die heiße Mittagssonne schien und der trockene Staub aufwirbelte, da lugte es doch wieder über die Mauer. Und als es sah, wie die Männer den Schubkarren stehen ließen und sich keuchend den Schweiß von der Stirn wischten, die Frauen die Jacken ausgezogen hatten und der Krüppel sich dicht an die Mauer drückte, um Schatten zu haben, da überlegte es nicht mehr: mit einem Ruck hatte es den einen grünen Arm über die Mauer hinübergestreckt und klammerte sich draußen fest, bald folgte der andere Zweig nach und nun wuchs es und streckte sich nach Leibeskräften, um hinunterzukommen. Was es dort eigentlich wollte und warum es überhaupt diesen Weg nahm, wußte es selbst nicht, hatte auch keine Zeit mehr, darüber nachzudenken, denn Tag und Nacht beseelte es nur ein Gefühl, ein Wunsch: hinzukommen zu den Bedrängten, die im Staube arbeiteten. So zart das Geranium noch war, so fest war doch sein Wille; und so kletterte es schnell die Mauer hinunter, — die Wurzeln mußten arbeiten, ob sie wollten oder nicht. Bald fingen die Vorübergehenden an, es zu bemerken. Die Männer und Frauen, die ausruhten und sich Zeit gönnten, einmal um sich zu sehen, warfen einen freundlich erstaunten Blick auf das muthige Pflänzchen, die Kinder sprangen an der Mauer in die Höhe, um zu sehen, ob sie es haschen könnten, und lachten, wenn sie es berührten, und der arme Krüppel, den sein Nachbar jeden Tag auf den Weg trug, labte seine kranken, blinzelnden Augen an dem saftigen Grün. Er sah es länger und länger werden. Nun hatte er etwas Schönes, das zu ihm kommen wollte, das sich nicht vor seiner Häßlichkeit und seiner Krankheit fürchtete! Er sah es jeden Morgen und jeden Abend mit Liebe und Freude an, wie einen freundlichen Gefährten.

Die Bäume im Garten aber wollten von dem Geranium nichts mehr wissen. „Es macht sich gemein", sagten sie unter einander und kannten es nicht mehr. „Es hat den rechten Weg verlassen", bemerkte mißbilligend die Palme und die Cypresse bedauerte, ihre Theilnahme an die unwürdige

Standesgenossin verschwendet zu haben; „durch mich hätte das Geranium den Weg in den Himmel gefunden“, sagte sie, „nun geht es im Staube unter“. „Pfui, schlechter Geschmack!“ rief die Rose.

Das Geranium hörte nicht alle diese herben Worte, aber es fühlte die Verachtung wohl und sie that ihm weh. Ja, es kamen Tage, wo es ganz matt wurde und sich fragte: „Ach, ach, . . . hat die Cypresse nicht Recht, gehe ich nicht im Staube unter?“ Das war, wenn die Sonne auf das Gemäuer brannte, als sollten die Pflanzen lebendig verbrannt werden, und der Staub sich so dick auf seine Blätter legte, daß es zu ersticken fürchtete und zum Sterben müde und traurig wurde. Aber auch solche Tage gingen zu Ende und am Abend flog dann ein milder Engel vorüber und wehte mit lauen Lüften den Staub von den Blättern und der Thau fiel vom Himmel und labte die dürstende Pflanze. Dann kam auch der Muth zurück und es wuchs weiter, nur freilich bedächtiger. Einmal kam ihm auch der Gedanke an den Garten und es fühlte eine brennende Sehnsucht nach der Schönheit, die es hinter sich gelassen hatte. Alles war häßlich, was vor ihm lag, und eigentlich gehörte es doch der Schönheit, — sollte es umkehren? Aber da sah es die arbeitenden Männer und Frauen, die schmutzigen Kinder und den freudlosen Krüppel und da wußte es mit einem Male, daß es diese Armen nicht mehr verlassen könnte, — selbst um der Schönheit willen nicht. Nein, es wollte lieber für diese Bedrängten schön sein, als selber genießen, lieber mit ihnen tragen, als beschaulich von dem geschützten Garten aus auf sie hinabsehen. Als das Geranium Das erkannt hatte, da hatte sich auch die erste volle rothe Blüthe leuchtend erschlossen, als wäre sie mit Herzblut getränkt. Der arme Lazarus freute sich den ganzen Tag darüber und gab wohl Acht, daß die Kinder die Blüthe nicht abrissen. Am Abend aber, als ihn der Nachbar heimholte, brach dieser gute Mann die Blume für ihn ab und Lazarus nahm sie wie ein Kleinod in die Hand und ließ sie auch nicht wieder los, als er auf sein Strohlager gelegt wurde.

In der Nacht starb er und die Engel trugen ihn in Abrahams Schoß, die Blüthe aber ließen sie in seiner Hand. So kam das Geranium in das Paradies, wo es so schön ist, daß auch der gelehrteste Mann keine Worte dafür hat. Hier blüht es nun immer und ewig. Als es sich von seiner Himmelfahrt erholt und an den Glanz und die Wonne ein Bischen gewöhnt hatte, blickte es forschend um sich, ob die Bäume aus dem Garten schon in den Himmel gewachsen wären. Aber es war nichts von ihnen zu sehen.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Auf den Hund gekommen.

„Er ist nicht wiederzuerkennen," sagten die Leute, als ich nach ihm fragte. „Er hat sich in eine unbekannte Einsamkeit zurückgezogen. Sie werden ihn kaum finden." Das wollte ich doch einmal sehen. Ich verehrte den Mann seit vielen Jahren, bewunderte sein reines, großes Herz, das nur für die Menschheit schlug. Was er gegen Noth und Elend that, für Bildung und Gesittung in aller Weise, was er dafür persönlich that, durch Vereine, als Redner und Schriftsteller, — es war der Bewunderung würdig. Seine Arbeitkraft und sein Vermögen hatte er für die Allgemeinheit geopfert, seine Kinder wollte er nur für den Dienst der Menschheit erziehen. Ihm nachzuahmen, schien mir das Schönste und Schwerste.

Nur Wenige waren, die ihn verstanden, die große Menge spottete seiner Das schien ihn nicht zu beirren. Unermüdlich war er thätig, den Unterricht zu heben, und zwar im Sinne des Christenthumes. Er kämpfte gegen jegliches Pharisäerthum, gegen Eigennutz und Falschheit, gegen jede Art von Roheit; er kämpfte gegen die Vivisektion wie gegen kirchliche Mißbräuche, gegen üppiges Leben, gegen Alkohol und Fleischnahrung, er war gegen Zweikampf wie gegen Kriegslust, er war Vegetarier, lebte für Naturheilkunde, war ein begeisterter Anhänger der Friedensidee, ein glühender Gegner des rohen, cynischen Klassen- und Rassenhasses. Ohne das Deutschthum viel im Munde zu führen, lebte er still und freudig die deutschen Tugenden. Und seine Kraft für das Alles keimte aus dem festen Glauben, daß die Menschheit sich veredeln und vervollkommnen werde und müsse zu einem Reiche Gottes auf Erden und daß jedes gute Wort und Beispiel ein Körnlein dazu beitrage.

Aber in letzter Zeit war eine Veränderung mit ihm vorgegangen; und als ich, von einer größeren Reise zurückkehrend, nach dem guten Herrn Stephan fragte, hieß es, er sei nicht wiederzuerkennen.

Ich ging zu dem Hause, das einst ihm gehört und in dessen erstem Stock auf der Gassenseite er gewohnt hatte. Dort wohnte er nicht mehr. Im Erdgeschoß war eine Fleischerei und eine Branntweinschenke, im ersten Stock wohnte ein junger Mediziner, der zwei Zimmer für Vivisektion eingerichtet hatte, im zweiten Stock waren Fechtsäle, die gelegentlich nicht blos für Mensuren, sondern auch für ernste Zweikämpfe benutzt wurden. Wo Stephan, der Idealist, hingezogen war? Man zuckte die Achsel und wußte es nicht. Auf der Treppe zum Fechtboden traf ich einen seiner Söhne, der mir mittheilte, daß sein Vater in der Vorstadt wohne, in einem alten Gartenhause, daß er aber Näheres selbst nicht wüßte, weil der Alte sich allen Besuch verbeten hätte.

Wenn er sich allen Besuch verbitte, da müsse der Freund erst recht zu ihm, dachte ich; und nach einer Weile war seine Wohnung erkundschaftet. In dem großen, verwilderten Garten eines verfallenden Herrensitzes stand das Haus. Es war von Buschwerk ganz überwuchert, auf einer Bank neben der Thür lagen überreife Melonen und wurmstichige Aepfel. Die Thür war verschlossen. Auf mein erstes Klopfen meldet sich nichts, auf mein zweites rief drinnen eine Stimme, es würde nicht aufgemacht; auf das dritte Klopfen schaute er zum Fenster hinaus, und als er mich sah, ging er zur Thür und öffnete sie. Sein Aeußeres war nicht verändert, nur kam es mir vor, als sei er sorgfältiger gekleidet als sonst; sein Gesicht war rasirt, der Schnurrbart gepflegt, das blaue Auge ruhig und mild wie immer.

Er bewohnte das Haus ganz allein, doch sah ich, daß neben seinem Lager ein Bettlein war, in dem ein Wesen lag. Näher besehen, war es ein kleiner, fuchsbrauner Hund, der, wie eine Raupe zusammengekauert, auf dem Kissen ruhte. Ein Wenig hob das Thier den Kopf, blickte mich mit glotzenden Augen mißtrauisch an und fletschte die Zähne.

„Fast dünkt es mich, Freund, Du hättest Dich aufs Ausgeding gesetzt," sagte ich zu Stephan. „Was bedeutet denn Das?"

„Es ist eine Bestie!" sagte er knirschend.

Rasch zog ich die Hand, mit der ich den Hund streicheln wollte, zurück. Da lachte er und rief: „Nicht das Thier meine ich. Das, was sich Mensch nennt, ist eine Bestie."

„Mit Vergunst mein Herr," sagte ich noch halb im Scherz, „ich gehöre auch zu dieser Gattung."

„Ach wir!" entgegnete er. „Wir sind ja nicht mehr wild, wir sind zahm, wir sind nicht mehr im Naturzustande. Wir sind degenerirt, sagen sie. Wir Zahmen und Geduldigen und Liebreichen sind gerade gut genug, um ausgerottet zu werden. Der Starke, der Rohe, der Wilde ist Herr, in ihm ist die Größe, der Adel, die Blüthe, das Ziel der Menschheit. Da wird sich Unsereiner freilich aufs Ausgeding setzen müssen."

„Daß Du so redest! Du mußt schlimme Erfahrungen gemacht haben."

„Welche denn, die nicht auch Du gemacht hast, wenn Du offenen Auges umhergehst? Oder gehörst Du auch zu Denen, die nichts sehen!"

„Daß die Menschen keine Engel sind, hast Du doch selbst oft gesagt."

„Engel! Wer verlangt, daß sie Engel sein sollen? Teufel sind sie!"

„Sonst warst Du der Welt- und Menschengläubige."

„Freund, wer am Meisten glaubt, wird am Schlimmsten enttäuscht. Alles habe ich gehofft, geglaubt, nur das Eine nicht, wenn sie sagten: der Mensch sei zuletzt doch nur ein Thier, nur ein gefährlicheres, abscheulicheres als der Tiger und die Hyäne, weil er mit größeren Fähigkeiten ausgestattet ist. Die so redeten, ich nannte sie Pessimisten. Ich verblutete mich jauchzend an der Brut. O, was hätte aus mir werden können! Wie weine ich jetzt um mein verlorenes Leben! Anfangs war ich auf dem richtigen Pfade. Du weißt es wohl nicht. Mein Vater, ein Ungar, schnitt Riemen aus Hunds- und Pferdehäuten; und war es, daß der König Jemand erhöhen wollte, so wurde mein Vater gerufen, — mit der hanfenen Kravatte. Das Gewerbe hätte ich lernen sollen; es könnte ein einträgliches Gewerbe sein, wenn es nach Rechtem ginge. Aber ich floh. In Augsburg lernte ich die Handlung. Kann mich nicht erinnern, auf der Börse gespielt, Waaren gefälscht, unlautere Konjunkturen ergriffen, betrügerischen Konkurs gemacht zu haben. Damals gings auch ohne Das. Den Segen meiner Güter hernach wollte ich anders verwenden als Andere. Das Leben, die Menschheit muß in großem Stil aufgefaßt werden, mit Welten und Ewigkeiten gemessen. Ein Ruck gen Himmel empor! Liebe! Liebe! Liebe! Mit Wort und Feder habe ich die Menschenliebe gepriesen, edle menschliche Charaktere und Thaten gefeiert. Verlacht haben sie mich darob, — und Recht haben sie gehabt."

Er sprach es durchaus nicht in Erregung, sondern ganz gelassen, scheinbar wohl überlegt, und Das war mir unheimlich. Er mochte stets geschwiegen haben

über seine inneren Erlebnisse, nun schien es ihm ein Bedürfniß zu sein, sich auszusprechen, und ich hörte ihm zu. Dieses Zuhören war ein gar peinliches Gericht. Nur kurz will ich aufschreiben, was er gesagt hat. Das braune Hündlein lag im Halbschlummer daneben, manchmal wars, als spitze es die Ohren zu Dem, was gesprochen wurde.

„Es ist ein wildes Feuer auf Erden", sagte Freund Stephan. „Und alle Moralrederei, alle Pädagogik ist Oel ins Feuer. Es lodert nur um so wüster, je heißer es verflucht wird. Ich habe mich nicht irr machen lassen lange Zeit. Die Wissenschaft, die Religion! Aber siehe, die Wissenschaft wird ausgenutzt im Sinne des Eigennutzes, des Dünkels und des Hasses. Die Religion trägt heute Jeder wieder im Munde, Keiner im Herzen. Unsere Zeit ist voll göttlicher Grundsätze und voll diabolischer Thaten. Je aufopfernder zu sein sich die Wenigen befleißen, desto selbstsüchtiger ist die Menge. Betrachte einmal unsere politischen Parteien."

„Ich bitte Dich, Stephan, sprich nicht davon!"

„Nicht wahr, von Denen hast auch Du genug! Und denke Dir nun die gewissen Vorkommnisse in den öffentlichen Versammlungen und Redesälen, denke Dir die Presse, die mit cynischer Geschwätzigkeit die Vorfälle im Parlament, im Gerichtssaal dem Publikum übermittelt. Eine hohe Schule, die überall eine begierige Schülerschaft findet. Der Roheit, den bösen Trieben wird emsig nachgeholfen. Je mehr Vereine gegen Alkohol und Trunksucht sich bilden, desto mehr Schnaps wird gebraut. Je mehr wohlwollende Menschen bestrebt sind, die Grundsätze der natürlichen Lebensweise zu verbreiten, das Recht auch der Thiere zu schützen, mit desto größerer Frivolität wird in den medizinischen Lehrsälen die Thiermarter betrieben. Die große Weltvereinigung der Friedensfreunde! Man dächte, es könne der Gegnerschaft genug sein, diese Leute als menschenfreundliche Phantasten zu bezeichnen, — o nein: sie werden öffentlich verspottet, verhöhnt man liest und hört Stimmen, die geradezu empört sind darüber, daß es Leute giebt, die der ungeheuren Menschenschlächterei feindlich sind, die den Frieden wollen, ja, man erklärt unumwunden, der Friede sei ein Uebel und der Krieg sei eine Wohlthat, eine Quelle menschlicher Größe und Tugend. Natürlich, wenn Das wahr ist, muß man den Frieden verhindern, Unfrieden säen, Feindschaft schüren, Kriege machen, die Welt in Haß und Brand stecken. Und das Publikum hört stumpfsinnig zu und grinst Beifall. Und die ungeheuren Armeen —"

„Sie schreiben doch, daß gerade diese großen Armeen den Frieden verbürgen."

„Den Frieden!" rief Stephan. „Und es ist Krieg jeglichen Tag. Krieg im eigenen Lande, im eigenen Volke, im eigenen Hause, — Krieg bis an die Zähne. Betrachte Dir die Rassenkämpfe, Freund! Racheschnaubend sind sie gerichtet gegen fremde Völker und haßerfüllt wenden sie sich gegen die eigenen Volksgenossen, die nicht mitwüthen wollen. Der Antisemitismus! Ich begreife, daß eine Rasse, die man für gefährlich hält, im Zaum gehalten werden soll, ich begreife, daß aus politischen und wirthschaftlichen Gründen, und vielleicht aus noch manchen anderen, die allzu unverfrorene Bewegung der Juden in unseren Ländern eingeschränkt werden muß. Das ist einmal politisches Recht und es ist das Recht der Selbsterhaltung eines Volkes. Aber, Freund, was wir da täglich vor Augen haben, Das ist kein politischer Kampf mehr, Das ist ein wahn-

sinniges Hetzen und Wuthschnauben gegen Personen, gegen Menschen. Lüge und Verleumdung sind die allergewöhnlichsten Waffen, man macht auch schon Miene, zur Brandfackel und zum Schlachtbeil zu greifen. Und Das geschieht in einem Kulturstaat, der das Recht und den Schutz der Person unter allen Umständen verbürgen will und dafür Geld-, Kraft- und Blutsteuer erhebt."

„Du mußt doch zugeben und hast es früher selbst oft gepriesen, daß heutzutage für die Armen und Unglücklichen viel mehr geschieht als in alten Zeiten."

„Zum Theil ist Das Heuchelei, zum anderen Theil das böse Gewissen", gab er mir zur Antwort. „Man macht im Ganzen systematisch die Menschen arm und unglücklich, um dann den Armen etwelches Almosen zu geben. Nun, so lange im Großen nicht anders auf das Wohl der Menschheit hingewirkt wird, als es heute geschieht, so lange verdrießt mich auch das Wohlthun im Kleinen. Muß Dir offen gestehen, ich bin muthlos geworden."

„Du wirst übertreiben, Stephan!"

„Lasse Dir Eins noch sagen," fuhr er fort. „Meine Familie kennt meine Grundsätze, ich legte sie ihr in Sanftmuth und Herzlichkeit jeden Tag vor Augen, ich handelte danach. Ich sagte einmal: Wenn ich sehe, wie jüdische Kinder in der Schule von ihren nicht jüdischen Genossen, im Freien von Gassenbuben und Anderen behandelt werden, so will mir das Herz brechen, weil ich dabei an Euch denke, an Euch, meine Kinder; und wenn es Euch so erginge: unschuldig und seines Stammes wegen so viel zu leiden, bis das im Stillen weinende Herz verhärtet und verbittert, für alle harmlose Lebensfreude verdorben ist! . . . Wenn ich so menschlich von Menschen rede, da starren mich meine Kinder verblüfft an, als ob ich in einer fremden Sprache, von fremden Wesen redete, die uns Menschen nichts angingen. Oder sie widersprechen mir dreist und stimmen ein in den Ton des Pöbels, der heute zum guten Ton gehört. Vor einiger Zeit ging ich mit meinem siebenzehnjährigen Neffen spaziren. Der Jüngling ist gebildet worden in der klassischen Schule des Humanismus, er ist von einer gemüthlich heiteren Lebensauffassung, freundlich, von guter, geselliger Art, und hat seinen hellen Kopf wie sein warmes Herz schon bewiesen. Bei diesem Spazirgange nun auf belebtem Korso kommt auch ein alter Mann des Weges, anscheinend vom Stamme Israels. Bescheiden und höflich sucht er stets auszuweichen, streicht aber im Gedränge zufällig ein Bischen an die Achsel meines Neffen. Dieser bleibt rasch stehen, blickt dem Greise mit wüthendem Blick nach und ruft ganz laut: ‚Saujud'! Die Leute lachen, Keiner ist, der dem Jungen die verdiente Ohrfeige ertheilt, — und ich bin starr vor Entsetzen. Als er später von mir zur Rechenschaft gezogen wurde, sagte der Bursche, man müsse den Juden überall zeigen, daß sie uns zuwider sind, ihnen den Aufenthalt bei uns verleiden, so lange, bis sie davonziehen. Alle, die es hörten, stimmten ihm lebhaft bei. Ich glaubte, vor Scham versinken zu müssen über die Gassenbübereien solcher deutschen Jugend".

„Stephan", versetzte ich hierauf, „Roheit und Uebermuth hats immer gegeben und die Flegeljahre sind doch nichts Neues! Derlei hat früher Dein hochgemuthes Herz nicht angefochten. Warum jetzt?"

Das Hündlein begann zu winseln, ganz leise, als bange ihm davor, einen Schmerz zu klagen. Es wimmerte wie ein Kind.

„Wieder weh thuts halt, gelt?" sagte der Mann zärtlich zum Thiere, hob

es vorsichtig auf und legte es in seinen Arm. Da sah ich: der Hund war verwundet, hatte ein krankes Hinterbein, das stark angeschwollen war. Stephan wusch die Wunde mit Sorgfalt, während er zu dem Thier kosende Worte sagte und es streichelte. Dann wandte er essigsauere Thonerde an und machte einen Verband, worauf das Thier wieder ruhig wurde und den Pfleger mit treuem Auge anblickte.

„Wie bist Du nur zu diesem Köter gekommen?“ fragte ich ihn.

„Das will ich Dir auch erzählen. Höre gerade einmal zu. Kannst Du Dich an die alte Hausirerin erinnern, die in der Stadt herumging und in den Speisehallen und Kaffeehäusern Zündwaaren, Rauchzeug, Handspiegel, Hemdknöpfe, Hampelmänner und dergleichen Kram feilbot?“

„Das hagere Weib mit dem pechschwarzen Haar?“

„Und mit dem Hündlein, das die Gäste mit seinen hohen Sprüngen unterhielt, wenn ihm in zwei Meter Höhe ein Bissen vorgehalten wurde.“

„Und das mit einem Körbchen in der Schnauze für seine bescheidenen Kunststücke absammeln ging! Ist Das dieser Hund? Hast Du ihn gekauft?“

„Geerbt.“

„Ist die Alte gestorben?“

„Erschlagen worden“, sagte Stephan und fuhr mit Ironie fort: „Du, — denke Dir: diese Person war eine Hexe! Der sind die Kinder nachgelaufen wie einst dem Rattenfänger. In einem Vorort draußen beim Wasser ist eins in Verlust gerathen. Glaubwürdige Leute haben ausgesagt, die Hausirerin sei in einem verlassenen Ziegelbrennereiofen gesessen und habe aus einer silbernen Schale Christenblut getrunken. Als sie hierauf wieder gesehen wurde mit ihrem Waarentrühlein und ihrem Hunde und als sie ein Liedel gesungen hat, da sind ihr wieder Kinder nachgelaufen, aber auch Erwachsene, gebildete Leute darunter, wie ich höre, Beamte, Künstler, Lehrer, sogar einen Geistlichen sah ich, und Die haben gerufen: Da ist sie! Fangt sie ab! Räumt sie weg! So haben sie die alte Person durch viele Gassen gehetzt. Ich begegne der lärmenden Rotte, die Alte keucht einher und will schon zusammenbrechen. Das Hündlein umkreist sie mit angstvollem Gebell, da wird es von einem rüden Gesellen erfaßt und mit abscheulichem Fluch an die Wand eines Hauses geschleudert. Es fällt zu Boden und bleibt zuckend liegen auf dem Pflaster. Wie sie auch die Greisin packen wollen, stürze ich mich in den Knäuel und will abwehren. Da packt mich Einer und wirft mich hin, daß ich gerade neben dem Hunde zu liegen komme. Als ich mich aufzuraffen vermag, ist der Trubel davon. Wenige Tage drauf ist die Alte gestorben. Nun... und das schöne verwundete Thier ist mir geblieben zum Vermächtniß. Mein Freund, seit diesem Tage habe ich genug Es ist Alles umsonst, ich sage Dir, Alles umsonst. Bestien sind sie. — —“

So. Das wollte ich erzählen vom guten armen Stephan. Natürlich haben sie ihn verhöhnt und gesagt, der Weltverbesserer sei auf den Hund gekommen. Er wandte sein Herz, dessen die Menschen nicht werth waren, dem Thiere zu. Einzelnes mag übertrieben sein, was der Mann mir vorgestellt hat. Doch gestehe ich, daß man in dieser sonderbaren Zeit manchmal ähnliche Anwandlungen haben kann. Alles trachtet, daß es besser werden soll auf der Welt, und derweil wirds immer schlechter mit dem Werthe des Menschen. Man wird muthlos. Glücklich noch Der, dem für sein Bedürfniß, wohlzuthun, ein dankbarer Hund bleibt.

Graz. Peter Rosegger.

Die Drossel.

Es macht die Nachtigall das Herz mir schwer,
Wenn sie in mondesheller Maiennacht
Im Fliederbusch den süßen Sang erhebt.
Der Frühlingsnächte muß ich dann gedenken,
Da sich zuerst an meine junge Brust
Ein holdes Haupt in Lieb' und Treu' gelehnt.
Der Mondschein glänzte auf des Parkes Kies
Und blitzte in der Villa hohen Fenstern;
Der Springquell schwatzte leise vor sich hin
Und durch die frischbegrünten Wipfel ging
Ein Schauern oftmals, nichts sonst hörten wir
Als unsrer Herzen ungestümes Schlagen.
Wenn dann im dichten Laub zu unsern Häupten
Die Sängerin der Nacht ihr Lied begann
Und immer voller, immer sehnlicher
Aus ihrer kleinen Brust die Töne quollen,
Da drängte sich die Liebste an mich an
Und flüsterte mit heißem Munde: „Hörst Du's?
Sie weiß, wie wir uns lieben. Höre nur,
Ganz deutlich singt sie: Dein, auf ewig Dein!"

Ja, schön war jene Zeit, da arglos noch
Mein unerfahrnes Herz sich selbst vertraute,
Noch in der Zukunft blauer Bergesferne
Ein hohes Glück so hold und falsch mir winkte.
Doch als der Frühling wieder kam ins Land,
Da schwang ich nicht mehr übers Gitter mich
Zum Park hinein. Verloren war mein Glück,
Schon hatte mir sein holdes Einerlei
Der eignen Seele Wankelmuth zerstört.
Ich selbst, wie die beliebte Formel heißt,
Vertrieb aus meinem Paradiese mich.
Wars denn ein Paradies? Dem jungen Sinn
Erschien es so, doch hätt' ich heut die Wahl,
Nein, heute möcht' ich nicht dahin zurück!
Ein Andrer war es, der vor dreißig Jahren
Mit meiner Stimme gläubig Treue schwur,
Mit meinen Lippen scheu-begehrlich küßte.
Was geht des Andern Glück und Qual mich an?
Zu Wochen reihen oft die Tage sich,
Da kaum ich noch der alten Zeit gedenke,
Und tritt sie jäh dann vor die Seele mir,

Blickt sie so fremd, so vorwurfsvoll mich an.
Drum ist mir eine läst'ge Mahnerin
Die Nachtigall und gern weich' ich ihr aus,
Wenn wieder durch die weiche Frühlingsluft
Von fern ihr Schluchzen mir entgegenzittert.

Dich aber lieb' ich, frohe Drossel, jetzt!
Wenn sich der Tröster Schlaf zum Scheiden rüstet,
Des Traumes bunte Bilder schon verblassen,
Da weckt mich oft, durchs offne Fenster schallend,
Dein heller Ruf. In grauer Dämmerung
Liegt noch der Garten, doch im Osten flammts
Und in der alten Eiche totem Wipfel,
Durch den die ersten rothen Strahlen schießen,
Rufst Du dem jungen Tag Willkommen zu.
Wie klingt so hold Dein schlichtes Morgenlied!
Nicht weißt zu singen Du von süßer Qual,
Die weiche Seelen krank und elend macht,
Von heißem Sehnen, das so bald erkaltet;
Du jubelst hell: „Wie ist so schön die Welt!
Wie weht so rein und frisch die Morgenluft!
Wie wonnig ists, in Deinem warmen Strahl,
Allmutter Sonne, sich die Brust zu baden!"
Ich schaue lange auf Dein frohes Treiben,
Wie singend Du die Schwingen hebst und senkst,
Und manchen Gruß winkt meine Hand Dir zu,
Von dem Du nichts bemerkst, weil Du das Köpfchen
Gen Osten stets zur Sonne hältst gewandt.
Und wenn Du plötzlich dann im Sang verstummst
Und niederschwebst zum jungen Grün des Grundes,
Dein Tagewerk mit Eifer zu beginnen,
So setze ich an meinen Schreibtisch mich.

Mag, holder Vogel, Dir gesegnet sein
Der Frühling und der heiße Sommer dann!
Mit fetten Larven, leckerem Gewürm
Sei reichlich immer Dir der Tisch gedeckt.
Zu Deinem Neste finde nicht den Weg
Das freche Eichhorn und die böse Katze,
Bis Du zum Flug die Jungen ausgeführt.
Mich aber magst Du manchen Morgen noch
Mit hellem Ruf zu stiller Arbeit wecken.

W. Polstorff.

Das Erbe der Goncourts.

Jede pariser Saison hat ihre Vente, wie sie ihre Premiere, ihre Heirath und ihren Skandal hat. Diesmal gab es sogar zwei solche großen Auktionen. Die erste war die Vente des Herrn Bever, eines feinsinnigen Sammlers, der die besten modernen Franzosen unter den Hammer brachte, weil ihm auf einmal die Kunst Japans besser gefiel. Es wurden haarsträubend hohe Preise gezahlt — für den Pont d'Argenteuil Monets z. B. 21500 Frcs. —, allerdings für die besten Bilder, die Corot und Monet, die beiden Hauptbetheiligten, je gemalt haben. Wenige Wochen darauf war Bever vergessen und die Vente Goncourt wurde der einzige Gesprächsstoff; die Ventes muß man sagen, denn es handelt sich um eine ganze Reihe von Auktionen, die das Erbe der beiden Dichter-Sammler flüssig gemacht haben.

Jeder kennt Goncourts Buch La maison d'un artiste; es ist ein gutes Stück moderner praktischer Aesthetik darin enthalten, die Entdeckung der französischen Zeichner des achtzehnten Jahrhunderts und Japans, die Auffindung von Elementen, die auf die Entwickelung der modernen Kunst einen kaum übersehbaren Einfluß ausgeübt haben. Die Vente Goncourt war mehr als eine gewöhnliche Versteigerung, sie war eine melancholische Illustration dieses charakteristischen Werkes der beiden Brüder, Edmonds vor Allem, der den Jüngeren um siebenundzwanzig Jahre überlebt hat. Natürlich konnte man sich von vorn herein auf pittoreske Züge des pariser Publikums dabei gefaßt machen. Es war Alles geschehen, was irgend den Nimbus vergrößern konnte. Vor Allem der Zweck der Auktion: die von dem Verstorbenen testamentarisch niedergelegte Bestimmung „que mes dessins, mes estampes, mes bibelots, mes livres, enfin les choses d'art qui ont fait le bonheur de ma vie n'aient pas la froide tombe d'un musée et le regard bête du passant indifférent, et je demande qu'elles soient toutes éparpillées sous les coups de marteau du commissaire priseur et que la jouissance, que m'a procurée l'acquisition de chacune d'elles, soit redonnée, pour chacune d'elles, à un héritier de mes goûts. Dieser letzte Wille, der als Motto auf die erste Seite jedes der luxuriösen Kataloge gedruckt war, konnte seinen Eindruck nicht verfehlen. Dann der ideelle Zweck des Unternehmens: von dem durch den Verkauf erzielten Gelde soll eine Akademie gegründet werden, eine moderne, in die nur solche Dichter zugelassen werden, die nicht in der alten Akademie ansässig sind, — eine Fülle von Perspektiven.

Unsereiner hat weder Etwas davon, daß die zum Theil bewunderns-werthen Sachen unter die zweifelhaften Erben des goncourtschen Geschmackes in alle Winde zerstreut werden, noch daß man eine neue Akademie gründet, — wenn wirklich diese Idee nicht noch an einem im Hintergrunde schlummernden Prozeß der legitimen Erben scheitert. Eine Akademie bleibt Akademie, und wenn es sehr verdienstlich erscheint, daß jetzt Huysmans und Daudet darin sitzen: die Personalfrage ändert auf die Dauer an dem geringen Werth solcher Institutionen blutwenig. Es wird wenig damit genützt, das einzig Reelle werden die ebenfalls

testamentarisch verordneten Diners bleiben, zu denen sich die neuen Unsterblichen allmonatlich zusammenfinden sollen, um gut zu essen, wie es im Goncourt-Kreise berühmte Sitte war. Und was die Erben des goncourtschen Geschmackes anlangt, des künstlerischen, so kann ich gegenüber den Hauptzahlern in der Vente — der erste Matador war der durch seine guten Rennpferde und seine vorzügliche Chokolade wohlbekannte Menier (le meilleur du monde) — einen gewissen Skeptizismus nicht unterdrücken; der liebe Snobismus rauschte förmlich bei jedem neuen Objekt, das unter das Hämmerchen des Meisters Duchesne kam.

Immerhin hatte die Vente manche ideellen Vortheile. Das Beste wäre gewesen, die guten französischen Zeichnungen, zum Beispiel die wunderbaren St. Aubins, dem Louvre zu überweisen. Hätte man es so machen können wie jüngst mit der Sammlung Caillebotte, die dem Musée du Luxembourg eine Anzahl wunderbarer Degas, Monet und Renoir zugeführt hat, ohne es gleichzeitig mit schlechten Sachen zu überladen, so wäre manchem Kunstfreunde in der Gegenwart und Zukunft eine Freude bereitet worden, denn schließlich giebt es auch Museumsbesucher, die die Dinge nicht mit dem regard bête du passant indifférent ansehen. Das hätte aber der Wille des Verstorbenen nie zugegeben. Es konnte sich nur darum handeln, das ganze Haus am Boulevard Montmorency Nr. 53 in ein Museum zu verwandeln, also es so zu lassen, wie es war. Das hat der Pariser vor der Eröffnung des Testamentes gewünscht, Andere haben es befürchtet, — und ich glaube, es wäre das Schrecklichste gewesen, was der Nachwelt hätte passiren können.

Fern sei es von mir, den Werth des größten Theiles der französischen Zeichnungen anzuzweifeln; auch manches andere Stück der Hinterlassenschaft ist gut, Einzelnes vortrefflich, aber das Ganze, diese maison d'un artiste als maison, als das Heim eines Menschen, geschweige eines Künstlers, war monströs. Ich glaube, selbst die für die nöthigsten physischen Bedürfnisse bestimmten Räume des Hauses waren mit Kostbarkeiten angefüllt und selbst der im gewöhnlichen Leben unscheinbarste Hausrath war ein objet d'art von berühmter Herkunft. Wenn man zu Goncourt kam, sah man nicht die reizenden Watteaus, nicht die Netzkes, nicht die Meißener, nicht die Satsumas, — man sah nur dieses die Seele und die Glieder beengende Ensemble aller nur erdenklichen Dinge. Denn Alles, was in der maison d'un artiste und dem jetzt erschienenen Halbdutzend von Katalogen aufgeführt ist, stand, lag, saß, hing in dem kleinen Hause herum, Alles sichtbar, Alles aufgebahrt, so daß man wenigstens ein Stückchen von jedem dieser Dinge hätte sehen können, wenn das Auge in der That nichts Anderes wäre als das Objektiv eines photographischen Apparates. So aber sah man nichts; man hatte nur den Wunsch, wieder draußen zu sein, ohne Etwas zu zerbrechen, und man vergaß darüber, dem verehrten Mann die Worte der Dankbarkeit zu sagen, die man ihm ehrlich schuldig war. Der echte Pariser aber verließ das Haus mit dem Hochgefühl, in dem Ideal seiner Träume, in einer besseren Welt, in . . ja, in der maison d'un artiste gewesen zu sein. Dieses bric-à-brac-Ideal sitzt den pariser Sammlern schon gerade tief genug im Leibe, als daß es nöthig wäre, es noch durch den Nimbus eines berühmten Mannes und einer Sammlung, die ein besseres Los verdient, zu befestigen. Goncourt wäre ja schließlich nicht schuldig daran gewesen. Er stellte die Sachen auf, weil er sie liebte, weil er sie immer sehen wollte; der Ehrgeiz, der dabei mitspielte, war nicht von der materiellen Art des Snobs; diese

Dinge durfte er in der That als Stücke seines Selbst betrachten. Er hatte sich sein Leben lang künstlerisch mit ihnen beschäftigt, aus ihnen nicht nur das sachliche Dokument, sondern auch die Liebe zu dem Geist des achtzehnten Jahrhunderts und des äußersten Orientes gezogen, den er in seinen zahlreichen eigenen Schriften und in den mit Jules zusammen verfaßten rekonstruirt hat. Die Frage, die er La maison d'un artiste vorangesetzt hat: warum man nicht die Dinge festzuhalten suchen solle, zwischen denen ein Menschenleben verflossen ist, war die selbe, deren Antwort ihm den Geist des achtzehnten Jahrhunderts erschloß, des künstlichsten, wenn auch nicht künstlerischsten aller Jahrhunderte, das mehr als jedes andere an dem Schmuck des Lebens hing und mit dessen Menschen verglichen die heutigen wie wahre Dickhäuter erscheinen. Goncourt waren seine Sammlungen, was dem Maler seine Studien, dem Musiker die Noten, dem Gelehrten die Bücher sind; er war ein echtes Kind der modernen Geschichtschreibung, die sich nicht mit Daten begnügt, sondern dem Wesen der Zeit nahezukommen sucht. Die maison d'un artiste war einfach sein Atelier, seine Werkstätte, in der er sein ganzes Leben verbrachte; er gehörte zu den Glücklichen, denen die Arbeit zugleich den Genuß giebt. Es ist also nicht seine Schuld, wenn die Pariser aus seinem Milieu die verbriefte Erlaubniß ableiten, sich weiter mit altem Plunder zu umgeben, anstatt mitzuhelfen, der neuen Zeit ein neues Gewand anzuziehen, und daß die nächste Folge des berühmten Testamentes in einer wesentlichen Hausse auf allen Gebieten des Antiquitätentrödels besteht.

Jedenfalls: le geste était beau: gezahlt wurde, wie man es selbst in den Räumen des Hotel Drouot, die schon manchen Schwindel gesehen haben, nicht gewohnt war. Zuerst kam die Hauptsache, die französischen Zeichnungen, unter den Hammer. Die 377 Nummern des Kataloges waren auf 500000 Francs geschätzt und man kann sich denken, daß die Experten nicht zu niedrig gegriffen hatten. Gezahlt wurden 696000 Francs, was ungefähr einer Verdoppelung des reellen Werthes der Sammlung gleich kommt, die ohne den Namen Goncourt mit 350000 Frcs. sehr anständig bewerthet gewesen wäre; die Goncourts selbst sollen die Sachen für etwa 100000 Frcs. gekauft haben. Ganz umsonst haben sie sie also auch nicht bekommen, wenn auch manches Stück für eben so viele Hunderte in ihre Hände kam, wie neulich Tausende dafür gezahlt wurden. Denn allmählich mußten sich die Folgen ihrer Entdeckungen bemerkbar machen, einen Theil ihrer Zeichnungen fanden sie erst, als sie die Preise schon tüchtig in die Höhe getrieben hatten und sich Edmond, der immer der wahre Sammler der Beiden war, nicht entschließen konnte, aufzuhören.

Am Höchsten bezahlt wurden: Boucher, Baudouin, Fragonard, Moreau, Watteau, A. de St. Aubin; und zwar die Nuditäten und die mehr oder weniger obszönen Sachen. Bei den Nuditäten blieb mir die Sache unverständlich. Ein weiblicher Akt von Boucher, der auf 8000 Frcs. geschätzt war, erzielte 18500, ein anderer, der 2000 bringen sollte, brachte 6000; es waren einfache Studien mit guten Fleischtönen, wie sie auch heute noch gar mancher Akademiker fertig bringt. Die galanten Sachen haben keine Preise; ein Baudouin, l'Épouse indiscrète, Expertpreis 12000, brachte 25100 und war es werth: es ist die beste Zeichnung des Künstlers, der so viel gefälscht wird und von dem in Wirklichkeit kaum ein Dutzend gut erhaltener Blätter existirt. Es wäre hart, einer solchen Zeich-

nung vorzuwerfen, daß sie heute ihres obszönen Charakters wegen so theuer bezahlt wurde. Eine eifersüchtige Gattin sieht, versteckt hinter einem Haufen von Matratzen, zu, wie sich ihr Gemahl mit der Kammerkatze zu einigen sucht, die gerade das Schlafzimmer herrichtet. Das ist im Vergleich zu den Sächelchen, an die wir seit Rops, Munch und Anderen gewöhnt sind, recht harmlos. Und es ist wundervoll gemacht. Schon die Techniken, deren sich diese Leute bedienten, die Gouaches Baudouins, die weiche Kreide Bouchers, die fast gehauchte Sepia Fragonards und vor Allem diese Spinnwebenfäden von Bleistift, mit denen Augustin de St. Aubin die graziöseste Perle der Sammlung — „Au moins soyez discret!" — hinzeichnete: alles Das scheint schon im Material den Geist des fröhlichen, leichtsinnigen Jahrhunderts zu haben, in dem die Grazie so geschätzt war wie heute das liebe Geld. Eine wundervolle Reproduktion dieses Au moins .. ist dem Luxuskatalog beigegeben, dem letzten Andenken der schönen Sammlung. Das Bildchen ist nur eine Skizze, die erste Idee einer Zeichnung, sie ist noch im Deshabillé, wie die entzückende Person selbst, die sie darstellt. Eben geht „er" zur Thür hinaus; es war reizend, es war über die Maßen allerliebst, — aber nun kommt ihr die Angst, sie sagt nichts, nur den Finger legt sie an die Lippen: Au moins soyez discret!... Schöne Zeiten, wo man noch so leichten Kaufes davon kam! Und man meint, den Kavalier in der Thür stehen zu sehen, wie er das kleine Persönchen, das sich das Hemdchen, nicht gar zu hoch, auf die Brust preßt, zum letzten Male anschaut. Es war kein Kunststück von den Goncourts, solche Sachen zu lieben. Und manchmal kommt einem ganz leise der ketzerhafte Seufzer, daß es diesen entzückenden Sachen gegenüber, die doch auch von Realisten stammen, von Zeichnern des Lebens, nicht ganz leicht ist, sich mit dem Gedanken zu trösten, daß jedes Jahrhundert die Kunst hat, die es verdient.

Am zweiundzwanzigsten Februar wurden dann die französischen und meißener Porzellane und das Mobiliar der Brüder versteigert. Darunter war wenig ganz Bedeutendes; die Vente brachte 230 000 Frcs. Am achten März begann die Auktion des zweiten Hauptheiles der Sammlung, der chinesischen und japanischen Gegenstände, die eine volle Woche in Anspruch nahm und am dreizehnten März mit einem Gesammtresultat von 237 000 Frcs. zu Ende ging. Vorher war die ganze Sammlung in dem Salon L'Art nouveau Bings, des Freundes des Verstorbenen, ausgestellt, der das ihm testamentarisch anvertraute schwierige Amt des Experten übernommen hatte. Damit waren die Ventes Goncourt noch nicht beendet. In den beiden Wochen vom dreißigsten März bis zum zehnten April sollen die Bücher des achtzehnten Jahrhunderts und die moderne Bibliothek versteigert werden. Später kommen die Gravuren an die Reihe. Dann erst wird der Wille des Verstorbenen geschehen und das ganze Erbe zerstreut sein.

Der japanische Akt der Auktion brachte einige Enttäuschungen. Goncourt hat mit Gonse, Bing und Anderen Japan in Paris — man kann fast sagen: in Europa — eingeführt und war gewissermaßen der literarische Repräsentant dieser Bewegung. Der Nimbus des Japanamateurs war womöglich noch größer als der des Besitzers der besten französischen Zeichnungen; und nach den Beschreibungen in La maison d'un artiste war man jetzt auf besondere Dinge gefaßt. Der Katalog umfaßt in 1614 Nummern alle Kategorien der japanisch-chinesischen Kunst, die Keramik beider Länder, die Arbeiten in Holz, Glas, Perlmutter, Elfen-

bein, die Bronzen und Emailles, Stichblätter, Säbel, Schreibutensilien, Netzkes, endlich Gravuren, Originale und Bücher. Gut war die chinesische Keramik vertreten, sowohl in den glänzend dekorirten Porzellanen des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wie in sehr schönen geflammten Porzellanen aus der Zeit des Young-Tsching, die zu den japanischen Thonwaaren hinüberleiten. Unter diesen gefielen sehr ein paar schöne Theetöpfe, namentlich Ninseï, unter denen ein ganz seltenes Stück war, ein weit ausgebauchtes Trinkgefäß mit einem entzückenden Schilfrohrmuster in sehr feinen grünen und mattgoldenen Tönen auf elfenbeinfarbigem Grund, das für den relativ niedrigen Preis von 480 Frcs. zugeschlagen wurde. Die berühmten Satsumas aus der ersten Zeit brachten nicht ein Zehntel Dessen, was Goncourt dafür bezahlt hat; nur ganz besondere Stücke, wie ein kleiner Koro in Form einer Dose, der 1500 Frcs. brachte, wurden gut bezahlt. Sehr theuer waren die Gegenstände in Bergkristall und Jet, die besseren brachten 1000 bis 1500 Frcs. Unter den Lacken brachte ein prachtvoller Schreibkasten von Korin, mit höchst dekorativen, ganz modernen (etwa belgischen) Motiven in reinen Linien geschmückt, auf den Blätter in Perlmutter aufgelegt sind, 3850 Frcs.; ein Ritsuo-Schreibkasten und ein kleines Möbel je 2050 Frcs.; auch ein paar schöne Inro- und Ritsuo-Medizinbüchsen in kostbarer Ausstattung waren da. Die besseren dieser Stücke sind nicht in dem Buche Goncourts erwähnt, da sie erst nach 1880 in die Sammlung kamen. Manche dagegen, über die Goncourt Wunderdinge schrieb, wie ein Schreibzeug — angeblich von einem der Roninn —, das Hayashi mit Thränen der Rührung an Goncourt verkauft haben soll, brachte 130 Frcs. Sehr mäßig waren die Bronzen. Eine große japanische Vase, die Goncourt, wie er schreibt, zu einer Zeit, wo die Japanliebhaberei noch durchaus nicht Mode war, mit 2000 bezahlte, brachte 290 Frcs. Gut war ein Adler auf einem Felsen als Behälter für Räucherpulver (1150 Frcs.) und sehr schön der Kopf eines Enthaupteten in Form einer Vase (1600 Frcs.). Unter den Säbeln war ein einziges werthvolles Stück, eine ganz einfache, aber entzückende Holzschnitzerei (1550 Frcs.). Die übrigen erzielten durchschnittlich 100 bis 300 Frcs. und waren noch weniger werth. Auch unter den Stichblättern, die mit 50 bis 300 Frcs. bezahlt wurden, war kaum ein gelungenes Stück. Gut waren ein paar Netzkes, namentlich ein winziger Kämpfer in Holz von dem besten Netzkekünstler Gamboun, ein Stück, das bis tausend Francs getrieben wurde.

Der Gesammteindruck der Sammlung war nicht ersten Ranges. Es giebt nicht nur in Paris, sondern auch schon in Deutschland Sammlungen, die nicht so groß, aber besser gewählt sind. Der Geschmack hat sich im Verlauf des Japonismus verschiedentlich verändert, man kann sagen: gebessert. Während man im Anfang, von der Kostbarkeit des Materials geblendet, namentlich Das suchte, was sich dem prachtliebenden Auge ohne Mühe aufdrängt, lernte man nach und nach die aristokratische Einfachheit, die scheinbar primitive Raffinirtheit schätzen, die in Japan selbst als das Höchste der Kunst galt. Der Goncourt, der die prunkenden Porzellane Chinas, die prächtigen Lacke, die glänzenden eingelegten orientalischen Objets sammelte, war der Selbe, der aus dem europäischen achtzehnten Jahrhundert das Beste herauszuholen verstand. In Japan mußte ihm die erste Qualität, d. h. das allerfeinste Genre, das nicht in dem äußerlichen Sinne der altfranzösischen Grazie, sondern mit der ernsten Vornehmheit einer

vieltausendjährigen Kultur geschaffen wurde, entgehen. Andere Sammler stießen, als sie auf den Geschmack dieser erst spät erschlossenen japanischen Werke kamen, ihre Erwerbungen aus früherer Zeit ab; so machten es Bing, Hayashi, Comondo, Manzi, Gonse. Goncourt aber konnte sich nur schwer zu dieser Korrektur entschließen; er war schon ein alter Mann, als die Entdeckung Japans sich zu differenziren begann. Seine Sammlung ist für die Geschichte des Japonismus interessant, nicht aber — oder wenigstens nicht so, wie man dachte — für den Reichthum Japans an vornehmster Kunst maßgebend. Nicht die zum größten Theil für Europa dekorirten bemalten Porzellane Chinas, nicht die luxuriösen eingelegten Objets, nicht die mehr oder weniger mit edlen Metallen und Steinen überladenen Utensilien sind heute die gesuchtesten Gegenstände, sondern Alles, was die intime Kunst der japanischen Aristokraten nur für den streng abgeschlossenen eigenen Kreis geschaffen hat, zum Beispiel jene unübertreffliche Keramik, die der Theeceremonie diente, die auf jedes Muster verzichtet und nur in der Noblesse des Materiales und in dem unvergleichlichen Geschmack bei der Wahl der Glasurfarben triumphirt. Heute zieht der vornehme Sammler einer großen Prachtbronze ohne Bedenken ein kleines Stichblatt, das den Säbel irgend eines Kriegers schmückte, vor, wenn es nur eine reine Zeichnung trägt. Es ist der selbe Geschmack, der auch bei europäischen Stilen nicht die überladene Decadence einer Epoche, sondern ihren reinsten, ursprünglichen Ausdruck bevorzugt.*) Dieser Geschmack konnte sich bei der überraschenden Vielseitigkeit der japanischen Kunst, die selbst in den minderwerthigen Sachen immer ein gewisses Niveau bewahrt, das unvergleichlich höher ist als bei der europäischen Kunst, nur langsam entwickeln. Wir mußten zuerst das Fremdartige der Kultur, die ethnologische Seite, überwinden, um das Aesthetische erschöpfen zu können.

Goncourt schrieb sein Buch La maison d'un artiste im Jahre 1880. Damals war der weitaus größte Theil seiner Sammlung schon vorhanden. Erst nach dieser Zeit aber hat der Japonismus jene nicht in die Breite, sondern in die Tiefe gehende Ausdehnung erfahren; die durch Qualitäten ausgezeichneten Sammlungen sind in den letzten fünfzehn Jahren entstanden. Erst in dieser Epoche hat man auch den Unterschied zwischen Neu und Alt, der bei Japan nicht weniger wesentlich ist als bei irgend einem anderen künstlerischen Sammelobjekt, mit aller Schärfe erfaßt. Man weiß heute, daß nicht der hundertste Theil der Bronzen, die in den Anfangsstadien des Japanimportes die Gemüther in Europa begeisterten, echt ist, und man hat, was viel mehr ins Gewicht fällt, die Qualitätunterschiede zwischen Altem und Neuem gefunden. In der Schätzung der Gravuren, dieser künstlerischen Kategorie Japans, hat eine vollständige Revolution stattgefunden. Im Anfang lebte man nur für die abgenutzten Drucke. Je matter die Farben, je undeutlicher die Konturen, um so höher der Werth. Der Zauber der Farben war gegenüber allen europäischen Gravuren selbst bei diesen

---

*) Freilich spielt hier die Mode eine kaum zu schätzende Rolle. Der sehr geschickte Händler Hayashi hat dem Louvre eine Sammlung von Stichblättern geschenkt. Seitdem will natürlich jeder Japansammler die selben Modelle haben. Wie weit dabei der Geschmack oder die Folge eines glücklichen Händlerkniffes mitspielt, bleibe dahingestellt.

Exemplaren noch so groß, daß man sich nichts Besseres denken konnte. Und ein Wenig unterlag man auch jener verrückten Anschauung, die sich einbildet, Das, was die Zeit, der Zufall, aus Kunstwerken macht, sei das Wesentliche. Das änderte sich, sobald Drucke herüber kamen, die in tadelloser Erhaltung die Absichten der Künstler zeigten; erst da lernte man Harunobu, diesen Botticelli der Japaner, Utamaro, Hieroshige und die anderen glänzenden Techniker wirklich schätzen. Man kam auch auf den Unterschied zwischen alten Abzügen und neuen Drucken von alten abgenutzten Platten, — und da erst begann der wirkliche Markt, der solche Unterschiede mit Differenzen von 10 bis zu 2000 Francs für die Gravuren der selben Platte bewerthet.

Goncourts Sammlung illustrirte diese Geschichte, und zwar, wie nicht verschwiegen werden darf, in wesentlich negativer Form. Außer ein paar guten Büchern von Hok'sai und Utamaro waren wenige Drucke da, die allerersten Ansprüchen genügten. Zu den wenigen gehörte das bekannte Triptychon von Utamaro, „Die Muschelfischerinnen", das 1300 Francs erzielte. Ein nach meiner Ansicht moderner Abdruck des schönen „Kintoki an der Mutterbrust" wurde mit 400 Frcs. zu theuer bezahlt. Im Allgemeinen litten die Preise, weil die meisten Drucke durch schlechtes Aufkleben entwerthet waren. Der Mangel an guten Drucken mußte gerade bei dem Verfasser der Bücher über Utamaro und Hok'sai auffallen.

Dies Urtheil läßt sich cum grano salis auf die ganze Japan-Sammlung Goncourts übertragen, die wohl gute Stücke, aber nicht jenes sichere Durchschnittsniveau aufwies, das gute Sammlungen kennzeichnet. Daß trotzdem im Durchschnitt sehr hoch bezahlt wurde, ist kein Wunder. Die Sachen hätten noch wesentlich schlechter sein können, ohne die Leute abzuhalten, sich notorische Stücke aus der berühmten Sammlung zuzulegen, die noch dazu in einem berühmten Buch beschrieben sind. Alle Tage der Vente waren gut besucht; unter dem pariser Publikum überwogen die jungen Sammler wie Vever, die alten hielten sich auffallend zurück. Der junge Hugo, Montesquiou und ein paar andere vornehme Literaten jüngsten Genres sorgten getreulich für den Sammlerruhm ihres verstorbenen Kollegen. Unter den Fremden war Deutschland am Zahlreichsten vertreten; der unermüdliche Brinckmann aus Hamburg fischte sich für sein Museum geschickt ein paar schöne Stücke heraus, auch G. Oeder aus Düsseldorf, der Besitzer einer unserer besten Sammlungen, Lessing, Professor Grosse aus Freiburg und natürlich Pächter aus Berlin betheiligten sich bei einzelnen Kategorien.

Sicher war es eine der interessantesten Auktionen orientalischer Kunst, die jemals in Paris stattgefunden haben. Ob alle Käufer, von denen sich manche übrigens auf höhere Preise gefaßt gemacht hatten, dauernd selig bleiben, ob das Stichwort „Erworben bei der Vente Goncourt", das nun in den bleibenden Besitz der pariser Händler übergeht, Kraft behält, — Das wird man abwarten müssen. Jedenfalls schmälert diese Frage nicht den Ruhm der Goncourts, auf vielen Wegen in neue Gebiete künstlerischen Genusses die Ersten gewesen zu sein.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Aus dem Kursparadies.

Auch der Kurszettel hat sein Märchenreich. Das sind die Gebiete, wo die Alltagswirklichkeit aufhört und Fabelpreise zu erblicken sind, die auf Dividenden im Umfange eines kleinen Vermögens schließen lassen. Die Wunder der Auerlicht-Aktien mit ihren 130 und 100 Prozent Dividende sind hinlänglich bekannt. Handelsredakteure, die vom harmlosen Publikum Jahre lang angestaunt wurden, haben seit der Kurssteigerung unermüdlich gewarnt, gewittert, verdächtigt, — bis endlich selbst dem gläubigsten Abonnenten klar werden mußte, daß man es bei Auers Gasglühlicht wirklich mit einem bedeutsamen industriellen Fortschritt zu thun habe. Seitdem ist das Publikum gegen die Haltung eines wichtigen Theiles der Börsenpresse im Punkt unserer Industrie mißtrauisch geworden. Doch müssen wir viel weiter zurückgehen, um den Ausgangspunkt für zahlreiche Werthe zu finden, die heutzutage sehr oft auf der Basis des immer tiefer sinkenden Zinsfußes notiren. Spinnerei-, Eisenbahn- und Gasaktien, die drei größten Zeugen des Aufschwunges in diesem Jahrhundert, haben ihre größten Zeiten hinter sich. Unter den Bahnen ragt nur noch eine, die österreichische Ferdinand-Bahn, hervor; der Kurs ist 3400 für 1000 Gulden, bei einem Aktienkapital von 78 Millionen, dem noch an Prioritäten 158 Millionen vorangehen. Die Konzession ist — echt österreichisch — noch im Jahre 1886 bis 1940 bezw. 1983 erneuert worden. Die Aktien sind im Besitz der Rothschilds und anderer alten Häuser und der Gewinn war seit der Gründung vor einundsechszig Jahren recht hübsch. Ein Papier größten Stiles sind Suez-Aktien geworden, an deren Riesensteigerung D'Israeli, als er den Besitz des Khedive auffaufte, gar nicht denken konnte; der Kurs ist jetzt etwa 3200 für 500 Frcs., bei Theildividenden bis zu 53 Frcs. Noch reizvoller nehmen sich die Gründerantheile dieser Gesellschaft aus, die ehemals nur in 1000-Stücken vorhanden waren und bis zu 100 000 Frcs. bewerthet wurden; um sie marktgängig zu machen, zerschlug man später die 1000- zu 40 000-Stücken.

In Paris notiren noch besonders hoch die Aktien der Eaux de Vichy mit 4200 für 500, der Benediktiner mit 3780, der berühmten Küchen von Duval mit 3300 für 500 und einer Dividende von 55 Frcs., ferner die Châlets de Nécessité zu 1430 mit 40 Frcs. Dividende, das Petit Journal zu 1200, bei einem Ertrag von 61 Frcs.; dagegen notiren Figaro-Aktien bei 31 Frcs. Dividende mit nur 965 und der Allerweltbazar Printemps mit nur 760 für 500, bei 30 Frcs. Dividende. Auch Auers Glühlicht, das in pariser Läden die Elektrizität vielfach verdrängt hat, kommt nicht über 800 Frcs. Unter den interessanten londoner Aktien seien hervorgehoben: die Gordon Hotel-Aktien, die für 10 Pfd. 22 stehen, die Earated Bread Co., ein Unternehmen mit vielleicht über hundert Filialen, wo man gut und billig frühstücken kann; der Kurs der Einpfundaktie ist etwa 12 Pfd.; eine Zeit lang zahlte man die Dividende gern in neuen Antheilen aus, dann gab es 6 Shilling baar und eine neue Aktie auf fünf alte. Von den dortigen Wasserwerken datiren einige noch aus Jakobs Zeit und bleiben deshalb der Kursoberfläche fern. Aber da sind New River, die für 100 Pfund etwa 420 notiren, ferner Kent Waterwork und Chelsea mit ca. 330 für 100 Pfd. Kluge deutsche Bankiers haben sich für diese Spezialitäten früh mit Erfolg interessirt.

Von Minen ist die größte, die berühmte El Callao in Venezuela, erschöpft;

höchster Kurs war 45 Pfund für die Aktie von 1 Pfd.; die Dividende betrug oft 40 Pfd. Wichtig für die Spekulation war auch die Broken Hill Silber-Mine in der Union. Was das dortige große Kupferbergwerk Kalumet & Hekla betrifft, so stehen die Aktien zwar 370 für 25 Dollars, aber sie sind gar nicht zu haben. Von den südafrikanischen Goldshares ist hier oft genug gesprochen worden; das beste — weil am Leichtesten verkäufliche — dieser Papiere, Randmines, wird bekanntlich für lange Zeit überhaupt nichts vertheilen. Am Besten rentirten noch Robinsons, die außerdem den großen Kursvortheil für sich hatten, das erste afrikanische Minenpapier in Paris zu sein. Interessant ist auch die London South African Exploration Co.; auf diese Landaktie sind bisher 8 Shilling eingezahlt, der Preis hat bereits 15 Pfd. erreicht und steigt jetzt wohl jährlich um 1 Pfd. Die Dividende beträgt etwa 16 Shilling. Auf diesem Grundbesitz ist nämlich die Stadt Kimberley entstanden.

Von unseren eigenen Bergwerken ist zunächst die Aachener Eisenhütte zu nennen, die 8700 für 1000 Mark notirt, bei 300 Mark Dividende; seitdem sie mit Hochöfen in Luxemburg fusionirt ist, notiren die Aktien nur in Brüssel, trotzdem sie zum größten Theil in Aachen liegen, wo man sich lange mit 25 Prozent Dividende „begnügen" mußte. Auch die Aktien der Burbacher Hütte bei Saarbrücken gravitiren nach Brüssel und bei einem Kauf kann es auf 50 Prozent nicht ankommen, da sonst kaum ein Abgeber da sein dürfte. Die Ilseder Hütte, die diesmal auf 4½ Millionen 53⅓ Prozent ausschütten kann, hat sich bis zum Entstehen des Entphosphorungverfahrens bekanntlich lange quälen müssen. Das Arenberger Bergwerk, das mit seiner vorzüglichen Kohle 40 Prozent Dividende ergiebt, notirt über 700. Sachsen hat eine Reihe höchst achtbarer Montanwerthe. So notirt die Zwickauer Bürgergewerkschaft 3970 für die Aktie. Zwickau-Oberhohndorf notirt 3950 für das Stück von 330 Mark; die letzte Dividende betrug 200 Mark. Auch die Braunkohlen-Aktien, wie Prehlitzer und Meuselwitzer, scheinen gut vorzuschreiten. Und doch gab es eine Zeit, wo man den Leuten gern umsonst ihre Oefen für Braunkohlenheizung umgeändert hätte, weil dann kein anderes Brennmaterial mehr möglich war. Daß Mansfelder Kupferschiefer noch 970 steht, ist wohl das Verdienst der festen Hände, in denen diese Werthe liegen.

Lehrreich ist oft auch Geschichte unserer Kuxe. Zuerst werden die Konzessionen in der Nähe von Kali- oder Kohlenlagern erworben. Dann beginnen die Bohrversuche und man verkauft Bohrantheile. Hierauf wagt man den Schachtanbau und die Gewerkschaft entsteht. Von theuren Kuxen seien erwähnt: Seltzer und Neuack (westfälische Kohle), die 50 bis 60 000 Mark kosten; Centrum etwas über 14 000; Ewald über 18 000; Graf Bismarck, wo der Preis einst 4000 war, notirt mit seiner guten Gaskohle 35 500 Mark bei nur 1500 Mark Ausbeute. Heute, wo dreiprozentige Reichsanleihe fast pari steht, kapitalisirt man selbst die doch riskanten Kuxe mit fünf Prozent, während man früher auf mindestens acht Prozent rechnete. Zu den besten dieser Werthe zählte man früher Konsolidation, deren Antheile 35 000 Mark kosteten und dann, nach der Zerlegung in Tausendstel, 16 000 standen, bis endlich die Berliner Handelsgesellschaft aus der Gewerkschaft ein Aktienunternehmen machte. Kaiseroda, eine Finanzirung von Eltzbacher in Köln, notiren jetzt 2000 und waren früher wegen der Wasserzuflüsse auf 1300 herunter. Auch die großen Kaliwerke, wie Aschersleben und Westeregeln, waren einst nur Gewerke. Die Kuxe der Hercynia, die 1400 Mark Ausbeute hatten

und zuletzt 200 Mark als Weihnachtgeschenk vertheilten, stehen 19000; vor zehn Jahren war der Preis noch 6500. Die Gründer waren Professor von Kauffmann und Bankier Kappel in Berlin, die durch den Verkauf dieser Kalikuxe große Vermögen erwarben. Später trat noch der Möbelhändler Pfaff als Hauptaktionär hinzu. Neustaßfurt stehen 24500 bei einer Ausbeute von 2000 Mark. Wilhelmshall, vom Dr. Sauer in Köln unternommen, kosten 13900 und gaben zuletzt 810.

Sehr hoch stehen bekanntlich in vielen Ländern die Versicherung-Aktien. Von den englischen seien hier erwähnt: die Alliance, deren mit 44 Shilling eingezahlte Aktien 10 Pfd. steht, die Law fire mit 18 Pfd. für $2\frac{1}{2}$ Pfd., die London Assurance für 12 Pfd. 60 Pfd. und die Norwich Union für 12 sogar 120 Pfd. Alle diese Aktien würden noch höher stehen, wenn die Gesellschaften limited wären; so aber könnte für die Aktionäre doch immerhin noch eine gewisse Verantwortlichkeit eintreten. Dagegen stehen die französischen Versicherungsgesellschaften einfach unter dem Aktiengesetz und profitiren ihrem inneren Werth nach von ihren ausgedehnten Anlagen in pariser Grundbesitz. Es giebt dort Versicherung-Aktien, deren Zeichner einst 1500 Frcs. in Rente nur zu deponiren brauchten, auf die niemals eine Einzahlung verlangt wurde, und die heute 35000 stehen. Wenn sich der Kurs immer nach der Dividentenvertheilung richtete, so müßten die deutschen Versicherung-Aktien weit höher stehen. Die Aachen-Münchener gab 330, die Magdeburger Feuerversicherung 300, die Thuringia 140, die Kolonia 360, die Dresdener Transportversicherung 225, die Elberfelder Feuerversicherung 270. Am Höchsten bewerthet sich wohl die Aktie der Leipziger Feuerversicherung, deren Dividende in den Jahren 1895 und 1896 720 und 800 Mark auf die Aktie betrug.

Unter den Brauereiwerthen ragen in Deutschland die Aktien des Dresdener Felsenkellers hervor, die zwischen 30 und 20 Mark tragen und etwa 500 Mark notiren; die Genußscheine stehen circa 1000. Im Allgemeinen scheinen überhaupt die Brauereien Sachsens höher zu rentiren als die berühmteren Bayerns. Wie viel in Berlin einst Patzenhofer gab, ist bekannt. In London geben Guines bei einem für unsere Verhältnisse ganz fabelhaften Aktienkapital nicht weniger als 560 für 100 Pfd. Neuerdings hat auch die Deutsche Bank bei einer Brauerei in Bogota den Antheilbesitzern zehn Prozent für zehn Jahre garantirt.

Ein paar Spezialitäten will ich noch aufführen. So die Gummi- und Kautschuk-Fabrik in Hannover, die bei 55 Prozent Dividente Alles bis auf eine Mark heruntergeschrieben hat. Nestles Kindermehl, ein schweizer Unternehmen, steht circa 35000 für die Aktie zu 5000 Frcs.; die Sache gilt noch immer als aussichtvoll, trotz allen Nachahmungen. Eine Kammgarnspinnerei in Malmesbach (Elsaß) hatte Jahre, wo die Aktie von 5000 120 Frcs. trug und 45000 stand; inzwischen haben sich aber auch die Verhältnisse dieser Industrie verschoben. Berühmt sind die Deli-Aktien; es handelt sich dabei um große Tabakgesellschaften auf Sumatra und Java. Sie konnten ihr Kapital bis auf 1 fl. herunterschreiben, sind dabei noch im Besitz einer Reserve von $1\frac{1}{2}$ Millionen und vertheilen jetzt jährlich bis zu 100 Prozent; Kurs 8620 für 1000 fl. Mit Kaffeeaktien ist nicht zu prunken. Dagegen geht eine Dordrecht-Java-Petroleumgesellschaft so glänzend, daß ihre Aktien 800 stehen. Sehr gut stehen Billiton Zinn-Aktien; es werden etwa 100000 Picols Zinn produzirt à 35 bis 40 fl.; der frühere Preis war aber schon 100 bis 120 fl. Quecksilber-Aktien giebt es nicht; Rothschild hat die Gruben.

Pluto.

Arton.

Vier entthronte Herrscher, so wurde auf den Boulevards von stolzen Parisern schmunzelnd neulich erzählt, weilen jetzt trauernd als Gefangene im weiten Gebiet der französischen Republik. Dinah-Salifu, der neben der rue du Caire ein angestaunter clou der letzten Weltausstellung war, sitzt noch immer in Senegal; N'ham-Ghi, der besiegte König von Annam, fristet in Algier ein kärgliches Dasein; der böse Behanzin ist aus Dahomey nach Martinique geschleppt worden; und Ranavalo die Dritte, Madagaskars ewig brünstige Herrscherin, hat das Machtgebot des Generals Gallieni vor ein paar Wochen nach der vulkanischen Insel La Réunion verbannt. In diesen vier farbigen Gestalten verkörperte sich einst eine recht ansehnliche Monarchenmacht; alle Vier aber schrumpfen zusammen, wenn man sie dem fünften gefangenen Souverain vergleicht, den der Boulevardwitz bei der Addition vergessen zu haben scheint: dem weltberühmten Herrn Arton, der durch ein eingeschmuggeltes kleines t darüber zu täuschen sucht, daß er aus Arons ehrwürdigem Hause stammt und den der Untersuchungrichter Le Poittevin jetzt gegen alle Anfechtung so zärtlich hegt, wie von den dunklen Despoten aus Asien und Afrika gewiß Keiner gehätschelt wird. Er ist ganz besonderer Rücksicht auch würdig, denn er gehört der ruhmreichen Dynastie an, die seit manchem Jahrzehnt schon Europa und ein hübsches Stück von Amerika regirt und sich auch der übrigen Erdtheile sicher liebevoll annehmen wird, sobald da etwas Erkleckliches mühelos zu verdienen ist. Diese im Gotha nicht verzeichnete Dynastie legt auf Aeußerlichkeiten keinen Werth; den ihr Angehörigen ist es nicht, wie sonst wohl den protzigen Parvenus, um den Schein zu thun, um funkelnde Kronen, Purpurmäntel, kirchlichen Segen und weltliche Ehren, — nein: sie herrschen ganz heimlich, prunken mit ihrer mählich errafften Macht nicht im hellen Tageslicht und haben von ihren Ahnen, den Louisphilippisten, gelernt, daß im Dunkeln am Besten munkeln ist. Deshalb sind sie auch nicht machtlos, wenn die Freiheit der Bewegung ihnen genommen wird. Und deshalb ist Arton, wie Bonaparte, selbst als Gefangener noch eine Großmacht, mit der man rechnen und vor deren stillem Walten man zittern muß.

Er hat, so lange er auf der Höhe des Daseins stand, keinem Gelüsten die Sättigung versagt. Er gab im Grand-Hôtel Feste, die 300 000 Francs kosteten und von denen die Boulewardwelt volle drei Tage sprach, — was im fieberhaft schnell lebenden Paris schon Etwas bedeuten will. Er verfügte über die schönsten und frechsten Weiber, immer über ein Dutzend zugleich, und berühmte Schauspielerinnen waren höchlich geehrt, wenn der umworbene Pascha ihnen das parfumirte Schnupftuch zuwarf. Man hat ihn deshalb, mit einem seit den Tagen des Bel-Ami beliebten Ausdruck, einen homme à femmes genannt, einen Liebling der Weiber von der Gattung, wie Bourget sie in der Physiologie der modernen Liebe beschreibt. Das stimmt doch wohl nicht ganz. Wahrscheinlich waren die Holden, die Arton mit seiner Gunst beglückte, von dem Reiz seiner Liebkosungen nicht allzu entzückt und hießen den grauen Sünder

in stillen Stunden am Ende gar „ein altes Ekel". Aber die Zeit der Grisetten, die sich in Mussets und Murgers Tagen nach Lust und Laune verschenkten, ist längst dahin, heutzutage wollen die kleinsten Buhlerinnen sogar eine luxuriöse Einrichtung und ein stattliches Gespann haben und ein Spötter hat Candides geflügeltes Wort treffend in den neuen Spruch umgeprägt: Tout est pour le vieux dans le meilleur des demi-mondes. Man will doch leben, zur guten und besten Gesellschaft gehören, mitmachen, was der Tag bietet, bei Worth arbeiten lassen und in eleganter Equipage über den Boulevard rollen; da bleibt für den Herzallerliebsten höchstens der Jockeyplatz auf dem Bock. Die heißen Jungen, die so angenehm lieben können, haben gewöhnlich kein Geld oder sind, wenn sie den gleißenden Schatz haben, noch von der Eitelkeit besessen, uneigennützig geliebt zu werden, um ihrer reizvollen Ephebenpersönlichkeit willen. Ein Dämchen, das in Ruhe was Gutes schmausen mag, muß sich an die Alten, die Häßlichen, halten, die dreitausend Francs für den Monat geben — wenn sie sehr alt und sehr häßlich sind, manchmal auch noch mehr —, und für das Privatbedürfniß gieriger Sinne die gestohlenen Stunden benutzen, die der michet sérieux den Geschäften zu widmen pflegt. Das ist des Landes so der Brauch, in Berlin wie in Paris, und so wird es gewiß auch mit den galanten Aventiuren des ehrenwerthen Arton gewesen sein. Ihm standen alle Boudoirthüren offen, selbst die vornehmsten, weil er, wie echte Prinzen aus Genieland, baar zahlte, meistens wohl praenumerando, und weil er immer allerlei nette Feste gab, bei denen die Houris Gelegenheit fanden, den Kundenkreis vortheilhaft zu erweitern. Und dem glücklichen Serailherrscher lag wohl weniger an der Stillung später Lüste als an dem stolzen Gefühl, vor der Welt mit seinen Liebschaften prunken zu können. Die Renommirmaitresse ist schon längst keine Ausnahmeerscheinung mehr. Es macht sich, namentlich für einen Alten, gut und stärkt das Vertrauen, wenn er zeigen kann, zu welchen Preisen er Frauenfleisch einzuhandeln vermag, und es war für einen Geschäftsmann von den vielseitigen Verbindungen Artons unbedingt nöthig, den Freunden und Berufsgenossen stets eine Kollektion des Allerfeinsten und Allertheuersten vorzusetzen, gut gepflegte, mondän duftende Mädchen mit kostbarem, künstlerisch getönten Unterzeug und den verruchten Buhlkünsten gedrillter Hetären. Das gehörte zur Repräsentation, zum Amusement der Opfer, die, während sie verliebt girrten und gierten, in aller Behaglichkeit ausgeplündert werden konnten. Wer weiß, ob dieses wüste Treiben dem Arrangeur selbst immer Spaß machte, ob es ihm lieb war, daß jeder Schlachttag seines bewegten Lebens als Sacratissima Veneris Dies schloß? Ein Mensch, der von einer großen Leidenschaft ganz erfüllt ist, pflegt anderen Leidenschaften nicht unterthan zu sein. Artons einziges Sinnen und Trachten galt dem Geld und der Macht, die das Geld auch dem schmutzigsten Schächer verleiht. Er war der Fleisch gewordene Kassenschein; überall, in den Taschen, im Cigarettenetui und im Hutfutter, hatte er Scheine und Checks, sie rieselten, wie ein feiner Regen, von seiner schwärzlichen Gestalt herab und man konnte kaum in seine Nähe kommen, ohne einen werthvollen Fetzen

zu erwischen. Was war diesem vergötterten Nabob, der doch nur einer von den Gehilfen des Barons Reinach war, ein Bankbilletthaufe, den er einer Courtisane hinwarf? Und welche Wonne konnte dem Allmächtigen noch der bezahlte Kuß einer Dirne gewähren, die aus der Portierloge sich langsam zur gesuchten Liebespenderin heraufgearbeitet hatte und nun über Leichen schritt, um den Platz zu behaupten?

Er kannte andere Freuden, stillere, schärfer getrüffelte. Wenn er als Triumphator durch die Straßen fuhr und ringsum die Hüte gelüftet wurden, wenn er ins Theater kam und die Träger der größten Namen sich an ihn drängten und nach einem Händedruck langten, dann fühlte er die beseligende Herrscherwonne der Macht und konnte leise kichernd die Häupter der Lieben zählen, denen sein Wille gebot. Er hatte sich für seine Operationen das interessanteste Schlachtfeld ausgesucht: das Parlament. Mit Kleinigkeiten gab er sich nicht ab; mochten Andere, die Kleinen von den Seinen, schmierige Journalisten kaufen und hitzig um den Tarif der publicité schachern: er wirkte im Allerheiligsten, im sanctuaire des lois. Da, unter den Gesetzgebern, war sein Bereich, da fing er für Lesseps und Reinach mit Scheinen und Checks flink die armen Seelen und regirte sacht die Bourgeoisrepublik. In allen Parteien sicherte er sich seine Leute, bei den Opportunisten wie bei den Sozialisten, denn man konnte ja nie wissen, wer morgen am Ruder sein würde, — und er muß unbeschreiblich vergnügte Stunden erlebt haben, wenn er die Recken, die als bestochene Wichte auf seiner Liste standen, so mannhaft für Freiheit und Fortschritt und Volksrechte auf der Tribüne donnern hörte. Naquet und Rouvier, Clovis Hugues und Henry Maret, Burdeau sogar, der Unbestechliche, Makellose: er hatte sie, so scheint es nach dem letzten Bericht, Alle gewonnen. Wie es ihm gelang? Kluge Männer zerbrechen sich darüber den Kopf und möchten, um Klarheit zu haben, nach neuer Kriminalistenmode die reconstitution de la scène im Palais-Bourbon veranstalten. Als ob der zweifelnden Frage die Antwort gar so schwer zu finden wäre! In einer Gesellschaft, deren einziger Werthmesser das blanke Geld ist, wird es immer eine Meute geben, die für Geld zu Allem bereit ist, und der Verführer wird leicht ans Ziel kommen, auch ohne ein begnadetes Genie zu sein. Wie in Monarchien alle strebsamen Pflanzen nach dem Sonnenglanz der Majestät lechzen, so dürstet in Plutokratien das dürre Gesträuch nach dem befruchtenden Goldregen, dem Danae einst den Schoß öffnete. Artons Mühe war gewiß nicht groß: er fing die Deputirten und Senatoren, wie er die Freudenmädchen gefangen hatte.

Er muß sich nicht gelangweilt haben, — auch dann noch nicht, als die Herrlichkeit jäh zu Ende ging. Zuerst die Operettenirrfahrt durch Europa, die ihm die erwünschte Gelegenheit gab, alte Freunde zu besuchen und neue Beamte, die ihn und seine Kunst noch nicht kannten, mit kleinen Beträgen zu bestechen; dann der Aufenthalt im dunkelsten London, wo er wahrscheinlich mit dem Meister Cornelius Herz traute Zwiesprache pflegen konnte; und endlich die prickelnden Sensationen des Prozesses. Ihm muß, als er nach Paris gebracht wurde, zu Sinn gewesen sein wie Einem, der Jahre lang Schätze aufgestapelt hat und sie nun endlich

genießen darf. Zwar: mit der Freiheit, den kleinen Mädchen und dem üppigen Leben wars einstweilen vorbei, Das wußte der Schlaue; jetzt aber konnte er sich an anderen, nicht minder wonnigen Empfindungen rösten. Die ganze wackere Schaar, die vor ihm gedienert und seit dem schwarzen Panamatage ihn dann, wie einen verpesteten Leichnam, auf den Schindanger geworfen hatte, war ihm nun verfallen: er brauchte nur sein Checkbuch zu öffnen und die Tribunen folgten ihm vernichtet ins Zuchthaus. Man bot ihm 150000 Francs für das geheimnißvolle, fast schon mythisch gewordene Buch, — aber was war diese Läpperei im Vergleich mit dem hohen Genuß, der des Gefangenen harrte? Er kennt die Kammer, kennt Herz und Nieren der Deputirten, weiß ganz genau, wie Viele von den Erwählten der Nation seit Wochen und Monaten in bleichem Entsetzen schlotternd die Stunde erwarten, wo er sprechen würde, — und er schob, wie ein lüsterner Gourmet, dem für eine besonders leckere Mahlzeit noch der rechte Appetit fehlt, das süße Nachegericht immer wieder hinaus: es sollte erst aufgetragen werden, wenn ihm schon das Wasser im Munde zusammenlief. Nach und nach, ohne jede Ueberstürzung, werden auf sein Geheiß jetzt die Opfer, die er verdammt sehen will, aufgerufen — der Galgenhumor hat an Müllers berühmtes Bild l'Appel des Victimes erinnert —, langsam rollt von Mazas ein Karren nach dem anderen herbei und im Gefängniß reibt inzwischen der Beweger dieser Welt die fettigen Hände und denkt grinsend der grausen, schreckenden Macht, die er noch heute besitzt und die ihm gestattet, mit einem Wort die stolzen Herren von gestern in den gähnenden Abgrund zu stürzen... Der Chansonnier Couyba, der unter Hutmachern, Friseuren, Kanonenmenschen, Kneipwirthen und Vaudevillisten hochgemuth in der Deputirtenkammer sitzt, sollte diese moderne Heroengeschichte zu einem Couplet dichten; er könnte mit Stances à Arton noch mehr Erfolg haben als mit den Stances à Manon, denen er seinen Gassenruhm, sein Vermögen und seinen Abgeordnetensitz dankt. Im Gefolge der alten Könige schritt der Sänger einher; die Gerechtigkeit fordert, daß auch dem neuen König von Geldes Gnaden der preisende Barde nicht fehlt.

Arton ist ein König, ist ein Sprößling der Dynastie, die heimlich heute alle Kulturländer beherrscht. Sie gönnt den Monarchen und Präsidenten ihr helles Reich und heischt kein öffentlich anerkanntes Königsrecht, aber sie hat sich das weite Gelände vorbehalten, in das kein Sonnenstrahl dringt und in dessen bergendem Dunkel man doch so behaglich handeln und wandeln kann. Da thront sie in nächtiger Majestät, von da aus bewegt sie unsichtbar die sichtbare Welt. Mitunter wird, in Frankreich, Ungarn oder auch Deutschland, einer ihrer Sprößlinge hinter Schloß und Riegel gesperrt und in der gekrönten Gaunerfamilie entsteht für ein paar Tage eine arge Panik; aber das Entsetzen dauert nicht lange und die noch nicht ertappten Agnaten sorgen dafür, daß der Unglückliche nicht allzu viel auszustehen hat. Und während Alles wieder zur alten Ordnung zurückkehrt, heulen die Artons, die noch auf freiem Fuße sind, durch alle Gassen, daß dem liberalen Bürgerthum in Stadt und Land die Stellung immer noch nicht geworden ist, die ihm schon längst doch gebührt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 10. April 1897.

Die verbotene „Zukunft."

Am vierundzwanzigsten März dieses Wonnejahres hat, so las man neulich in den Zeitungen, die Königliche Eisenbahn=Direktion in Elberfeld an die Bahnhofsbuchhandlungen ihres Bezirkes die folgende Verfügung erlassen:

> „In der letzten Zeit hat die in Berlin erscheinende Wochenschrift ‚Die Zukunft' wiederholt anstößige, seichte und Aergerniß erregende Artikel veröffentlicht. Sie werden daher veranlaßt, Anordnung dahin zu treffen, daß das öffentliche, in die Augen fallende Ausstellen der Wochenschrift und jede sonstige Reklame zur Feilhaltung derselben durch die Bahnhofsbuchhandlungen unterbleibt."

Als ich diesen Ukas, den liebenswürdige Leute mir in etwa fünfzig Exemplaren ins Haus zu senden die Güte hatten, las, fiel mir, neben dem spaßhaft hochfahrenden Ton, zunächst die gräuliche Mißhandlung der deutschen Sprache auf. Muß es, so dachte ich, denn immer das Vorrecht der preußischen Bureaukratie bleiben, das schlechteste Deutsch zu schreiben, und wäre es nicht möglich, wenigstens den Beamten, die sich keck unterfangen dürfen, in literarischen Dingen das Wort zu führen, Wustmanns kleine Grammatik des Falschen, des Zweifelhaften und des Häßlichen auf den grünen Tisch zu legen? Wenn sie, statt sich über ihrem Verständniß völlig entrückte Leistungen dreist ein Urtheil anzumaßen, dieses Buch mit der emsigen und bescheidenen Aufmerksamkeit läsen, die ihre recht häufig beschämend lückenhafte Bildung ihnen zur Pflicht machen sollte, dann würden sie, nach anderen nützlichen Regeln, auch die Sätze finden: „Zu den entsetzlichsten Er=

scheinungen unserer Schriftsprache gehört der alles Maß übersteigende Mißbrauch, der mit dem Fürwort derselbe, dieselbe, dasselbe getrieben wird. Könnte man unserer Schriftsprache diesen Bleiklumpen abnehmen, schon dadurch allein würde sie Flügel zu bekommen scheinen. Der Mißbrauch dieses Fürwortes gehört zu den Hauptkennzeichen jener Sprache, die man neuerdings so treffend als papiernen Stil bezeichnet hat." Da die sich schätzenden Herren aber sehen, daß man, ohne unsere größten Dichter zu kennen, in Preußen Minister und, ohne einen sauberen Satz zu Stande zu bringen, im preußischen Deutschen Reich Staatssekretär und Kanzler werden kann, so werden sie sich wohl kaum besondere Mühe geben, das klägliche Niveau ihrer sprachlichen und literarischen Bildung „baldthunlichst", wie sie zu schreiben pflegen, zu erhöhen. Nur dürfen sie dann auch die ganz ergebene Mittheilung nicht übel aufnehmen, daß ihre Urtheile über literarische Leistungen auf gebildete Leute komisch wirken, — wie jedes Erdreisten, über Dinge mitzureden, von denen man keine Ahnung hat. Ob die in der „Zukunft" veröffentlichten Artikel, deren Verfasser es am Ende ja auch bis zum Geheimrath gebracht hätten, dem Durchschnittsverstand der Eisenbahn-Bureaukratie gefallen, ob sie ihm „seicht," „anstößig" oder „Aergerniß erregend" scheinen, Das hat für mich ungefähr das selbe Interesse wie das aus der Tiefe des Gemüthes geschöpfte Urtheil eines Gepäckträgers über die Genealogie der Moral oder über die Sanskritliteratur. Ich nehme gern und dankbar jede Belehrung an, die von sachverständigen Leuten kommt; die Räthe und Assessoren aber, die keine Seite von sich geben, keine Fahrplanänderung anzeigen können, ohne die abscheulichsten Stilstümpereien zu leisten, können mir als Lehrer und Wegweiser wirklich nicht imponiren. Sollte unter den Mitarbeitern der „Zukunft" aber sich Einer beleidigt fühlen, weil die hier veröffentlichten Artikel von der braven elberfelder Behörde in schönem Selbstbewußtsein „seicht" genannt werden, oder sollte unter den Lesern da oder dort Einer fragen, warum gerade die „Zukunft" neben der tiefen Weisheit des Berliner Tageblattes, des Lokalanzeigers und ähnlicher Wertheimereien, die auf den Bahnhöfen in Ballen verkauft werden, denn gar so seicht erscheint, dann mögen sie zur Beruhigung einen anderen Eisenbahn-Ukas lesen, dessen Abschrift mit dem Aktenzeichen vor mir liegt und der so lautet:

> „In der Anlage geben wir Ihnen zwei von den uns s. Z. zur Durchsicht übersandten drei Büchern mit dem ergebensten Bemerken zurück, daß wir das Buch ‚Madame Bovary' von Gustav Flaubert wegen seines unsittlichen und s e i c h t e n Inhaltes zum Verkauf auf den Bahnhöfen nicht zulassen können. Wir ersuchen Sie daher ergebenst, das Weitere wegen der Ausschließung dieses Buches vom Bahnhofsbuchhandel gefäl-

ligst veranlassen zu wollen. Das dritte Buch, ‚Bismarck und der Hof', wollen Sie gefl. dem Herrn Reg.-Rath . . . in Rechnung stellen und den Betrag von demselben einziehen lassen."

Sehr nett ist ja schon, daß die Herren Räthe in amtlichen Schriftstücken, auf dem vom Staat für unser Geld gelieferten Papier ihre privaten Bücheranschaffungen behandeln. Noch viel netter ist aber, daß sie Flauberts in allen Landen berühmten Meisterroman, eines der großen, unvergänglichen Werke der Weltliteratur, wegen seines „seichten" Inhaltes vom Bahnhofsbuchhandel ausschließen, der, wie Jeder weiß, hauptsächlich vom Vertrieb schlechter Zeitungen und der elendesten literarischen Schundwaare lebt. Man wird daraus die Regel ableiten können, daß Alles, was über das Verständniß der Eisenbahn-Bureaukratie hinausgeht, von ihr „seicht" genannt wird. Und dieser Vorgang, der sich nicht etwa auf einer Klingelbahnstation, sondern in einem der größten deutschen Betriebsämter abgespielt hat, ist durchaus nicht vereinzelt. Die deutsche Ausgabe von Maupassants prachtvollem satirischen Roman Bel-Ami ist vom Verkauf auf den Bahnhöfen der Reichshauptstadt ausgeschlossen, aber die betrübenden und vergröberten Maupassant-Nachahmungen des Herrn Tovote dürfen anstandslos verkauft werden. Ich könnte die Beispiele häufen, denn ich habe im Lauf der Jahre ein ansehnliches Material gesammelt und kann noch mit mancher Intelligenzprobe aus dem Reich des Herrn Thielen aufwarten, wo der Buchhandel sich einfach den willkürlichen, nach der Zeit und der Zeitstimmung wechselnden Entscheidungen der Assessoren und Räthe anbequemen muß. Einstweilen lag mir nur daran, den Mitarbeitern und Lesern der „Zukunft" den Trost zu gewähren, daß sie, wenn ihre Leistung und ihr Geschmack banausisch gescholten wird, in guter Gesellschaft sind, und an einem besonders auffälligen Beispiel zu zeigen, welche Geister im preußischen Theil des Deutschen Reiches heutzutage die literarische Ernährung des Volkes regeln. In keinem anderen halbwegs modernen Lande würde man sich ein solches Vermessen gefallen lassen; in Norddeutschland hat die Erkenntniß, daß die Beamten, nach Lagardes Wort, die Dienstboten der Nation sind, leider die Köpfe der Massen noch immer nicht erobert und man nimmt deshalb die von Bönhasen geübte Censur wie die Absperrung ganzer Straßenzüge gelassen und klaglos in sein Schicksal ergeben hin.

In keinem anderen modernen Lande würde aber auch die Presse solche unleidlichen Zustände dulden. Sie hat die Aufgabe, das Recht der Literatur gewissenhaft zu wahren, und darf nicht gestatten, daß von ganz und gar unberufenen Leuten, die auf ihrem eigenen Gebiet schon herzlich wenig leisten, mit plumpen Fingern in Verhältnisse eingegriffen wird, die ihrem Erkenntniß-

vermögen unzugänglich sind, nicht zu der Thatsache schweigen, daß in Hannover ein Buch verboten, in Berlin erlaubt und in Kyritz wieder verboten wird. Sie hat auch die Pflicht, gegen solche Willkürhandlungen selbst die ihr Verhaßtesten zu schützen; und wenn in England oder in Frankreich eine Regierung sich erdreistete, den Blättern Labouchères oder Rocheforts die Bahnhöfe zu sperren, dann würde sie die geschlossene Phalanx aller Publizisten gegen sich vereint sehen und könnte bald ihr Bündel schnüren. Bei uns ist an solche Solidarität nicht zu denken; drei, vier Redakteure haben den elberfelder Ukas mit tadelnden und spöttischen Bemerkungen glossirt, aber die Hauptleute des berüchtigten berlinischen Journalismus, die ja fast sämmtlich im offiziösen Dienst stehen, bleiben stumm und freuen sich wahrscheinlich laut oder leise, daß der Absatz der verhaßten „Zukunft" nun um ein paar tausend Exemplare verkürzt werden wird. Warum sollten sie sich auch ärgern? Ihnen geschieht ja nichts: das Tageblatt, die Vossische Zeitung und die ganze demokratische Presse ist durch das Tabugebot geschützt und nur die „Zukunft", für die keine Partei interpelliren wird, ist von dem Bannstrahl getroffen worden.

Wenn es sich nur um den Eisenbahnbezirk Elberfeld handelte, wo ein mir namhaft gemachter Rath, den ich, um ihn nicht vor seinen Kindern zu blamiren, vorläufig nicht nennen will, schon vor einem Jahr den Verkauf der „Zukunft" in der Stille zu hindern versucht haben soll, dann würde ich mich begnügt haben, den Ukas niedriger zu hängen und seine Urheber der verdienten Heiterkeit auszuliefern. Zugleich ist aber auch aus den guten Städten Hamburg, Bremen und Posen die Mittheilung angelangt, die „Zukunft" sei vom Bahnhofsbuchhandel ausgeschlossen, und ähnliche Kunde wird inzwischen auch aus anderen Städten gekommen sein. Dieses Zusammentreffen ist gewiß nicht ein Werk des Zufalles; man darf bestimmt annehmen, daß von irgend einer „hohen" Stelle die Weisung ergangen ist, die von den kleinen Leuten nun je nach Gewohnheit und Einsicht befolgt wird. In Bremen und Posen ist der Verkauf einfach „untersagt"; Das ist immerhin noch muthig, ist ein offener, gewaltsamer Eingriff. Die elberfelder Herren aber haben nur „das öffentliche, in die Augen fallende Ausstellen der Wochenschrift und jede sonstige Reklame zur Feilhaltung derselben" verboten. Darauf habe ich zunächst zu erwidern, daß eine Reklame für die „Zukunft" überhaupt noch nie, auch nicht mit einer Silbe, gemacht worden ist und daß ich Jeden, der mich eines reklamehaften Betriebes bezichtigt, einen unverschämten Lügner nenne. Aber die Literaturgelehrten des Wupperthales meinen jedenfalls Reklamen, die von den Bahnhofsbuchhändlern ausgehen und die sich meinem Einfluß entziehen. Ich habe ihnen deshalb

nur öffentlich und laut zu sagen, daß ihr Ukas nichts Anderes ist als ein vorsichtig verhülltes Verbot. Ein Blatt, das auf den Bahnhöfen nicht „öffentlich ausgestellt“ wird, so daß es „in die Augen fällt“, wird eben von dem durch die Hallen hastenden Publikum nicht verlangt und den Buchhändlern bleibt nur übrig, das vervehmte Blatt seufzend abzubestellen. Diese Buchhändler sind von den Eisenbahn-Behörden und von deren wechselnden Wünschen, ja, sogar von den Launen einzelner Assessoren so abhängig, daß sie, um nicht aus dem Pachtvertrag gejagt zu werden und den Gewinn zu verlieren, schon dem leisesten Wink willfährig gehorchen. Was heimlich geschehen konnte, um in diesem Bereich die „Zukunft“ zu schädigen, ist auf vielen Bahnhöfen längst geschehen — es ist ja auch bekannt, daß der erste Verleger, um seine reichlichen Einnahmen als Bahnhofsbuchhändler zu bewahren, genöthigt war, den Verlag aufzugeben —, aber noch immer wurden zu viele Exemplare der anstößigen, Aergerniß erregenden und seichten Wochenschrift verkauft, — und so gingen die hochwohllöblichen Behörden denn, kurz entschlossen, zur Verhängung des Boykottes über.

Es ist ein Boykott nach allen Regeln der irischen Kunst, es ist der Versuch, durch wirthschaftliche Schädigung Fügsamkeit zu erzwingen. Wenn sozialdemokratische Arbeiter einen Unternehmer durch eine Verrufserklärung zu beugen versuchen, dann erhebt sich ringsum ein ungeheures Gezeter und strebsame Staatsanwälte rüsten sich, die Missethäter als Verüber groben Unfuges mit Hilfe der Reichsgerichtsentscheidung vom Juni 1895 ins Gefängniß zu bringen. Wenn eine Behörde, der ein Monopol anvertraut ist und die sich der Anstandspflichten dieses Monopols gewissenhaft bewußt sein sollte, ganz genau so verfährt, wenn sie einen unbescholtenen Privatmann in ihren Ukasen unverständig beleidigt und ein ernstes und reinliches Blatt, weil es ihrer Willensrichtung nicht entspricht, in seinem Ansehen schädigt und in seiner Absatzfähigkeit verkürzt, dann ist Das ... wahrscheinlich eine nationale That, die den Vollbringer ehrt und den dankbaren Beifall der Gutgesinnten verdient. Daß die Herren die Verrufserklärung gewöhnlich nicht offen aussprechen, ändert nichts an der Sache; auch in sozialdemokratischen Blättern genügt zur Durchführung des Boykottes bekanntlich der Satz: „Klassenbewußte Arbeiter nehmen nur da Arbeit, wo ihre Genossen nicht gemaßregelt werden“ oder: „Parteigenossen verkehren nur in Wirthschaften, wo die Arbeiterblätter aufliegen.“ Uebrigens wird es nicht schwer sein, die verschiedenen Formen des Verrufes festzustellen, wenn die Freunde der „Zukunft“ sich auf allen Bahnhöfen, die sie betreten, bei den Zeitungverkäufern erkundigen, ob die seichte Wochenschrift zu haben oder ob — und von wem — der Verkauf untersagt ist.

Den Politiker erinnert der symptomatisch nicht ganz unwichtige Vorgang, wie so manches Ereigniß unserer Tage, an die traurige Niedergangszeit Friedrich Wilhelms des Vierten. Damals haben die klugen und strebsamen Mannesseelen mit ganz ähnlichen Mitteln versucht, unbequeme Publizisten niederzuzwingen, und Treitschke mußte, als er von dieser schmählichen Episode sprach, unwillig sagen: „An die unverbrüchliche Stille des alten Regimentes hatte man sich schließlich gewöhnt; diese neue Regirung aber forderte das Volk beständig zu freimüthigem, lautem Reden auf und verbot doch Alles, was ihr nicht zusagte." Und man muß unwillkürlich an den heiteren elberfelder Ukas denken, wenn man bei Treitschke die Worte liest: „Dazu der unausstehliche schulmeisternde Ton dieser Verbote, die den unterdrückten Zeitungen salbungvoll ihr Sündenregister vorhielten!"... Erreicht wurde damals mit diesen beschämenden Kindereien nichts, — und auch heute wird mit ähnlichen Scherzen nicht das Allergeringste erreicht werden. Die Leute des Herrn Thielen können meine Einnahmen schmälern, können, mit dem selben Recht, das ihnen jetzt schützend zur Seite steht, der Post die Beförderung der „Zukunft" untersagen und den Schalterbeamten der königlich preußischen Bahnen verbieten, mir Fahrkarten zu verkaufen —: eine Aenderung meiner Ueberzeugung, die mich allein bei meiner Arbeit und bei der Redaktion der „Zukunft" leitet, wird man mit den neuen Mitteln eben so wenig wie mit den früher angewandten bewirken und es wird mir stets eine Ehre sein, durch rückhaltlos offenes Aussprechen Dessen, was ist, im Mamelukenlager Anstoß und Aergerniß zu erregen. Des coups d'épée, messieurs, mais pas des coups d'épingle! Man wird beinahe mitleidig gestimmt, wenn man sieht, zu welchen Mitteln die Regirung, die wir erdulden müssen, schon ihre Zuflucht nimmt. Daß der Einzelne dadurch geschädigt wird und von Leuten, die von den Bürgern für anständige und brauchbare Arbeit bezahlt werden, dreiste Beschimpfungen hinnehmen muß, mag gleichgiltig sein. Sobald man aber bedenkt, daß mit dem selben Aufwand von Intelligenz und Gewissenhaftigkeit vielleicht auch die wichtigsten Geschäfte des Landes besorgt werden, umdüstert doch Wehmuth das Herz. Cromwell sagte, eine Regirung, die keinen Papierschuß aushalten könne, sei nicht werth, weiterzuleben. Wie soll man den Werth einer Regirung schätzen, die, statt sich über jede offene Aussprache vorhandener Mißstimmung zu freuen und sich auf die Verfolgung strafbarer Handlungen zu beschränken, Boykottkünste übt, die selbst im Zeitalter der Metternichtigkeit jeder Minister von starkem Selbstgefühl verschmäht hätte?

M. H.

Kochs neue Tuberkulinpräparate.

Sechs Jahre sind verflossen, seitdem Robert Kochs denkwürdige Entdeckung, das „Tuberkulin“, jenen noch in der Erinnerung der Zeitgenossen lebenden Siegeszug durch die Welt hielt, angestrebt und bejubelt als eine der größten Geistesthaten, eine der hervorragendsten Errungenschaften des Jahrhunderts, um dann, als nach kurzem Rausche die unvermeidliche Ernüchterung folgte, mit der unserer Zeit eigenen Halt- und Maßlosigkeit eben so abgrundtief verdammt und verworfen zu werden, wie es vorher blind und kritiklos in den Himmel erhoben worden war. Hatte das Tuberkulin auch dem Taumel der anfänglich gehegten — übrigens von dem Entdecker selbst in keiner Weise verschuldeten — Hoffnungen selbstverständlich nicht entsprechen können, so hätte es doch bei ruhiger Fortentwickelung immerhin bedeutenden Nutzen, namentlich in diagnostischer Hinsicht, zu stiften vermocht, — und hat ihn auf einem engeren, von der Tagesströmung minder beherrschten Gebiete (zur frühzeitigen Entdeckung der als „Perlsucht“ bezeichneten Rindertuberkulose) auch wirklich gestiftet. Aber eben diese Tagesströmung in ihrer bekannten nervösen Hast und hysterischen Launenhaftigkeit war zu solcher Geduldprobe ruhiger Entwickelung am Allerwenigsten geneigt und geeignet. Für sie gab es nur „Alles oder nichts“ und sie war im Augenblick bereit, dem Manne, dem sie noch vor Kurzem nicht Ehrenkränze und Ehrensäulen genug widmen konnte, jetzt, da er ihre Erwartungen nicht in vollem Umfange erfüllte, die gehäufte Schale des Zornes und der Ungnade über das sündige Haupt zu gießen. Gern wendet man sich von dem ekelhaften Satyrspiele, das dem damaligen Abschluß jenes inhaltvollen Dramas folgte, ab, um bei einem fesselnderen Bilde, bei dem in Sieg und Leiden bewährten Helden dieses Dramas selbst zu verweilen. Der große Meister, der die moderne Bakteriologie geschaffen und ausgebaut, der für zwei der verheerendsten und mörderischsten Infektionkrankheiten den bakteriellen Erreger nachgewiesen und so einer wirksamen Verhütung und Bekämpfung dieser Massenseuchen erst die Wege gebahnt hat, er schien für die nächste Zeit für das große Publikum wenigstens ganz vom Schauplatze der „aktuellen“ Ereignisse, der Tagesgeschichte, verschwunden, der inzwischen von seinen Schülern und Mitarbeitern in nicht unrühmlicher Weise ausgefüllt wurde. Während Loeffler den bakteriellen Erreger der Diphterie, Friedländer und A. Fraenkel den der Lungenentzündung, Eberth und Gaffky den des Ileotyphus, Hansen und Neißer den Leprabacillus, Aoyama und Kitasato den Pestbazillus entdeckten und beschrieben, während Behring die staunende Welt mit dem Diphtherie-Antitoxin und kürzlich mit dem Tetanus-Antitoxin beschenkte, rüstete sich Robert Koch in der Stille zu neuen Siegesthaten und zugleich zur edelsten Rache an der Welt, die die Größe seines Charakters wie seiner Verdienste eine

Zeit lang verkannte. Und während wir theilnehmend und erfreut von den Erfolgen hören, die dem Meister im fernen Südafrika bei dem Werke der Bekämpfung und Ausrottung eines der schwersten Kulturschäden jener Landstriche neuerdings beschieden sind, wird uns inzwischen hier von dem Ergebniß seiner ausdauernden Bemühungen zur Verhütung und Heilung der menschlichen Tuberkulose die überraschende, eindrucksvolle und erfreuliche Kunde.*)

Es ist ein langer, mühsäliger und zum Theil nicht ungefährlicher Arbeitweg, auf dem Koch zu diesen nun abgeschlossen vorliegenden Experimental- und Beobachtungergebnissen gelangt ist. Es bedurfte dazu auch ganz veränderter, erst im Laufe der Jahre auf der erweiterten eigenen und fremden Erfahrung aufgebauter theoretischer Grundlagen, so daß frühere Fehlgriffe um so mehr verzeihlich erscheinen. Es mußte namentlich der gewissermaßen den Ausgangpunkt aller dieser Untersuchungen bildende Begriff der „Immunität" (des Geschütztseins) und der künstlichen Immunisirung bei Infektionkrankheiten in ganz anderer, zugleich weiterer und komplizirterer Weise gefaßt und dieser so umgestaltete und erweiterte Begriff den speziellen Verhältnissen bei der menschlichen Tuberkulose zu Grunde gelegt werden. Es mußte, wie Koch ausführt, angestrebt werden, dem menschlichen Organismus in einem noch frühen Stadium der Tuberkulose einen wirksamen Grad von Immunität dadurch zu verleihen, daß der Körper in kurzer Zeit mit Tuberkelbacillen gewissermaßen überschwemmt wird, diese Tuberkelbacillen sich schnell im ganzen Körper verbreiten und mit den lebenden Geweben in Wechselwirkung gerathen. Der Ausführung eines solchen Immunisirungverfahrens stellen sich aber bei Anwendung des unveränderten Tuberkelbacillus am Menschen geradezu unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Ein Erfolg konnte erst erzielt werden, als Koch zu einer neuen Methode griff, die darin bestand, unter Verzicht auf die Gesammtmasse der Tuberkelbacillen aufsaugungfähige (resorbirbare) Substanzen daraus in möglichster Menge zu extrahiren und diese zu Immunisirungzwecken zu verwerthen.

Durch welches technische Verfahren Das nach vielen Versuchen und Schwierigkeiten Koch und seinen Mitarbeitern Proskauer und Bagedes endlich gelang, soll und kann hier im Einzelnen nicht auseinandergesetzt werden. Im Wesentlichen handelt es sich darum, die Tuberkelbacillen auf mechanischem Wege weit genug zu zertrümmern, um sie für die aufsaugenden Bestandtheile des Körpers angreifbar zu machen. Dies mußte namentlich durch eine Zerstörung der die Bacillen umgebenden und ihre eigenthümliche Färbung bewirkenden, aus Fettsäuren bestehenden Schutzhülle erreicht werden. Das dazu einge-

---

*) S. Kochs Artikel „Ueber neue Tuberkulinpräparate", Deutsche Medizinische Wochenschrift 1897 Nr. 14.

schlagene Verfahren, die Verarbeitung gut getrockneter Bacillenkulturen in einem Achatmörser, ist für den Ausübenden mit großer Gefahr verbunden, weil bei der Verarbeitung dieser hochgiftigen getrockneten Kulturen eine Staubbildung nicht zu vermeiden ist; Koch hatte, wie er sagt, dabei das Gefühl, als ob er es mit explosiblen Stoffen zu thun hätte. Die so gewonnene Substanz wurde nun in destillirtem Wasser vertheilt und wiederholt centrifugirt. Die beim ersten Centrifugiren erhaltene klare durchsichtige Oberschicht wird von Koch als TO, der durch wiederholtes Centrifugiren nach und nach gereinigte und gleichfalls in eine klare Flüssigkeit umgewandelte Rest als TR bezeichnet. Während nun das TO in seiner Wirkung dem alten Tuberkulin ziemlich nahe steht und nur geringwerthige immunisirende Eigenschaften bekundet, zeigt dagegen das TR diese Eigenschaften in sehr hohem Grade, ja, man kann geradezu sagen, daß es Alles umfaßt, was in den Kulturen der Tuberkelbazillen an immunisirenden Faktoren enthalten ist, *so daß Jemand, der gegen TR immunisirt ist, gegen alle Bestandtheile der Tuberkelbazillen überhaupt immun ist.*

Dies wird durch die Thierversuche wie auch durch die bisherigen Erfahrungen an Menschen bestätigt. Ueber die Erfolge bei Menschen äußert sich Koch einstweilen nur kurz und zurückhaltend, unter Vorbehalt späterer ausführlicher Berichterstattung und zugleich unter Darlegung der möglichen und wahrscheinlichen Grenzen dieser Therapie. Er hebt dabei vor Allem hervor, daß mit der Behandlung nicht zu spät begonnen werden dürfe und daß nichts zu erwarten sei in den Fällen, wo durch sekundäre Infektionen mit Eitererregern (Streptokokken) und durch septische Prozesse die Tuberkulose selbst ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. Uebrigens sind günstige Erfolge nicht nur bei der Lungentuberkulose, sondern auch bei den an Hauttuberkulose (Lupus) leidenden Kranken bereits in großer Anzahl erzielt worden. Die Behandlung geschieht, wie bei dem alten Tuberkulin, in der Form subkutaner Injektionen. Irgendwelche beängstigende Nebenerscheinungen wurden bisher niemals beobachtet.

Es geziemt sich, mit Koch selbst bei der immerhin noch kurzen Erfahrungzeit einstweilen nur von Besserungen, nicht von Heilungen der Krankheitzustände am Menschen zu reden. Immerhin ist ein neuer und großer Schritt vorwärts auch in dieser Richtung gethan und wir dürfen dem Meister Vertrauen schenken, der die lehrreiche Mittheilung seiner Ergebnisse und des dazu führenden Weges mit den Worten beschließt, daß *etwas Besseres sich in dieser Art nicht darstellen lasse, und was überhaupt mit Tuberkelkulturen zu erreichen sei, mit diesen Präparaten erreicht werden müsse.*

Professor Dr. Albert Eulenburg.

Nietzsche und Wagner.

Ueber zwei wichtige Punkte im Leben Nietzsches herrschten bis jetzt sehr falsche, unklare und einander widersprechende Ansichten: über sein Verhältniß zu Richard Wagner und über die psychologischen Voraussetzungen seines Buches „Menschliches, Allzumenschliches". Ueber beide Punkte ist nun endgiltig Klarheit geschaffen worden durch den zweiten Band der von seiner Schwester (bei C. G. Naumann in Leipzig) herausgegebenen Biographie.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat für diese Fortsetzung das Prinzip und die Methode des ersten Bandes beibehalten. Ihr Prinzip ist die peinlich sorgsame Zusammenstellung alles nur irgendwie wichtigen Materials. Ihre Methode folgt dem Ausspruch Goethes: „Alle pragmatisch-biographische Charakteristik muß sich vor dem naiven Detail eines bedeutenden Lebens verkriechen." Man hat allen Grund, dankbar zu sein für das gewissenhafte und echt wissenschaftliche Prinzip und für die vornehm bescheiden zurückhaltende Methode. Denn bei keinem Schriftsteller wohl liegt die Versuchung so nahe, vor lauter pragmatisch-biographischer Charakteristik nicht nur das naive Detail des bedeutenden Lebens, sondern eben dieses Leben und seine Bedeutsamkeit selbst zu übersehen. Was wir aber brauchen, sind documents, nicht sentiments. Nietzsches Schwester hat mit ihrem Bruder den tiefen Instinkt für Das, was nothwendig ist, gemeinsam. Sie reiht mit edler Ruhe Thatsache an Thatsache, Dokument an Dokument. Sie weiß: dieses Leben hat Stil in sich, darum braucht es nicht stilisirt zu werden. Sie bringt gelassen nach einem grandiosen Citat aus der im Jahre 88 geschriebenen, noch unveröffentlichten Autobiographie eine ganz naive, lieblich und harmlos scherzende Anekdote aus Nietzsches Leben; denn dieses Leben braucht nicht ins Monumentale zurechtgebogen und zurechtgelogen zu werden, — es ist monumental, nämlich ruhig, schlicht und groß.

„Wenn ich so zurücksehe, wie ich von der Kunst zur Philosophie, von der Philosophie zur Wissenschaft und hier wieder in einen immer engeren Bereich gerathen bin: so sieht Dies fast aus wie eine bewußte Entsagung." Die Berufung nach Basel, in deren Folge Nietzsche diese resignirten Worte niederschrieb, mochte ihm selbst als ein jäher Abschluß geliebter Träume erscheinen: er fühlte sich zum Spezialisten, zum Fachmenschen, degradirt. Hundert Andere hätten sich nach dieser Berufung definitiv als Philologieprofessoren gefühlt, glücklich gefühlt. Man denke: mit fünfundzwanzig Jahren zum außerordentlichen Professor berufen, ohne vorhergehende Promotion, geschweige Habilitation! Im nächsten Jahr darauf ordentlicher Professor, zwei Jahre später ein Ruf an die Universität Greifswald! Für hundert Andere wäre Basel zum endlichen und sicheren Hafen ihres Lebensschiffes geworden. Doch tief in ihm schlummerte

„jene suchende Seefahrerlust, die nach Unentdecktem die Segel treibt.“ Darum konnte für ihn Basel nie mehr sein als eine Episode, ein Intermezzo. Ein Zwischenspiel aber in dieser Episode wieder war für ihn Triebschen. An diesen Ort knüpften sich für sein ganzes Leben die zartesten und tiefsten Erinnerungen. Triebschen, Das war eine „Insel der Seligen“ inmitten einer Galerie nur gemalter, nicht erlebter, nicht erschauter Landschaften. Es war für ihn, wie wenn ein Klavierspieler mitten zwischen gleichgiltigen Phantasien das Adagio der Neunten Symphonie gespielt hätte, — es war für ihn Wagner; er sah ihn in triebschener Lichte, so lange er konnte; zu seinem Schrecken sah er, wie der Wagner von Bayreuth eine ähnliche Wandlung erlitt wie die Götter im Rheingold, wenn der Raub der verjüngenden Aepfel sie welk und fahl und faltig macht. Etwas Göttliches war ihm der Wagner von Triebschen gewesen; der von Bayreuth war menschlich, allzumenschlich. Schmerzliche Erlebnisse liegen zwischen der „Geburt der Tragoedie“ und der vierten „Unzeitgemäßen Betrachtung“. Als der Bruch erfolgt war, blieb der Schmerz lange Zeit stumm. Dann, mitten in der „Fröhlichen Wissenschaft“, die ergreifenden Sätze: „Bleiben wir Wagner in Dem treu, was an ihm wahr und ursprünglich ist, — und namentlich dadurch, daß wir, seine Jünger, uns selbst in Dem treu bleiben, was an uns wahr und ursprünglich ist.“ Wenn einmal, woran nicht zu zweifeln ist, nach Vollendung der Nietzsche-Ausgabe, alle auf Wagner und seine Kunst bezüglichen Stellen aus den Werken, dem Nachlaß und den Briefen, in einem einzigen Bande vereinigt sein werden, dann wird ein geradezu unvergleichliches Aktenmaterial zu dieser Auseinandersetzung zweier Männer, zweier verschiedenen Kunst- und Lebensanschauungen als unerschöpfliche und unschätzbare Gabe sich darbieten. Einstweilen sei es erlaubt, das neue Aktenmaterial aus dem zweiten Bande der Biographie so zusammenzustellen, daß ein möglichst lückenloses Bild dieser einzigen Sternen-Freundschaft und Erden-Feindschaft sich ergiebt.

Am siebenzehnten Mai 1869, am Pfingstmontag, machte Nietzsche von Basel aus seinen ersten Besuch bei Richard Wagner; diesem Besuche folgten noch zweiundzwanzig bis zum Januar 1872, wo Wagner Triebschen verließ. Auch „flog fast jede Woche ein Brief hin und her.“ Die Briefe Wagners an Nietzsche sind erhalten und im weimarer Archiv aufbewahrt; dagegen sind die von Nietzsche an Wagner, wie es scheint, durch irgend einen fatalen Zufall im Hause Wahnfried verloren gegangen. Was die Briefe Wagners an Nietzsche betrifft, so sei es gestattet, die allgemeine Bemerkung einzuschalten, daß sich Wagner hier von einer so unvergleichlichen Zartheit und Herzlichkeit zeigt wie in keinem der bisher veröffentlichten Briefwechsel, selbst die so äußerst interessante Korrespondenz mit August Röckel nicht ausgenommen. Eben dieser zugleich väterliche und freundschaftliche, zugleich innige und respektvolle

Ton läßt auf die persönlichen Formen des Verkehres zurückschließen: Wagner empfand Nietzsche nie als inferior, sondern als gleichstehend, in heimlichem Eingeständniß wohl sogar als einen superioren Geist. Das würde auch sein Mißtrauen erklären, ob dieser Nietzsche nicht ganz eigene und neue Wege gehe. Nietzsche und Wagner empfanden ihre wachsende Intimität als ein tiefes und inniges Glück. Im August 1869 schreibt Nietzsche an den Freiherrn von Gersdorff: „Dazu habe ich einen Menschen gefunden, der wie kein Anderer das Bild Dessen, was Schopenhauer ‚das Genie' nennt, mir offenbart und der ganz durchdrungen ist von jener wundersam innigen Philosophie . . ., Richard Wagner. . . . In ihm herrscht eine so unbedingte Idealität, eine solche tiefe und rührende Menschlichkeit, ein solcher erhabener Lebensernst, daß ich mich in seiner Nähe wie in der Nähe des Göttlichen fühle." „Liebster Freund, was ich in Triebschen lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich. Schopenhauer und Goethe, Aeschylus und Pindar leben noch, glaub es nur."

Wagner äußert sich über den Freund gegen Nietzsches Schwester: „Ihr Bruder und seine Freunde sind eine ganz neue, wundervolle Art Mensch, die ich bisher gar nicht für möglich hielt." Nach Veröffentlichung der „Geburt der Tragoedie" schreibt Wagner: „Schöneres als Ihr Buch habe ich noch nichts gelesen! Alles ist herrlich! Nun schreibe ich Ihnen schnell, weil die Lecture mich übermäßig aufregt und ich erst Vernunft abwarten muß, um es ordentlich zu lesen. Zu Cosima sagte ich, nach ihr kämen gleich Sie: dann lange kein Anderer, bis zu Lenbach, der ein ergreifend richtiges Bild von mir gemalt hat!" Und in einem späteren Briefe: „Nun veröffentlichen Sie eine Arbeit, welche ihresgleichen nicht hat. Jeder Einfluß, der etwa auf Sie ausgeübt worden wäre, ist durch den ganzen Charakter dieser Arbeit fast auf nichts zurückgeführt: was Ihr Buch vor allen anderen auszeichnet, ist die vollendete Sicherheit, mit welcher sich eine tiefsinnigste Eigenthümlichkeit darin kundgiebt. Wie anders hätte sonst mir und meiner Frau der sehnlichste Wunsch erfüllt werden können, einmal von außen Etwas auf uns zutreten zu sehen, das uns vollständig einnehmen möchte?" Später schreibt Wagner: „O Freund! Genau genommen, sind Sie, nach meiner Frau, der einzige Gewinn, den mir das Leben zugeführt." Im Februar 1870 schon hatte Nietzsche den Vortrag „Sokrates und die griechische Tragoedie" im Manuskript nach Triebschen geschickt, wo die darin ausgesprochenen Ansichten ziemliche Aufregung verursachten. „Sokrates und der Instinkt" war ursprünglich als Titel für die „Geburt der Tragoedie" geplant gewesen. Nietzsche hatte ein Werk geplant, von dem dieses Buch nur ein Theil gewesen wäre. Einzig sein inniger Wunsch, für Wagners Sache Etwas thun zu können, ließ ihn nur diesen der wagnerischen Kunst förderlichen Theil herausgeben, — und auch Das kostete ihn schwere Kämpfe mit sich selbst, da er als gewissenhafter Philologe sich heimlich gestehen mußte,

daß eben trotz Alledem Wagners Kunst und die hellenische Welt nur von dem dionysisch verklärenden Blick eines Hoffenden, dem die ganze wagnerische Kunst nur ein Versprechen war, in wesentlichen Zusammenhang gebracht werden konnten. Er selbst schreibt darüber: „Von der Art, wie so ein Buch entsteht, von der Mühe und Qual, gegen die von allen Seiten andringenden anderen Vorstellungen sich bis zu diesem Grade rein zu halten, von dem Muth der Konzeption und der Ehrlichkeit der Ausführung hat ja Niemand einen Begriff: am Allerwenigsten vielleicht von der enormen Aufgabe, die ich Wagner gegenüber hatte und die mir wahrlich in meinem Innern viele und schwere Kontristationen verursacht hat." Es ist nöthig, darauf hinzuweisen, daß durch diese Thatsachen einer in wagnerianischen Kreisen gern wiederholten Legende der Boden entzogen wird: nicht durch Wagners Beeinflussung, sondern aus originalem Ideenfonds ist die „Geburt der Tragoedie" entstanden, als ein Ausschnitt aus einem größeren Werke über die Griechen, dessen andere Theile Wagner zu Liebe, und um seiner Sache einen Dienst zu erweisen, zurückgelegt wurden.

Wenn es nun auch äußerst thöricht und oberflächlich wäre, die allmähliche Entfremdung Nietzsches von Wagner direkt in einzelne Perioden einzutheilen, so möge es dennoch gestattet sein, die einzelnen Etappen dieser Entfremdung ganz allgemein zu skizziren. Zunächst werden in Nietzsche Einwände und Verdachtsregungen gegen Wagner als Freund wach. Man vergegenwärtige sich dabei, daß man dem innersten Wesen Nietzsches, seiner großartigen Vornehmheit, seiner wundervollen Zartheit und Frische der Empfindung, seinem in die fernsten Möglichkeiten der Menschheiterhöhung hoffend hinausschauenden Blick, daß man all seinen mit dem Hellenenthume übereinstimmenden Grundinstinkten genau so weit näher kommt, wie man seiner Auffassung der Freundschaft nähertritt, einer Auffassung, die allerdings nichts mit dem modernen schwächlichen, berechnenden, kümmerlichen Begriff des Wortes Freundschaft gemein hat. Ihm war die Freundschaft ein Wettlaufen im Stadion des Lebens nach den höchsten Zielen, „ein Pfeil und eine Sehnsucht nach dem Uebermenschen", ein übermächtiges Zusammenklingen von Liebe, Ehrfurcht, Treue, Wetteifer, neidloser gegenseitiger Anerkennung, unbedingter Redlichkeit in Dingen der Erkenntniß bis zum Parteinehmen gegen sich selbst zu Gunsten des Freundes. Gerade der letzte Punkt, daß man Freiheit, Größe, Stolz des Geistes genug besitze, um auch gegen sich selbst Partei nehmen zu können, ist dem innersten Wesen der Philosophie Nietzsches so unlöslich verbunden, daß, wer sich nicht zu dieser Höhe der Erkenntniß emporzuschwingen vermag, überhaupt seiner ganzen Philosophie mit Nothwendigkeit fremd bleibt. Es muß gesagt werden, daß Wagner dieser Auffassung fremd blieb. Nietzsche gab sich lange gewichtigen Irrthümern über Wagner hin, er dachte in einigen fundamentalen Punkten zu groß von ihm. Es war seine zauberhafte Gabe, Das, was er

berührte, zu verklären, zu Gold zu machen, was ihn oft zu allzu enthusiastischen Ansichten über die ihm nähertretenden Personen verführte. Er hatte allen Grund, zu zweifeln, ob Wagner ihm wirklich ein Freund in diesem höchsten Sinne war. Als er die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung“ veröffentlicht hatte, nahmen Wagner und Frau Cosima das Buch ziemlich kühl auf. Wagner weiß nur sein „Feuer“, seinen „Witz“, zu loben, Frau Cosima findet das Werk „den Meisten inaccessible“, hat verschiedene Ausstellungen am Stil der Schrift u. s. w. Nietzsche mußte nun wohl selbst am Besten wissen, wie bedeutend diese Schrift „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ war; Einzelnes darin, so besonders das starke Betonen des biologischen Gesichtspunktes, kündet die kühnsten Gedanken der späteren Zeit seltsam vorahnend an. Diese Gedanken vom Freunde, sei es mit oder ohne Absicht, nicht gewürdigt zu sehen, mußte in ihm den Verdacht wachrufen und bestärken, daß er Wagner als Herold und Vorkämpfer seiner Kunst lieb und werth, als eigene Wege wandelnder Denker aber mindestens gleichgiltig sei. Wagner selbst mochte Nietzsche gegenüber bei aller aufrichtigen Freundschaft doch heimlich stets von jenem unbehaglichen Gefühl beschlichen werden, das der junge Goethe in Straßburg den Sulla aussprechen läßt: „Es ist was Verfluchtes, wenn so ein Junge neben Einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er Einem übern Kopf wachsen wird.“ Daß ganz unbedingt etwas Derartiges unausgesprochen in Wagners Seele lebte, dafür ist sein Mißtrauen Nietzsche gegenüber ein vollgiltiger Beweis. Im Herbst 1872 traf Nietzsche mit ihm und Frau Cosima in Straßburg zusammen. „Frau Cosima betonte nachher in mehreren Briefen, wie schön es gewesen sei und daß Mißverständnisse zwischen ihnen von nun an nie mehr vorkommen könnten; aber diese Versicherungen zeigen nur, wie oft solche schon vorgekommen waren.“ Es wurde ihm sehr verübelt, daß er in den Weihnachtfeiertagen 1872 nicht in Bayreuth einkehrte. Als sich die Sache endlich aufklärte, schrieb er 1873 an Gersdorff: „Gott weiß übrigens, wie oft ich dem Meister Anstoß gebe: ich wundere mich jedesmal von Neuem und kann gar nicht recht dahinter kommen, woran es eigentlich liegt ... Sage mir doch Deine Ansicht über das wiederholte Anstoßgeben. Ich kann mir gar nicht denken, wie man Wagner in allen Hauptsachen mehr Treue halten könne und tiefer ergeben sein könne, als ich es bin.“ Später zeichnet er sich auf: „Es giebt Etwas, das im höchsten Grade das Mißtrauen gegen Wagner wachruft: Das ist Wagners Mißtrauen. Das wühlt so stark, daß ich zweimal zweifelte, ob er Musiker sei.“ Wagner war eben nicht mehr der Wagner von Triebschen, sondern der von Bayreuth: „Man darf nicht vergessen, Wagner war bei aller Herzlichkeit und Wärme der Freundschaft im Verkehr oft schwer zu ertragen, vorzüglich seit er ‚in die Welt‘ zurückgekehrt war, und um seine Pläne in Bayreuth zu verwirklichen,

unzählige Hindernisse und Schwierigkeiten zu überwinden hatte. In Triebschen, in dieser fernen, abgeschlossenen Insel der Seligen, hatte Ruhe, Glück und künstlerisches Schaffen sein ganzes Wesen verklärt und in dieser Verklärung hatte mein Bruder Wagner hauptsächlich kennen gelernt. In Bayreuth dagegen war seine Art und Weise recht verändert, die Gereiztheit, der Mangel an Vornehmheit gegen Rivalen, die maßlose Heftigkeit, das kleinliche Mißtrauen wirkte auf meinen Bruder geradezu niederdrückend; er litt darunter, das Ideal, das er von Wagner in sich trug, in so verzogenen Linien zu sehen. Er machte im Sommer 1878 folgende Aufzeichnung: ‚Wagner hat nicht die Kraft, die Menschen im Umgange frei und groß zu machen: Wagner ist nicht sicher, sondern argwöhnisch und anmaßend.'"

Ostern 1873 kamen die Beiden wieder zusammen. Aber wieder gab es kleine Anlässe zur Entfremdung: „So sehr mein Bruder die Heiterkeit liebte, so war doch der heitere, witzelnde Wagner, der die Geschichte von der Nudelmühle und andere sächsische Anekdoten erzählte, nicht ganz nach seinem Geschmack und Wagner empfand Das und manchmal reizte es ihn zu noch schlimmeren Witzen, — schließlich ärgerte er sich über sich selbst. Wagner sagte einmal zu mir: ‚Ihr Bruder ist in seiner zarten Vornehmheit oft recht unbequem, dazu sieht man ihm auch Alles an, was er denkt; manchmal schämt er sich ordentlich, was ich für Witze mache, — und dann treibe ichs immer toller.'" Als Nietzsche in den Ferien 1874 „Schopenhauer als Erzieher" ausarbeitete, zeigte er seinen Besuch für das Ende der Ferien an. Gersdorff theilte ihm mit, daß Wagner darüber sehr verstimmt sei. Nietzsche schreibt in seiner Antwort: „Wir wissen ja Beide, daß Wagners Natur sehr zum Mißtrauen neigt." Im August 1874 gab es eine peinliche Szene; da sie zu den gröbsten Mißverständnissen Anlaß gegeben hat, da insbesondere eine allerdings herzlich plumpe Legende aus wagnerianischen Kreisen sich daran knüpft, so sei der betreffende Passus der Biographie angeführt:

„Im Sommer 1874 hatten mein Bruder und ich im basler Münster das ‚Triumphlied' von Brahms gehört. Als er im August nach Bayreuth reiste, nahm er den Klavierauszug des Triumphliedes mit dorthin, anscheinend von dem naiven Glauben geleitet, daß sich Wagner daran freuen müsse. . . Hier lasse ich nun Wagner selbst weiter erzählen, der eine köstliche Art besaß, sich selbst zu ironisiren: ‚Ihr Bruder legte das rothe Buch auf den Flügel, immer, wenn ich in den Saal hinunter kam, starrte mich das rothe Dings an; es reizte mich förmlich, gerade wie den Stier das rothe Tuch. Ich merkte wohl, Nietzsche wollte mir damit sagen: Sieh mal, Das ist auch Einer, der was Gutes machen kann, — na, und eines Abends bin ich losgebrochen, und wie losgebrochen!' Wagner lachte herzlich in der Erinnerung. ‚Was sagte denn mein Bruder?' fragte ich ängstlich. ‚Der sagte gar nichts,' meinte Wagner, ‚er erröthete und sah mich erstaunt mit bescheidener Würde an. Ich gäbe gleich hunderttausend Mark, wenn ich solch ein schönes Benehmen wie dieser Nietzsche hätte, immer

vornehm, immer würdig, so was nützt Einem viel in der Welt.' ‚Fritz,' sagte ich, ‚warum hast Du mir die Geschichte mit dem Triumphlied von Brahms nicht mitgetheilt? Wagner hat mir Alles selbst erzählt!' Fritz blickte vor sich hin und schwieg, endlich sagte er leise: ‚Lisbeth, da war Wagner nicht groß.' Und Dies ist die Geschichte, welche von einigen Wagnerianern in folgende Phantasie umgewandelt worden ist: mein Bruder habe Wagner eine von ihm selbst komponirte Oper überreicht und Wagner habe entrüstet gesagt: sie sei nichts werth, worüber sich mein Bruder tief gekränkt hätte und von Wagner abgefallen sei."

Vom August 1874 bis zum Juli 1876 haben Nietzsche und Wagner einander nicht mehr gesehen. Wagner lud ihn zwar wiederholt freundlich ein, ihn zu besuchen, aber Nietzsche vermied es, mit ihm zusammenzukommen. Und hier mag nun der geeignete Ruhepunkt sein, einige bescheidene Vermuthungen über die innere Geschichte seines Verhältnisses zu Wagner auszusprechen. Was war denn eigentlich, im tiefsten Verstande, Wagner für Nietzsche gewesen? Aber er sagt es uns selbst, in der Widmung der „Geburt der Tragoedie:" „. . . . Meinem erhabenen Vorkämpfer . . . ." Die eigenthümliche, stolz bescheidene Wendung ist bisher nicht gebührend beachtet worden. Man „fällt nicht ab" von einem Vorkämpfer; eher ist der umgekehrte Fall möglich und dann — desavouirt man den Vorkämpfer. Man sagt sich von ihm los. Schon in dem ersten philosophischen Denken Nietzsches herrscht die Idee von der neuen Kultur und vom neuen Menschen, von der neuen Kultur durch den neuen Menschen. „Die Geburt der Tragoedie aus dem Geiste der Musik" ist nur eine Formel für jene Grundthatsache des nietzschischen Denkens: die Geburt des heroisch-idyllischen Menschen, des freien Menschen, des großen Ja-Sagers, des Uebermenschen, aus dem Geiste des dionysischen Jasagens zum Leben, des amor fati, aus dem geheimnißvollen mütterlichen Schoße, aus dem alles Heldenhafte und Große geboren wird. Mit der Musik ist mehr gemeint als eine bloße Kunst tönender Formen, mehr auch als eine bloße Kunst des Ausdruckes —: Musik ist das Leben selbst, der gewaltige, hinreißende Tanz des Lebens, den der Wille zur Macht als schöpferischer Spielmann auf der uralten, lockenden, jubelnden Geige spielt. Ach, seit dem Tode des Hellenenthumes klingt diese zauberhafte Weise im Ohr der europäischen Menschheit; herb und stark erklang sie in den festlichen Tagen der Frührenaissance; und immer, wo ein neuer Spielmann auftritt und Tausende zwingt, ihm in schmerzlichem Entzücken zu lauschen, sind es verwehte Themen aus dieser uralten Weise, die er spielt. Richard Wagner nun schien lange Zeit diese Weise zu spielen. Oder lag es an dem eigenthümlichen Bau seines Ohres, daß Nietzsche Jahre lang nur sie hörte? Oder am Ende gar nur sich hörte? Seine Weise, seine Lebensaufgabe, sein Schicksal? Eines Tages aber hörte er genauer, schärfer, mit bösem, allzu wachen Ohre: das erste Thema des Parsifalvorspiels! Er schauderte: der Bann war gebrochen.

Doch Parsifal war nur der letzte, der entscheidende Punkt. Viel war vorhergegangen. Das Wichtigste darunter war die grenzenlose Enttäuschung nach dem ersten Anhören des Nibelungenringes. Als Musiker war Wagner für Nietzsche der Meister des Tristan und der Meistersinger. Die früheren Werke ließ er respektvoll, aber nicht enthusiastisch, gewissermaßen als Vorstudien zu jenen beiden Wunderwerken, gelten; er erwähnt sie fast nie, sie waren ihm zu allgemein zugänglich, zu populär. Für die Meistersinger dagegen bewahrte er bis in die letzte Zeit eine heimliche Liebe und über Tristan schreibt er noch im Jahre 1888: „Von dem Augenblick an, wo es einen Klavierauszug des Tristan gab — mein Kompliment, Herr von Bülow! — war ich Wagnerianer. Die älteren Werke Wagners sah ich unter mir — noch zu gemein, zu ‚deutsch'. Aber ich suche heute noch nach einem Werke von gleich gefährlicher Faszination, von einer gleich schauerlichen und süßen Unendlichkeit, wie der Tristan ist, — ich suche in allen Künsten vergebens. Alle Fremdheiten Lionardos da Vinci entzaubern sich beim ersten Tone des Tristan. Dies Werk ist durchaus das non plus ultra Wagners; er erholte sich von ihm mit den Meistersingern und dem Ring. Gesünder werden: Das ist ein Rückschritt bei einer Natur wie Wagner. Ich nehme es als Glück ersten Ranges, zur rechten Zeit gelebt und gerade unter Deutschen gelebt zu haben, um reif für dies Werk zu sein: so weit geht bei mir die Neugier des Psychologen. Die Welt ist arm für Den, der niemals krank genug für diese ‚Wollust der Hölle' gewesen ist: es ist erlaubt, es ist fast geboten, hier eine Mystiker-Formel anzuwenden."

Doch bevor Nietzsche die grenzenlose Enttäuschung des Jahres 1876 erlebte, schrieb er noch seine Festschrift „Richard Wagner in Bayreuth". Das eigenthümliche Buch war schon im Februar 1875 in Basel begonnen worden; bis in den Mai hinein arbeitete Nietzsche daran; dann ließ er die Schrift unfertig liegen und versuchte erst im September, sie wieder aufzunehmen, arbeitete auch wirklich bis zum neunten Abschnitt, um sie, schon im Oktober, wieder unlustig bei Seite zu legen. Um nicht mit leeren Händen zu den Festspielen zu erscheinen, entschloß er sich, die fertigen acht Abschnitte im Mai 1876 drucken zu lassen; im Juni fügte er noch drei Abschnitte hinzu. Aber das Werk ist trotzdem Torso geblieben; wenigstens ich muß gestehen, daß ich die letzten Abschnitte nur als ein Ende, nicht als einen Schluß ansehe: beim Lesen des letzten Passus habe ich immer das Gefühl gehabt, eigentlich müsse noch Etwas nachkommen, dieser Abschluß sei zu jäh und unvermittelt. Nietzsche scheint alle Freude an der Schrift verloren zu haben; darum ließ er sie, tant bien que mal, drucken, nur um sie loszuwerden. Ich glaube nicht, daß sie Wagner überhaupt ganz gelesen hat; Freude wird sie ihm, trotz seinem übertriebenen Danktelegramm („Ihr Buch ist ungeheuer!") wohl kaum gemacht haben.

Die Freunde Wagners, so erzählte mir wenigstens der jüngst gestorbene Alexander Ritter, einer der unbedingtesten, zugleich edelsten und geistvollsten Wagnerianer, schüttelten den Kopf zu dem Buche; sie fanden darin eine Auffassung Wagners, die zu dem Urbilde ihnen in keiner Weise zu passen schien: der wirkliche Wagner hielt dieser monumentalen Auffassung nicht Stand; sie fanden daher dieses Buch übertrieben. Das ist auch leicht erklärlich, denn Wagner ist hier für Nietzsche nur Vorwand; es finden sich Stellen in dem Buche, die man nur mit tiefer, inniger Rührung lesen kann; nie ist mit sanfterer Trauer gehuldigt, nie mit tieferen Worten Abschied genommen worden; und man kommt nicht los von dem Gedanken, daß diese Huldigung und dieser Abschied sehr bewußt sind: die allerherzlichsten Töne von Liebe und Freundschaft klingen in einen feierlichen Akkord aus, aber in einen lang ausgehaltenen Moll-Akkord; der erste Satz der Symphonie ist zu Ende und es folgt ein heimliches, suchendes, zartes Adagio und die Themen dieses zweiten Satzes schwellen mächtiger und mächtiger an: schon klingen die gewaltigen Triumphfanfaren des letzten Satzes bedeutsam vorahnend leise hinein.

Es ist vielleicht nicht schwer, sich die Gefühle vorzustellen, mit denen Nietzsche in Bayreuth den Ring des Nibelungen gehört haben mag. Er kannte ja das Werk vom Klavierauszuge her sehr genau, aber die Aufführung war ihm eben doch etwas ganz Neues. Er hatte sich das Werk sehr anders vorgestellt. Wird man nicht, vorausgesetzt daß man Ehrlichkeit und Muth genug dazu habe, gestehen müssen, daß Vieles im Ring des Nibelungen durchaus nicht Musik ersten Ranges ist? Daß sehr viel Musik darin gemacht ist? Wenn man direkt vom Tristan und den Meistersingern weg an die Trilogie herantritt, wird man vielleicht wunderlich befremdet sein: ein seltsames, zugleich barbarisches und müdes Tongewoge mag Vieles erscheinen; die gesungene Rede klingt allzu oft erkältend deklamirt und arm an Erfindung, ganz im Gegensatz zum Tristan, wo jedes Wort von drängendem Leben zittert; weite Strecken des Werkes verrathen die alternde Hand des mühsam zusammenschweißenden Technikers; einzelne wundervolle Motive werden allzu sehr ausgenutzt; das Werk zwanzigjähriger Arbeit ist trop voulu; es ist, um noch ein Wort Goethes zu gebrauchen, nicht aus ganzem Holze, sondern mitunter „geleimt“; die Risse und Sprünge sind geschickt verdeckt, aber das Ganze ist nicht so vollendet, wie die Meistersinger und Tristan schlechthin absolut vollendete Kunstwerke sind.

„Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe. Mir graut vor jedem dieser langen Kunstabende . . .“ schreibt Nietzsche der Schwester. Er reist Hals über Kopf ab nach Klingenbrunn. „Ich muß alle Fassung zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen.“ Und noch einmal treibt ihn die Sehnsucht nach Bayreuth: Er kann es nicht glauben, daß er richtig gehört hat. Wagner zeigt das eifrigste

Bemühen, ihn zu ehren und auszuzeichnen; Nietzsche entzieht sich kummervoll und schweigend diesen ostentativen Ehrungen. Alles ist umsonst: er sieht nicht den Sonnenaufgang einer neuen Kunst, er sieht nur ein Ende, das Ende einer Kunstform und das Ende seines Glaubens an Wagner. Und er selbst hatte mitgeholfen, so über das Wesen der wagnerischen Kunst zu täuschen, — er ertrug es nicht länger. Mit Thränen in den Augen nahm er von Bayreuth Abschied. Er eilt nach Sorrent, wo das erste Werk seiner unterirdischen Entwickelung fertig wird: „Menschliches, Allzumenschliches." Was an dem Buche für Wagner das Unangenehmste sein mußte, war die kühle Betrachtung der Kunst; die geheimnißvollen metaphysischen Beleuchtungeffekte fehlten ganz und gar: auch die Kunst war etwas „Allzumenschliches." Nietzsche dachte groß genug von Wagner, um zu glauben, daß er auch diese direkt entgegengesetzten Ansichten werde würdigen können, er schickte ihm das Buch zu mit einem rührend herzlichen Widmungsgedichte, dessen letzte Zeilen lauten:

„Doch eh' wir in die Welt es schicken,
Mög' Meisters Treuaug segnend blicken,
Und daß ihm folge fürderhin
Die kluge Gunst der Meisterin."

„Als das Buch endlich fertig mir zu Händen kam, sandte ich unter Anderen auch nach Bayreuth zwei Exemplare. Durch ein Wunder von Sinn im Zufall kam gleichzeitig bei mir ein schönes Exemplar des Parsifal-Textes an, mit Wagners Widmung an mich: ‚Herzlichen Gruß und Wunsch seinem theuren Freunde Friedrich Nietzsche, Richard Wagner, Oberkirchenrath.' Diese Kreuzung der zwei Bücher — mir wars, als ob ich einen ominösen Ton dabei hörte. Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten? Jedenfalls empfanden wir es Beide so: denn wir schwiegen Beide. Um diese Zeit erschienen die ersten ‚Bayreuther Blätter': ich begriff, wozu es höchste Zeit gewesen war. Unglaublich! Wagner war fromm geworden . . ."

Es ist beinahe erheiternd, zu sehen, wie rathlos der größte Theil der deutschen Kritik das „Menschliche, Allzumenschliche" anfaßte und auffaßte. Paul Rée habe es auf dem Gewissen, daß Nietzsche zum Positivismus abgefallen sei! „Ich habe die Hoffnunglosen unter meinen Lesern, zum Beispiel den typischen deutschen Professor, immer daran erkannt, daß sie das ganze Buch als höheren Réealismus verstehen zu müssen glaubten." Die Fortsetzung der Biographie wird auch die Fabeln, die über die späteren Jahre im Leben Nietzsches erdichtet wurden, zerstören, wie der bisher erschienene Theil deren so viele aus dem Bereiche wissenschaftlicher Betrachtung verwiesen hat.

Freising. Josef Hofmiller.

Die Griechen.

Sehr geehrter Herr Harden,

Sie hatten die Güte, mich mit einer Beschreibung der Bewegung, der Meinungen und Bestrebungen unseres Griechenvolkes in Bezug auf die brennende griechische Frage zu beauftragen. Fremde, in den innersten Grund der Dinge nicht eindringende Beobachter könnten vielleicht meinen, daß Griechenland, gleich so vielen anderen kleinen und großen Staaten, von der Eroberungsucht beherrscht worden sei. Dem ist aber nicht so; die Eroberungpolitik pflegt doch vorbereitet zu werden, wir aber haben uns bis jetzt niemals zu einer solchen Politik vorbereitet. Der Himmel ist bei uns so heiter, das Klima so mild, die Berge so schön, das Leben so leicht, die Glückseligkeit so billig, daß es uns an allen jenen Elementen fehlt, die den strengen, festen, eisernen, kalt berechnenden, einen großen Zweck unerbittlich, systematisch, wissenschaftlich verfolgenden Willen ausmachen. Was hat uns also bewogen, in die hohe, stürmische See der jetzt erreichten politischen Krisis so begeistert, singend, unaufhaltsam zu segeln? Das große Gefühl der Sympathie, das, nach Grillparzer, zusammen mit der Antipathie die beiden Pole der moralischen Welt bildet. Wir sympathisiren mit unseren Brüdern. Unsere Brüder sind aber die seit Jahrhunderten schwer bedrängten und tyrannisirten Kretenser. Auserlesene Brüder, liebenswerthe Brüder, — denn sie sind zugleich die körperlich schönsten und die seelisch tapfersten Griechen. Schönheit aber und Stärke sind für die moralische Welt, was die Elektrizität für die physische ist. Wie könnte jemals ein Grieche, der einen Bruder von außerordentlicher Schönheit und außerordentlicher Stärke und Tapferkeit hätte, ihn nicht so lieben und verehren, daß er bereit wäre, sein Diener zu sein? Und wir sind wirklich, seitdem wir zu einem Staat organisirt sind, Diener und Sklaven unserer geliebten Brüder, der Kretenser. Von 1866 bis auf den heutigen Tag ist ungefähr die Hälfte unserer Staatsschuld nur den Kretensern zu Liebe gemacht worden. Damit ist nicht etwa gesagt, daß wir nicht eben so sehr alle unsere Brüder in Religion, Sprache, Gestalt, Nationalität, Gemeinschaft der Denk- und Empfindungweise lieben: die Epiroten, die Makedonier, die Thraker, die Bewohner der ägäischen Inseln, die Griechen Kleinasiens. Aber wie viele Väter, Mütter, Brüder, Schwestern giebt es nicht, die eine besondere Liebe für bestimmte Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern hegen? So geht es auch den Griechen. Die Kretenser sind unsere Lieblingsbrüder. Wenn sie uns zu Hilfe rufen, wenn sie in Gefahr sind, wenn sie umkommen, wenn sie geschlachtet werden, dann möchten wir, selbst nackt, barfuß, unbewaffnet, ihnen zu Hilfe eilen. Das Blut steigt uns förmlich zu Kopf. Wir denken nicht, wir berechnen nicht. Wir öffnen ihnen unsere Häuser, unsere Beutel, wir strecken ihnen unsere Arme entgegen, um sie zu umfangen. Wir theilen ihre Kämpfe, ihre Gefahren, ihr Leid. Wir vergessen uns selbst, wir denken nur an sie. So war es in den Jahren 1866, 1867, 1868, 1878, 1889, 1896, so ist es auch jetzt. Sind wir denn zu verachten, weil wir so fühlen? Sind wir als instinktmäßig empfindende südliche Völker, denen jeder Positivismus, jede nüchterne Auffassung der Dinge fehlt, zu brandmarken? Auf diese Frage mögen deutsche Leser selbst antworten.

Aber dieses Nationalgefühl der Liebe zu den Kretensern, das alle meine Landsleute beherrscht, ist nicht das einzige Element der uns in diesem Augenblick umgebenden politischen und moralischen Atmosphäre. Wenn es erlaubt ist, die kleinen Nationen den großen zu vergleichen, so möchte ich sagen: Es herrscht bei uns jetzt das selbe Gefühl, der selbe Wunsch, das selbe Verlangen und Streben nach der Einheit unserer Nation wie einst bei den Deutschen, den Italienern, den Slaven. Wir sind verstümmelte nationale Organismen und in uns brennt das glühende und unlöschbare Verlangen nach Vereinigung unserer zerstreuten Glieder. Dieses Verlangen tragen wir überall herum: bei den Festen, Feierlichkeiten, Hochzeiten, Taufen, beim Gespräch, auf dem Markte, zu Hause, überall, selbst in unseren kaufmännischen Beziehungen. Vielleicht ist unsere Denkweise nicht frei von einer gewissen kindischen Naivetät, vielleicht streift sie an Donquixoterie. Aber wir Griechen betrachten uns nun einmal als die berufensten Bekämpfer der Türken in den europäischen und asiatischen Ländern, die früher Mittelpunkte und Herde griechischer Civilisation waren. Die Türken lagern, kampiren ja seit mehr als vier Jahrhunderten eigentlich nur; und wie die Dorfkinder, seit sie eines Morgens auf dem nahen Felde die Zelte der Zigeuner aufgeschlagen sahen, jeden Augenblick fragen: Wann werden die Zigeuner fortziehen? so haben wir Griechen auch die Gewohnheit angenommen, nach wie vor dem Jahre 1821, zu fragen: Wann werden die Türken fortgehen?

Die Wissenschaften sind bei uns nicht wieder erblüht, wie sie bei Ihnen blühen. Die Literatur wird nicht einmal in den höheren Gesellschaftklassen als Leidenschaft oder als Bedürfniß empfunden. Die schönen Künste sind erst kürzlich einigermaßen flügge geworden. Kämpfe unter gesellschaftlichen Klassen oder Ständen giebt es bei uns nicht. Philosophisch zu denken, sind wir nicht besonders fähig oder geneigt. In Bezug auf die Religion sind wir Griechen Alle einig. Nur wenige katholische Griechen von den Inseln verlieren sich in Orthodoxie. Wir sind ferner so tolerant, daß wir sehr oft einen intimen Freund haben, der Katholik ist, ohne daß wir es ahnen. Die Ideale oder Ideen also, die in Europa Ursachen innerer gesellschaftlicher Kämpfe sind, existiren bei uns nicht. Sie werden aber ersetzt durch den Patriotismus, — einen merkwürdigen Patriotismus; denn es ist nicht der enge, lokale Patriotismus. Wenn wir einen lokalen Patriotismus hätten, wie z. B. die Italiener oder die Deutschen, so würden die Fortschritte Griechenlands in Bezug auf seine äußere Repräsentation größer sein. Wir würden bald unsere Nationalsitten, unseren Nationalwein, unsere Nationalmanieren, die nationale Nacktheit unserer Städte verleugnen und wegwerfen, wir würden uns eleganter kleiden, wir würden uns äußerlicher civilisiren, — vielleicht, wenn Sie wollen, auch innerlicher. Aber wir sind zu sehr Philosophen dazu. Vielleicht Cyniker oder Epikureer, aber immerhin Philosophen. Den engen Lokalpatriotismus haben wir durch einen weiteren, altruistischen Patriotismus ersetzt. Wir bekümmern uns weniger darum, daß Griechenland klein und eng begrenzt ist; uns macht viel mehr Kummer, daß eine große griechische Bevölkerung noch unter dem türkischen Joch seufzt. Dieser Altruismus unterliegt auch bei uns einer Art Ebbe und Fluth. Bald kommt eine Periode der Intensität, bald eine der Verminderung, niemals aber verschwindet, niemals verdorrt er. Wer kein engherziger Patriot ist, Der wird bei uns nicht getadelt, wer aber

keinen weiten Patriotismus kennt, Der wird gebrandmarkt, wird einfach als Verräther betrachtet und behandelt.

Es ist wahr, daß diese Gesinnungen mit unserer bisherigen Politik nicht ganz übereinstimmen. Es ist gewiß, daß wir eine militärische Nation, aber kein militärischer Staat sind. Uns fehlt der Geist der Konsequenz. Wir haben die Impulsität der südlichen Völker. Wir können in einem Augenblick unser ganzes Vermögen für die nationale Idee hingeben, während wir keine Bereitwilligkeit zeigen, einen kleinen Theil davon jedes Jahr regelmäßig zu opfern. Im Jahre 1885/86 haben wir bei einem Budget von achtzig Millionen für die Idee eines Krieges gegen die Türkei innerhalb weniger Monate fünfzig Millionen und bald darauf für unsere Flotte weitere fünfzig Millionen verausgabt. Und jetzt, während wir noch vor Kurzen auch die kleinsten Ausgaben des Staates einer genauen Kontrole unterzogen und gegen die schwere Besteuerung protestirten, geben wir wieder große Summen unbedenklich aus, ärgern uns sogar, daß der Staat nicht noch mehr ausgiebt, und wären bereit, so schwere Steuerlasten auf uns zu nehmen, wie die waren, die die Nordamerikaner während des Krieges gegen die Südamerikaner auf sich nahmen. Jetzt wie damals verfolgen wir nur den einen Zweck: die Befreiung unserer unterjochten Brüder. Dieser vielleicht übertriebene Patriotismus läßt sich durch den Klassizismus unserer nationalen Erziehung und durch den Umstand erklären, daß wir zum Besitz der materiellen Güter der Civilisation noch nicht gelangt sind. Der Klassizismus, ich meine das Vorherrschen der Sprache und des Studiums der alten Schriftsteller auf fast allen Stufen unseres Unterrichtswesens, hat bewirkt, daß wir auf dem Gebiet der Wissenschaft, der Kunst, der Industrie, vielleicht auch der Kriegskunst, keine Fortschritte gemacht haben, hat aber dafür die Flamme des Patriotismus in uns wach erhalten. Die homerischen Trojaner sind für die griechische Jugend die Türken. Die Perser des Herodot sind wieder die Türken. Selbst die inneren Kriege der alten Griechen erhalten durch eine Art Halluzination den Türkenhaß wach. Daneben ist es die fast ausschließliche Beschäftigung des griechischen Volkes mit dem Ackerbau und das noch in seinem ursprünglichen und urwüchsigen Zustand bestehende Hirtenleben, die uns den Krieg als eine Art Erquickung und Erholung von unseren Tagesarbeiten erscheinen lassen. Der Krieg ist in der That eine Festlichkeit für unser Volk. Fröhlich singend zogen die alten Helden Marathons gegen die Perser in den Krieg. Fröhlich singend ziehen auch die jetzigen Griechen an die Grenzen. Die numerische Ueberlegenheit der Türken wird gar nicht in Betracht gezogen. Von der Zeit der Perserkriege bis zum Jahre 1821 und von 1821 bis jetzt haben wir uns, trotz allen erlittenen Mißgeschicken und Niederlagen, niemals an den strategisch wahren Gedanken gewöhnen können, daß in den Kriegen numerische Gleichheit oder Ueberlegenheit zur Sicherung des Sieges nothwendig ist. Wir Griechen sind, wie zur Zeit Herodots, immer noch Kinder, ohne doch diese Eigenschaft als eine nachtheilige zu betrachten. Was wir fürchten, ist vielmehr die Möglichkeit, jemals Greise zu werden.

So weit gehen die instinktmäßig bei uns herrschenden Ideen und Gefühle. Aber Denen von uns, bei denen die instinktmäßigen Gefühle zu höheren, philosophischen Gedanken sich erheben, erscheint die Idee der Einigung der griechischen Nation als eine sie stets beschäftigende psychologische und ethnologische Nothwendigkeit. Was Deutschland ohne Preußen sein würde, Das ist für uns, nach unserer

Meinung, Griechenland ohne die Kretenser, die Epiroten, die Makedonier, die Bewohner der griechischen Inseln, die Griechen Kleinasiens. Wir haben nicht den Ehrgeiz, irgend ein fremdes Element in uns aufzunehmen. Wir trachten nur nach einer Einigung des Griechenthumes. Die Bulgaren Makedoniens sollen Bulgarien gehören, die Serben Serbien, aber die Griechen müssen zu uns kommen. Deshalb reden wir nicht von Albanesen, sondern nur von Epiroten; obwohl es kein Land giebt, wo die Albanesen so zahlreich und die albanesische Sprache so verbreitet ist wie in Griechenland, liegt uns doch jeder Gedanke an Eroberungen so fern, daß wir, trotzdem wir die Albanesen schon längst hätten überzeugen können, daß wir mit ihnen ethnologisch und sprachlich verwandt sind, keine solche Propaganda gemacht haben. Daß wir seit 1821 an Konstantinopel, das doch, wenn es historisch und rechtlich überhaupt Jemandem gehört, den Griechen gehört, als Hauptstadt Griechenlands fast gar nicht oder sehr wenig denken, obwohl der letzte Palaeologe als Grieche und im Namen der griechischen Idee und des Hellenismus gestorben ist: Das ist doch wohl ein Beweis dafür, daß wir nicht an Größenwahn leiden. Was wir verlangen und wofür wir kämpfen, ist nur ein Theil unseres geschichtlichen und volksthümlichen Wesens. Wenn wir, seitdem Griechenland zu einem Staate geworden ist, vergessen hätten, daß wir noch unterjochte Brüder zu befreien haben, so würde heute Griechenland den Reichthum, die Civilisation und die Wohlfahrt Dänemarks oder der Schweiz besitzen. Wenn wir nur einen geringen Theil Dessen, was wir im Lauf der Jahre für die nationale Idee ausgegeben haben, auf unsere Handelsmarine verwendet hätten, wir wären vielleicht heute die zweite Seemacht im mittelländischen Meere. Aber der griechische Staat hat von den Helden des Jahres 1821 ein Testament übernommen, dessen Vollstreckung er als seine heiligste Pflicht betrachtet. Kein ruhiger Schlaf, kein ruhiger Tod, kein ruhiges Gewissen könnte uns zu Theil werden, wenn wir diese Pflicht außer Acht ließen. Die Vorstellung des Fluches ist für das mit lebhafter Einbildungskraft begabte griechische Volk ein furchtbarer Gedanke. In unseren Volksliedern ist der Fluch, das Bewußtsein, verflucht zu sein, was das Gespenst des Banquo in Macbeth ist. Wir haben den Glauben, daß wir uns in unserem individuellen Leben den Fluch der Freiheitkämpfer von 1821 zuziehen werden, wenn wir ihr Werk unbeendet lassen. Die Idee eines unabhängigen und freien Griechenlands ist in mancher Beziehung vorläufig nur eine Illusion; in Wirklichkeit dauert der Kampf von 1821 noch fort. Die Jahre des Friedens müssen als ein langer Waffenstillstand betrachtet werden. Dieser Waffenstillstand wäre schon längst unterbrochen worden, wenn nicht das allmächtige Europa die Türkei unter seinen Schutz genommen hätte. Das Dogma von der Integrität des türkischen Reiches hat uns Hände und Seele gelähmt; aber es ist ein Dogma der Lüge, des Hohnes, der Negation aller Gesetze des Fortschrittes und der Civilisation. Die egyptischen Mumien zeigen noch die Gestalt des Menschen, aber bei jeder Berührung mit der Luft zerfallen sie in ihre Bestandtheile. Die Türkei als Staat ist schon lange eine Mumie. Wenn aber ein Toter immer noch fortfährt, die Lebenden zu tyrannisiren, so ist Das für die Phantasie des Neugriechen nicht nur furchtbar, sodern geradezu unerträglich. Gegen diese Totenherrschaft richten sich die Gefühle, die Gedanken, die Energie der hellenischen Nation.

Athen. V. Gabriélidi,

Besitzer und Herausgeber der Zeitung „Akropolis."

Am Thor.

Im Theater wars. Man gab ein französisches „Sittenbild“: natürlich kam ein Ehebruch darin vor. Zwei sogar. Der eine, große, beherrschte das ganze Stück, der andere, kleine, lief so nebenher. Frau Käthes Wangen brannten. Ihre Freundin Adele, die an einen Universitätprofessor verheirathet war und in besseren Verhältnissen lebte als Käthe, hatte sie eingeladen, mitzukommen, und Käthe, für die ein Theaterbesuch das Höchste bedeutete, war der Einladung mit großem Vergnügen gefolgt. Und nun unterhielt sie sich nicht. Die Vorgänge auf der Bühne regten sie auf und diese fast quälende Erregung ließ kein behagliches Genießen aufkommen. Alles irritirte sie: das Stück, die Toiletten der Schauspielerinnen, die geputzten Damen in den Logen und im Parquet. Ihre Nerven waren so angespannt und überreizt, daß sie hätte weinen mögen.

Frau Adele entrüstete sich über das Stück.

„So unmoralisch!“ sagte sie. „Schämen muß man sich, darin gewesen zu sein.“

Käthe hörte nicht auf sie. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit etwas Anderem.

„Hast Du Dir die Müller gut angesehen?“ fragte sie plötzlich. „Ich kenne sie schon lange. Sie ist gewiß um zehn Jahre älter als ich, — und wie sieht sie aus! Wie diese Schauspielerinnen es nur anstellen, sich so jung zu erhalten!“

„Mein Gott! Die Schminke, die Toiletten, die Beleuchtung!“ meinte Frau Adele mit einem Achselzucken. „Das täuscht, meine Liebe.“

„O nein, o nein, Adele!“ flüsterte Käthe eifrig. „Ich sah die Müller auf der Straße, am helllichten Tage. Sie ist auch bei Tage hübsch.“

„Wenn man nichts Anderes zu thun hat, als seine Schönheit zu pflegen, dann bleibt man eben länger jung und hübsch. Ich möchte darum doch keine Komoediantin sein,“ sagte Frau Adele. „Uebrigens bin ich mit meinem Aussehen ganz zufrieden,“ setzte sie hinzu.

„Ich nicht,“ sagte Käthe halblaut und wie unwillkürlich.

„Aber Deinem Mann gefällst Du ja doch!“ bemerkte Adele.

Käthe schwieg . . . und sagte nach einer Weile: „Sie haben es auch sonst besser.“

„Wer?“

„Die Schauspielerinnen. Sie . . . sie leben doch! Für sie ist nicht ein Tag wie der andere. Und dann macht alle Welt ihnen den Hof“ . . .

„Ich beneide sie nicht,“ fiel ihr Adele halb verweisend ins Wort. „Wozu braucht man denn Hofmacher, wenn man einen Mann und Kinder hat? Du redest sonderbar heute. Was hast Du denn?“

„Nichts!“ murmelte Käthe mit nervös bebenden Lippen und sagte kein Wort mehr.

Das Stück ging zu Ende. Die beiden Frauen stießen und balgten sich in der Garderobe um ihre Ueberkleider und stiegen dann im Menschengewühle langsam die Treppen hinab.

„Wie kommst Du nach Hause?“ fragte Adele. „Holt Dich Dein Mann ab?“

„O nein. Der schläft wohl schon längst. Ich werde die Pferdebahn benutzen.“

„Mein Mann holt mich immer ab,“ sagte Adele mit einem gewissen Stolz und blickte suchend im Vestibule umher. „Da steht er schon.“ Sie winkte ihm zu: „Fritz! Fritz!“

Er kam auf die Damen zu und warf, während er grüßend den Hut lüftete, einen aufmerksamen Blick auf Frau Käthes erhitztes Gesicht.

„Sie haben sich nicht unterhalten?“ fragte er sie.

„O! es war gräulich!“ antwortete Adele für sie. „Höchst unanständig. Aber nun halte Dich nicht auf, Käthe. Sieh einen Wagen zu bekommen.“

„Wollen wir Deine Freundin nicht nach Hause bringen?“ fragte der Professor halblaut.

„Was für ein Einfall! So ein Umweg! Geh nur, Käthe, geh. Verliere keine Zeit.“

„Gute Nacht,“ sagte Käthe, „und noch besten Dank.“

Sie verließ das Paar und hastete auf die Straße. „Wie er mich angesehen hat!“ dachte sie. „So neugierig und so . . . theilnahmevoll. Ganz merkwürdig. Und er sieht mich oft so an . . . Er ist viel, viel hübscher als sie. Ob er sie genommen hätte, wenn sie so arm wäre wie ich?“ . . .

Frau Adele sagte einstweilen zu ihrem Manne: „Sie hatte heute einen ungünstigen Tag, die arme Kähe. Gar nicht hübsch sah sie aus!“

„Vergrämt,“ meinte er.

„Ach wo! Was für eine Ursache hätte sie denn, vergrämt zu sein? Sie muß sich glücklich preisen, daß sie einen so braven Mann und so nette Kinder hat.“

„Gewiß,“ sagte der Professor in höflich-zerstreutem Tone und sprach von etwas Anderem.

* * *

Käthe kam nach Hause. In der Wohnstube war es kalt, die herabgedrehte Petroleumlampe verbreitete einen üblen Geruch. Auf dem Tische standen die kärglichen Ueberreste eines einfachen Abendbrotes und eine Flasche billigen Bieres. Mann, Kinder und Magd schliefen bereits. Ohne abzulegen, begann Käthe das wenig anmuthende Mahl zu verzehren und das leichte Bier zu trinken. Dabei blickte sie wiederholt in den Wandspiegel, der ihr gegenüberhing.

„Was hat die Ehe aus mir gemacht! Ich bin ja noch jung“ . . . Und plötzlich legte sie die Arme auf den Tisch, das Gesicht auf die Arme und fing bitterlich zu weinen an.

* * *

Sie wußte selbst nicht, wann es angefangen hatte, diese Unruhe, diese Reizbarkeit, dieses beständige, unsinnige Warten auf Etwas, wofür sie keinen Namen finden konnte, und diese quälende, entnervende Enttäuschung, wenn sie sich am Abend niederlegte und das ersehnte, geheimnißvolle Etwas wieder nicht gekommen war. Und wenn sie dann, so ermüdet sie sich auch fühlte, doch nicht einschlafen konnte, war ihr, als hätte sie Zeit ihres Lebens gewartet und gewartet

und nichts Anderes gethan als gewartet, . . . und immer vergeblich. Schon als Kind hatte sie mit dem Warten angefangen. Worauf? Auf eine kleine Zerstreuung, auf eine Puppe, auf irgend Etwas. Dann kam die Mädchenzeit. Sie war arm, der Vater tot. Sie mußte auf einen Broterwerb bedacht sein. Die Mutter hielt sie zur Arbeit an und predigte ihr Tag für Tag die strenge Erfüllung ihrer Pflichten vor; Käthe fügte sich, war fleißig, arbeitete und lernte. Aber Das machte sie nicht froh. Sie fand die „Pflicht" trostlos, . . . und wenn das Mutterauge nicht wachte, las sie Romane und Liebesgedichte. Heimlich schwärmte sie immer für irgend einen Mann: für einen Unbekannten, den sie auf der Straße gesehen und der sie im Vorübergehen zärtlich angeblickt hatte, vorwiegend aber für „Berühmtheiten", für Maler, Dichter und Staatsmänner, auch wenn sie längst gestorben waren. Sie lernte fast keinen Mann kennen, besuchte weder Bälle noch Gesellschaften. Aus Wien kam sie nie heraus. Man hatte ja zu Alledem kein Geld. Das Mädchen langweilte sich oft bis zur Erschöpfung, bis zur Verzweiflung. Und wenn sie sich äußerte und sich über ihr Leben beklagte, schalt die Mutter und nannte sie lieblos und undankbar. Vom achtzehnten Jahre an erwarb sich Käthe ihren Unterhalt: sie ward Gesellschafterin und Wirthschafterin im Hause einer kränklichen alten Dame, verkehrte vom Morgen bis zum Abend mit dieser Dame, sah sonst beinahe Niemanden und weinte in der Nacht ihr Kissen naß. Nach vierjähriger Qual lernte sie im Hause ihrer Brotgeberin einen Verwandten dieser Dame, einen Beamten, kennen, der sich in sie verliebte und den sie heirathete. Sie war ihm so dankbar dafür, daß er sie nahm, daß sie, durch ihn, aus ihrem grauen Einerlei herauskam. Endlich geliebt, verzärtelt, auf Händen getragen werden, wonach sie sich so heiß gesehnt hatte, endlich frei sein! Wie hätte sie dem Mann nicht dankbar, ihm nicht von Herzen gut sein sollen?

In der Ehe gestaltet sich freilich Alles ein Bischen anders, — im Grunde genommen, ganz anders. Von Verzärtelung und „auf Händen getragen werden" war bald keine Spur mehr zu merken. Es handelte sich um die Behaglichkeit des Mannes und seine Bedürfnisse, und daß Alles im Hause in Ordnung und pünktlich auf die Minute fertig sei. Ihr Mann, um fünfzehn Jahre älter als sie, war ein Pedant. Er arbeitete für die Seinen und die Frau hatte das Haus zu bestellen und die Kinder zu überwachen. Was war denn dabei? Sie sah es nirgends anders. Bei allen ihren Bekannten ging es ähnlich zu. Es waren lauter gute Ehen, wo sich für die Frau Alles um den Mann und die Kinder drehte. Die Frau hat nicht daran zu denken, sich jung und hübsch zu erhalten, sich vortheilhaft zu kleiden und zu gefallen, und an anderen solchen Unsinn. Sie denkt ans Sparen. Das Wirthschaftgeld wird ihr knapp zubemessen, sie erschrickt vor jeder unvorhergesehenen Ausgabe: der Mann brummt ja gleich, und wenn man ganz und gar abhängig ist vom Manne, wenn man jeden Kreuzer, den man ausgiebt, aus seiner Hand empfangen muß, dann überlegt man es sich zwei- und dreimal, bevor man ihm mit einer Ausgabe kommt, auf die er nicht gefaßt war. Am Abend erscheint er müde vom Bureaudienst, ist schweigsam, oft verdrießlich und niemals galant. Dazu die Kinder. Tag und Nacht halten sie Käthe in Athem. Eines nimmt noch die Brust, einem anderen fehlt irgend Etwas. Von drei Kindern sind selten alle auf einmal vollständig frisch und

gesund. Man kommt aus der Sorge und Plage nicht heraus, . . . und was unaufhörlich geflickt, genäht und ausgebessert werden muß!

Der Hausrath bleibt immer der selbe, nutzt sich ab und wird altmodisch. Der Herr des Hauses hat seine kleine Stube für sich, in der er ungestört verweilen, rauchen und seine Zeitung lesen kann. Käthe hat natürlich kein „Boudoir". Wozu würde sies denn brauchen? Zum Lesen hat sie keine Zeit und die Kinder dürfen nicht unbeaufsichtigt bleiben. Sie muß da sein, wo die Kinder sind. So hält sie sich in der Küche, im Eßzimmer oder in der Kinderstube auf. Sie haben zwar auch einen Salon mit steifen, ungemüthlichen Möbeln, deren Ueberzüge nur entfernt werden, wenn man Gäste erwartet. Aber der Salon ist natürlich blos für die Gäste da. Man sitzt dann auf den mit gelbem Atlas überzogenen harten Sophas und Stühlen: Bekannte sinds und Verwandte, die kommen, vorwiegend Ehepaare mit Kindern, wie die Gastgeber. Die Herren spielen im Zimmer des Hausherrn Tarok, die Frauen sitzen im Salon und sprechen von ihren Männern, ihren Kindern, ihren Wirthschaftsorgen. Selten von anderen Dingen. Sie erleben ja nichts. Käthe findet solche Gesellschaften sehr langweilig. Und diese Plage! Sie hat nur eine Magd. Das Abendessen macht ihr Sorgen. Das Gespräch der Frauen quält und ermüdet sie. Und wie viel Geld die dumme Geschichte kostet! Dafür könnte man sich ein hübsches Kleid kaufen und davon hätte man doch Etwas.

Ein Tag wie der andere, ein Jahr wie das andere! Mein Gott! Sie beklagt sich ja nicht, . . . sie theilt ja nur das Loos von millionen Frauen. Ihr Mann ist brav und gut, er liebt die Seinen und arbeitet und sorgt für sie. Lebhaft und anregend war er ja nie, auch vor der Ehe nicht. Jetzt ist er noch schläfriger geworden: Das ist Alles. Auch eine Glatze hat er bekommen und wird von Jahr zu Jahr dicker. Aber darf man Dergleichen bemerken oder gar bekritteln? Er muß ihr gefallen, — so, wie er ist. Sie gefällt ihm ja auch. Er sieht es gar nicht, daß sie altert, so wenig er es bei den Möbeln bemerkt, daß sie verblassen. Käthe gehört zu ihm als seine Hausfrau und die Mutter seiner Kinder. Sie mit anderen Frauen zu vergleichen, kommt ihm gar nicht in den Sinn. Er ist ihr treu, seine Häuslichkeit genügt ihm und befriedigt ihn. Was etwa unruhig in ihm war und sich austoben wollte, hat er vor der Ehe ausgegeben. Daß die Frau Das nicht gethan hat, daß sie jung, frisch und unverbraucht in die Ehe getreten ist, . . . dieser Gedanke kommt ihm nicht. Er läßt sich gehen, wie eben fast alle Ehemänner. Sie ein Bischen verwöhnen und verzärteln? Das fällt ihm gar nicht ein. Kleine Aufmerksamkeiten ersinnen und sie damit überraschen? Auch Das fällt ihm nicht ein. Dazu fehlen ihm überdies die Mittel. Obendrein ist er sehr sparsam. Jeder Luxus ist ihm unsympathisch. Er liebt nur das Einfache, Abgetragene. Und Käthe erscheint ihm immer „aufgedonnert", wenn sie einmal ein neues Kleid bekommt und sich von ihrem Mann bewundern lassen will.

* * *

Seit zwölf Jahren sind sie nun verheirathet. Die Kinder zählen zehn, acht und sechs Jahre. Das Jüngste, der einzige, heiß ersehnte Junge, fing eben

erst die Schule zu besuchen an. Die Mädchen gleichen dem Vater und sind nicht hübsch. Der sieht Das natürlich nicht: für ihn sind die Kinder hübsch, weil es seine Kinder sind. Aber Käthe siehts. Der Mann war enttäuscht, als zuerst zwei Mädchen kamen. Seinetwegen. Er hatte auf Söhne gehofft. Käthe war enttäuscht der Kinder wegen. Sie findet es so traurig, als Frauenzimmer auf die Welt zu kommen. Die unschönen kleinen Mädchen thun ihr so leid. Sie hat sich auch nicht gefreut, als sie sich Mutter fühlte; nicht im Mindesten. So ein armes Kind ins Leben zu zerren, ... Das war eigentlich etwas Schreckliches. Und was der Geburt vorherging, ... war gleichfalls schrecklich gewesen. Sie hat es eben ertragen, wie sie Alles ertrug, was die Ehe mit sich brachte. Aber schön war alles Das nicht und leicht zu ertragen auch nicht.

Ob sie die Kinder liebt? Diese Frage legt man sich ja gar nicht erst vor. Es ist ja selbstverständlich, daß man seine Kinder liebt. Von jener überquellenden, Alles verklärenden, Alles ausgleichenden Mutterseligkeit, von der die Bücher melden, hat sie freilich wenig zu spüren bekommen. Die Schwangerschaften und die Geburten der Kinder haben ihr unsägliche Schmerzen bereitet. Das Aufpäppeln der Kleinen war sehr mühsam. Sie hat sich Tag vor Tag und Jahr vor Jahr selbst verleugnen und selbst vergessen müssen, um ihren Mutterpflichten gerecht zu werden. Sie sieht, daß die Kinder egoistisch und anspruchsvoll sind, wie eben alle Kinder. Tausend Opfer bringt die Mutter ihnen, — und sie ... nun, sie lärmen und schreien rücksichtlos weiter, wenn die Mutter sie einmal bittet, sie möchten sich ruhig verhalten, weil sie Kopfweh habe. Man mag noch so verstimmt, zerstreut und abgespannt sein, mag sich noch so unwohl fühlen: die Kinder nehmen keine Rücksicht darauf. Sie sind immer da mit ihren Bedürfnissen, ihren ungestüm geäußerten Wünschen, ihrer Ungeduld, wenn man nicht sogleich auf sie hört. Die Mutter ist, wie es scheint, nur der Kinder wegen und bei Leibe nicht um ihrer selbst willen auf der Welt. Käthen dröhnt oft der Kopf, ... und am Besten ist es doch, wenn die Kinder schlafen. Der Schlaf ist überhaupt das Beste. Wenn nur die Nacht nicht so unheimlich schnell verginge! Der Tag erscheint dagegen so entsetzlich lang.

* * *

Seit jene quälende Unruhe über sie gekommen war, fragte Käthe sich oft: „Ob es den anderen Frauen ergeht wie mir? Sie sagen immer: Wenn eine Frau einen Mann und Kinder hat, dann hat sie das Beste, was eine Frau überhaupt haben kann. Thun sie blos so? Oder ist es ihnen Ernst mit Dem, was sie sagen? Und warum bin ich denn so unruhig? Was will ich denn?"

„Wenn ich nur dieser Adele nicht wieder begegnet wäre!" sagte sie sich dann wohl auch. „Ich glaube, daß sie es ist, die mich so unruhig macht. Ich bin neidisch auf sie. Es ergeht ihr viel besser als mir."

Adele war aus vermögendem Hause, hatte ihre Mädchenjahre angenehm verlebt und nach Neigung geheirathet. Ihr Mann war erst vor einem Jahr nach Wien berufen worden. Bis dahin hatten sie in einer kleinen deutschen Universitätstadt gelebt. Nun hatte der Professor einen Ruf nach Straßburg erhalten und war gesonnen, dem Rufe Folge zu leisten, da es ihm in Wien nicht gefiel.

Käthe war tötlich erschrocken, als Adele ihr mittheilte, daß sie Wien demnächst verlassen und nach Straßburg übersiedeln würden. Vergebens hielt sie sich vor: „Was habe ich von ihr? Ich habe sie als Mädchen beneidet und beneide sie nun als Frau. Ihre schöne Wohnung macht mich ganz krank. Es ärgert mich, daß sie blos ein Kind hat und ich drei. Sie kleidet sich viel eleganter als ich; sie giebt Gesellschaften und wird von Leuten eingeladen, die mich über die Achsel ansehen. Ihr Mann ist Universitätprofessor und meiner ist ein subalterner Beamter. In Allem stehe ich zurück, . . . und so sollte ich doch froh sein, wenn sie geht. Sie macht mich nur noch unzufriedener." Es half nicht: Käthe war und blieb, seit sie von Adelens baldigem Scheiden gehört hatte, innerlich verstört und zerstört. Ihre Reizbarkeit kannte mitunter keine Grenzen. Die Kinder ärgerten sie oft bis zu Thränen. Am Unerträglichsten aber erschienen ihr die schläfrigen, gewohnheitgemäßen Zärtlichkeiten ihres Mannes. Seine Glatze und sein Embonpoint wurden ihr ganz widerwärtig. Immer wieder verglich sie ihn im Geiste mit einem Anderen . . .

Das wars!

Der sah sie oft so sonderbar an: so forschend, so voll Theilnahme und Verständniß, so — gut. Und er war so hübsch und gentlemanlike, so klug. Sie gönnte der Freundin diesen Mann nicht. Was hatte Adele vor ihr voraus? Warum hatte sie den besseren, klügeren, schöneren, jüngeren Mann bekommen? Sie war reich und aus vornehmen Hause gewesen: Das war Alles. Käthe erblaßte und fühlte, wie ihr das Blut zum Herzen fluthete, wenn Adele vor ihr dem Professor einen Kuß gab oder die Arme um seinen Hals legte. Und sie thats so oft, gleichsam um der Anderen zu zeigen: „Er gehört mir. Aergere Dich nur. Er gehört doch mir!" Ihm waren solche ehelichen Vertraulichkeiten vor einer Zeugin peinlich, — Das sah Käthe ihm an. Er fing niemals damit an und ließ sie sich eben nur nothgedrungen gefallen, . . . und darüber empfand Käthe eine heimliche Befriedigung.

Adele forderte die Freundin schon seit einiger Zeit kaum noch auf, sie zu besuchen. Dennoch kam Käthe sehr oft . . . Und bevor sie vom Hause wegging, prüfte sie ihr Gesicht im Spiegel: „Ich bin doch hübscher als sie! Und er sieht es so gut wie ich, daß ich hübscher bin als sie. Und sie sieht es auch und darum mag sie mich nicht leiden."

* * *

Vor ihrem Scheiden von Wien gaben Professors eine Abschiedsgesellschaft. Käthe und ihr Mann waren ebenfalls dazu eingeladen worden.

Eines der Kinder erkrankte gerade an dem Tage, an dem die Gesellschaft stattfinden sollte. Es war nicht von Bedeutung. Dennoch meinte der Mann: „Sagen wir ab. Es ist ohnehin lästig, den Frack anzuziehen und bis in die Nacht hinein aufzusitzen. Fahren und ein Trinkgeld geben muß man obendrein. Es ist viel vernünftiger, sich diese Auslagen und Unbequemlichkeiten zu ersparen und ruhig daheim zu bleiben." Käthe sah ihn verächtlich an und erklärte, hingehen zu wollen.

Er blieb denn auch daheim und sie fuhr in die Gesellschaft. Aber sie unter=

hielt sich nicht. Die Damen waren viel eleganter gekleidet als sie und verstanden auch viel besser zu konversiren. Sie schwieg meist und wurde wenig beachtet. Ein langweiliger alter Herr führte sie zu Tische. Und der Mann, um dessen willen sie gekommen war, schenkte ihr keine Aufmerksamkeit, gab sich mit anderen Damen ab und schien sie gar nicht zu bemerken. Einmal fing sie einen wie boshaft-triumphirenden Blick Adelens auf: „Nicht wahr, Du bist enttäuscht und ärgerst Dich?"

Ach, ärgern! ... Es war mehr als Das. Weinen hätte sie mögen.

„Wäre ich nur nicht gekommen!" dachte sie, als sie trüb, blaß und schweigend in einer Ecke saß und einem Liebeslied lauschte, das eine junge Dame vortrug. „Was will ich denn hier, wenn er sich nichts aus mir macht?"

Die Gäste begannen endlich aufzubrechen. Käthe zögerte und zögerte, sich den Scheidenden anzuschließen. Ihrer alten Gewohnheit gemäß, wartete sie noch immer, ... völlig hoffnunglos zwar, aber sie wartete. Schließlich konnte sie nicht länger bleiben. Die letzten Gäste verabschiedeten sich von den Wirthen. Langsam stand Käthe auf, knöpfte langsam ihre Handschuhe zu, die sie sich eigens für diesen Abend gekauft hatte ...

Keine der Damen war ohne Begleitung erschienen. Jede hatte einen Vater, einen Gatten, einen Bruder als Ritter zur Seite. Nur sie mußte allein nach Hause fahren. Und das Traurigste war dabei, daß sie lieber, viel lieber, noch allein war als mit ihrem Manne. Nach Hause! Gott! wie trostlos es war, nach Hause zu müssen!

Da stand plötzlich der Professor vor ihr.

„Ich werde mir erlauben, Sie nach Hause zu bringen, wenn es Ihnen genehm ist", sagte er.

Sie sah schüchtern zu ihm auf: „Wenn es Ihnen nicht lästig fällt" ...

Er lächelte nur und half ihr, den Mantel umzulegen. Dann schritt sie an seinem Arme die Treppe hinab. Adele war leichenblaß geworden und hatte ihr mit einem gezwungenen Lächeln die Hand gegeben, ... und diese Blässe und dieses verzerrte Lächeln hatten ihr wohlgethan.

„Du hast zu früh triumphirt, meine Gute," sagte sie sich im Stillen.

* *
*

Der Weg war weit und das abgetriebene Droschkenpferd müde: und so dauerte die Fahrt lange.

Im Anfang schwiegen die Beiden. Käthe lehnte still beglückt im Wagenkissen und hielt die Augen geschlossen. Der Professor betrachtete sie unausgesetzt. Dieses bleiche Frauengesicht interessirte ihn, seit er es zum ersten Male gesehen hatte. Es lag etwas so Vergrämtes in diesen Augen, um den Mund, auf der niedrigen, feinen Stirn, sogar im Lächeln und im nervösen Zucken der Brauen. Etwas so Bemitleidenswerthes, das den Wunsch erweckte, zu trösten und zu liebkosen, wie man ein betrübtes Kind tröstet und liebkost.

„Hübsch ist sie auch; und sie wäre reizend, wenn sie glücklich wäre", dachte er, während er sie betrachtete.

Seine Frau fiel ihm ein . . . Du mein Gott! er hatte sie halb aus Vernunft und halb aus Neigung geheirathet und war ihr noch immer zugethan, hatte sie und sein Kind lieb, besonders sein Kind: aber . . . manchmal sehnt man sich eben nach einer Abwechselung, nicht wahr? Und seine Frau war sehr anspruchsvoll, ließ ihn niemals los und plagte ihn mit ihren ehelichen Rechten und ihrer Eifersucht. Das war schrecklich ermüdend. Oft verlangte es ihn, allein zu sein und für eine Spanne Zeit loszukommen von dem „toujours la même chose“ einer guten Ehe. Diese Frau, diese Käthe, hatte es ihm angethan. Sie interessirte ihn. Sie war so sanft. Man hörte sie kaum. Und was für sehnsuchtkranke Augen sie hatte!

„Ich bin so froh, mit Ihnen allein zu sein,“ sagte er, das Schweigen unterbrechend. „Den ganzen Abend habe ich mich auf die Heimfahrt gefreut.“

„Wirklich?“ entgegnete sie leise. „Sie haben sich so gar nicht um mich bekümmert“ . . .

„Was hätte ich Ihnen vor allen diesen Leuten sagen können, sagen sollen? Ich wollte allein mit Ihnen sein.“ Und sich ihr zuwendend, setzte er leise hinzu: „Sie beschäftigen mich sehr. Seit ich Sie kenne, denke ich über Sie nach.“

„Und Sie haben Mitleid mit mir, nicht wahr?“ murmelte Käthe.

„Ja“, sagte er ernst. „Sagen Sie mir, was Ihnen fehlt. Warum sind Sie nicht glücklich?“

Sie konnte sich nicht helfen: in ihren Augen stiegen Thränen auf.

„Ich habe noch nie einem Menschen leid gethan“, sprach sie stockend, „nie. Immer ist man so . . . so hart gegen mich gewesen. Alles so selbstverständlich, was man von mir forderte und was ich erfüllte, . . . und nie ein Wort der Anerkennung.“

Sie brach in ein nervöses Schluchzen aus.

„Mein Gott!“ sagte er sehr weich. „Liebe Käthe“, und er nahm sie bei der Hand, „nicht weinen! Beruhigen Sie sich doch!“

„Sie wissen nicht, . . . o Sie wissen nicht!“ schluchzte Käthe. „Wir Frauen haben so viel zu ertragen, müssen so viel entbehren. Es ist gar nicht auszudrücken! Immer nur der Mann und die Kinder . . . Lastthiere sind wir . . . wahrhaftig! Ich kann es nicht so sagen, wie ichs empfinde, . . . aber Sie verstehen mich schon!“

Er küßte leise ihre Hand. „Mein armes Kind!“

„Und ich hätte Liebe gebraucht, viel, viel Liebe,“ fuhr Käthe fort. „Das braucht jede Frau. Sonst wird sie krank . . . und ich bins geworden. Mein Mann ist ja gut zu mir. Aber er nimmt Alles so hin . . . ist nie zärtlich, lieb, aufmerksam . . . und ich bin ja noch jung“ . . .

Sie konnte nicht weiter. Die Thränen erstickten ihre Stimme.

„Wir müssen einander näherkommen,“ sagte der Professor, „müssen Freunde werden, Käthe.“

„Aber Sie reisen ja ab,“ meinte sie ganz leise.

„Dennoch! Auch fahre ich erst in einer Woche fort. Hören Sie. Uebermorgen mache ich in Baden einen Abschiedsbesuch. Kommen Sie mit mir. Der Besuch ist in einer halben Stunde abgethan und dann gehöre ich Ihnen. Wir müssen noch über Vieles sprechen, Sie müssen mir noch Vieles sagen. Und

auch ich habe Ihnen Mancherlei anzuvertrauen. Ich fühle mich vielleicht so einsam wie Sie," fügte er, die Stimme senkend, hinzu.

Käthe schwieg und überlegte.

„Wollen Sie?" fragte er drängender. „Ich bin Ihnen wirklich ein Freund. Und Sie sind mir ja auch ein Bischen gut und haben Vertrauen zu mir, nicht wahr?"

„O ja!" sagte sie mit einem raschen Aufblick zu ihm. Ach! Er hatte keine Glatze und war schlank wie eine Tanne. Wie gern hätte sie die Finger in sein volles blondes Haar versenkt und sich an seine schlanke Gestalt geschmiegt! Und wie gut er war! . . .

Am Thor ihres Hauses verabredeten sie noch genau, wo und wann sie einander treffen würden. Und ehe Käthe in den dunklen Hausflur hineinglitt, nahm der Professor sie rasch in seine Arme und drückte einen Kuß auf ihren Mund, — und sie gab ihm den Kuß zurück.

* * *

Und dennoch kam sie nicht zum Stelldichein. Sie hatte keinen Muth. Der vertrauensvolle Blick ihres Mannes und die hellen Augen ihrer Kinder hielten sie zurück. Sie konnte nicht. Ein paar Zeilen sandte sie dem Professor: daß sie nicht kommen würde, daß er abreisen und sie vergessen möge: sie könne nicht Unrecht thun. Und er athmete erleichtert auf, als er ihren Brief gelesen hatte. Wohin hätte das Abenteuer geführt? Der Rausch, den das Alleinsein mit ihr heraufbeschworen hatte, war verflogen. Ein gewisses Bedauern empfand er beim Lesen ihres Briefes, vielleicht auch eine gewisse Enttäuschung. Dann aber mußte er sich sagen, daß es so besser war und daß er Käthe bald vergessen haben würde. Für ihn war die Krisis, diese Krisis, überwunden.

Der Frau war es weniger leicht, darüber hinauszukommen. An dem Tage, da sie mit dem Freunde hätte zusammen sein sollen, war sie schrecklich nervös. Sie wollte zu ihren Kindern flüchten und die Kinder waren ungezogen und ganz unausstehlich. Und am Abend, als sie, abgespannt, unruhig und innerlich verstört, neben ihrem Manne saß, gähnte er, und erklärte schon um neun Uhr, schläfrig zu sein und sich zu Bett begeben zu wollen. Das that er denn auch und Käthe sah ihm mit einem Kopfnicken und einem bitteren Lächeln auf den Lippen nach. . .

Sie hatte noch einmal ein Opfer gebracht, vielleicht das schwerste, und man nahm es so hin, wie man eben Alles hingenommen hatte: als Etwas, das sich von selbst verstand. Auch sie hatte die Krisis überwunden und sie wußte nun, daß sie pflichttreu bleiben würde ihr Leben lang. Aber die Pflicht und deren Erfüllung hatten sie niemals froh gemacht. Und so weinte sie am Abend, als Mann und Kinder längst schon schliefen, lange und heiß, . . . länger und heißer, als sie wohl geweint haben würde, wenn sie eine Sünde zu beweinen gehabt hätte.

Emil Marriot.

Börsenfinsterniß.

Was die Börse in der letzten Zeit erlebt hat — ich rede dabei noch gar nicht von Paris, das an diesem Ultimo nur zu bezahlen hat —, war gerade genug, um die tiefste Verstimmung zu rechtfertigen. Aber im Grunde ist das Ergebniß der Schreckensnachrichten genau das selbe wie das guter Botschaften, nämlich: Geschäftlosigkeit, die heute Händlern und Maklern ungleich gefährlicher ist als der effektive Verlust, den sie mitunter erleiden. Uebrigens haben selbst die erfreulichen Depeschen oft ihre üble Kehrseite. Die Anzeige z. B., der Coupon der Oeste de Minas-Obligationen werde endlich bezahlt werden, bedeutete nicht etwa, die Rimesse werde nun glatt einlaufen, sondern: die Provinz Minas Gerals hat es verstanden, sich das Geld dafür irgendwo zu leihen. Es ist schon gut, daß Dies nicht, wie thatsächlich befürchtet wurde, bei der Diskontogesellschaft selbst geschah, obgleich ja Brasilien an sich gewiß ein reiches und aussichtvolles Land ist. Wahrscheinlich haben französische Institute geholfen, auf Hoffnungen hin, die sich später, wie manche auf Südamerika gesetzten, vielleicht nicht verwirklichen. Wenn ferner das Argentinien des Ministers Pelligrini eine außerordentliche Einnahme zum Wiederbeginn der Vollzahlung benutzt, so hat man dabei wohl kaum mit einer seltenen Art von Ehrlichkeit zu thun, sondern nur mit der Absicht, das so zurückgewonnene Vertrauen zu einer neuen Anleihe zu verwerthen.

Ganz ungeschminkt schlecht ist die schweizer Botschaft über die Eisenbahn-Verstaatlichung, nach deren Verkündung allein Nordost im Lauf einer Woche um 25 Prozent gefallen waren, was auf das Aktienkapital volle zwanzig Millionen Francs ausmacht. Der verwegene Ueberfall, den der Bund auch nach dem ruhigsten Urtheil gegen seine Bahngesellschaften gewagt hat, richtet sich eigentlich gegen Herrn Guyer-Zeller, den Selfmade-Präsidenten der Nordostbahn. Daß dieser Umstand in unserer entrüsteten Börsenpresse fast völlig verschwiegen wird, deutet auf einiges Schuldbewußtsein hin. Und wirklich hätte ohne die Unterstützung eines Theiles der Finanzpresse Herr Guyer-Zeller wohl niemals so leicht aufkommen können, — mit seinen Gewaltstreichen, die sich bis in die jüngste Zeit des Strikes hinein zur Halsstarrigkeit gegen das schweizerische Eisenbahndepartement selbst entwickelten. Den sehr berechtigten Haß der Bundesbehörden gegen den Usurpator haben lediglich ein paar deutsche Bankiers verschuldet, denn sie besiegelten erst die Macht des kühnen Draufgängers durch ihr Geld. Gewiß konnten diese Finanzmänner sagen: „Wenn wir Herrn Guyer-Zeller seine 40000 Nordost nicht zu 100 Prozent beleihen, so finden sich Andere." Hätte man aber damals öffentlich und unaufhörlich auf den schlechten Zweck dieser umfangreichen Transaktion hingewiesen und die Geldgeber für die bitterbösen Folgen verantwortlich gemacht, die ja an dieser Stelle ohne die mindeste Prophetenkunst früh vorausgesagt werden konnten, dann blieb der Bahnautokrat ohne jegliche Unterstützung. So aber verstanden die Handelsredakteure ihre Aufgabe nicht und einige Bankiers konnten sich das Vergnügen bereiten, an dem Faiseur aus Zürich jährlich 7 bis 8 Prozent zu verdienen. Die Rechnung ist ziemlich klar: monatlich 1/4 Prozent Provision für das Prolongiren macht 3 Prozent im Jahr und dazu 4 bis 5 Prozent Zinsen macht 7 bis 8 Prozent. Boshafte Leute behaupten auch, die Beleiher zu 100 Prozent würden schon dafür sorgen, daß Herr Guyer-Zeller seine Nordost zu 90 Prozent sieht, —

und dann würden die Exekutionen erfolgen; es giebt aber noch Boshaftere, die meinen, der Schlaue habe schon längst abgesattelt: in diesem Falle wären es deutsche Kapitalisten aller Klassen gewesen, die ihm indirekt seine Aktien zu hohen Preisen abnahmen. Eine peinliche Ueberraschung hat auch die plötzlich enthüllte Absicht des Bundes bereitet, statt in Rente in Baar abzulösen. Bisher berechnete z. B. ein Aktionär der Centralbahn, wenn er nur 5 Prozent Dividende in dreiprozentiger schweizer Rente erhalte, die doch wohl auf pari gehen werde, so werde sein Besitz etwa 160 werth sein; er dachte dabei wohl an die Hessische Ludwigsbahn, für die Hessen auch zuerst Geld und dann doch Rente gab. Man muß aber zugeben, daß der Bund das Recht zur Baareinlösung hat. Ganz anders steht es dagegen um das Ansinnen von so ungemessenen Abschreibungen, daß das Betriebsmaterial beinahe auf Null heruntergeschrieben wird. Den Vorwand hierzu — anders kann man es beim besten Willen nicht nennen — bietet ein Satz der Konzession, der das Betriebsmaterial „in vollkommen befriedigendem Zustande" zurückoerlangt. Dieses Verlangen darf aber doch schließlich nicht auf die Spitze getrieben werden; jahrein, jahraus haben die schweizer Bahnen bei Ausstellungen, Schützen- und Sängerfesten u. s. w. die größten Transporte zu bewältigen und die Beurtheiler haben noch immer den musterhaften Betrieb hervorgehoben. Die Berechnungen hat diesmal der selbe Statistiker Heß gemacht, der noch vor wenigen Jahren z. B. bei der Centralbahn etwa 200 Prozent berechnete und heute nur 108 herausbringt. Außer Gotthard und Central würde jetzt keine Bahngesellschaft auch nur ihr ursprüngliches Anlagekapital zurückbekommen. In der Denkschrift des Bundes vom Jahre 1883 (Seite 52 und 53) finde ich nun aber folgenden Satz: „Die in Frage kommenden Konzessionen enthalten die Bestimmung, daß im Falle des Rückkaufes in fünfundvierzig und sechzig Jahren der fünfundzwanzigfache Werth des durchschnittlichen Erträgnisses zu bezahlen sei." (Es folgen noch weitere Skalen). Hier spürt man doch deutlich die Meinung, daß die Entschädigungsumme in keinem Falle geringer als das ursprüngliche Anlagekapital sein darf; dieser Schlußsatz ist obendrein noch in gesperrter Schrift gedruckt, sollte also besonders eindringlich wirken. Gar zu pessimistisch brauchen nun die Aktionäre aber noch nicht gestimmt zu sein, wenn auch die Schweizer selbst vorläufig ihre Papiere noch nicht wieder kaufen. Zunächst werden in wenigen Wochen, sobald die Jahresabschlüsse eingereicht sind, die neuen ungeheuren Abschreibungen angesonnen werden. Die Bahnen apelliren dann an das Bundesgericht in Lausanne, das nicht nach dem starren Wortlaut des Rechnungsgesetzes, sondern nach eigener Interpretation dieses Gesetzes zu erkennen hat. Von beiden Seiten werden also Experten einberufen und der Ausgang ist um so ungewisser, als bisher jenes höchste Gericht fast stets den Bahngesellschaften Recht gegeben hat. Im Juni käme der Entwurf an die Stände, die zu entscheiden haben, ob überhaupt in die Sache eingetreten werden soll. Sind sie dafür, dann könnte sogar dem Referendum vielleicht noch eine Verfassungrevision vorhergehen, da die Konstitution keinen Satz enthält, der Eisenbahnankäufe auch nur andeutet. Das Referendum würde lediglich die Frage nach der Verstaatlichung betreffen, ohne jede Preisangabe, — einfach „auf Grund der Konzessionen". Und die Schweizer, die gegen jede Centralisation sind, müßten sich von Grund aus verwandelt haben, ehe sie einer noch vollständig unsicheren Vermögensentscheidung zustimmen. Höchstens könnte die Idee, daß

zunächst das Ausland dabei verliere, eine geringe Majorität herbeiführen. Mit dem Auslande muß aber die Schweiz nicht nur in ihren Hotels, sondern auch auf anderen Gebieten rechnen. Sucht doch z. B. die deutsche Industrie seit Jahr und Tag ihre schweizer Konkurrenz durch den Begriff der Fremdheit zum Ausschluß zu bringen; Das ist bisher aus den verschiedensten Gründen der Urbanität nicht geschehen, wird aber bei der jetzigen Mißstimmung sicher wieder versucht werden, — und diesmal wohl mit Erfolg. Das wäre nicht nur ein Geldverlust; der Ausschluß von einem so großen Markte wie dem Deutschlands würde auch eine Einbuße an neuen Erfahrungen und einen Stillstand der Technik bedeuten. Der für die Aktionäre wichtigste Umstand ist aber die Valuta der Ablösung. Die Schweiz kann ja nicht anders als in Rente bezahlen, da das Kapital mindestens eine Milliarde ausmacht, die im Heimathlande nicht aufgebracht werden kann. Und die Diskontogesellschaft, die Dresdener Bank, die Banque de Paris und der Crédit Lyonnais brauchten nur fest zusammen zu stehen: dann bekäme der Bund überhaupt nirgends eine größere Anleihe.

Eine eben so unerquickliche, nur freilich weitaus unbedeutendere Angelegenheit wurde auf der straßburger Generalversammlung der Allgemeinen Elsässischen Bankgesellschaft neulich fünf Stunden lang erörtert. Es handelte sich um den Verlust des ganzen bisher eingezahlten Aktienkapitals an einen einzigen Mann, seines Zeichens Möbel- und Antiquitätenhändler, und durch die Vermittelung eines einzigen Mannes, der aber zufällig der Bankdirektor selbst war und noch dazu im Conseil der Direktion saß. Es mag ja richtig sein, daß man 95 Kisten Fischbein nicht immer „stürzen“ kann, also ein Betrug mit unechtem Material immerhin möglich ist; wie konnte man aber überhaupt das ganze Aktienkapital in einer einzigen Vorschußtransaktion festlegen? In der Generalversammlung erschienen die elsässer Aufsichträthe in ihrem bekannten Provinzialstolz, als ob ihr Nichtwissen keine Pflichtwidrigkeit in sich berge, und die Herren von dem Mutterinstitut, der Société Générale in Paris, waren so französisch-höflich, daß sie sich wahrscheinlich der Festlegung der eigenen Kapitalien im Hafen von Callao u. s. w. erinnerten. Am Ende kosten die 5000 Aktien, die die Société noch besitzt, gar nichts mehr; man vergißt, daß dieses Institut der Tochterbank einst für ein paar Millionen Francs Filialen verkauft hat, bei denen kein Werth eingesetzt worden war. Im Uebrigen stemmten sich die Herren aus Paris durchaus nicht gegen eine Revision; sie wünschen wohl selbst, in ihre deutsche Geschäftsstelle einmal klar hineinzusehen, aber . . . die Aktionäre sollten fernbleiben. Mit ihrer zusammengekauften Aktienmajorität konnten sie sich um so leichter Decharge ertheilen, als ja die Ansammlung einer entscheidenden Opposition durch eine unverantwortliche Verspätung der wichtigsten Jahresmittheilung künstlich verhindert worden war. Generalversammlung-Beschlüsse brauchen jetzt nicht mehr, wie früher, eingetragen zu werden, also läßt sich auch die ertheilte Decharge durch bloße Inhibirung im Register nicht mehr anfechten. Nun bleibt nur noch der Klageweg übrig, den die Aktionäre, ohne auf Kompromisse und Abschlagszahlungen einzugehen, rasch betreten sollten. Rechtskundige bezweifeln freilich die Ersatzpflicht des Aufsichtrathes, natürlich nicht wegen des Thatbestandes, der ja deutlich genug spricht, sondern wegen des Wortlautes unseres Gesetzes. Es wäre hier also festzustellen, inwieweit man bei uns die Aufsichträthe einer Aktiengesellschaft wirklich haftbar machen kann, und dieser eine Umstand giebt dem sonst wenig beträchtlichen Fall eine erhöhte Bedeutung.

Pluto.

Notizbuch.

In der Presse wird eifrig seit einigen Tagen die Thatsache beschwatzt, daß der Kaiser diesmal dem Fürsten Bismarck zum Geburtstag keinen Gruß gesandt hat. Es ist dem nüchternen Sinn schwer, zu verstehen, weshalb diese Unterlassung so überraschend gewirkt hat. Fürst Bismarck ist im Lauf des letzten Jahres im Reichsanzeiger ziemlich unzweideutig des strafbaren Verrathes von Staatsgeheimnissen bezichtigt worden, der Kaiser, der seinem Unmuth über die sogenannte Enthüllung des deutsch-russischen Neutralitätvertrages in engeren und weiteren Cirkeln mehr als einmal einen sehr scharfen Ausdruck gegeben haben soll, hat es entschieden abgelehnt, in einer Hochzeitgesellschaft mit dem Grafen Herbert Bismarck zusammenzutreffen, er hat den Fürsten Bismarck einen Handlanger des alten Kaisers genannt und während der geräuschvollen Wilhelmstage mit keiner Silbe den ersten Kanzler erwähnt, dem Wilhelm der Erste sich für die Erhaltung und Befestigung des Hohenzollernthrones und für die Erwerbung der Kaiserkrone bis zum letzten Athemzuge dankbar verpflichtet fühlte. Diese Vorgänge, die im deutschen Land schmerzliches Staunen erregten, haben bewiesen, daß im Sinn des Kaisers wieder eine starke Verstimmung gegen den Fürsten Bismarck erwachsen ist, — eine Verstimmung von der Art, wie sie der Monarch früher häufig zum Ausdruck gebracht haben soll. Unter solchen Umständen wäre die Sendung eines Glückwunschtelegrammes eine inhaltlose, rein konventionelle Form gewesen, die man dem höchsten Vertreter der Nation doch gewiß nicht zumuthen darf. Es ist ja bekannt, daß der Kaiser, seit er ihn vor sieben Jahren in voller Ungnade entließ, mit Bismarck über politische Dinge nie auch nur Minuten lang gesprochen hat, — und politisch ist also durch die wieder entstandene bedauerliche Entfremdung nichts geändert. Höchstens könnte die Reichstagsmehrheit, die dem nach Huldigungen nicht langenden Mann im Sachsenwalde zu seinem achtzigsten Geburtstage den Glückwunsch versagte und dadurch einen vielfach froh begrüßten Entrüstungausbruch des Kaisers erregte, jetzt mit behaglicher Genugthuung darauf hinweisen, daß beim zweiundachtzigsten Geburtstag des Fürsten auch Wilhelm der Zweite unter den Glückwünschenden gefehlt hat ... Der Vorgang ist nur ein beklagenswerthes Symptom der ungesunden Zustände, unter denen wir leiden und nach menschlicher Voraussicht noch lange leiden werden, eins von vielen Symptomen, — und eins, das man möglichst aus dem Bereich des Geschwätzes scheiden sollte. Da wir auf diese Zustände beim besten Willen nicht einwirken können, müssen wir uns mit der Kunde trösten, daß Fürst Bismarck sich von dem gastrisch-nervösen Leiden, das ihn so tückisch plagte, völlig erholt und, wie erzählt wird, mit gutem Humor auf die eifrigen Fragen nach seinem Befinden erwidert hat: „Es geht schon wieder und meine Feinde müssen sich noch gedulden: ich bin einstweilen nur Probe gestorben."

* *
*

Der launische Zufall hat in der vergangenen Woche zwei Namen neben einander gestellt, die als typischer Ausdruck romantischen und modernen Heldenthumes gelten können: die Namen Fridtjof Nansen und Robert Koch. Den norwegischen Nordpolsucher führte sein Triumphzug nach Berlin, der große Forscher machte das Ergebniß seiner neuen Arbeiten bekannt. Nansen erhielt kostbare Blumenspenden, wurde, beinahe wie ein Heldentenor, von den Augen hübscher Frauen verschlungen, in Tafelreden vor Ministern gefeiert und ihm blieb nicht einmal die bedauerlich banale Ansprache des frommen Herrn Bosse erspart. Koch mußte sich mit dem stillen Dank seiner wissen-

schaftlichen Gemeinde bescheiden; und wie gern er sich damit bescheidet, bewies er schon dadurch, daß er für die Veröffentlichung seiner Arbeit eine Zeit wählte, wo er gar nicht in Europa weilt. Diese Theilung der Ehren entspricht diesmal auch völlig der verschiedenen Wesensart des heldischen Vollbringens beider Männer. Der romantische Held, der mit Siegfriedsmuth, mit ungeheurer Willenskraft sein Leben an eine Aufgabe gewagt hat, die längst schon die einbildnerische Thätigkeit der Menschen lockt, braucht, da er der Gefahr nun glücklich entronnen ist, laute Anerkennung und den brausenden Zuruf einer von seiner Bravourleistung begeisterten Menge. Der moderne Held, der in seinem Laboratorium, im Kampf mit den unendlich kleinen Zerstörern des menschlichen Organismus, nicht geringere Gefahren bestanden hat, bietet mit seinem Wirken der hungernden Phantasie keine Nahrung und muß zu neuen Thaten die Kraft aus dem innersten Forscherdrang und dem warmen Gefühl eines Helfers der Menschheit schöpfen. Was an Nansen schwärmend bewundert wird, ist nicht das Ergebniß seines Mühens — er hat den Nordpol ja nicht erreicht —, sondern der Glanz, der den Starken und Muthigen umgiebt, das Schauspiel einer Kraft, der es gelang, die Grenzen der Menschheit zu verrücken und in Urzuständen, die der Durchschnittsmensch nur aus Robinsonaden kennt, siegreich zu bestehen. Koch wird vom Volke nur gepriesen, wenn er den Nordpol erreicht hat; er mußte schon einmal erleben, wie man ihn thöricht schmähte und bereit schien, ihn zu steinigen, weil sein Mittel sich nicht sofort und überall bewährte. Nansen hat nur die Ewig-Nüchternen gegen sich, die Unentwegten der Schachermachei, die ihm vorwerfen, daß er keine neue Profitmöglichkeit, nicht die kleinste, entdeckt hat, und gar nicht begreifen können, was an dem Manne denn so rühmenswerth sein solle, der für Handel und Wandel doch nichts zu leisten vermochte. Gegen Koch wirkt die Unscheinbarkeit und glanzlose Verborgenheit jeder wissenschaftlichen Arbeit; er hat sein Leben vielleicht viel öfter und sicher für Größeres als Nansen aufs Spiel gesetzt, aber er hat nicht mit Eisbären gekämpft, sondern mit Bacillen und sich nicht in Felle, sondern in Kammgarn gekleidet. Es liegt im Wesen aller Romantik, daß sie am Lautesten Den preist, der für den kleinsten Gegenstand den größten Kraftaufwand vermocht hat; und es liegt im Wesen des modernen Empfindens, daß es an der Bedeutung des Zweckes kühl die angewandten Mittel mißt. Nansens Triumphzug, der nicht nach modernem Geschmack ist, zeigt, wie lustig die Romantik noch durch den Sinn der Europäer spukt. Aber Koch könnte sich, wenn er des Trostes bedürfte, leicht mit dem Bewußtsein trösten, daß die romantischen beautés de nuit früh welken und daß der kommende Tag schon für den Ausgleich sorgt. Man soll sich freuen, daß die germanische Familie zwei solche Söhne zugleich besitzt, aber man darf auch sicher sein, daß der Menschheit der Mann, der, ohne ein Wort darüber zu verlieren, sein Leben in den Dienst experimentirender Wissenschaft stellt, mehr gelten muß als der strahlende Phantasieheld, der Abenteuer und Gefahren sucht, weil er in ihnen die stärkenden Erreger des Willens liebt.

* * *

Endlich kann man wieder einmal lachen. Ein Journalist, der sich durch ein sehr liebenswürdiges Kopistentalent auszeichnet und eines Tages gewiß auch noch eigene Gedanken haben wird, beschuldigt, nach etlichen Salven, mit entzückendem Pathos zwei berliner Musikkritiker der Bestechlichkeit. Große Entrüstung in den schmierigsten Blättern: die unlauteren Elemente müssen entfernt werden, so will es die makellose Reinheit der Presse. Die Sache wird von harmlosen Seelen ernst genommen. Wenn der Ankläger, wie man sicher annehmen darf, selbst an sie glaubt, liegt hier der Stoff zu einer bitteren Posse, die einen etwa noch lebenden Satiriker unsterblich machen könnte.

Einsame Menschen.

Ein Künstler, der Tadel verträgt, braucht nur ein ehrlicher Mann zu sein; der Künstler aber muß schon eine kerngesunde Natur sein, dem selbst das Lob nicht schadet. Durch beide Feuerproben ist der junge Herr Gerhart Hauptmann geschritten und beide hat er mit allen Ehren bestanden. Die Anfänge seiner Dichterlaufbahn sind verheißend genug: rauschend orchestrirte Jubelhymnen und schrille Trutzlieder haben seinen Weg begleitet. Als er, vor fünf Jahren etwa, seine erste, knabenhaft unreife Arbeit „Das Promethidenlos“ veröffentlichte, da begrüßte — in seiner Schrift „Die Revolution der Literatur“ — Herr Karl Bleibtreu diesen Versuch als „eine Dichtung, die an Größe der Konzeption, Adel und Schwung der Sprache das verkrüppelte Knieholz der üblichen Poetasterei titanenhaft überragt.“ Mit nicht geringerer Uebertreibung, wenn auch in minder napoleonischem Stil, haben die späteren „Entdecker“ Hauptmanns ihren Helden gepriesen; und während die Vergleiche mit Schiller und Shakespeare durch die erschreckten Lüfte schwirrten, während vor dem jungen Schlesier der alte Ibsen selbst von seinem mit so viel liebevollem Bemühen aufgerichteten Postamente steigen mußte, ein mit anständiger Pension quieszirter Gott, erstand zugleich auch Herrn Hauptmann eine Feindesschaar, die ihn mit wüthendem Schnauben zum poetischen Tempel hinauszujagen versuchte. Beiden hielt der junge Dichter Stand: den maßlos entrüsteten Feinden und den gefährlicheren Freunden, und wenn heute beide Parteien behaupten, sie hätten doch Recht behalten und sie hätten es gleich gesagt, so kann der seitab Stehende in diesen spaßhaften Wortkampf nur hineinrufen: Nicht Herr Karl Bleibtreu und nicht Herr Karl Frenzel, sondern einzig und allein Herr Gerhart Hauptmann hat Recht behalten. Er hat dem kindlichen Titanismus des Promethidenloses wie dem aus keiner inneren Nothwendigkeit erwachsenen Brutalismus des Sonnenaufganges entschlossen den Rücken gekehrt; er hat unbeirrt gearbeitet, er ist reifer und freier geworden, und als sein neuestes Drama „Einsame Menschen“ auf der Freien Bühne erschien, da mischte dem anfänglich starken, allmählich aber schwächer werdenden Eindruck kein entrüsteter Widerspruch mehr sich bei ... Im Archiv der Freien Bühne werden die Kritiken über die „Einsamen Menschen“ ein Vorzugsplätzchen erhalten. Dem Urtheil aber wird die Rechtskraft fehlen, bis das Drama vor einem literarisch unbefangenen Publikum seine theatralische Lebensfähigkeit erprobt hat. Ich gestehe offen, daß ich an dieser Lebensfähigkeit zweifle, nicht an dem Erfolge der ersten, der zweiten und dritten Vorstellung, wohl aber an seiner Dauerbarkeit; mehr noch fast als bisher habe ich den Eindruck gewonnen, daß Herr Hauptmann von Natur aus nicht Dramatiker ist, und zu dieser um die Mitte des Schauspieles noch recht entschieden bestrittenen Meinung haben gegen das Ende

hin nicht wenige Theaterbesucher sich bekehrt. Da wir uns inmitten einer Theaterrevolution befinden, da mit beträchtlichem Können und ernstem Wollen Neues zum Lichte drängt, muß dieser Punkt nothwendig als der wichtigste erscheinen: was ist zu erneuern an der dramatischen Kunstform und welcher Ingredienzien kann sie nicht entrathen?

Das Drama lebt von Handlung, sagen die Alten, die mitunter recht jung sein können; laßt uns nur mit Eurer langweiligen Handlung zufrieden, sagen die manchmal nur Jungen. Wenn Handlung so viel ist wie eine bunte Reihe von äußerlichen Begebnissen, dann stelle ich mich unbedingt auf die Seite der Jüngsten; die Staatsaktionen, die romantischen und romanhaften Abenteuerlichkeiten, sagen uns durch die täglichen Sensationen des Lebens Verwöhnten nichts mehr und selbst an den geschickten Intriguen der feinsten Kunsthandwerker, der Scribe und Sardou, bewundern die Anspruchsvolleren nur noch die spielende technische Sicherheit. Das Interesse an überraschenden Geschehnissen, daran ist nicht zu zweifeln, ist dem Interesse an der Erkenntniß des Menschen gewichen; Das ist gewiß eine Entwickelung zum Feineren und Höheren, eine ganz und gar moderne Entwickelung. Nehmen wir aber Lessings Definition an, nach der eine Handlung eine Folge von Veränderungen ist, die zusammen ein Ganzes ausmachen, dann werden auch wir immer wieder darauf zurückgeführt werden: das Drama lebt von Handlung. Und wie jede Kunstgattung nur Das vollbringen sollte, was keiner anderen erreichbar ist, wie die Skulptur nicht mit Farben spielen, die Malerei nicht durch barbarisch dicken Oelauftrag einer plastischen Wirkung nachjagen soll, so kann es auch nicht die eigentliche und höchste Aufgabe des Dramas sein, Menschen, Sitten und Leidenschaften unmittelbar nach der Natur darzustellen, denn Das vermag, auch mit den Mitteln der Poesie, der Roman, die Novelle, die Satire mindestens eben so gut. La Bruyère steht Molière als Charakterschilderer nicht nach, Voltaire überragt ihn als Sittenmaler und Alfred de Musset hat als Lyriker den Leidenschaften beredtere Sprache verliehen, als sämmtliche Klassiker und Romantiker der französischen Szene es vermochten. Nur dann hat das Drama seine Bestimmung erfüllt, wenn diese Menschen, Sitten und Leidenschaften in einer aus den Charakteren entspringenden Handlung sich enthüllen.

Herr Gerhart Hauptmann hat drei Dramen veröffentlicht; allen dreien dürfte man den Titel „Wahlverwandtschaften“ geben, denn in allen dreien wird das von Goethe beschriebene chemische Verfahren angewandt, durch ein fremdes Element vorhandene Körper zu scheiden und zu vereinen oder, wie unser großer Dichter selbst es ausdrückt, an den Naturwesen, die wir gewahr werden, ihren Bezug auf sich selbst und ihr Verhältniß gegen andere aufzuweisen. In das verwahrloste Milieu einer uns als typisch vorgestellten Säuferfamilie tritt ein sozialistisch-idealistischer Temperenzler, und da er, der das Glück der Gattung

höher als eigenes Behagen schätzt, sich diesem Kreise nicht assimiliren kann, schreitet er über eines armen Kindes Leiche wieder hinaus aus dieser eklen Verwahrlosung, die wir durch seine Augen erst in ihrer ganzen entsetzenden Widrigkeit kennen lernten. („Vor Sonnenaufgang.“) Einer weichherzigen, aber unter dem Doppeleinfluß ererbter Geisteskrankheit und enger Zusammenpferchung stehenden Familie gesellen sich lebensfrohe Frauen bei und ihrem freundlichen Zuspruch scheint ein Rettungversuch an dem jüngsten Sohn gelingen zu wollen. („Das Friedensfest.“) Ein starkes und freies Mädchen findet den Weg in das kleinbürgerlich enge Heim eines schlimm gepaarten und willensschwachen Phantasiemenschen, und da Sitte und Sittlichkeit der Vereinigung der Wahlverwandten sich entgegenstemmen, geht der Schwächere, diesmal der Mann, zu Grunde. („Einsame Menschen.“)

Diese auf die knappste Formel zurückgeführten Inhaltsangaben sollen nur deutlich machen, daß die Dramen des Herrn Hauptmann nicht von Handlung, sondern von der Schilderung des Zuständlichen leben, des Zuständlichen vor und nach dem Scheideprozeß. Diese epische Freude an breiter, zum Selbstzweck erhöhter Darstellung gegebener Verhältnisse hat für das Drama „Einsame Menschen“ das Beste und zugleich das Schlimmste gethan. Nicht nur die Weltanschauung des jugendlichen Dichters ist freier geworden und reifer, seine Menschenbeurtheilung liebevoller und darum gerechter — denn wer die Menschen haßt, Der wird sie bald verkennen —: auch die charakteristische Kunst, die Schärfe der auf frische Beobachtung gegründeten Analyse hat mächtige Fortschritte gemacht und über der nicht allzu weit begrenzten Schöpfung, über Menschen und Sachen im kleinen Landhause am Müggelsee, liegt ein Stimmungduft, eine die Sinne mit eigenen Lauten ansprechende Atmosphäre, die keine schale Coulissenpraxis mit effektsicherem Zauberstabe hervorzuschmeicheln vermag. In der Novelle aber hätte diese echt poetische Kraft, dieses feinfühlige und hellsehende Tasten durch dunkle Seelengänge, diese Gabe der Differenzirung und Individualisirung, freier noch und sicherer schalten können; in der dramatischen Kunstform geht diese hohe Begabung nicht ohne Rest auf, und wenn man nicht gleich sieht, wie hier ihre Tugenden selbst oft zu Fehlern werden, so ist Das einzig das Verdienst einer Sprache von selten vernommener plastischer Fülle und merkwürdig konzisem Reiz. Die schärfer blickende Betrachtung konnten schon die ersten Akte des neuen Dramas nicht darüber täuschen, daß hier mit allzu subtiler Kunst Grundmauern zu einem Gebäude errichtet wurden, dessen Richtfest dann später überhastet werden mußte; daß, Steinchen um Steinchen, ein Mosaikbild zusammengefügt wurde, das in der Anlage schon den Gesetzen der theatralischen Perspektive nicht entspricht. Herr Hauptmann, der als wüster Konventionbekämpfer begann, hat rasch einsehen gelernt, daß der Dramatiker nicht Alles sagen kann, nicht jede zufällige Roheit des

Alltagsgeschwätzes sorglich zu sammeln, nicht die unreinlichen Erdenreste feierlich zu registriren braucht; er hat die selbstherrliche Materie verabschiedet und scheint dem gar nicht naturalistischen Bekenntniß zuzuneigen, daß die Geschicke der Menschen am Ende doch nicht nur durch den sinnlichen Appetit, durch den Anspruch des Magens und des Sexualverlangens, bestimmt werden, sondern durch jene geheimnißvollen Strömungen des Bewußtseins und des Empfindens, die den aufrecht schreitenden Vierfüßler erst zum Menschen und also höchster Dichtung würdig machen. Dieser in unserem Sinne gewaltige Fortschritt im Entwickelungsgange des jetzt interessantesten unter den deutschen Dichtern ist ohne Weiteres mit Freude zu verzeichnen; offen bleibt nur die Frage, welchen Nutzen die lebendige Bühne von diesem aus den Banden einer geisttötenden Konvention befreiten Talent zu ziehen vermag.

Es erscheint mir vortheilhaft, diese schwierige Frage durch ganz äußerliche Beispiele zu illustriren. Rund ein Dutzend Personen weist, wenn ich ein erfreulich bescheiden quarrendes Saugkindchen mitrechne, der Zettel der „Einsamen Menschen“ auf; die Handlung, so weit eine solche vorhanden ist, vollzieht sich in drei Menschenherzen. Der moderne Werther Johannes Vockerat erkennt, daß seine Frau Käthe mit ihrer bethulich gedrückten Mütterchenliebe seinem hochstrebenden Wünschen nicht genügt; er erkennt es klar in dem Augenblick, wo ihm die hochgestimmte Anna Mahr begegnet, die flügelstarke Libelle dem Schmetterling mit dem Totenkopfe; ihm fehlt die brutale Kraft, die Kette zu Weib und Kind zu zerreißen, ihm fehlt auch die dem Mädchen eigene, edlere Willensstärke zu schweigend leidendem Entsagen. Wiederstrebendes möchte er, seiner Natur als Kompromiß-Mensch gemäß, vereinen: wie er einsam sein wollte und doch nicht allein sein konnte, wie dem kampflustigen Atheisten religiöse Pietät im schwächlichen Körper spukt, wie seine verzärtelte Empfindlichkeit gern die Maske robuster Rücksichtlosigkeit vornimmt, so möchte er auch seine arme süße Käthe bewahren und doch die höher gewachsene Anna sich gewinnen, die Seelengenossin der Lebensgefährtin gesellen. Diese Vereinigung ist unmöglich; und, der über seine Kräfte gehenden Wahl auszuweichen, rettet Johannes nach der Freundin Scheiden sich in den Tod. Nur diese drei Wesen waren in ihrem Bezug auf sich selbst, in ihrem Verhältniß gegen einander, zu erforschen. Das Drama aber durchschreiten noch neun, zum größten Theil mit feinster Meisterschaft individualisirte Menschen, deren einzige Bestimmung ist, jenen Dreien zur Folie und zum charakterisirenden Kommentar zu dienen. Wie Johannes als Kind verhätschelt ward, welchen Anschauungskreis er zu durchmessen hattte, bevor er aus der frömmelnden Kleinbürgerlichkeit des Elternhauses bis zu dem cynischen Radikalismus seines saturirten Freundes Braun und darüber hinaus fortgeschritten war, wie er von der Theologie sich zur modernen Weisheit Darwins und

Haeckels zurecht suchte und fand: Das uns zu zeigen, ist Vater und Mutter Vockerat, ist der Pastor, der Maler, die Amme, das Kind bemüht worden. Sie Alle sind wiederum mit ganz kleinen und leisen Strichen, ungemein liebevoll, charakterisirt; nicht durch jene großen, entscheidenden Züge, die, im Laufe einer bewegten Handlung sich mählich enthüllend, einen Rückschluß auf die ganze Menschennatur gestatten, sondern durch eine Häufung zunächst unmerklicher Details, die nur mit einem der dramatischen Wirkung gefährlichen Zeitverlust zu einem Gesammtbilde sich zusammenschließen. Das macht Shakespeare so groß als dramatischen Menschenschöpfer, daß er mit untrüglicher Sicherheit die entscheidenden Züge aufzufinden weiß; selbst sein Jack Cade, der ihm scheinbar zufällig nur aus der Tasche purzelt, trifft heute noch die ganze Gattung der Cades, und wie Hamlet auf der hohen Schule zu Wittenberg geträumt hat, wissen wir, ohne daß sein Horatio uns davon berichtet, ganz genau. Auch Ibsen hat Etwas von dieser Kraft; wenn man Hedda Gablers Tante Julle der köstlichen Mutter Vockerat vergleicht, so erkennt man den Unterschied: knappe, kräftige Züge dort, feine, gestrichelte Linien hier.

Herr Hauptmann braucht zur Grundirung seines den Kenner ungewöhnlich anziehenden Bildes zwei lange Akte, und wenn wir nun erwartungvoll dreinblicken, dann ist die Kraft des Schöpfers fast schon erschöpft und es beginnt eine unsichere Vorwärtsbewegung, deren Richtung nicht mehr durch die Nothwendigkeit bedingt ist. Durch die Vielfältigkeit der Motive ist nicht nur der Zuschauer verwirrt und ermüdet, auch die Charaktere sind so allseitig beleuchtet worden, daß am Ende mehr als eine Möglichkeit sich eröffnet. Warum sollte nicht Frau Käthe, warum nicht Anna das Opfer sein? Es zeigt sich auch hier, daß die Objektivität der Betrachtung die Einheit der dramatischen Wirkung beeinträchtigen kann; denn auch Das ist ein durch keine Theaterrevolution zu beseitigendes Gesetz, daß der Dramatiker nur auf schnurgeradem Wege, ohne Blumen und Früchte zu pflücken, zum Ziele gelangt; nur dann glauben und folgen wir ihm gern, wenn er uns zwingt, überwältigt; steht er achselzuckend gar zur Seite und sagt: Diesmal kams so, es hätte aber auch ganz anders kommen können, — dann verwirrt und verstimmt er die Gefolgschaft und der Eindruck zersplittert in Eindrücke. Deshalb war die Aufnahme der „Einsamen Menschen“ recht lehrreich: große, durch allerfeinste Kunst geweckte Erwartungen, die schließlich nur zum Theil erfüllt wurden; daher ein stets verdächtiges Nachlassen der Wirkung gerade in den bewegteren Schlußakten.

Das Schlimmste aber an der Sache ist, daß Herr Hauptmann über das Milieu sein Problem vergaß oder mindestens stark veräußerlichte. Er fand keine charakteristische Handlung und darum drehen wir uns Stunden lang um die gleichgiltige Frage: Geht oder bleibt Anna Mahr? Und er entwickelte, er schilderte und analysirte zu viel, darum behielt er keine Zeit mehr

— oder keine Kraft? — zur festen Erfassung des tragischen Konfliktes. Wie das Drama nun ist, scheint die Sitte, die Pflicht und die Gesellschaftkonvention sich, das Ewig-Gestrige, dem Bunde der beiden einsamen Menschen entgegenzustellen; viel, viel tiefer aber liegt die Wurzel des Konfliktes: in der seelischen Komplexion der im Zwiespalt der Pflicht und des Sehnens Stehenden. Johannes und Anna können nicht zu einander kommen, weil sie kulturell hoch entwickelte, modern bewußte und logisch vorausdenkende Menschen sind; nicht äußerliche Schranken nur: eine innere, durch gesteigertes Kulturempfinden erkaufte Begrenztheit trennt sie. Daß Herr Hauptmann dieses Problem sah, glaube ich wohl; denn er hat eine Arbeiterfrau eingeführt, die den von keiner feinen Gewissensrücksicht bedrückten Heerdenmenschen repräsentirt. Das derbe Weib jagt ihren Sausaus ungerührt zum ehelichen Tempel hinaus; dem zartfühlenden, in ein empfindliches Nervensystem versponnenen Kulturmenschen höherer Ordnung fehlt zu solcher Selbstbefreiung die Brutalität. „Ich kann nicht leben mit einer Leiche auf dem Rücken,“ sagt Ibsens Rosmer, der, auch ein einsamer Nervenmensch, wie der schwächliche Vockerat Johannes heißt. Wenn man des Sonnenaufgangshelden und des alle poetische Jugend heute verlockenden Nietzschekultus sich erinnert, wird man glauben müssen, Herr Hauptmann schätze die von ursprünglichen Selbsterhaltungtrieben erfüllte Arbeiterfrau neben seinem satirisch beleuchteten Johannes als das bessere Menschheitmaterial.

... Der Dichter hat einen echt menschlichen und dabei ganz modernen Konflikt gegriffen; aber dieser Konflikt entglitt ihm, der ihn nicht in die dramatische Kunstform zu zwingen vermochte. Es giebt eben doch Gesetze für das Drama, Gesetze, die nicht willkürlich ersonnen, sondern aus vielhundertjähriger Erfahrung abgeleitet sind; die Konventionen wechseln, einige verschwinden wohl auch ganz; aber die vorwärts treibende Handlung, die Folge zusammenhängender Veränderungen läßt sich das Drama erst an dem Tage rauben, der dem Bühnenschauplatz die vierte Wand beschert. Dann ists mit dem Zuschauen überhaupt vorbei, aber die völlige Natürlichkeit der Lebensdarstellung ist dann Ereigniß.

— —

Diese Betrachtungen habe ich vor sechs Jahren niedergeschrieben. Es schien mir nicht unnützlich, sie jetzt, wo das stille Drama der einsamen Menschen im Deutschen Theater wieder aufgeführt wird, noch einmal drucken zu lassen, erstens, weil sie damals pseudonym in einer Wochenschrift erschienen, der die Leser fehlten und leider wohl noch immer fehlen, zweitens, weil ich den paar Gedanken, denen ich tastend damals den Ausdruck suchte, auch jetzt keine passendere und knappere Form finden könnte, und drittens, weil die Wiederholung mir den Beweis ermöglicht, daß ich durchaus nicht, wie mit Behagen getuschelt wird, zu den geschworenen Feinden des Herrn Hauptmann gehöre. In den Münchener Neuesten Nachrichten las ich neulich den Satz: „Man kennt Hardens Idiosynkrasie gegen

Hauptmann und man kann seinen Widerwillen gegen die Hauptmann-Gemeinde nur zu gut verstehen, deren Gebahren so recht den Parvenucharakter des berliner ‚modernen Lebens' verräth." Das ist, obgleich es mehr als einmal gedruckt und gewispert wurde, ganz und gar falsch; ich habe das ungemeine Talent des Herrn Hauptmann schon erkannt und anerkannt, als der junge Dichter außerhalb eines komischen Esoterikerklüngels nur wüthende Hasser hatte, und ich bin nicht gewissenlos genug, um den Dichter den Ekel entgelten zu lassen, den die Hausknechte seines Ruhmes jedem leidlich geschmackvollen Menschen erregen müssen. Auch die protzige Nietzsche-Gemeinde duftet nicht angenehm und der einsame Kultursinner würde wahrscheinlich, um die verpestende Nähe des Pöbels zu fliehen, der jetzt seine Werke umheult, von Sils-Maria noch höher klettern, auf nie noch erstiegene Gletscherblöcke, deren eisiges Eiland der Dunst der Vielzuvielen nicht erreicht; aber der widrige Anblick des lüsternen Gesindels, das schmatzend aus reinen Quellen schlürft, kann die liebende Ehrfurcht vor dem großen Künstler nicht mindern, — vor dem letzten, durch die Zeiten ragenden Renaissanceadeligen, der Kunst zu leben und Wissenschaft lyrisch in eine Weltanschauung zu dichten vermochte. Warum sollte ich Herrn Hauptmann wie ein armer Wicht gehässig befehden? Ich kenne ihn als Menschen nicht und mein Urtheil kann, da ich mich nie eine Sekunde lang für einen Dichter gehalten, nie einen Vers oder gar ein Drama zu schreiben versucht habe, auch nicht von neidisch schnöder Regung gelb gefärbt sein. Ich habe das Bemühen des Strebenden freudig und dankbar begrüßt, so lange ich eine starke Persönlichkeit darin zu erkennen glaubte, eine das eigene Schöpfercentrum noch suchende Kraft, die auf selbst gebahnten Wegen sich eines guten Tages in die Klarheit finden und uns dann die große, besondere Vision der kosmischen Erscheinungen geben würde, die allein den bedeutenden Dichter macht. Diese Hoffnung hat sich von Jahr zu Jahr verringert und ich bin endlich genöthigt worden, nach Pflicht und Recht mit allem Nachdruck gegen den läppischen Schwindel aufzutreten, der ein ungewöhnliches, behendes und schmiegsames, aber von allen guten Geistern echter und ehrlicher Kunst verlassenes Talent als den verheißenen Heiland deutscher Dichtung auszubrüllen versucht. Das wurde nöthig, als ich zu erkennen glaubte, daß Herr Hauptmann ein kleiner Mensch ist, der, weil man ihm gewaltsam eingebildet hat, er sei ein Großer, das Bewußtsein des eigenen Vermögens verloren hat und sich nun abquält, vor sich selbst und vor der lauschenden Schaar die Rolle des großen deutschen Dichters zu agiren, und daß der Lärm, der ohne Ermatten um ihn verübt wird, nur die Wirkung haben kann, die Baltazar Gracian von dem „Bund zur Verherrlichung des Schlechten verschworener Journalschreiber" fürchtete, nämlich: „das planmäßige Inkursbringen des ganz Schlechten." Der geräuschvolle Massenerfolg des sogenannten Märchendramas von der versunkenen Glocke, dessen bunte Barbarei die von Gracians empörtem Auge erblickte „Apotheose des Unsinnes und Aberwitzes" noch überbietet, hat gelehrt, daß diese Furcht leider

allzu berechtigt war. Mein Urtheil über dieses Werk mag falsch, was mir abscheulich scheint, mag, wie der Kneipenästhetiker der Tante Voß stammelt, goldene Poesie sein. Habe ich aber nicht das Recht, meine Ueberzeugung auszusprechen, und bin ich, weil ich irre, ein Neidhart und arger Verbrecher? Es ist immer die selbe Geschichte: man darf Bismarck beschimpfen — „Mein Gott, der Mann spricht seine Ansicht aus und es ist doch sehr ehrenwerth, daß er nicht knechtisch vor Heroen kniet" —, aber man darf, bei Gefahr der Lynchung, den Caprivi, Marschall und ähnlichen Unbeträchtlichkeiten nichts am Zeuge flicken; man darf sich als Goetheverächter, als Schillerhasser und Ibsenfremdling bekennen, darf professoral über Nietzsche faseln, ohne seines Wesens je nur einen Hauch empfunden zu haben — „Warum nicht? Der Mann denkt eben selbständig!" —, aber man darf die unermeßliche Geniehöhe des Herrn Hauptmann nicht zweifelnd betrachten. Wer einen Großen schmäht, ist ein verfluchter Kerl, ein muthiger Recke, auf den man wohlgefällig blickt, weil Größe den Kleinen immer unbequem und lästig ist; wer einen Gerngroßen als Kleinen entlarvt, ist ein Nörgler, ein schimpfender Schächer, gegen den sich die Wuth waffnet, weil ... ja, mein Gott, weil die Kleinen wie Kletten zusammenhalten. Schopenhauer, der diese unveränderliche Disposition des Massengeistes mit der leidenschaftlichen Kraft seiner Erkenntniß im Zeitalter der Hegelei witterte, citirte, um sie zu bezeichnen, Chamforts Wort: En examinant la ligue des sots contre les gens d'esprit, on croirait voir une conjuration de valets pour écarter les maitres, und fügte die Sätze hinzu: „Darüber täusche man sich nicht, daß zu allen Zeiten, auf dem ganzen Erdenrunde und in allen Verhältnissen, eine von der Natur selbst angezettelte Verschwörung aller mittelmäßigen, schlechten und dummen Köpfe gegen Geist und Verstand existirt. Gegen Diese sind sie sämmtlich getreue und zahlreiche Bundesgenossen. ... Stümper und nichts als Stümper soll es geben auf der Welt, damit wir auch Etwas seien. Das ist ihre eigentliche Losung ... So ist es, steht nicht zu ändern, wird auch immer so bleiben."

Es ist bis auf diesen Tag so geblieben. Ich habe die dialogisirte Novelle von den einsamen Menschen jetzt wieder gelesen — es lohnt nicht, sie noch einmal auf der Bühne zu sehen, denn Reicher ist nicht mehr Johannes und die Schemenrolle der Studentin kann von einer dilettirenden Dame nicht zum Leben erweckt werden —, habe mich wieder an der feinen und sauberen, leider mit allzu merkbarer Mühe geleisteten Arbeit gefreut und wieder den Eindruck gewonnen, daß dieses künstlich gezeugte Homunkelwerk im schwülen Dunst des Theaters nicht lange leben kann. Als das Stück erschien, war Herr Hauptmann von der kleinen, aber lärmenden, puffenden und fuchtelnden Schaar umringt, auf die Hebbels Spottwort über die armsäligen Leute paßt, die, weil sie selbst in der Dichtung nichts Neues erfinden können, um jeden Preis wenigstens neue Talente und „Richtungen" erfinden möchten; die seit Scherers Tode Verwaisten, denen inzwischen allerlei fahrendes Volk aus den Ostelbierprovinzen zugelaufen war, setzten sich flink, um

auch wieder Etwas zu gelten, als Nullen hinter den neuen Nenner. Aber dieser Anhang, wie laut und unermüdlicher auch brüllte, genügte nicht und die Mehrheit wies den neuen Mann mit finsterer Miene zurück. Warum? Weil er sich bei seinem Auftreten zunächst gar so wild geberdet, gar so lästerlich von Umsturz und Umwerthung geredet hatte, vom lieben Gott und der allweisen Teleologie nichts wissen wollte und am Ende — wer konnte es damals bestreiten? — ein wirklicher, leibhaftiger Löwe war, eine blonde, schweifende Bestie, die schnaubend eines schlimmen Tages vielleicht, ehe man die Besatzung alarmiren konnte, ins sichere Gehege des Bourgeoisparadieses brach. Da vollzog sich die erste Scheidung: Herr Speidel, der in seniler Begeisterung die versunkene Glocke jetzt in den Himmel zu heben versucht, lehnte die unvergleichlich feineren „Einsamen Menschen" als „neurasthenischen Iffland" mit Hohnworten ab und mit ihm stimmten wie ein Mann die Alten und Kalten, die treuen Wächter der Tradition; Alles aber, was jung war und noch nicht gesättigt, heißen Sinnes und revolutionär, schlug sich zu der neuen Fahne, die blutroth in kommenden Kämpfen voranwehen sollte. Es galt als Beweis einer vorgeschrittenen, ganz modernen Weltanschauung, wenn man für Herrn Hauptmann schwärmte, und man lief Gefahr, zum Philisterium gerechnet zu werden, wenn man dem Genius von Schreiberhau die Reverenz versagte. Der Dichter sorgte, vielleicht unbewußt, dafür, daß dieser lockende Reiz immer stärker wurde. Schon sein Johannes hatte, wie man annehmen mußte, aus der Seele des Ersinners, gern von einem „neuen, höheren Zustand" gesprochen, der kommen werde und kommen müsse, von einem „Wunderbau", in dem die Menschengemeinschaft der Zukunft wohnen werde; diese Saite wurde nun immer häufiger, immer handfester gerührt, von dem Neuen, dem Künftigen, dem Sonnenaufgang und dem grauenden Morgen gefabelt, — und für solche dunklen Zweideutigkeiten, die wie von fern hertönenden Siegesmärschen durchklungen sind, ist in jungen Sinnen stets dankbare Empfänglichkeit zu finden. Die Reiferen aber wurden stutzig: war das Alles am Ende nicht leere Rednerei, ein um Beifall buhlendes Spiel mit unverstandenen Begriffen, und wuchs in dem einst mit so großen Hoffnungen begrüßten Dichter nicht endlich aus der Summe des Erlebens, Denkens und Empfindens eine persönliche Weltanschauung? ... Sie sahen ihn schärfer an; er hatte als Schüler, freilich als ein recht schlechter, Darwins und Haeckels begonnen, sich als entschlossenen Gegner der bürgerlichen Gesellschaft bekannt und Mancher hatte erwartet, er werde, er und kein Anderer, uns von der staubigen, toten Theaterteleologie befreien und das auf die Gesetze der Kausalität begründete Drama entbinden; jetzt bückte er, dessen Bild in Arbeiterversammlungen verkauft worden war, sich tief in der gepolsterten Königsloge, war als Gründer einer Aktiengesellschaft eingetragen, ließ, um die Aufführung durchzusetzen, den sozialistischen Geist des Webermelodramas vor Gericht leugnen und erklärte dem Intendanten der berliner Hofbühne, das angebliche Traumgedicht vom armen Hannele berge nicht etwa unchristlichen Sinn.

Das sind Aeußerlichkeiten, — gewiß; und ich bin weit von der Thorenabsicht entfernt, Herrn Hauptmann eine Schuld ins Gewissen zu schreiben und den Menschen einer Unehrlichkeit zu zeihen; der Künstler aber, der in Pastoralkonferenzen und Proletariermeetings, von frommen Mümmelgreisen und stürmender Sprudeljugend verherrlicht wird, ist mir, und mir nicht allein, sehr verdächtig, weil er, um solchen Ruhm zu erreichen, eine ungreifbare, in allen Farben schillernde Kompromißkunst geübt haben muß, die im Werk wirklich großer Dichter nie zu entdecken war. Und als die Talmiglocke erklang, als der wundervoll illuminirte Pharus am Meere des Unsinnes unter schmetterndem Trompetentusch den Blicken entschleiert wurde, da schwand feineren Geistern, die sich die Mühe machten, das Truggold genau zu prüfen, leider der letzte Zweifel: sie sahen einen außerordentlich geschickten Jongleur, der aus den Reichskleinodien der germanischen Menschheit die kostbarsten Steine gebrochen hatte, um mit tändelndem und täuschendem Spiel die leeren Abendstunden einer müssigen Menge zu füllen. Da war wieder die alte Teleologie, das alte, mit Phrasen gefütterte Versgeklingel, der alte, verständnißlos nach den verschiedensten Wirkungmitteln haschende Eklektizismus, die alte, an Anderen hundertmal belächelte Mystifizinski-Technik, — aber auch der alte Erfolg, auf den geschickt arrangirte, mit dem Schein geheimnißvoller Größe geschmückte Nichtigkeit stets bestimmt rechnen kann. Warum sollten die Alten, die im Besitzrecht Wohnenden, Herrn Hauptmann jetzt noch wüthend befehden? Er ist ja gar kein fürchterlicher Löwe, dem Himmel sei Dank, hinter der Löwenmaske guckt, Vertrauen weckend, das blasse Weberköpfchen hervor und das drohende Bestiengebrüll ist süßem Nachtigalflöten gewichen . . . Alles lief nun dem geretteten Genie zu, die bourgeoise Intelligenz huldigte dankbar dem neuen Modedichter, — und wenn die ersten Apostel des schlesischen Heilands in dieser Gesellschaft und unter der Führung der Herren Frenzel, Speidel, Landau und Johann Strauß sich noch immer als junge Bilderstürmer und verwegene Empörer fühlen, dann sind sie um ihre Harmlosigkeit und ihre Erkenntniß gesellschaftlicher Zusammenhänge inniglich zu beneiden.

. . . Eine Dichtung wirkt nach sechsjähriger Bekanntschaft anders auf uns als an dem Tage, da wir sie, die von Gunst und Haß umstrittene, zuerst kennen lernten; der Betrachter hat sich verändert und dem Werk sollte im Werden des Dichters eine andere Stelle anzuweisen sein. Das wiedergeborene Auge verwandelt nicht die alte Handlung nur, wie Ibsens John Gabriel Borkman sagt, sondern auch den alten Eindruck und schlägt von Vergangenem zu Künftigem die leicht in Lüften schwebende Brücke. Wenn man jetzt die Geschichte der einsamen Menschen wieder liest, beschleicht Wehmuth den Sinn; das Gedicht ist auf dem Poetenweg des Herrn Hauptmann nicht eine Etappe geblieben: sein kleiner Gegenstand ist ihm zum Lebensthema geworden. Er kommt, wie es jetzt scheint, von den Kompromiß-Menschen nicht los, die gar zu gern Großes schaffen möchten und denen doch die Schöpferkraft fehlt, und man ist fast schon versucht, seinem Dichten das Motto

zu setzen, das Hebbel für das vermessene Schwächlingswüthen Grabbes empfahl: S'il pouvait! ... Herr Hauptmann ist, wie sein Johannes, sein Geyer und sein Heinrich, seine drei Lieblinge, kein einsamer Mensch, Keiner von Denen, die allein stehen und aus dem Eigensten als Künstler gestalten können; in ihm lebt keine besondere, nur ihm gehörige Spiegelung der Weltzusammenhänge und er ist, um nur ja in der Mode zu bleiben, genöthigt, in allerlei fremde, wechselnde Hüllen zu kriechen, fremde Geisteskinder künstlich aufzuziehen und für Fleisch von seinem Fleisch auszugeben. Deshalb lechzt er, der kommende Erkenntniß fürchtet, zitternd nach dem Tageserfolg, deshalb tobt und kränkelt er, wenn ihm die Wirkung versagt, und deshalb hat er, um die Massenwirkung endlich um jeden Preis wieder zu erzwingen, für seinen Glockenguß skrupellos Alles benutzt, was die Möglichkeit eines weithin schallenden Wiederhalles gewähren konnte. Der Erfolg hat ihn, wie er selbst sich in einem Pfefferkuchenvers zufrieden bestätigt, gekrönt; aber er sollte den Kranz und die Spender doch recht genau in der Nähe betrachten. Der Encyklopädistensprößling Helvétius meinte: Le degré d'esprit nécessaire pour nous plaire est une mesure assez exacte du degré d'esprit que nous avons. Das paßt ganz vortrefflich auf die Bewunderer der versunkenen Glocke; bei der Beurtheilung dieses für den Massengeschmack charakteristischen Werkes kommt es nicht darauf an, ob Einzelnes Einem gefällt oder widersteht: wer das Ganze nicht als eine im Innersten unwahre Abscheulichkeit empfindet, nicht fühlt, wie hier mit einem kindischen Symbolismus gewirthschaftet, der Hausrath der größten Dichter und Denker von dreisten Fingern beschmutzt und mit Heiligthümern ehrfurchtlos gegaukelt wird, Der darf nicht wähnen, auch nur in den Vorhof geistiger Kultur gedrungen zu sein. Es ist beschämend, daß die Erben des helvetischen Geistes diese unsühnbare Schuld mit sichererem Instinkt gewittert haben als die Landsleute des Dichters: in der französischen Kritik, die an Wissen, Takt und Gewissenhaftigkeit dem berlinischen Mitternachtgeschwätz unendlich überlegen ist, hat sich für die Schmackhaftigkeit der Glockenspeise nicht eine Stimme erhoben und Lemaîtres Nachfolger Emile Faguet, der die deutsche Literatur gründlich kennt und in dem Weberdichter sonst une des grandes espérances de la dramaturgie européenne sah, hat in einem vortrefflichen Artikel die ganze Hohlheit und geputzte Nichtigkeit des verwirrenden und gefährlichen Machwerkes nachgewiesen. Vielleicht irrt er, vielleicht irren wir Alle, irrt die kleine Gemeinde, die den Gassenlärm nicht mitmachen mag, — aber dann hat Herr Hauptmann ja die Jahrhunderte für sich, die den großen Dichtern gehören, und unser leiser Widerspruch kann ihn auf seinem umjubelten Wege nicht stören. Wir würden uns nicht mit ihm beschäftigen, wenn er uns einst nicht eine Hoffnung bedeutet hätte und wenn wir nicht in aufrichtigem Schmerz sehen müßten, wie er im Höhenwahn sich selbst mählich verliert... Der frühe Tod im Müggelsee wäre Johannes Vockerat erspart geblieben, wenn er sich nicht eingebildet hätte, ein einsamer Mensch zu sein; und den Glockengießer hätte nicht die Hexe geholt, wenn er sich damit begnügt hätte, als ein ehrlicher, bescheidener Kunsthandwerker der frommen Sehnsucht der im engen Thal hausenden Dorfbewohner saubere und nützliche Arbeit zu liefern. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 17. April 1897.

Der Nazarener.

Zween Jünger Jesu, so berichtet uns Lucas, gingen am Sabbath nach der Kreuzigung gen Emmaus und besprachen betrübten Sinnes die Erlebnisse der letzten Tage und Stunden: wie der Meister gelebt, geliebt und gelitten, wie sein Leib aus dem Grabgewölbe verschwunden sei, in das Joseph von Arimathia ihn geborgen hatte, und wie zween Engel in glänzenden Kleidern an dem leeren Grabe den Weibern verkündet hätten, der Heiland sei auferstanden und es sei thöricht, bei den Toten den Lebendigen zu suchen. Da sie also redeten, trat ein Mann zu ihnen, den sie nie noch gesehen zu haben wähnten, wandelte mit ihnen und erfragte den Grund ihrer tiefen Trauer. Und sie erzählten ihm seufzend von dem Nazarener, von ihrer Hoffnung, er werde, nach dem Wort der Propheten, einst Israel aus dem Leiden erlösen, von seinem Tod und von dem Gerücht seiner Auferstehung, und in ihrer Rede merkte man den bitteren Schmerz darüber, daß dem Meister so Schweres beschieden war. Der Fremdling aber, der sich ihnen gesellt hatte, hieß sie Thoren, weil sie trägen Herzens Alles geglaubt hätten, was die alten Propheten verkündet haben, und fragte, fast zornig, ob sie denn nicht begreifen könnten, daß Jesus, um in die Herrlichkeit einzugehen, leiden mußte, was er erlitt. Der Mann schien den Jünglingen noch immer ein Fremdling; doch seine Nähe beschwichtigte ihren nagenden Schmerz und sie baten ihn deshalb, in Emmaus mit ihnen zu rasten, da der Tag schon zur Rüste neige und der müde Leib nach Erquickung lechze. Er fügte

sich ihrem Wunsch; und als er am Tisch saß, das Brot brach und es ihnen gab, da erst wurden ihre Augen geöffnet, sie erkannten ihn und wußten nun, während er ihren Blicken entschwand, daß der Heiland selbst an ihrer Seite geschritten war und mit ihnen zu Tische gesessen hatte.

In jedem Jahr wird am Ostermontag dieser Theil des Evangeliums von den Kanzeln verkündet; dem Sinn der schlichten Erzählung scheint aber der Verstand der Verständigen noch nicht überall gereift zu sein. Ein Kindergemüth würde, wenn es die Worte des Evangelisten gläubig in sich aufnähme, empfinden, was sie bedeuten: daß man den Heilandsblick auch im Menschenantlitz des unscheinbaren Wanderers erkennen soll und daß der Nazarener zum Heiland nur werden konnte, weil er seine Lehre bis zum Ende auch lebte und durch Schimpf und Schmach zum Opfertod schritt. Diese Erkenntniß, daß der milde Mann den Schimpf und die Schmähung nicht wüthend, wie ein schnaubender Rächer, von sich weist, sondern sie zur Erfüllung seines Wesens braucht und daß ein ängstlich, wie ein absoluter Herrscher, vor jedem Hauch des Widerspruches bewahrter Gott nicht mehr der Christengott wäre, nicht der aus der Krippe auf den Thron des Allerhalters erhöhte Zimmermannssohn, will in der Bewußtseinssphäre der Vielen, die sich Christen nennen, nicht Wurzel fassen. Noch immer herrscht die jüdische Auffassung, die der weltlichen Rechtsordnung die Pflicht zuschreibt, die rachsüchtige Gottheit gegen frevelnde Beleidigung zu schützen, und die damit, wie Franz von Liszt richtig sagt, den Gott zum Menschen herabwürdigt. Wir haben staunend neulich vernommen, daß der Kaiser zu geborenen und geschminkten Märkern von einer Partei sprach, „die es wagt, die staatlichen Grundlagen anzugreifen, die gegen die Religion sich erhebt und selbst nicht vor der Person des allerhöchsten Herrn Halt macht." Es ist schwer, solche Worte, die den irdischen, mit beschränkter Gewalt regirenden König über den allmächtigen Weltenlenker der Mythologie zu stellen und die Kränkung des Monarchen als das schwerste aller denkbaren Verbrechen zu brandmarken scheinen, mit der Christenlehre zu vereinen; sie entsprechen mehr der Satzung des alten Bundes, die den Begriff des göttlichen Herrschers dem des irdischen Landesherrn nachgebildet hatte und ganz logisch so auch zu einem crimen laesae majestatis divinae nach dem Muster des bürgerlichen Majestätverbrechens gekommen war. Wäre diese Satzung uns noch bindendes Glaubensgesetz, dann könnte man den zornigen Eifer verstehen, der die Gotteslästerung verfolgt und ahndet, und eine Vorstellung, der ein irdisch gezeugter Mensch der unnahbar thronende allerhöchste Herr ist,

wäre begreiflich. Aber wir leben nicht mehr in der düsteren Mythenwelt des Alten Testamentes und sollten deshalb auch dem Wahn entsagen, daß es die Aufgabe der staatlich gestempelten Rechtsordnung ist, die beleidigte Gottheit an dem Frevler zu rächen. Der Christengott, dessen neuen Bund die Osterglocken jetzt wieder schwingend begrüßen, bedarf des Schutzes nicht und nicht des sühnenden Racherechtes; er hat, so lange er in Knechtsgestalt auf der Erde wandelte, Schimpf und Schmähung geruhig ertragen, er wird Allen, in deren wachem Sinn er lebendig ist, durch neue Lästerung nicht erniedert und er würde zu Denen, die ihn an den Lästerern rächen wollen, wie zu den thörichten Jünglingen einst, die gen Emmaus zogen, sprechen und sie hart tadeln, weil sie nicht fühlen, daß Jesus, um in die Herrlichkeit einzugehen, leiden mußte, was er erlitt und heute noch leidet.

Zwei Jahrhunderte sind verstrichen, seit Bayle trotzig den Atheismus pries und der Frage, ob der Segen der Religionen wohl dem von ihnen geschaffenen Unheil gleiche, die verneinende Antwort fand. Und vor hundertundfünfzig Jahren saß auf dem prunklosen Preußenthron ein König, der seinen Atheismus stolz zur Schau trug und den Freund schalt, der in einer Epistel über das Glück vom Gott-Menschen gesprochen und damit „einen des Philosophen unwürdigen Ton angeschlagen“ hatte; nur kindisch gewordene Schwätzer, meinte Friedrich, sollten die Irrthümer des Pöbels nachbeten und nur auf dem Theater mochte er allenfalls noch „einige Bruchstücke von der Geschichte dieses vorgeblichen Erlösers dulden“. Der Freund, dessen fromme Terminologie seinen Unwillen erregte, war nicht etwa ein wimmernder Mucker, sondern der Mann, der, wie Condorcet erzählt, auf dem Totenbette noch, als der Pfarrer von Saint-Sulpice ihn fragte, ob er an die Gottheit Christi glaube, höhnend erwiderte: Au nom de dieu, monsieur, ne me parlez plus de cet homme-là et laissez-moi mourir en repos! Die Zeitstimmung, die aus Bayle, Voltaire und Friedrich sprach, die in jedem Glauben an eine lohnende und strafende Gottheit leeren Götzendienst sah, scheint entschwunden; und wer heute dem religiösen Gefühl solche „Sottisen“ sagen wollte wie der große Fritz, Der würde von der hohen Obrigkeit bald beim Kragen genommen werden. Der Sohn des Soldatenkönigs, der den Dogmenglauben mit der Rekrutenfuchtel einbläuen ließ, wurde zum Spötter und Atheisten; die Söhne der Aufklärungzeit, die in den Wundern des Wissens die erhoffte Befriedigung nicht gefunden haben, horchen gern dem dumpfen Glockenton, der an die Stunden gläubigen Kinderglückes mahnt. Ob wir freilich gar so

fromm sind, wie der Betrachter der Oberfläche annehmen möchte? Es ist wieder Mode geworden, vom lieben Gott zu reden; strebsame Beamte gehen an jedem Sonntag pünktlich in die Kirche; wir hören, trotz dem von des Horebs Höhe verkündeten Gebot und trotz der Erinnerung an Caesars Legionen, daß nur ein guter Christ ein guter Soldat sein kann; demokratische Stadtvertretungen bewilligen Millionen für ein angeblich vorhandenes Bedürfniß der Beter; und Leute, die sich in Alimèntenprozessen höchst unchristlich benommen haben, fügen dem Zeugeneid die Formel hinzu: „Durch Jesum Christum zur ewigen Seligkeit!" Wahre Christen, denen der Glaube nicht auf der Lippe nur, sondern im Herzen wohnt, die treu sind, der Pflicht der Dankbarkeit sich bewußt, selbstlos, hilfreich und demüthigen Sinnes, kann man auch heute noch mit der Laterne suchen. Im Leben der armsälig in den Städten hausenden Massen wirkt der Glaube an himmlische Mächte nicht mehr als eine bindende, leuchtende und tröstende Kraft und unter den Gebildeten geht es auch bei uns Vielen wohl wie Herrn Hanotaux, der, ehe er Minister wurde, einmal zu Edmond de Goncourt sagte, ihm sei, wenn er von religiösen Empfindungen höre, ungefähr zu Sinn wie einem Menschen, der zwar fühlt, daß in dem Zimmer über ihm sonderbare Dinge geschehen, — aber Dinge, für die ihm jedes Interesse fehle. Das Lebenswerk der Renan und Strauß und der Einfluß, den Darwin und Haeckel auf die Vorstellung von der Genesis geübt haben, kann nicht plötzlich, auf ein höfisches Kommandowort, spurlos verschwunden sein und wir müßten uns schämen, wenn im Bewußtsein der Volkheit von den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung nichts erhalten geblieben wäre. Wir wollen den wundervollen poetischen Besitz und die sittigende Macht, die aus der Christenlehre der Menschheit zuwuchsen, liebend bewahren, aber wir dürfen heute, wo gegen die christliche Weltanschauung, die urdemokratische, sklavenmoralische, die als ein fremdes Element einst in das germanische Leben drang, von starken Geistern ein ernster Kampf geführt wird, nicht den unsinnigen Wahn aufrechterhalten, nur der Fromme sei gut und edel, der aus der Gemeinschaft der Gläubigen Geschiedene aber ein ruchloser, jeder Schandthat fähiger Wicht.

Daß dieser Wahn heute noch durch die Hirne spukt, lehrt ein Blick in den Gerichtssaal, die liebste Heimstätte fahler Gespenster. Der Abgeordnete Schoenlank hat im Reichstag neulich die Geschichte eines Prozesses erzählt, der vom leipziger Landgericht an das Reichsgericht kam und zwei Schriftstellern schwere Freiheitstrafen eintrug. Herr Edgar Steiger, der begabte Redakteur des sozialdemokratischen Unterhaltungblattes „Die neue Welt",

hatte eine Skizze von Henrik Pontoppidan veröffentlicht, einen Sommertraum, der das dumpfe Sinnen des ersten Menschen im Paradiese und seinen Taumelrausch im Arm der Männin zu malen versucht. Der dänische Dichter ist der Sohn eines Predigers und er kann, obwohl er nach dem Urtheil der leipziger Gerichte Gott den Vater gelästert haben soll, ein sehr frommer Mann sein; aber er mußte, um seinen Adam lebendig zu machen, sich in das dunkle, halb noch thierische Empfinden des aufrechten Vierfüßlers hineinversetzen, der in dem Herrn des Gartens Eden den unbequemen Bändiger sieht und, um des fremden Wesens Stimme nachzuahmen, von einem besonders großen, schreckenden Thier den Ton entlehnt. Darin fand das Gericht „einen gotteslästerlichen Vergleich zwischen Gott-Vater und einem Thier" und verurtheilte den sündigen Redakteur zu vierzehn Tagen Gefängniß. Aber Herr Steiger hatte noch schlimmere Schuld auf sich geladen. Er hatte in seinem Blatt eine kleine Erzählung veröffentlicht, die den Titel „Der Nazarener" trägt und zeigen will, wie das Wirken des Heilands vom Urtheil eines stumpfsinnigen römischen Bourgeois gewerthet wird. Dieser treffliche Herr Mucius Nasica, der auf allen Stationen des steinigen Leidensweges erscheint, findet, daß Jesus doch ein recht wunderlicher, unpraktischer Mensch ist, der seinen Vortheil gar nicht versteht, überall anstößt und, wie man heute zu sagen pflegt, „nicht in die Welt paßt". Der Verfasser der — literarisch unbeträchtlichen — Erzählung hat aus dem Römer weder einen Bösewicht noch einen Dummkopf gemacht, sondern einen bürgerlich ehrenwerthen, aber auch bürgerlich beschränkten Geschäftsmann, der von den Heilslehren seiner zahlungfähigen Moral ganz erfüllt ist, für Jesu Persönlichkeit kein Empfinden hat, für Jesu Wunder stets eine rationalistische „Erklärung" sucht und findet und sich erst, als er verarmt und von schweren Schicksalsschlägen heimgesucht ist, in die Gefühlswelt der Christengemeinschaft tastet. Die Tendenz der kleinen Arbeit, deren Verfasser vom Judenglauben zum Christenthum übergetreten ist, scheint nicht mißzuverstehen: sie will den Nazarener als den Proletarierkönig verherrlichen und zeigen, wie der satten bourgeoisen Begrenztheit jede Empfindung für die lichte Höhe dieser Gestalt fehlte. Das entspricht völlig der sozialdemokratischen Anschauung, die den Heiland für sich in Anspruch zu nehmen pflegt und sich dabei auf große Vorgänger, unter den Lebenden auf Ernst Haeckel, berufen kann. Der Strafkammer des leipziger Landgerichtes dämmerte aber diese Erkenntniß nicht; sie nahm an, der Verfasser identifizire sich mit dem römischen Kapitalisten, sei deshalb auch für die Beleidigungen, mit denen Herr Mucius den Naza-

rener überhäuft, verantwortlich zu machen, und verurtheilte den Verfasser und den Redakteur wegen Gotteslästerung zu je vier Monaten Gefängniß. Da die Verhandlung, unter der seltsamen Begründung, daß sonst die öffentliche Sicherheit gefährdet werden könnte, hinter verschlossenen Thüren stattfand und da die den Irrthum der Anklage zurückweisende Vertheidigungrede des Herrn Steiger, die in das Sitzungprotokoll nicht aufgenommen wurde, deshalb auch später von ihm nicht veröffentlicht werden konnte, hatte das auf die Prüfung der Auffassung und Anwendung der Rechtsbegriffe beschränkte Reichsgericht die Möglichkeit, die Revision der Angeklagten zu verwerfen. Das geschah denn auch — die lehrreiche Reichsgerichtsentscheidung wurde in der Leipziger Volkszeitung vom siebenten April wörtlich abgedruckt — und Herr Steiger kann vier Monate und vierzehn Tage im zwickauer Gefängniß der Frage nachdenken, was zweihundert Jahre nach Bayle im Lande Luthers und Friedrichs möglich, was dem Poeten da erlaubt und was dem Unterthanenverstande verboten ist.

Nicht die nach unbefangener Prüfung der beiden Skizzen unzweifelhafte Thatsache, daß in diesem Fall Unschuldige verurtheilt worden sind, unterscheidet ihn von anderen Fällen. Auch der vom Abgeordneten Schoenlank im Reichstag gerügte Umstand, daß ein Reichsgerichtsrath es für angemessen hielt, während der Verlesung des angefochtenen Urtheils vor versammeltem Kriegsvolk laut zu rufen, die Angeklagten seien „billig genug weggekommen", betrifft mehr das Gebiet des natürlichen Taktes als den Bereich der Rechtsprechung. Und die Erfahrung, daß vor deutschen Gerichten für den gerechten Anspruch des Künstlers, seine Geschöpfe aus ihrer Individualität heraus selbstherrlich handeln und reden zu lassen, selten Verständniß zu finden ist, ist leider nicht neu, — ist ganz besonders in Leipzig nicht neu, wo vor ein paar Jahren ein gegen die Unsittlichkeit eifernder Staatsanwalt gestehen mußte, daß er von einem Schriftsteller Friedrich Hebbel zum ersten Male höre und daß ihm der Aufenthalt dieses offenbar bösartigen Subjektes völlig unbekannt sei. Wichtig und symptomatisch bedeutsam wird die Sache nur durch den Geist, der aus dem ersten Erkenntniß spricht und dem der höchste Gerichtshof des Reiches keinen Widerspruch entgegensetzt. Die leipziger Strafkammer hält es für besonders gravirend, daß der Verfasser — und der mit ihm haftende Redakteur — in dem Nazarener nur einen Menschen sieht und die Leser zu dem Glauben stimmen will, „die Lehre von der Gottheit Christi und Allem, was damit zusammenhängt, sei lediglich Fabel"; „Jesus Christus selbst", so heißt es tadelnd in dem Erkenntniß, „wird als Derjenige hingestellt, der nicht etwa den dreieinigen Christengott, sondern ‚die Liebe' als verehrungwürdig hinstellt und

behauptet, daß zu ihr, der ‚Liebe‘, die kommenden Geschlechter beten würden.“ Das ist der Geist mittelalterlicher Konzile, der Geist der vom Centrum römisch verbesserten Umsturzvorlage, — aber auch der altjüdische Geist, der die Gottheit an den Ketzern zu rächen bemüht ist und gegen den sich schon Montesquieu wandte, als er schrieb: Le mal est venu de cette idée qu'il faut venger la Divinité. Mais il faut faire honorer la Divinité, et ne la venger jamais. Der Glaube ist die allerpersönlichste Angelegenheit, um die der Staat sich nicht zu bekümmern hat, und alle Versuche, mit Gewalt Glauben zu züchten und mit Feuer und Schwert den Unglauben zu bekämpfen, sind fruchtlos geblieben. Daß ein Mensch nicht an die Gottheit Christi glaubt, kann im Jahre 1897 nicht mehr ein Grund sein, ihn geringer zu schätzen oder gar ins Gefängniß zu werfen; und selbst die Richter, die von dem Privilegium der rückständigsten Anschauungen in allen Ländern einen so reichlichen Gebrauch machen, sollten in Glaubenssachen nicht strenger sein als Meister Martin von Wittenberg, der gesagt hat, über die Seele wolle Gott Niemand regiren lassen denn sich selbst, und die Junker, die Fürsten und Bischöfe seien Narren, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen, sonst oder so zu glauben.

... Auf den Sabbath, da die zween Jünger nach Emmaus gingen, folgte der Ostersonntag, der uns die Feier der Auferstehung bedeutet. Als ein Mensch, mit Menschenzorn und Menschenschwachheit, hatte der milde Mann, der da auferstand und in das Reich des Vaters erhoben wurde, sich die liebende Verehrung der Brüder und Schwestern erworben, — nicht zuletzt dadurch, daß er Schimpf und Schmähung, Pharisäergezeter und Wechslerwuth, gelassen ertrug, weil er fühlte, daß in der Prüfung und Kränkung sein Wesen erst vollendet und seine Lehre lebendig ward. Er hätte die Verkünder einer kommenden Zeit, die in der Liebe die höchste Macht anbeten würde, gewiß nicht getadelt und wäre mit Denen, die in ihm nur den großen, auf steilem Leidenspfade voranleuchtenden Menschen, nicht den Gott der Mythologie bewundern, sicher eben so glimpflich verfahren wie mit den thörichten Jünglingen, die im Menschenantlitz des unscheinbaren Wanderers den Heilandsblick nicht erkannten und erst beim Dämmern der Osternacht merkten, daß es der Auferstandene war, der in der Herberge zu Emmaus ihnen das Brot gebrochen hatte.

Soziales Christenthum.

Eine Osterbetrachtung.

Immer schärfer wird den Zeitgenossen die Frage vor die Augen gerückt: Wie verhält sich das Christenthum zu den sozialen Aufgaben unserer Tage? Und immer schärfer treten zwei grundverschiedene Auffassungen hervor, die, im Keime in der christlichen Lehre enthalten, durch die gespannten Verhältnisse der Gegenwart entwickelt, sich nun in offenem Kampf mit einander messen.

Die eine Auffassung stammt aus dem Satze, daß vor Gott alle Menschen gleich sind. Hierin liegt der gewaltige Fortschritt über das klassische Alterthum hinaus, das von dem Werthe jeder einzelnen Menschenseele nichts wußte. Das Christenthum hat diesen Werth hoch gehoben und den Frieden für jedes einzelne Dasein schon hier auf Erden verheißen, wenn sich die Seele eins wisse mit ihrem Gott. Sei Dies der Fall, dann fühle sich der Mensch innerlich frei, hinausgehoben über alle Erdennöthe und alle Erdenpein; dann könne er auch in Ketten geboren sein und in Banden liegen. In der That hat ja auch die Sklaverei mit dem Christenthum bis in unser Jahrhundert sich erhalten. Und die äußere Gebundenheit, die Leibeigenschaft, konnte auch ruhig bestehen, wenn der Geknechtete nur innerlich frei war, verbunden mit Gott, in der festen Zuversicht auf einen Ausgleich im Jenseits. Als Bürger des Himmelreiches, unterworfen der unsichtbaren Himmelsordnung, die alle Gläubigen umfaßt, ist der Christ Herr aller Dinge. Ein erhabener Standpunkt. Alle Erdennoth verschwindet gegenüber der inneren Gewißheit, an den Segnungen des Himmelreiches theilzunehmen. Dort ist alle irdische Ungleichheit ausgelöscht: der Reiche steht neben dem Armen und der Fürst neben dem Diener. Wer diese innere Beseeligung in sich fühlt, für den ist alle irdische Ungleichheit nichts; sie berührt ihn nicht, mag er selbst zu den Geknechteten und Gedrückten gehören, kraft seines weltüberwindenden Glaubens, aus dem für ihn der rechte Trost strömt in dem Elend des irdischen Daseins. Er sagt ihm: Ausgleichende Gerechtigkeit giebt es nicht in dieser Welt; sie kommt erst im Jenseits. Ergebung in Gottes Willen ist die höchste soziale Tugend. Dieser erhabene Standpunkt, der weltentsagend die Seele des Menschen über allen Erdenjammer hinaushebt, läßt natürlich die irdischen Dinge gehen, wie sie wollen. Für den gläubigen Christen haben sie keine Bedeutung. Ja, sein Glaube wächst und zeigt sich um so stärker, je elender die äußeren Verhältnisse sind. In solcher Umgebung muß er sich bewähren. Wozu also eingreifen in die Dinge dieser Welt? Das verschmäht der Christ; nur unmittelbar sucht er durch Wohlthun dem Nächsten zu helfen, durch die „innere Mission“ will er die Noth der Brüder lindern.

Diese Auffassung des Christenthumes, die man als die streng indivi-

dualistische bezeichnen kann, ist bis auf unsere Tage bei manchen Gliedern der Kirche, namentlich bei Denen, die im Regiment und in den Pfründen sitzen, die herrschende geblieben. Von ihr aus weist man ein unmittelbares Eingreifen in die Gesellschaftordnung auf Erden zurück; man will von einem praktischen, von einem sozialen Christenthum nichts wissen. Dieser Auffassung, die ganz in einer höheren Welt lebt, die alles Irdische von sich abgestreift hat und das Jenseits als die wahre Heimath des Menschen betrachtet, gilt der irdische Besitz nichts. Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon, heißt es. Das ist gewiß wahr; wer seinem Gott lebt, kann nicht zugleich dem Mammon dienen. Die Christenheit scheint allerdings oft anderer Meinung zu sein. Nicht selten sind die Christen an diesem Satz gescheitert. Ist es nicht häufig so, daß der Christ am Sonntag seinem Gott dient in der Kirche und während der Woche dem Mammon auf dem Markte? Damit wird ein Zwiespalt in sein Leben getragen. Er hört die ideale Moral verkünden, er glaubt auch an sie, aber er folgt ihr nicht. Das Leben erweist sich stärker als sein Glaube; denn im Leben folgt er der Klugheit-Moral, die im Dienste des Geldes steht. Niemand macht ihm auch einen Vorwurf daraus, weil die gesammte öffentliche Moral gespalten ist in die Forderungen der Sittlichkeit und in die Empfehlungen der Klugheit. Recht ist Das freilich nicht. Wenn Andersgläubige ihren Lebenszweck in der Anhäufung großer Kapitalien finden, so mag Das hingehen, denn ihr Gott hat es ihnen wohl nicht verboten; wenn aber Christen ihr Herz an den Mammon hängen, so sind sie keine Christen mehr, sie sind es nur dem Namen nach, weil sie den Satz verkehrt haben und sagen: Wir können Gott dienen und dem Mammon. Soll man ihnen folgen, um der Christenheit diesen Zwiespalt zu ersparen? Philosophen haben es gethan, weil ihnen an der Klugheit mehr lag als an der Wahrheit. Aber nach solchen Propheten braucht sich der Christ nicht zu richten. Weiß er doch, daß in der christlichen Lehre noch ein anderer Keim liegt, der zu einer anderen Auffassung drängt als der geschilderten, die den Dingen dieser Welt nicht gerecht werden kann.

Diese andere Auffassung bahnte sich zuerst den Weg, als ein reich und mächtig gewordenes Bürgerthum zu Adel und Geistlichkeit, den herrschenden Ständen, hinzutrat. Damit wurde das Bewußtsein lebendig, daß die Lebensordnungen, wie sie gegeben sind, nicht von vorn herein und nicht für immer sittlich heißen könnten, sondern daß sie auf dem Wege der Gesetzgebung nach sittlichen Grundsätzen zu gestalten seien. Dieser Gedanke nun hat immer mehr Macht gewonnen, seitdem sich mit dem Aufschwung der Industrie und der Maschinenarbeit ein vierter Stand entwickelt hat, der auf Anerkennung und Gleichstellung dringt. Politisch hat er sie erhalten; daß es auch sozial geschehe, daran fehlt noch viel. Soll nun der Christ in diesen Prozeß thätig

eingreifen? Das ist die Frage, die sich in unseren Tagen aufdrängt. Vom christlichen Individualismus aus wird sie, wie wir gesehen haben, verneint. Aber Das ist nicht der einzige Standpunkt des Christenthumes. Ein zweiter hat sich im Laufe der Zeiten entwickelt und tritt jetzt mit der Kraft tief wurzelnder Ueberzeugung hervor. Diese Ueberzeugung hat den Satz vor Augen: der Christ soll zum Salz der Erde werden und zum Licht der Welt. Wie kann er Das aber, wenn er nicht thätig in die Welt eingeht, wenn er nur mit seinem Gott Umgang pflegt, nur sein Seelenheil bedenkt, nur die Stärkung seines Glaubens? Zieht er sich allein auf sich zurück, so ist sein Einfluß auf die weltlichen Dinge gering. Aber es dürfte heute fast unmöglich sein, den Christen und den Menschen so scharf zu scheiden, wie es vielleicht früher anging, wo die Verhältnisse ein Eingreifen des Christen nicht forderten, wo seine Mitleidsthätigkeit vollauf zu genügen schien. Heute ist Das nicht mehr möglich. Die Spannung der Verhältnisse, durch die Entwickelung in unserem Jahrhundert herbeigeführt, drängt den Christen, er mag wollen oder nicht, in die Welt hinein. Wie viele Christen giebt es denn noch heute, die ihr Elend und ihre Niedrigkeit in frommer Entsagung einfach als Gottes Schickung hinnehmen? Wie viele sind es noch, die die sozialen Unterschiede von Reich und Arm, Vornehm und Gering als von Gott gewollt und gefügt betrachten? Und ist unsere soziale Gesetzgebung nicht bereits ein Beweis dafür, daß das Christenthum praktisch und sozial geworden ist? Soll der Christ zum Salz der Erde werden, so muß er in die Welt eingehen. Das Sonntags-Christenthum in der Kirche, mit Predigt, Gesang und Gebet, genügt nicht mehr; es ist zu sehr nur auf die Erbauung des Einzelnen gerichtet und ist tot, wenn es nicht seine Ergänzung in einem thätigen Wochen-Christenthum findet.

Es ist wahr: das Christenthum hat mit Kapital und Maschinen unmittelbar nichts zu thun. Wenn aber diese Mächte unsittlich, verwüstend auf die menschliche Gesellschaft wirken und wenn diese zerstörenden Wirkungen hervortreten, dann kann der Christ nicht ruhig zusehen, dann kann er sich nicht mit Gebet, Predigt und Gesang begnügen. Denn diese Mittel versagen heute vollständig; sie sind den breiten Massen und vielen Gebildeten gegenüber ganz stumpf geworden. Heißt es da nicht noch in anderer Weise einspringen, vor Allem durch Beeinflussung der Gesetzgebung, die von den Ideen der christlichen Sittenlehre durchdrungen werden soll?

Das ist der Standpunkt des praktischen, des sozialen Christenthumes. Es weiß nichts von Weltentsagung: es will Ernst machen mit der Weltüberwindung. Es legt den Schwerpunkt nicht in dogmatische Gläubigkeit, sondern in sittliche Werkthätigkeit. Es begnügt sich nicht mit dem Gebet: Zu uns komme Dein Reich, sondern es will daran arbeiten, daß dieses Reich nach Milliarden von Gebeten nun endlich komme. So treffen heute die beiden

großen Gegensätze, Individualismus und Sozialismus, auch auf dem Boden der Kirche zusammen. Zu den Spaltungen in Dingen des Glaubens tritt eine neue hinzu, eine sittliche. Die Kirche selbst, die in ihren Führern und Machthabern Jahrhunderte lang gewöhnt war, im Dienste des Thrones und des Besitzes zu stehen, verharrt auf dem individualistischen Standpunkt; das jüngere Geschlecht der Geistlichen aber erinnert sich der Aufforderung: Kommet her zu mir Alle, die Ihr mühsälig und beladen seid, ich will Euch erquicken. Die jüngeren Geistlichen, ergriffen von der Noth der Zeit, wollen nicht warten, bis die Geladenen kommen, sondern gehen mitten hinein in das menschliche Elend. Was sollen wir thun, so fragen sie, daß das Gottesreich schon hier auf Erden verwirklicht werde, daß der Zwiespalt verschwinde, der zwischen den Forderungen eines vollkommenen jenseitigen Reiches und einer unvollkommenen Ordnung dieser Welt besteht? Ihr Streben ist darauf gerichtet, gleichere gesellschaftliche Grundbedingungen des Daseins, der Bildung und der Sittlichkeit für Alle herbeizuführen und zu verbürgen, ohne die Welt mit Blut und Elend zu erfüllen. Sie wollen zeigen, daß Jesu Leben und Lehre wirklich der Sauerteig sei, die Welt zu durchdringen. Darf man sie deshalb tadeln und verfolgen, weil sie innerlich sich getrieben fühlen, daß das Wort That und daß nicht nur christlicher Glaube verbreitet, sondern auch christliche Sittenlehre das Salz und das Licht der Erde werde? Das können nur ängstliche Gemüther thun, die, bei einer rein individualistischen Auffassung des dogmatischen Christenthumes sich beruhigend, vor dem Wehen des neuen Geistes, der aus der Sittenlehre des Christenthumes stammt, sich fürchten, da sie nicht wissen, wohin er treibt. Hat Gott ihr Herz verstockt, so daß sie kein Verständniß gewinnen können für Das, was uns heute nöthig ist? Auf der einen Seite steht die Selbstsucht der Besitzenden und auf der anderen die Selbstsucht der Massen. Liegt da nicht die Gefahr nahe, daß der Kampf zu einer selbstsüchtigen Kraftprobe ausarte, in dem jede Partei für ihre eigenen materiellen Interessen entschlossen und bitter kämpft und wobei der Ausgang in jedem Fall dem Volke tiefe Wunden schlagen wird? Was kann allein einen solchen Kampf verhindern? Nur, daß die christliche Sittenlehre, in der ein tiefer sozialer Instinkt seinen Ausdruck gefunden hat, die besitzenden und die arbeitenden Kreise bezwingt. Sie führt eine Vertiefung der Gesinnung mit sich, indem sich die Empfänglichkeit und Feinfühligkeit für den Anblick des Elends und des Leidens auf der einen Seite mit dem starken Gefühl für Rechtlichkeit und Gerechtigkeit auf der anderen verbindet. Es ist für die kirchlichen Kreise beschämend, daß neuerdings von naturwissenschaftlichen Forschern*) der Nachweis geführt worden ist, daß alle soziale Entwickelung von dem Fortgang der sitt-

*) B. Kidd, Soziale Evolution. Jena, G. Fischer.

lichen Bewegung abhängt, und zwar nicht jeder beliebigen, sondern der auf religiöser Grundlage ruhenden. Die Entwickelung der Völker hat gezeigt, daß Religion und Sittlichkeit im Bunde allein im Stande sind, die selbstsüchtigen Interessen unter das Wohl der Gesammtinteressen zu beugen. Der Fortschritt im Denken wird und kann Das niemals erreichen; denn der Verstand steht auf der Seite der Interessen des Einzelnen und predigt ihm verführerisch den Egoismus in gröberen oder feineren Formen. Von der Zeit an, wo der Mensch ein soziales Geschöpf wurde, besteht der Fortschritt nicht vorwiegend in der Entwickelung seines Verstandes, sondern in der Entwickelung des religiösen und sittlichen Charakters. Das Volk, das diesen Typus am Höchsten entwickelt, wird Sieger im Wettkampf bleiben, da durch ihn, nicht durch hohe intellektuelle Ausbildung allein, die soziale Tüchtigkeit verbürgt wird. In dem Entwickelungprozeß, den wir durchlaufen, ruht der Schwerpunkt in der Bewegung, die an erster Stelle sittliche Grundsätze und Einrichtungen herausarbeiten will, die eine dauernde Unterordnung der selbstsüchtigen Interessen der Einzelnen unter die höheren Interessen der unendlich länger lebenden sozialen Gemeinschaft zu sichern vermögen. Wirken die religiös-sittlichen Kräfte nicht bestimmend und beschränkend auf den Verstand ein, so ist er, wo er sich im gesellschaftlichen Leben geltend macht, individualistisch, auflösend. Der geniale Blick Goethes eilte der wissenschaftlichen Erkenntniß weit voraus, da er sagte, daß der Kampf um Religion und Sittlichkeit das tiefste, bedeutungvollste, ja im Grunde das Hauptthema der Weltgeschichte sei. Die Interessen der Gesammtheit und die der Einzelnen werden einander stets wie Feinde gegenüber stehen, so lange nicht eine Versöhnung herbeigeführt ist. Sie kann aber nur durch eine höhere Macht, die über den Verstand des Menschen hinaus liegt, bewirkt werden. Solche Kraft kann die christliche Sittenlehre bieten, die Unterwerfung des Einzelnen unter die Interessen des sozialen Organismus fordert, ohne die berechtigten Ansprüche der Persönlichkeit zu beschränken.

Wie kurzsichtig erscheint es daher, den sozialen Bestrebungen entgegen zu treten, da sie doch die christliche Sittenlehre als treibende Kraft in unserem Volksleben stärken und verbreiten wollen! Wie verkehrt ist es, Männer zu bekämpfen, die dahin streben, daß unsere Volksgenossen in den Kampf des Lebens eintreten nicht nur auf Grund politischer Gleichheit, sondern unter den Bedingungen gleicher sozialer Gelegenheit, die die selbstsüchtig Besitzenden bekämpfen, den uneigennützig Besitzenden beistehen, wo diese Etwas für die Nichtbesitzenden gethan wissen möchten. Statt mit freudiger Zustimmung verfolgt man die soziale Bewegung mit tiefem Mißtrauen, ja man schickt sich an, sie zu unterdrücken. Die Zukunft wird zeigen, ob die idealen Mächte, die in dieser Bewegung wirken, stark genug sind, alle Gegner und alle Hindernisse zu überwinden und die weitere Entwickelung in ihre Bahnen zu zwingen. Gelingt es

ihr, dann Heil unserem Volke! Sein ruhiger Fortschritt ist dann verbürgt, denn er steht im Einklang mit dem großen Entwickelungsgesetz, das als das wahrhaft Treibende im Leben der Völker die religiösen und sittlichen Kräfte erkannt hat. Jetzt freilich sieht es dunkel genug aus. Die zarte Flamme des sittlichen Sozialismus droht zu verlöschen in dem scharfen Winde, der von oben her gegen sie stürmt, da sie im Freien steht unter Gottes Himmel, derweilen hohe Kirchenlichter auf dem Altar prächtig brennen.

Aber welche Verblendung gehört heute dazu, im Angesicht der Millionen Gebildeter und Ungebildeter, die mit der Kirche innerlich gebrochen haben, den christlichen Individualismus als den gottgefälligen Standpunkt den Verkündern des Christenthumes anzubefehlen! Die Zeit wird lehren, wohin es mit der evangelischen Kirche kommen muß, wenn man Männer, die gläubigen Sinnes in den Kampf des Lebens eintreten wollen, so wie es dereinst Christus gethan hat, einschärft, sie sollen weiter nichts als Gottesfurcht, Königtreue und Nächstenliebe erzeugen, — aber nur auf kirchlichem Gebiet. Das heißt heute doch nichts Anderes als: Predigt den besitzlosen Klassen Entsagung von allem weltlichen Tand; Denen aber, die an solchem reich sind, leget das Almosengeben ans Herz, so weit es sich mit ihren Interessen verträgt. Nach diesem Rezept haben wir ja seit der Reformation gelebt. Und was ist dabei aus unserem Volk und aus unserer evangelischen Kirche geworden?

Jena. Professor Wilhelm Rein.

Auferstehung.

Den schwarzen Horizont umsäumen
Schon Morgenstreifen gold und roth;
Vor den verschlossnen Felsenräumen
Die fremden Wächter ruhn und träumen
Und in der Ferne rauscht der Tod.

Da bricht aus blasser Wolken Mitten
Der erste Strahl mit weißem Schein
Von Licht und Duft umhaucht, umglitten
Von Silberfalten, kommts geschritten
Und rührt mit leiser Hand den Stein.

Wie einst vor heiligen Posaunen
So stürzt der Fels — das Grab ist leer;
Die Wächter stehn erwacht und staunen —
Von Mund zu Mund ein dumpfes Raunen
Und brausend schwillt es wie das Meer.

Und durch die morgengrauen Gassen
Klagt laut der Frauen bleicher Zug:
Wo ist Er, daß wir Ihn umfassen,
Wo habt den Heiland ihr gelassen,
Wo blieb, der unsre Sünde trug?

Die Wächter fliehn — und wildes Schweigen
Die blasse Schar gefangen hält — — —
Vergebens grüßt der Blüthen Neigen,
Vergebens rauschts von allen Zweigen
Und flammt im Morgenglanz die Welt . . .

Hamburg. Theodor Suse.

Die produktive Arbeit des Weibes.

Die Luft ist grau und warm und feucht und voll vom tausendfältigen Gezwitscher von Vogelstimmen. Es tropft und rieselt und rinnt, von dem Dach, unter dem Schnee, zwischen den Steinen. Ein blasses junges Blau streicht wie mit unsichtbaren Händen die weiße Wolkenschicht auseinander und steigt höher und höher am Himmel auf. Und der Schnee sinkt zusammen, wie von unten eingetrunken, und kleine blaue, gelbe und weiße Köpfchen sehen wie Aeuglein aus ihm hervor und warten auf Sonne. Und Alles thaut und schmilzt und streckt sich furchtsam in der Märzmilde. Ob der Frühling wohl kommt? Eine ganz kleine Mücke tanzt wie taumelnd in der Luft, eine Spinne sitzt unbeweglich an der Mauer und streckt vorsichtig bald das eine, bald das andere Bein. Die unveränderlichen Thiere beginnen ihr unveränderliches Leben von Neuem und vertrauen sich dem Frühling an, von dem sie noch nicht wissen, ob er kommen wird. Und ich fühle, wie es jetzt thaut in hunderttausend Menschenseelen, — und wie es thaut in der meinen. Und ich weiß, daß jetzt aus Hunderttausenden von Frauenaugen der Frühlingsregen jener Thränen, die keinen Grund und keinen Zweck haben, herniederrinnt, — Thränen, bei deren Anblick vernünftige Menschen unwillig fragen: Warum weinst Du? und die Gefragte scheu und eingeschüchtert antwortet: Ich weiß nicht! Thränen, die doch die besten aller Thränen sind, denn sie quellen ganz rein aus einer Willigkeit der Seele, sie thauen alle Härten auf und schwemmen alle Stockung weg, bis der Boden der Seele ganz voll feuchter Wärme und fruchtbarer Bereitschaft ist und sich still, still und ergeben, öffnet für Saat und Sonne, — und wartet auf die Saat und wartet auf die Sonne ....

In jedem Frühling öffnen sich so beim ersten Rieseln der Bäche und Trinken der Erde die Seelen von Hunderttausenden von Frauen, von dem zwölfjährigen Mädchenkinde an bis zu der fünfzigjährigen Matrone, von den strömenden Thränen der ersten Jugend, die wie ein Sturzbach sprudeln, bis zu den einsamen Tropfen, die sich schwer und brennend oder auch so seltsam kalt von den Wimpern lösen, bis zu denen der alten Frau. Wer diese Thränen nicht versteht, Der versteht das Weib nicht. Die diese Thräne nicht mehr weint, in der ist das Weib tot.

Diese Thränen ohne Grund sind die echtesten Thränen des Weibes: die Thränen der Sehnsucht nach seiner Vollendung, die Thränen der unerfüllten Bestimmung. Die Unglücklichsten weinen sie und die Glücklichsten weinen sie; denn zwischen dem Glück der Einen und dem Unglück der Anderen ist ein so geringer Unterschied. Aber warum sie sie weint, daß kann Keine sagen: sie weiß nur, „es ist ihr so“ ....

Ich will versuchen, es zu sagen und Etwas von Dem zu fassen, was

mir immer wieder auf dem Herzen liegt, wie es Hunderttausenden von Frauen weich und schwer und dumpf auf die Seele fällt.

Unsere Zeit hat uns dazu erzogen, uns zu isoliren, und uns gelehrt, Das „Individualisirung" zu nennen. Wir sprechen von individuellem Glück und individuellem Leben und wir überreden uns, wenn wir unser individuelles Glück gefunden und unser individuelles Leben ausgeformt haben, dann haben wir, worauf wir leben und sterben können. Aber an der Ecke steht ein Bettelweib mit einem kleinen Kind auf dem Arm; sie steht da, obgleich das Betteln verboten ist, und der nächste Schutzmann wird sie abführen. Von dem kleinen Kind sehen wir nur den Rücken und das kleine Gesäßchen, das sich durch das alte Umschlagetuch abzeichnet; es liegt mit dem Kopf auf der Schulter des Weibes und schläft, ganz hingesunken, wie kleine Kinder und kleine Thiere sich anschmiegen, — und als wir es unversehens erblicken, fährt es wie ein glühender Stich durch unser Inneres von oben nach unten und es ist uns unwillkürlich, als wäre es das Kind unseres eigenen Schoßes, das da hilflos und allem Bösen preisgegeben schläft, und gingen wir jetzt auch gerade in die Arme des geliebten Mannes, in die Feierstunde des Glückes, so ist uns doch, als wäre die Sonne erloschen und Alles kalt und schwarz um uns herum, und er selbst, der Geliebte, wird uns so fern und fremd. Denn unser Muttergefühl ist stärker als alle anderen Instinkte und unser Muttergefühl ist allmütterlich. Aber der Geist unserer Zeit isolirt das Weib auf seine eigenen Kinder, wenn es welche hat, und hat es keine, so isolirt er es auf sich selbst ... Persönliches Glück!

Wer aber das Leben gelebt hat, erst ohne persönliches Glück und dann in persönlichem Glück, Der weiß, daß es für das Weib gebliebene Weib die Beschränkung des persönlichen Glückes nicht giebt, denn das Weib in seiner Weibbethätigung will überall über sein persönliches Glück und aus seinem persönlichen Glück hinaus, — ins Allmütterliche. Diese Quelle der Wärme zu erschüttern, Das ist seit mehren hundert Jahren die Entwickelunglinie des fortschrittlichen Gedankens gewesen. Und darum stehen wir, wo wir stehen.

Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Jahrhundert zu Jahrhundert sind wir ausschließlicher auf den Mann hingewiesen worden, bis es damit geendet hat, daß man uns auch auf den Arbeitmarkt des Mannes hinwies, daß man uns auch in seine Pflichten und Rechte hineindrängte. Und nun ist es Zeit, daß wir unser ganzes Weibsein zurückverlangen, nicht nur unser Weibsein gegenüber dem Mann, nicht nur unser Weibsein als Mütter, sondern Alles, was wir kraft und durch unser Geschlecht sind, und daß wir Alles von uns weisen, was wir kraft und durch unser Geschlecht nicht sind.

Das Weib ist nicht nur Weib in der Geschlechtsfunktion und durch die Geschlechtsfunktion, es ist auch Weib außer und ohne Ausübung seiner

Geschlechtsfunktion kraft seiner Organe als Weib, die seine Seele und sein Empfinden bestimmen. Wir wollen Frauen sein, ganz und gar und in Allem, was des Weibes ist, in unserer Lebensauffassung und in unserer Lebensthätigkeit und in unseren Berufen, ob wir nun des Mannes werden oder nicht. Wir wollen nicht an seinem Tisch betteln gehen oder ihn von seinem Tisch verdrängen, wir wollen unseren eigenen Tisch haben, für uns und unsere Kinder —: sind es nicht die Kinder unseres Leibes, so die Kinder unseres Allmuttergefühles.

Wir sind nicht blos da zur Lust für ihn, — diese Lust, von der er sich immer einbildet und von der wir ihm einbilden, daß sie uns viel mehr zur Lust gereicht, als es wirklich ist. Für uns ist diese Lust ein seltenes Zittern, vielleicht nur in der Befruchtung ganz — und dann mit einem heiligen Schauer — verspürt, und hundertmal nicht verspürt, wo Viele so gefällig sind, es dem Manne vorzuheucheln, weil er es so haben will und sich so sehr darüber freut. Wir freuen uns dann auch daran, daß er sich darüber freut. Für das Weib ist der Geschlechtsgenuß nur eine Wonne in langen Abständen, nach Schmachten und Versagen, nicht in täglicher Gewöhnung. Und wo das Weib in einem beständigen Verlangen brennt, was der Mann für einen hohen Grad von sinnlicher Genußfähigkeit hält, — ja, da ist es entweder der Wechsel mit Männern, was da die Stimulanz macht, oder es sind schamvolle Gründe lokalster Störungen, für die der Mann, auf dem centralen Punkt immer recht eitel und leicht zu dupiren, sich zum Narren macht.

Und noch Eins ist es: Alle, die nicht ganz häßlich sind, sind darauf dressirt, dazu erzogen: von den Müttern, den Dienstboten, der Geschenkliteratur, den Familienblättern, dem Manne gefällig und zugleich anregend spröde zu sein. Denn er war seit einigen Jahrhunderten des Weibes einzige Möglichkeit im Leben, außer welcher es gar keine gab und innerhalb welcher jedes Wählen und Mäkeln gefährlich war. „Man muß nehmen, was sich bietet.“ Dies ging durch alle Klassen, bis der wirthschaftliche Nothstand zu einer Höhe angewachsen war, daß der Mann darüber nachzusinnen anfing, wie er sich rasch wenigstens von der Belastung durch das Weib entlasten könne. Die früheren Formen, die es dafür gab und die eine durchgeführte und praktische Organisation gehabt hatten, waren zerstört, vergessen und, wo Das nicht ganz der Fall war, als Ausdrücke geistiger Verfinsterung in Mißkredit. Niemand hatte den Muth, auf sie zurückzugreifen oder sich ernstlich auch nur mit ihrer Erkenntniß zu beschäftigen. Vorwärts ging die Entwickelunglinie, nicht rückwärts. Also vorwärts, marsch! Und er schüttelte seine Parasiten ab, in seine Suppe hinein; die schmeckte dadurch nicht besser.

Bemerken wir: der Mann schnitt das Weib von seinen ehemals zahlreichen Versorgung-, Bildung-, Beschäftigungmöglichkeiten ab und konzentrirte

es ganz auf sich als Inhalt, Beschäftiger und Versorger. Der Mann als Privatmann wurde des Weibes Inhalt, Beschäftiger und Versorger — eine ganz natürliche Frucht der fortschreitenden Individualisirung —, der Mann, als Privatmann, fühlte sich dadurch mit der Zeit zu sehr als Lastthier — eine weitere Frucht der Individualisirung —, und da er seine überschüssige Tanten, Schwestern, Cousinen, Schwägerinnen und entfernten weiblichen Verwandten doch nicht gerade der Armenpflege zuweisen konnte, so wies er sie der allgemeinen Versorgung durch die Oeffentlichkeit zu. Das drückten unsere Volkswirthschaftlehrer und Sozialphilosophen englischer und sozialdemokratischer Provenienz dann so aus: der Mann darf das Weib nicht länger knechten und an der Entfaltung seiner geistigen Fähigkeiten hindern. Er muß es uneigennützig in allen seinen Bestrebungen nach Selbständigkeit und Selbstversorgung fördern ... Dann hat er es vom Halse.

Also es handelte sich darum, bezahlte Arbeit, die sich in Geldwerth umsetzt, nach Art der Männerarbeit, für das Weib zu finden, an Stelle der unbezahlten, d. h. nur mit Naturalversorgung bezahlten bisherigen häuslichen Arbeit des Weibes. Und die abgeschüttelten Parasiten laufen nun auf allen Gebieten herum und suchen Männerarbeit, getreu der ihnen vom Manne gegebenen Suggestion. Denn wäre diese Idee von einem Weibe ausgegangen — und von einem sich als Weib fühlenden und bewußten Weibe —, sie hätte diesen Weg gar nicht einschlagen können; sie hätte Weibarbeit zu schaffen gesucht, in weiblicher Weise geleistet und auf dem Weibe eigenthümlichen Gebieten. Wäre diese ganze Bewegung wirklich aus dem weiblichen Bedürfniß nach innerer und äußerer Entfaltung hervorgegangen, sie hätte als erstes Postulat, unwillkürlich und spontan, die produktive Arbeit des Weibes aufgestellt und auch sofort und als Erstes und eben so unwillkürlich und spontan definirt: worin die produktive Arbeit des Weibes besteht, wie sie sich vollzieht und welcher Bedingungen sie bedarf, um fruchtbar zu wirken. Alles Das ist nicht geschehen.

Worin besteht die produktive Arbeit des Weibes? Während ich diese Frage hinschreibe, wundre ich mich, daß sie nicht nur nicht von der Frau, sondern auch vom Manne nicht aufgeworfen worden ist. Und zwar aus folgenden Gründen:

Erstens: Um dem Bedürfniß der Frau nach Arbeitgebieten nachzukommen, muß man sich doch zuvor darüber klar sein, für welche Arbeitgebiete sie besonders veranlagt ist.

Zweitens: Um das Eindringen des Weibes auf das dem Mann natürliche und von ihm besser ausgefüllte Arbeitgebiet zu verhüten, muß man die unterscheidenden Eigenschaften der weiblichen und männlichen Arbeit festgestellt und die Gebiete, auf denen die Leistung des Weibes minderwerthig ist, ausgeschieden haben.

Drittens: Muß man wissen, auf welchen Gebieten das Weib dem Manne überlegen ist, ihm also die Arbeit in möglichster Ausdehnung zu reserviren wäre.

Viertens: Handelt es sich auf einer gewissen Höhe der Leistungen nicht mehr um Arbeit schlechtweg, sondern um produktive Arbeit, d. h. um solche, die nicht mehr die Leistung eines Individuums für eine bestimmte Gegenleistung, nicht mehr ein Lohnverhältniß allein, sondern so beschaffen ist, daß aus ihr ein Ueberschuß hervorgeht, der der Allgemeinheit zu Gute kommt und zu deren Erhaltung unentbehrlich ist.

Fünftens: Besteht überhaupt die Auffassung von irgend einer Arbeit des Weibes als einer produktiven? Mir will es scheinen, als bestände eine solche Auffassung nicht, da man dem Weibe möglichst alle Arbeitgebiete zur freien Konkurrenz öffnen möchte, was also den Schutz auf einigen besonderen Gebieten ausschließt, wodurch diese besonderen Gebiete, wenn sie vorhanden sind, der Vernachlässigung und Verwüstung preisgegeben würden. In der That werden denn auch diese besonderen Gebiete der Vernachlässigung preisgegeben, — in engerem Sinne dieses Jahrhundert hindurch, in weiterem schon seit Jahrhunderten. Wie meint man nun, daß dieser Mangel an Rücksicht gegen dem Weibe eigenthümliche Anlagen und Begabungen auf das Weib zurückwirken muß? Meint man, daß es sich dabei nach allen Seiten entfalten, in seinem ganzen Wesen offenbaren, bethätigen oder sich bewußt werden kann? Meint man also, daß das Weib wirklich ganz genau so ist, wie der Mann von heute es kennt oder zu kennen vorgiebt? Meint man, daß es von sich selbst so vollständig Besitz ergriffen hat, um sich nun auch in entfernte und beiden Geschlechtern gemeinsame Gebiete ausdehnen zu können? Wer Das meint, mag weitermachen wie bisher. Aber es giebt ja doch immer Einige, die Das nicht meinen.

Wir stehen vielmehr auf einem Punkt, wo der Mann über das Weib und das Weib über sich selbst wenig und im Vergleich mit gewissen anderen Perioden verschwindend wenig Bescheid weiß. Warum? Weil ihm die Gelegenheiten dazu abgegraben sind. Seit langer Zeit hat man das Wesen des Weibes ausschließlich darin gefunden, es als Verpflanzungmaterial und Unterhaltungmaterial zu betrachten. Dabei hat sich dann das Weib so wohl befunden, daß es auf seinen unmittelbaren Gebieten bemerkenswerth unzulänglich geworden ist, woraus der Schluß gezogen wird, daß es für andere Gebiete in hohem Grade geeignet sei. Also hinein in die Präparirmühle und heraus als Doktorin, Apothekerin, Anwaltin, Volkstribunin, Agitatorin und in sonstigen höheren Leistungen.

Darüber erfahren wir aber noch gar nicht, worin die produktive Arbeit des Weibes, die nur von ihm allein geleistet werden kann, besteht. Die beste Arbeit, die das Weib leisten kann und in der sich seine Produktivität ganz und

ungeschmälert und dauerhaft zeigt, Das ist sein Kind. Was hilft es mir, wenn ich aufs Allerschönste die Honneurs zu machen verstehe und die allerschlankeste Taille habe und die allerbesten Bücher schreibe, worin sogar manchmal wirklich Etwas wie ein neuer Gedanke vorkommt, wenn ich kränkliche Kinder habe? An den Kindern sieht man, was die Mutter werth war. Stehts mit den Kindern nicht ganz, wie es soll, und der Vater ist nicht etwa mit Grund dafür zu belasten, so muß an der Mutter Etwas verkehrt sein.

Was ist nun das in vielen Fällen an der Mutter Verkehrte? Es ist ein dem Mutterberuf vorhergegangenes Kränkeln. Das ist eine Erscheinung, die ganz speziell der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts angehört. Sie tritt parallel damit auf, daß die Ehen später geschlossen werden, nicht nur für den Mann, sondern auch für das junge Mädchen, und zwar in allen Ländern. Mehr nach Süden ist die Divergenz gegen früher geringer, mehr nach Norden kann sie sich bis auf einen Unterschied von zehn Jahren gegen früher erstrecken. Man hält es weder mehr für „fein" noch für „sittlich", ein „Kind" zu verheirathen. Es soll nicht zu früh Mutter werden, es soll erst so weit „gereift" sein, um eine „Selbstbestimmung" ausüben zu können. Aber bis es zur Selbstbestimmung reif geworden ist, hat das „Kind" zu kränkeln angefangen.

Es gab eine Zeit, wo dem zwanzigsten Jahr mit Angst von dem jungen Mädchen entgegengesehen wurde. „Zwanzig Jahre", sagte Mamas beste Freundin, „und noch keinen Mann!" Jetzt sind selbst die besten Hausfreundinnen toleranter geworden. „Sie wird bald dreißig", heißts, „da hat sie aber auch keine Zeit mehr zu verlieren." In dieser landläufigen Auffassung ist mehr Physio- und Psychologie, als man denkt. Die zwanziger Jahre, Das können wir Alle an einander beobachten, sind nämlich in auffälligem Grade Jahre der Ermüdung. Für die jungen Mädchen, die nicht in ihnen gebrochen oder verwelkt sind, geht die Kurve mit dem dreißigsten Jahr wieder aufwärts. Die Gründe dafür werden ungern berührt, weil auf ihrem Verschweigen ein nicht unwesentlicher Theil unserer jetzigen Moral und unseres Gesellschaftbaues ruht. Sie sind aber fast keinem aufgeweckten Weibe unbekannt und das instinktive Bewußtsein davon befördert vielleicht nicht unwesentlich das Kränkeln.

Es giebt wohl noch viele Familien, in denen man sich einer mit fünfzehn Jahren verheiratheten Groß- oder Urgroßmutter erinnern kann, die sich bis in ihr spätes Alter als eine frohe, grundgute und lebenskundige Frau bethätigte. Wenn jetzt unter ihren Enkelinnen diese Eigenschaften zur Sprache kommen, so geschieht es im Tone des „Trotzdem", — in einem Anklingen von Mitleid: jene Zeiten waren doch sehr roh. Könnte die Urahne sprechen, so würde sie es auch vielleicht im Tone des Mitleides thun: diese neuen Zeiten sind doch zu verdreht.

8*

Das Alter zwischen fünfzehn und siebenzehn Jahren ist in dem Mädchen der gesunden Lebenkraft das eigentliche Blüthenalter. Jeder gewahrt jenen Duft, der über dem ganzen jungen Wesen liegt, die Unscheinbaren reizend, die Häßlichen ansprechend macht, die Schönheit nur erst andeutet. Die Blüthe der Haut, das Leuchten der Augen, die schlanke, schmale Biegsamkeit des Körpers: Alles ist Knospenspringen, Gesundheit, Spannkraft. Man hält Das für etwas ganz Physisches, das sich so rasch verändert, eben weil es blos physisch ist. Wie aber, wenn es sich deshalb so rasch veränderte, weil es mehr seelisch als physisch ist, ein fast plötzliches Entfalten aller expansiven Fähigkeiten, des ganzen Weibgefühles, in dem doch noch kein reflektirender Gedanke ist? Warum kommt und geht das Blut so rasch auf den Wangen? Weil es gerade seine große körperliche Wallung durchmacht? Oder weil Vorstellungen, Ahnungen, die Wissen sind, Verknüpfungen nicht Gedanken gewordener Anklänge, beim schwächsten äußeren Anlaß durch die Seele des jungen Mädchens gleiten? Warum empfindet es plötzlich dies laute, ungestüme Herzklopfen beim Nahen oder Gruß eines Mannes, das noch lauter wird, weil es fürchtet, man könne es hören? Warum schlägt es so oft die Augen nieder und ist ganz verwirrt? Warum sind seine schmalen, röthlichen Hände so heiß und feucht, daß die Häkelnadel in ihnen rostet? Warum dreht es immer das Schnupftuch zwischen ihnen, wenn einem Manne zur Begrüßung die Hand gereicht werden soll, als um sie trocken zu reiben? Warum erbleicht es unter einem Blick manchmal so schwer und wie mit einem Ruck, daß man glaubt, es wolle umsinken? Sind Das nur körperliche Erscheinungen, ohne daß es weiß, was in ihm vorgeht, oder weiß es Das nur zu gut und erröthet oder erbleicht deshalb doppelt heftig, weil es fürchtet, man könnte es ihm vom Gesichte lesen? Viele glauben das Erste und die Mütter sagen immer entschuldigend: sie ist noch so unschuldig, sie ist noch ganz kindisch. Ich glaube, daß „sie“ vielleicht nie wieder in ihrem Leben so wenig kindisch ist wie da. Die Jahre, wo man sie nicht mehr für kindisch hält, sind gegen jene häufig blos ein Rückschritt.

In jener kurzen Blüthezeit, und vielleicht nur in ihr völlig, ist in dem jungen Weibe Alles in Bereitschaft. Es ist auch eine Bereitschaft der Seele und des Geistes, eine Fähigkeit des intuitiven Verstehens, der ungehemmten Hingabe, des ungebrochenen Instinktes. Nichts ist ihr unverständlich, — und doch ist sie noch so biegsam, daß ihr nichts Wunden reißt. Ihr Interesse und ihre Neigung, ängstlich verhüllt und nach Vermögen verheimlicht, richtet sich dann meist auf ältere Männer. Warum? Weil sie mehr Zeit für sie haben, ihr mehr seelische und geistige Aufmerksamkeit erweisen als der ganz mit sich beschäftigte und nur für sich fordernde junge Mann. Aber eine Ehe zwischen einem solchen ganz jungen Mädchen und einem älteren Mann würde doch ein Erschrecken bringen, so spontan und erschütternd, daß es

vielleicht ein Leben lang nicht aus der Erinnerung der Nerven schwände. Denn es sind ja gar nicht allein die Sinne, die dabei so laut gesprochen haben: es war die durstige, verlangende, sich erweichende Weibseele. Mit dem jungen Manne verbindet das junge Mädchen die Gleichheit der körperlichen Entwickelung, die die Beobachtung und den Schrecken ausschließt und das Natürliche nicht zu einer Sache des Nachdenkens werden läßt, — aber an Inhalt hat der junge Mann selbst noch Mangel und auf die physische Einigung folgt in jungen Ehen daher so häufig die Leere — und aus der Leere der Verdruß und Streit —, falls nicht entschiedene Pflichtforderungen den Beiden Ruhepunkte von einander schaffen. Aber aus der Leere des Unbeachtetbleibens — und das innere Leben des jungen Weibes bleibt in jenen Jahren beinahe ausnahmelos unbeachtet, von den Vielen aus Unwissenheit, von den Wenigen aus Scheu —, aus dieser Leere des zwecklosen Aufblühens entspringt eine Depression, für deren Beschaffenheit es schwer ist, das bezeichnende Wort zu finden. Es ist eine Gleichgiltigkeit, eine Mattheit. Das junge Weib ist nicht mehr so geschwind und beweglich wie früher, es fühlt eine Schlaffheit in den Muskelbändern, Etwas wie Sand unter der Haut, das ihr Arme und Beine schwer macht, und etwas so Weiches im Rücken wie ein Kissen statt des Rückgrates. Es sitzt am Liebsten und seine Augen werden blaß und verschleiert, was man dann Schmachten nennt; aber es ist es nicht. Es ist Enttäuschung, so weit ich es verstehe, die allertiefste, Körper und Seele durchdringende Enttäuschung des ganzen Lebens, denn sie entspringt aus einem Gefühl der Auflösung einer Einheit. So ganz wie damals hat sich das Weib nie wieder beisammen; es ist nie wieder geistig so empfänglich, so wach, so fähig wie da, körperlich nie wieder so schmiegsam und stark und bereit. Die Jahre, die nun kommen, die eigentlichen Heirathjahre, finden es häufig physisch unaufgelegt und geistig beschränkt. Es geht gern in Aeußerlichkeiten auf und nimmt sie wichtig, ob es nun seine Toilette erörtert oder die Gegenstände eines Studiums, falls es diesen Weg einschlägt. Das Spontane, Individuelle, das blitzschnelle Verstehen, die innere Besitzergreifung sind fort. Es hat nicht die Kraft mehr dazu, auch das Interesse nicht. Die Männer sagen dann: sie ist nicht sinnlich angelegt, oder: sie ist so sanft. Ach, sie ist nur gleichgiltig. Sie „nimmt die Dinge, wie sie sind". In dieser Verfassung wird sie dann Mutter und überträgt auf ihre Kinder, was sie hat. „Sie ist so lieb" sagen die Vielen. „Sie hat eigentlich etwas Totes", sagen die Wenigen. Es ist ein Zustand der Instinktlosigkeit. Das richtige Urtheil, immer nur ein Ausdruck der Ganzheit der Persönlichkeit, ist verloren. Das Sein und Handeln von von innen heraus, der spontane Sinn des Richtigen, ist gebrochen, statt Dessen stellen sich Eigensinn, Behauptungen, gehörte und angelesene Urtheile ein, handle es sich nun um eine

Mode oder um einen Lebensweg: etwas Reizbares, Angestrengtes und Abgespanntes wird immer deutlicher. Das animalische Gleichgewicht ist gestört, das seelische auch. Unter dem Druck dieses Zustandes entstehen und erwachsen die Kinder. Dies sind ihre ersten Eindrücke, die ganz physischen Reflexwirkungen des mütterlichen Zustandes auf die sich bildende Frucht, auf Sinn, Auge und Gefühl des kleinen Geschöpfes in seiner ersten Entwickelung.

Das Wesen des Kindes ist in den ersten zehn Jahren eine einzige zusammenhängende Reflexwirkung. Es ist so gar nichts werth, was wir es lehren, wozu wir es anhalten, was wir ihm einprägen. Was wir *sind*, ist Alles. Es wird sich danach bilden, — von innen heraus. Es wird es nie mehr los, wenn es auch später überschaut und bewußt reagirt.

Die produktive Arbeit des Weibes sind seine Kinder. An ihnen wird offenbar, was das inwendigste Wesen der Mutter war, was ihr eigener Naturfonds werth war. Die produktive Arbeit des Weibes besteht nicht darin, seine Kinder zu erziehen, wie man es in diesem Jahrhundert oft gemeint hat und womit viele Frauen sich aus vollen Kräften anstrengen. Erziehung ist Außenwerk. Was nicht drin ist, kann sie nicht hervortreiben, höchstens glückt es ihr, es hervorzuheucheln. Die produktive Arbeit des Weibes ist überhaupt gar nichts, wobei mit Willen, Absicht, Anstrengung, Vorsätzen, Ausbildung viel zu erreichen wäre, — die produktive Arbeit des Weibes ist seine innere Natur, sein angeborenes Wesen, seine warme Seele, sein gutes Herz, sein gesundes Blut, seine ungebrochene Kraft, seine Unermüdetheit, Unmittelbarkeit, Spannkraft, Frische. Wenn die Mutter nicht aufgeht wie die Sonne über ihrem Kind, wärmend, daß sich jedes Gliedchen vergnügt streckt, erfreuend mit ihrem Blick und Lachen wie ein Blick in den hellen Morgen, weckend und hervorlockend Alles, was gut und kräftig, froh und gesund ist, dann kann sie viele vortreffliche Eigenschaften haben und ihr Kind kann auch viele vortreffliche Eigenschaften haben: geschickt zum Leben wird es nie recht sein. Es ist irregeführt und wird irreführen, im Großen oder Kleinen; ungenügsam und ungenügend, roh oder matt, und selbst wenn es so beschaffen ist, daß es alle Unlust- und Krankheitstoffe seiner Kindheit überwinden kann, — ein Stachel wird in ihm zurückbleiben und immer eine Art von Ungeschick. Es hat sich nicht vollsaugen können mit gesundem Blut und wärmender Sonne.

Nun aber sind die Zeiten jetzt so, daß das Weib nicht nur überhaupt später und ermüdeter Mutter wird, sondern so, daß die bestbegabten, kräftigsten, energischsten, seelisch und geistig gut ausgerüsteten Mädchen sich in der verschiedensten Weise der Selbstversorgung zuwenden, von der Ladnerin bis zur Studentin. Die Verhältnisse bringen Das mit sich, in allen Klassen, von der Ministertochter bis zur Bauernmagd. Bei der Magd kommt nicht leicht das Mutterwerden dabei in Bedrängniß, bei den Anderen ist es ziemlich aus-

geschlossen. Als Erwerbende und Lernende verbringen sie Jahre, die reichsten Jahre, die ich eben geschildert habe. Sie entwickeln und bilden dabei gewisse Seiten, die Verstandesseiten, vielleicht auch das Gedankenleben, in sich aus, und was sie an Anlage: Geist, Temperament, Urtheil, Talenten, besitzen, Das machen sie für sich selbst nutzbar. Sie setzen ihr eigenes Kapital ein und verzehren es zugleich. Wenn sie dann, in ihrer Reife, dazu kommen, Kinder zu haben, — wie viele schlummernde Gaben, wie viel unangegriffenes Kapital können sie ihnen dann noch mitgeben? Alles ist schon ausgenutzt, umgesetzt, ausgemünzt.

Was unsere Zeit verlangt, ist eigentlich die Besitzergreifung des Weibes von sich selbst. Was wir Frauen alle einmal und irgendwie bitter empfunden haben, ist, daß wir verkürzt sind. Wir fühlen es wie eine einzige Absichtlichkeit von Hemmung um uns herum. Erst im Elternhaus, wo unser Eigenstes gehemmt und etwas Nebensächliches entwickelt wird, dann als Frauen in dem Verhalten des Mannes, selbst des besten, und suchen wir uns unseren eigenen Weg, so finden wir da wohl einen Beruf, eine Thätigkeit, eine Auszeichnung, aber auch hier ist Alles Hemmung, — Hemmung, immer das alte Gefühl, zurückgetrieben zu werden in sich selbst. Was ist es, was sich immer ausdehnen möchte und sich nie in die vorhandenen Formen fassen läßt, was sich nur auf eine Weise verliert und beruhigt, immer mehr mit jeder Geburt, immer mehr mit jedem Kinde? Ist es jener Ueberschuß, den wir selbst gar nicht ausleben und ausnützen wollen, der uns nur gegeben ist, um ihn als Erbgut weiter zu geben an neue Geschlechter? Ist es das Plus, das unerläßlich ist zum geduldigen Tragen der Frucht und zum willigen und glücklichen Hegen des kleinen neuen Lebewesens?

Und darum kommen wir immer, wie wir uns auch wenden, auf die beiden Fragen hinaus: Soll das Weib den Arbeitmarkt des Mannes verengen? Soll das bestbegabte Weibmaterial, indem es sich selbst lebt, ausgeschieden werden von der produktiven Arbeit des Weibes oder nur eine minimale Leistung dazu stellen?

Ist nicht gerade von seiner Nutzbarmachung im Geschlechts- und Gattungdienste die Entwickelung der Menschheit in hohem Grade abhängig und sehen wir nicht seit einigen Jahrzehnten in der europäischen Jugend einen Rückgang, eine Stumpfheit, die vielleicht damit zusammenhängt, daß zu Müttern vielfach nicht die bestveranlagten und reichsten Naturen, sondern die minderwerthigen ausgesucht wurden oder zur Disposition standen?

Wohin aber mit Denen, die überschüssig sind, die aus dem einen oder anderen Grunde zur produktiven Arbeit des Weibes nicht herangezogen werden? Läßt es sich denken, daß ein Ausgleich erreicht und unter günstigen wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen fast keine Ueberschüssigen mehr da sein werden? Ich glaube: nein.

Die Anzahl der Frauen, die nie Frauen werden, wird sicher zu allen Zeiten eine sehr große bleiben, wie sie in den letzten Jahrhunderten und Jahrtausenden immer eine sehr große war. Ich glaube, sie wird eher zunehmen als abnehmen. Das liegt am Manne und es liegt am Weibe. Es liegt daran, daß jede fortschreitende Milderung der Gemüther und Verfeinerung der Temperamente eine Herabsetzung des explosiven Elementes im Geschlechtsleben mit sich bringt, und zwar meistens in der Mittellage. Die höhere Begabung und der der Natur am Nächsten stehende Mensch bedarf der Geschlechtsbefriedigung viel stärker und nimmt ohne sie viel tiefer Schaden als der mittlere Kulturdurchschnitt. Sehr vielen Männern wird ihre Lebensstellung und ihre äußere Thätigkeit die Ehe immer verbieten, ohne daß sie deshalb Cölibatäre sein werden. Das ändern zu können, darf man nicht hoffen. Es handelt sich also darum, für den aus diesem Ausfall entstehenden Ueberschuß an Mädchen die Berufe zu finden, die ihre Arbeit zu einer Ergänzung der Arbeit des Mannes, aber nicht zu einer Konkurrenz mit dem Manne macht. Hierzu giebt es jetzt so gut wie keine Möglichkeiten. Dazu kommt, daß die Arbeit des ledigen Weibes, wenn sie eine der Gesellschaft nutzbringende und es selbst ausfüllende Arbeit sein soll, eben eine produktive werden muß. Worin nun besteht die produktive Arbeit des ledigen Weibes?

Darin, daß auch sie wurzelt in der Erfüllung seines Mutterberufes, in der Auslösung seines Muttergefühles, wenn nicht im Fleisch, so im Geist und in der Seele.

Unter den Vielen, die nicht Mutter werden, wird sich immer eine kleine Elite finden, die freiwillig und früh auf eigenes Glück und ein Leben für sich verzichtet, um ganz und völlig in das Leben für Andere aufzugehen. Unsere Zeit kennt keine Institutionen dafür. Das Mittelalter war voll von ihnen, aber sie fielen, gegründet auf ein wirthschaftliches System, mit ihm und seinem wirthschaftlichen System. Seit jener Zeit haben wir die immer wachsende Verarmung ganzer Volksschichten, ganzer Gegenden. Keine Lohnerhöhung kann ihr aufhelfen, keine Staatshilfe kann ihr steuern, keine Privatwohlthätigkeit richtet gegen sie Etwas aus. Es sind jene Einzelnen und ganzen Schichten, die aus dem Interessenverband des bestehenden Gesellschaftbaues sich abschürfen. Sie breiten sich unter den sozialdemokratischen und genossenschaftlichen Verbänden, sie sind der Bodensatz der großen Städte, in die unabläßig unverschuldete Armuth und verschuldetes Elend hinabgleitet, — doch wo fängt für den Menschenkenner und Menschenbruder die Schuld an und wo hört die Verschuldung auf? Unschuldige Schuldige sind die Mehrzahl der Verkommenen und Lungernden und Verbrecher, Opfer des Gesellschaftbaues und plötzlicher sozialer und wirthschaftlicher Umschwünge. Sie sind es auf dem Lande, in den Industriebezirken, in den Grubengegenden wie in

den Millionenstädten. Und diesem selben Schicksal sind die Kinder, die sie zeugen, bestimmt.

Der Staat hat sich unfähig erwiesen, diese Schichten zu beschäftigen, zu versorgen, zu „heben". Mit Wärmstuben, Nachtasylen, Arbeiterkolonien, Bettelsuppen geht es nicht. Es gehört mehr dazu. Es gehört dazu, was in unserer Zeit verschwunden scheint und doch überall so stark im Schwellen ist, daß es über kurz oder lang die immer schwächer werdende Kruste der Ichsucht von den Herzen sprengen wird, die Empfindung: ich kann nicht genießen, so lange mein Bruder hungert, ich kann mich nicht freuen, wenn in meiner Schwester mein Fleisch und Blut weint, ich kann mein Kind nicht herzen und anderer Mütter Kinder daneben verkommen und verderben sehen.

Es wird zu allen Zeiten Frauen geben, die früh und aus eigenem Entschluß verzichten werden auf eigenes Leben, um in anderem zu leben, aus dem Wesen des Weibes heraus, das Ekstase ist, und aus jenem noch tieferen Gefühle vom Wesen des Weibes: unser Keine lebt sich selber, — Gefäße sind wir und Trägerinnen für Anderer Inhalt, wir tragen nur eigene oder fremde Frucht.

Hier ist das Gebiet, von wo eine ungeheure organisatorische Arbeit, von wo aus die Sanirung der Gesellschaft auszuführen wäre, eine Arbeit, die bisher immer mißglückte, ob sie vom Staat oder von Privaten ausging, weil sie die vollkommen uneingeschränkte Hingabe des Einzelnen, weil sie eine streng durchgeführte und genau abgestufte Organisation von Bruderschaften und Schwesterschaften verlangt und weil sie große Kapitalien beansprucht. Um das Geld brauchte man nicht zu bangen. Es werden fortwährend große Schenkungen unter so sinnlosen Bestimmungen gemacht, daß man sehr deutlich die Rathlosigkeit der Erblasser wahrnimmt: wohin mit meinem Geld? Eins der eigenthümlichen Kennzeichen unserer Zeit ist das vollständige Zerstieben von so riesigem Geldbesitz, daß seinesgleichen keine frühere Zeit kannte. Diese Kapitalien kinder- und verwandtenloser Reicher festzulegen und zur Wohlfahrt der Elenden auszunützen oder mit anderen Worten: den verschuldeten oder unverschuldeten Raub den Beraubten wieder zufließen zu lassen und so einen Theil der Schuld zu sühnen, die jede Ueberanhäufung von Eigenthum bezeichnet, — Das wäre eine Aufgabe, zu der sich in unseren und den kommenden Tagen Viele und immer Mehre drängen würden, die Einen als Schenker, die Anderen als Verwalter. Es fehlt noch vollständig an Institutionen, die solche Aufgabe auszuführen geeignet wären. Es fehlt an Organisationen, die solchen Institutionen Leben und Dauer zu verleihen vermöchten. Sie hätten in einer Gliederung von äußerster Strenge bis zur größten Milde, je nach der Schwere und den Ansprüchen des auszuführenden Amtes und des errungenen Grades, zu bestehen und Eins in allen Graden vollständig auszuschließen: die tändelnde Pose müssiggängerischer Wohlthätigkeit.

Das geschwängerte Mädchen, das die Wahl hat, sein Kind in der Geburt zu ermorden oder es langsam „in der Pflege" hinsiechen, hinmorden zu lassen, eine Verstoßene der Gesellschaft, von der die Frauen und Töchter besserer Klassen schamhaft ihre reinen Blicke wenden, sie ist die Nächste am Altar der Jungfrau mit dem Kinde, über sie mag die Gottesmutter zuerst ihren Mantel breiten und das erste Symbol der Allmutterschaft des Weibes sei in ihrem Dienste errichtet. Den Kindern, die ermordet würden oder verkommen müßten, seien die ersten Hingebungen jener Elite von weiblicher Jugend geweiht, die sich dem Menschendienst widmen will. Es sei eine Schwesterschaft des Lebens mit all seinen Schrecken — kein Klosterdienst oder Jungfrauenverein —, die sich in zahllosen Filialen von Land zu Land zu verbreiten hätte; hier, an diesen Institutionen, wirke der weibliche Arzt ohne Konkurrenz mit dem Manne, Frauen mögen die Apotheken besorgen, Frauen bis zu den höchsten Verwaltungstellen emporsteigen, Frauen Telephon und Telegraphen, Postabtheilung und Rechnungführung besorgen, die Gebärerinnen pflegen, die Kinder warten, aufziehen, unterrichten, die Mädchen ausbilden und endlich an den verwilderten Stätten alter Kultur, überall, wo sie sich in der Welt finden und der Urbarmachung Möglichkeit bieten, Kolonien hart arbeitender Menschen errichten, in denen das Lebensuntüchtige von selbst erlöschen, das Tüchtige doppelt tüchtig werden wird. An diese Mutterinstitution würden sich von selbst unzählige andere anreihen: Krankenhäuser, Armenküchen, Pflegeanstalten aller Art, organisirte Arbeitnachweisung-Institute über die ganze Welt, — eine vollständige Reorganisation der ganzen Armenpflege könnte aus einer solchen Wurzel hervorgehen. Das Weib, das sich ganz in den Dienst des Anderen stellt, genießt, wenigstens in germanischen Ländern, auch in den untersten Klassen einen Schutz, dessen Wesen Ehrfurcht ist. Diese Schwesterschaften sollen streng sein gegen sich; moralische Maßstäbe an Andere anzulegen und für die Gutthat Gegenleistung zu fordern, — Das sei nicht ihre Sache. Es ist nicht ihre Sache, die Leute, denen sie Nahrung und Obdach gewähren, mit Singen und Beten, Predigen und konfessionellen Ansprüchen zu plagen. Sie seien Schwestern unter Schwestern, mit sicherem psychologischem Blick jede für ihre Stellung und ihr Amt gewählt, von den höchstbegabten bis zu den allereinfachsten, Kolonisatorinnen in der Kulturwildniß, in den unteren Stufen Mittellose, die eine Arbeit, in den höheren Stufen Frauen, die eine Lebensaufgabe verrichten, und durch ihren Beruf gerade so ans Cölibat gebunden, wie jedes Weib durch einen Broterwerb es wird.

Das könnte ein Traum scheinen; und doch vergehen vielleicht nur wenige Jahrzehnte und der Traum fängt an, Wirklichkeit zu werden. Einst gab es Zeiten, wo die Institutionen im Menschendienst mild waren und voller Barmherzigkeit, aber die Herzen waren hart und es bedurfte eines furchtbaren Zwanges

und unerhörter Drohungen, um sie zu erweichen. Jetzt sind die Herzen weich und willig, die offiziellen Grausamkeiten sind erloschen und die privaten vereinzelt, Niemand betrachtet mehr das Leiden des Nächsten als Genuß und die Nachkommen Derer, die sich an Gräueln stimulirten, sind verschwunden. Die Selbstsucht hat sich verfeinert, das Unrecht, das jetzt begangen wird, die Beraubung, die jetzt stattfindet, gehen indirekte Wege. Niemand will das Elend sehen, das er verschuldet. Die Qualen, die jetzt die Menschen einander bereiten, kommen vorzugsweise aus Mißverständnissen und Gegensätzlichkeiten, aus ungenügender Kenntniß. Wir müssen wieder zum Instinkt zurück, — oder vielmehr: wir müssen zum verfeinerten Instinkt hinauf, denn der Instinkt ist die Basis aller Psychologie. Die Psychologie aber ist keine Erkenntnißwissenschaft, sie ist ein Kind der Nerven und des Gefühles. Eine Periode des Gedankens ist vorüber: sie hat vierhundert Jahre lang gedauert; eine Periode des Gefühles ist im Anzug und die Zeit des Weibes ist mit ihr gekommen.

Schliersee. Laura Marholm.

Abdallah, der Adit.

Sergius, ein alter Einsiedler, lebte in der Wüste Arabiens, wo er sich den Uebungen der Religion widmete. Von seinem Glauben läßt sich nur sagen: er war so viel besser als der seiner Nachbarn, daß er ihm den Ruf eintrug, ein Yezidi oder Teufelsanbeter zu sein. Aber die Eingeweihten hielten ihn für einen Nestorianermönch, der in der Wüste vor den Verfolgungen seiner Brüder Zuflucht gesucht hatte, weil sie ihn mit Gift bedrohten. Die Beschuldigung des Yezidismus ward der Grund, daß ein wißbegieriger Jüngling zu ihm hinauszog, in der Erwartung, von ihm über die Natur der Dämonen Aufklärung zu erhalten. Aber fand er schon darüber keine Auskunft, so wußte Sergius mit ihm so weise und schön über heilige Dinge zu reden, daß sein Geist erleuchtet wurde. Seine Begeisterung wuchs im selben Maße und er lechzte förmlich danach, auszuziehen und das unwissende Volk ringsum zu belehren, die Sarazenen, die Sabäer, die Zaroastrianer, Carmathiner, Baphometiten und die Paulizianer, die Abkömmlinge der alten Manichäer sind.

„Nein, guter Jüngling,“ sagte Sergius, „ich habe es aufgegeben, Missionare auszusenden, da ich mit meinem geistigen Sohne, dem Propheten Abdallah, üble Erfahrungen gemacht habe.“

„Wie,“ rief der Jüngling, „Abdallah, der Adit, war Dein Schüler?“

„Ja,“ sagte Sergius, „höre seine Geschichte.

Nie hatte ich einen so hoffnungvollen Schüler unterrichtet, auch glaube ich, daß er als der schlichteste und beste Jüngling zu mir kam. Ich hieß ihn Sohn, gab ihm also einen Namen, den ich keinem Anderen je gegeben habe. Wie Dich, so jammerte auch ihn die Finsterniß um ihn her und er flehte mich an, ausziehen zu dürfen, um sie zu verscheuchen. ‚Mein Sohn‘, sagte ich, ‚ich will Dich

nicht zurückhalten. Du bist kein Kind mehr. Du hast mich über Verfolgungen reden hören und es ist Dir wohlbekannt, daß man mir mit Gift nachstellte, weil ich das überirdische Licht aus dem Nabel des Bruders Gregorius nicht aufsteigen zu sehen vermochte. Bist Du Dir klar darüber, daß Du mit Ruthen gezüchtigt, mit Dornen gepeinigt, in Ketten geschlagen, vielleicht geblendet werden und sehr wahrscheinlich den Feuertod erleiden wirst?'

‚Dies Alles bin ich zu leiden bereit,' sagte Abdallah, umarmte mich und wünschte mir Lebewohl.

Nach Verlauf einer bestimmten Zeit kehrte er heim, mit Wunden und Striemen bedeckt; die Knochen ragten aus seiner Haut hervor. ‚Woher sind all diese Wunden und Striemen und was bedeutet dieses Hervortreten Deiner Knochen?'

‚Die Wunden und Striemen,' erwiderte er, ‚kommen von dem Stäupen, das der Khalif an mir vollziehen ließ, und die Knochen scheinen durch meine Haut, weil seine Hauptleute mir weder Speise noch Trank in das Gefängniß reichten, in das ich auf sein Geheiß geworfen wurde.' ‚O mein Sohn,' rief ich, ‚in den Augen der Gläubigen und Frommen sind diese Wunden lieblicher denn Schönheitmale; und der Anblick Deiner Knochen ist wie die Enthüllung verborgener Schätze.'

Und Abdallah mühte sich, auszusehen, als ob er mir Glauben schenkte, und es mißlang ihm auch nicht völlig. Und ich nahm ihn auf und pries ihn und heilte ihn und sendete ihn abermals aus in die Welt.

Und nach Verlauf einer bestimmten Zeit kehrte er wieder heim mit Wunden und Rissen bedeckt wie vorher, aber ansehnlich und wohlgenährt. ‚Woher die Fülle Deines Körpers, mein Sohn?' fragte ich.

‚Durch die Barmherzigkeit der Weiber des Khalifen, die mir heimlich gute Bissen zusteckten, weil ich ihnen verhieß, daß jede von ihnen für solche Wohlthat im Jenseits sieben Männer erhalten würde.'

‚Wie wußtest Du Das, mein Sohn?'

‚Ich wußte es nicht, aber ich hielt es für wahrscheinlich.'

‚O mein Sohn, mein Sohn,' rief ich, ‚Du wandelst auf gefährlichen Bahnen! Schlichte Herzen mit Anweisungen gewinnen auf ein zukünftiges Leben, von dem Du eben so wenig weißt wie sie selbst! . . . Sind die unschätzbaren Segnungen der Religion nicht vielmehr von innerer, geistiger Natur? Habe ich jemals meinen Schülern anderen Lohn für ihre Verzückungen und guten Thaten verheißen als Stäupung, Hunger und Feuertod?'

‚Nie Vater; deshalb hattest Du auch keine Jünger, mit Ausnahme Eines, — und dieser Eine hat Deine Satzung gebrochen.'

Diesmal verließ er mich schon nach kürzerem Aufenthalt und zog wieder aus, zu predigen. Nach einem langen Zwischenraum kehrte er in guter Körperverfassung zurück, aber sichtlich drückte Etwas seinen Geist nieder. ‚Vater', sagte er, ‚Dein Sohn hat im Glauben gewirkt. Ueberredung floß von meinen Lippen und Tausenden habe ich den Weg der Wahrheit gewiesen, aber ein Zauberer ist wider mich aufgestanden, der spricht: Warum folgt Ihr jenem Abdallah, — geht doch kein feuriger Athem mehr aus seinem Munde noch seiner Nase? Und das Volk schenkt den Worten meines Widersachers Gehör, weil es die Flamme aus seinem Munde und seiner Nase züngeln sieht, und wenn Du mich nicht lehrst, es also zu machen, wie er es macht, dann muß ich gewißlich den Tod erleiden!'

Und ich sagte Abdallah, daß es besser sei, den Tod zu erleiden um der Wahrheit willen, als sein Leben zu fristen durch Trug und Lüge. Aber er weinte und klagte über die Maßen und schließlich überredete er mich und ich lehrte ihn, wie er Feuer und Flamme aus einer hohlen Nußschale, gefüllt mit entzündbarem Pulver, herausblasen könne. Und ich nahm eine gewisse Salbe, die in diesen Landen unbekannt war, und seifte damit seine Füße. Als er nun mit dem Zauberer zusammenkam und Beide Feuer spieen, wußte das Volk nicht, wem es folgen solle; aber als Abdallah über neun glühende Pflugscharen hinwegschritt und der Zauberer keinen einzigen berühren konnte, schlugen sie ihm das Gehirn aus dem Kopfe und folgten Abdallah als ihrem Lehrer.

Nach langer Zeit kam Abdallah wieder zu mir, — diesmal mit freudigem, doch etwas verschleierten Blick. Er hielt ein Kameelhaarlaken in der Hand, das breitete er vor mir aus und siehe, es war voll von Knochen.

‚Vater‘, sagte er, ‚ich bringe Dir frohe Kunde. Wir haben die Knochen des Kameeles des Propheten Ad gefunden, auf die er seine Offenbarung eingeritzt hat.‘

‚Wenn Dem so ist, bist Du mit allen Lehren des Propheten vertraut und kannst nun meiner entrathen.‘

‚Nicht doch, Vater‘, sagte er, ‚obgleich die Offenbarung zweifellos ursprünglich durch den Propheten eigenhändig auf diese Knochen hier eingeritzt worden ist, hat es sich doch zugetragen, daß durch die Unbill der Zeit kein einziger Buchstabe der Schrift mehr unterschieden werden kann. Ich bin deshalb gekommen, Dich zu bitten, sie noch einmal darauf zu schreiben.‘

‚Wie‘, rief ich, ‚ich eine Offenbarung fälschen im Namen des Propheten Ad? Hinweg von mir!‘

‚Du weißt, Vater‘, erwiderte er, ‚daß, auch wenn wir die ursprüngliche Fassung des Propheten Ad hier hätten, sie uns wegen ihres ehrwürdigen Alters von keinem Nutzen wäre, da Niemand sie verstände. Sintemalen ich nun selbst nicht schreiben kann, ist es billig, daß Du in seinem Namen alle Dinge festsetzest, die er zu offenbaren wünschen könnte, wenn er jetzt in unserer Mitte wäre. Aber wenn Du nicht willst, werde ich mich an Bruder Gregorius wenden.‘

Und als ich hörte, er wolle zu diesem Schwindler und Betrüger seine Zuflucht nehmen, erfüllte Trauer meinen Geist, ich that nach seinem Willen und schrieb die Offenbarung. Ich trug Sorge, daß nur wahre und heilsame Lehren hineinkamen. Auch verbot ich streng die Vielweiberei, für die ich bei meinem Schüler eine große Neigung bemerkt hatte.

Nach vielen Tagen kam er wieder, diesmal in heftiger Angst und Aufregung und die untere Hälfte seines Gesichts war ganz kahl.

‚Abdallah, wo hast Du Deinen Bart gelassen?‘ fragte ich.

‚In den Händen meines neunten Weibes,‘ erwiderte er.

‚Abtrünniger,‘ rief ich. ‚Hast Du gewagt, mehr Weiber zu ehelichen als eines? Warst Du nicht eingedenk, was geschrieben steht in dem Buche Ad?‘

‚Vater‘, sagte er, ‚da das Buch Ad, wie Dir bekannt, so alt ist, bedurfte es nothwendig eines Kommentars. Dieser wurde von einem meiner Schüler — einem natürlichen Sohn des Gregorius, wie ich glaube — verfaßt. Dieser junge Mann ist nicht nur der Schrift kundig, sondern schreibt auch nach meinem Diktat, eine Eigenschaft, die ich leider bei Dir vermißte. In dieser Glosse nun wird es

klar gemacht, daß, da das Weib nur den neunten Theil der Seele des Mannes besitzt, der Prophet, als er uns Aditen — wie wir uns nennen — anwies, ein Weib zu ehelichen, es uns zur Pflicht machte, deren neun zu nehmen. Eine zehnte zu ehelichen, wäre höchst verdammenswerth. Daraus geht also hervor, daß, weil es sich fügt, daß ich in heißer Liebe zu einer lieblichen Jungfrau entbrannt bin, ich nothwendig eins der Weiber, die ich bereits habe, verstoßen muß. Dem widersetzen sich nun Alle einstimmig, — in der Besorgniß, daß über kurz oder lang jede von ihnen dasselbe Schicksal erfahren könnte, und nun haben sie mich so mißhandelt, wie Du siehst. Wahrlich, die Höhlen wilder Bestien sind Freistätten des Friedens, im Vergleich mit meinem Serail! Was jedoch das Schlimmste ist: sie drohen mir mit der Enthüllung der Thatsache — hinter die sie leider gekommen sind —, daß die Offenbarung des gebenedeiten Ad nicht auf den Knochen eines Kameels geschrieben ist, sondern auf denen einer Kuh, demnach unbedingt als eine Fälschung angesehen werden muß, da jede Ueberlieferung dafür fehle, der Prophet sei jemals auf einer Kuh reitend gesehen worden. Und sintemalen Du die Schrift niedergeschrieben hast, Vater, besorge ich, daß die Wuth des Volkes sich gegen Dich kehren und selbst Dein Leben bedrohen möchte.‘ Dieses Argument wirkte auf meinen Sinn und ich erfüllte sein Verlangen um so bereitwilliger, als es sich ja diesmal um keinen Betrug, sondern nur um die Wiederherstellung seines Hausfriedens handelte. Ich ging mit ihm zu seinen Weibern und sprach mit ihnen und sie stimmten zu, sich meinem Wahrspruch zu unterwerfen. Um ihm zu gefallen, ordnete ich an, daß er die schöne Jungfrau ehelichen und eines der Weiber verstoßen sollte, das alt und häßlich war und von böser Gemüthsart. ‚O Vater,‘ rief er, ‚Du hast mich vom Tode zu neuem Leben gebracht! Und Du, Sarah, wirst nichts verlieren, im Gegentheil viel gewinnen, da Du das Weib des weisen und tugendreichen Sergius wirst!‘

‚Ich Sarah ehelichen? Ich! Ein Mönch!‘

‚Wahrlich, Du wirst sie doch nicht ihres Gatten berauben, ohne ihr einen anderen für ihn zu geben!“

‚Wenn er Das thut, werde ich ihn erdrosseln,‘ sagte Sarah ... Und ich weinte bittere Thänen und verlegte mich aufs Unterhandeln. Und wir einigten uns über einen Aufschub von vierzig Tagen; wenn sich in dieser Frist Jemand bereit erklärte, Sarah zu ehelichen, sollte ich von ihr befreit sein. Und ich verhieß all meine Habe Dem, der Solches thäte, aber es fand sich Keiner. Und sie wurde dreizehn Verbrechern angeboten, die ansonsten den Tod erleiden mußten, — und sie wählten den Tod. Am Ende war ich genöthigt, sie zu nehmen. Und wahrlich, ich habe nun die Gewißheit: wenn ich mich vergangen habe, als ich Abdallah Vorschub leistete, wird die ewige Gerechtigkeit mir keine weitere Buße auferlegen, denn ich war ein Insasse Schennas, bis daß sie selbst dort einging ... Und wie Das sich zutrug, danach forsche nicht allzu wißbegierig. Es war zweifellos ein Zeichen des göttlichen Unwillens über ihre Schändlichkeit, daß der Quell von Keifot, früher als der Diamant der Wüste bekannt, untrinkbar wurde und verderblich für Mensch und Thier.

Als ich noch in meiner Behausung saß, mit der Ordnung der Hinterlassenschaft meines Weibes beschäftigt, die hauptsächlich aus starken Getränken und Essenzen bestand, erschien Abdallah abermals vor mir.

‚Willst Du wieder meine Hilfe zum Truge heischen? Wisse, daß ich Dir nie mehr zu Solchem helfen werde!‘

‚Im Gegentheil, ich bin gekommen, Dir zu zeigen, daß ich Deiner Hilfe nicht mehr bedarf. Folge mir.‘

Und ich folgte ihm in eine große Ebene, wo Schaaren von Reitern und Fußsoldaten aufgestellt waren, mehr, als ich zählen konnte, und sie trugen Banner, auf denen der Name Ads in Goldbuchstaben gestickt war, und in der Mitte stand eine goldene Lade mit den Knochen von Ads Kameel oder Kuh; und davor war ein großer Hügel von Menschenköpfen gehäuft und Krieger warfen unaufhörlich mehr und mehr Köpfe auf den Haufen.

‚Wie viele?‘ fragte Abdallah.

‚Zwölftausend, o Apostel Gottes,‘ antworteten sie, ‚aber es werden ihrer weit mehr sein.‘

‚Unmensch!‘ sagte ich zu Abdallah . . .

‚Mein Vater,‘ erwiderte er, ‚es werden nicht mehr sein als Achtzehntausend Alles in Allem, — und diese Männer waren Ungläubige. Ueberdies haben wir von ihren Weibern die verschont, die jung und schön sind, und haben sie zu unseren Beischläferinnen gemacht, wie es geboten ist in dem elften Anhang des Buches Ad, eben erst verkündet durch meine Machtvollkommenheit. Aber komm, ich habe Dir noch andere Dinge zu offenbaren. Und er führte mich an einen Ort, da stand ein Pfahl in die Erde gerammt und ein Mann war daran gekettet und Brennholz ringsum aufgeschichtet und ihrer Viele standen dabei mit brennenden Fackeln in den Händen.

‚O Abdallah,‘ rief ich, ‚warum diese Verruchtheit?‘

‚Dieser Mann,‘ erwiderte er, ‚ist ein Gottesleugner, der gesagt hat, das Buch Ad sei geschrieben auf den Knochen einer Kuh.‘

‚Aber es ist ja geschrieben auf den Knochen einer Kuh,‘ rief ich.

‚Das ist es eben, — und deshalb ist seine Behauptung eine verdammenswerthe Lästerung und seine Strafe muß eine Abschreckung für Andere sein. Wäre die Offenbarung wirklich auf den Knochen eines Kameels geschrieben, dann mochte er sagen, was ihm beliebte.‘

Da schüttelte ich den Staub von meinen Füßen und eilte in meine Behausung . . . Den Rest von Abdallahs Thaten kennst Du und weißt, wie er sein Leben im Kampfe mit den Kormathionern verlor. Und nun frage ich Dich: bist Du noch Willens, auszuziehen als Verkünder der Wahrheit?“

„O Sergius,“ sagte der Jüngling, „ich sehe, daß die Versuchungen größer sind, als ich ahnte, und daß die Schwierigkeiten Alles, was ich mir vorstellte, übertreffen. Dennoch will ich es wagen und vertraue auf die Gnade Gottes, daß ich nicht gänzlich scheitere.“

„Dann ziehe hinaus und Gottes Segen sei mit Dir. Kehre in zehn Jahren zurück, und wenn ich am Leben bin und Du sagen kannst, Du habest an der Heiligen Schrift nicht gedeutelt, keine Wunder gewirkt, keinem Machthaber geschmeichelt, keine Ungläubigen verfolgt und Niemand verführt mit Anweisungen auf Freuden im Himmel oder auf Erden, so will ich Dir den Stein der Weisen schenken.

London. Richard Garnett.

Musterknaben.

Es war eine wunderschöne stille Sommernacht im August 1572. Da plötzlich ertönten, drei Stunden nach Mitternacht, die Sturmglocken der Kirche St. Germain d'Auxerrois in Paris und wie auf ein verabredetes Zeichen füllten sich die Straßen rasch mit Bewaffneten; sie drangen in die Häuser der nichts ahnenden Hugenotten und ein allgemeines Morden und Plündern begann. Die Hefe des Volkes, Künstler, Gelehrte, Adelige, ja der König von Frankreich, Karl der Neunte, selbst, betheiligten sich an dem Morden. Ueber 2000 Menschen waren in Paris allein dem Glaubenshaß zum Opfer gefallen und über 20000 Hugenotten folgten in den nächsten Tagen in dem übrigen Frankreich ihren Glaubensbrüdern in den Märtyrertod. The great murderer war damals — wie auch in unseren Tagen die Geschichte ein Beispiel kennt — ein gekröntes Haupt. Und wenn heute noch in St. Peter zu Rom jedes Jahr am vierundzwanzigsten August ein Dankgebet zur Erinnerung an jene Mordnacht verrichtet wird, so ist Das nur ein Zeichen der starren Unversöhnlichkeit, des Gegensatzes zwischen dem alten und dem neuen Glauben, zwischen der katholischen und der protestantischen Kirche. Und weshalb wurden die Hugenotten damals ermordet? Was hatte man ihnen vorzuwerfen, nachdem sie sich bereits seit mehr als einem Menschenalter in Frankreich als ruhige, arbeitsame und überaus fähige Staatsbürger bewährt hatten? Nichts; aber Neid und Haß, politische Gegnerschaft und das Schüren der Geistlichkeit erwecken rasch die niedrigsten Gefühle der Menschen, — und so beschuldigte man die Hugenotten, daß sie den Handel an sich reißen, daß ihre Frauen Unzucht treiben, daß sie in ihren Gebeten den katholischen Glauben schmähen, daß sie katholische Kinder ermorden, um deren Blut bei ihren kirchlichen Ceremonien zu verwenden, daß sie das Wesen des Staates erschüttern, indem sie Verschwörungen gegen das Staatsoberhaupt anzetteln. Deshalb müßten sie bis auf den letzten Mann vernichtet werden. Das betrachtete man damals in Frankreich als Staatsklugheit.

Unwillkürlich erinnern diese geschichtlichen Vorgänge, freilich nur in gewisser Beziehung, an die heutige Lage eines Theiles unserer Mitbürger, an die Lage der Juden, — nur mit dem Unterschiede, daß unter heutigen philantropischen Begriffen man nicht mehr an gewaltsame Vernichtung eines Theiles der Bürger denkt. Aber es giebt andere Mittel, um einer Bevölkerungsklasse den Aufenthalt in dem Lande ihrer Geburt, an dem sie mit allen Fasern ihres Daseins hängt, nach und nach unerträglich zu machen. Es ist eine von den Antisemiten häufig verwendete Unwahrheit, daß die Juden international seien, d. h. unter sich, einerlei, welcher Nation sie angehören, eine politische Zusammengehörigkeit bilden. Nichts kann weniger den Thatsachen entsprechen. Man sehe sich nur die Juden in England und in den Vereinigten Staaten an, man beobachte ihre politische Thätigkeit; man überzeuge sich nur, wie in Frankreich die Juden den Nationalhaß der Franzosen gegen Deutschland und gegen Deutsche, wenn sie auch Juden sind, theilen und diesen Nationalhaß im gesellschaftlichen und geschäftlichen Verkehr zum Ausdruck bringen. Eben so sicher ist die Thatsache, daß die deutschen Juden erst Deutsche und dann Juden sind, d. h. daß sie in erster Linie ihrem deutschen Vaterland anhängen und daß ihre Zugehörigkeit zum semitischen Stamm und zur mosaischen

Religion a second consideration bildet. Sehr leicht ließen sich hierfür treffende Beispiele anführen, wenn ich nicht von dem Grundsatze ausginge, daß einzelne Vorkommnisse nichts für die Gesammtheit beweisen.

Ich glaube, daß man heute in allen Kreisen, in denen die Judenfrage behandelt wird, längst nicht mehr ernstlich von einer Absonderung oder von einer Sonderstellung der Juden in politischer Beziehung spricht und sprechen kann. Die Ueberzeugung hat sich längst Bahn gebrochen, daß die Juden in ihrem Vaterlande gerade so gute und opferwillige Staatsbürger sind wie die Bekenner eines anderen Glaubens.

Was die Stellung und das Verhalten der Juden in volkswirthschaftlicher Beziehung betrifft, so sollten auch hierüber bei allen Einsichtigen die Akten längst geschlossen sein. Nachdem die bürgerliche Gleichstellung der Juden in allen Staatsgebilden, die durch ihre Gesetzgebungen und Einrichtungen berechtigt sind, „Kulturstaat" genannt zu werden, durchgeführt war, zeigten sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit die den Juden anhaftenden Fehler, die eine 1800 Jahre dauernde Knechtschaft hervorgebracht hat und die ihnen zum Theil durch gesetzliche Maßregeln aufgezwungen worden sind. Aber sehr bald verschwanden und verschwinden diese Fehler und der Staatsozialismus bekämpft heute durch entsprechende Gesetze volkswirthschaftlich nachtheiliges Geschäftsgebahren bei allen Bürgern.

Es bleibt jetzt noch die gesellschaftliche Stellung der Juden in den Kreis dieser Betrachtungen zu ziehen und dazu bietet der Artikel „Höre, Israel" in der „Zukunft" vom sechsten März 1897 die Veranlassung.

Der Umgang einer Familie beschränkt sich gewöhnlich auf eine meistens geringe Anzahl anderer Familien und Personen. Diese bilden unter sich einen Ring, in den man erst nach einer stillen Ballotage aufgenommen zu werden pflegt, deren Resultat durch das Eintreffen oder Ausbleiben einer Einladung zur Abendgesellschaft erkenntlich wird. Weder Reichthum noch gesellschaftliche Tugenden, weder hervorragende Leistungen auf künstlerischem noch politischem Gebiet befähigen zur unbedingten Aufnahme in gesellschaftliche Kreise, denen man nicht durch die Geburt angehört. Diese Eigenschaften können vielleicht das Eindringen in diese Cirkel erleichtern, sie bedingen es nicht. In der Hauptstadt aller bestehenden großen Republiken, in New-York, sind — es klingt wie ein Hohn auf das republikanische Motto: „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" — die Gesellschaftkreise so streng geschlossen, die „alten Familien", deren Gründer im günstigsten Falle ein holländischer Bauer war, halten so fest zusammen, daß sie anfangen, einen englischen Lord oder einen französischen Marquis, der sich für einige Millionen Dollars an eine Amerikanerin verkauft hat, als Eindringling zu betrachten. Wie schwierig es unter solchen Verhältnissen ist, in die Gesellschaftkreise, zu denen man berechtigt zu sein glaubt, aufgenommen zu werden, bedarf keiner weiteren Beleuchtung. Den Juden waren vor ihrer staatsrechtlichen Gleichstellung alle christlichen Gesellschaftkreise verschlossen, und da ihnen außer dem Handelsstande die Ausübung jedes anderen Berufes — mit geringfügigen Ausnahmen — gesetzlich untersagt war, kamen sie, in ihr Ghetto eingeschlossen, auch wenig mit der christlichen Bevölkerung in Berührung und waren auf den Umgang unter einander angewiesen. Daß unter solchen Umständen eine geistig und körperlich eingepferchte Bevölkerungsklasse in ihren alten Gewohnheiten keine

Veränderung oder Verbesserung erfahren konnte, ist erklärlich. So lebten sie 1800 Jahre in den verschiedenen Ländern des Erdballes. Und nun kam plötzlich die Emanzipation. Freudig vertheilten sie sich unter ihre Mitbürger, nahmen mit Gut und Blut Theil an allen Ereignissen des von ihnen bewohnten Landes und bemühten sich, alle Eigenschaften Derer anzunehmen, die vorher ihre Bedrücker waren. In Deutschland zeigten die 1864, 1866 und 1870/71 geführten Kriege, daß die jüdischen Soldaten vollauf ihre Pflicht thaten; eiserne Kreuze und sonstige Auszeichnungen wurden ihnen in gleichem Verhältniß wie den übrigen Mitstreitenden zu Theil und Alles schien darauf hinzudeuten, daß das neue Deutsche Reich auch in Hinsicht der vollständigen Gleichstellung aller seiner Bürger den übrigen Nationen ein leuchtendes Beispiel geben würde. Da kam in Folge des Milliardensegens die unglückselige sogenannte Gründerepoche; unstreitig wurde hier von einzelnen jüdischen Finanzleuten schwer gesündigt. Anstatt nun diese Leute herauszugreifen, sie streng zu bestrafen und das Odium auf die einzelnen Personen zu beschränken, wurde die ganze jüdische Bevölkerung beschuldigt und von jener Zeit datirt der neue Antisemitismus. Von jener Zeit an pflegt man das Verbrechen eines einzelnen Juden der Gesammtheit zur Last zu legen. Fürst Bismarck, der Begründer des Reiches, fand in der Konstellation der politischen Parteien damals einige hervorragende jüdische Mitglieder des Reichstages in der Opposition und es wurde und wird ihm noch heute nachgesagt, daß er, hierdurch veranlaßt, die antisemitische Bewegung unterstützt habe. Ganz abgesehen davon, daß diese Behauptung absolut nicht erwiesen ist und auch nie zu erweisen sein wird, stehe ich auf dem Standpunkte — ich bin selbst Jude und stolz darauf; politisch bin ich nationalliberal —, daß, wenn diese üble Nachrede richtig wäre, heute Fürst Bismarck ganz gewiß ein Gegner der Antisemiten und des Antisemitismus geworden ist, nachdem ihm ersichtlich wurde, welch unheilvolles demagogisches Treiben diese von Haß, Neid und Begierden erfüllten Menschen entwickeln und wie sie bemüht sind, die verschiedenen Bevölkerungsklassen gegen einander aufzuhetzen. Ich will hier einschalten, daß sich ganz sicher auch unter den Antisemiten hochanständige Männer befinden, die in dem ihnen eingeimpften Irrthum leben, daß die Juden allein an Mißständen schuldig sind, die bei näherer Untersuchung ganz andere und tiefer liegende Ursachen haben. Aber schlimmer als alle Antisemiten, schlimmer als alle antisemitischen Gehässigkeiten sind grundfalsche Behauptungen, die sich dadurch den Nimbus der Wahrhaftigkeit verschaffen wollen, daß sie von einem Juden selbst aufgestellt werden; und wenn der Verfasser von „Höre, Israel!“ auch im Eingange sagt, er sei Jude, dann bestreite ich ihm Das, selbst wenn er den leicht zu erbringenden Nachweis liefern sollte. „Auf märkischem Sand eine asiatische Horde, in der Thiergartenstraße und in den berliner Theatern“, sagt er. Der unbefangene Leser ist versucht, sich nach dieser Beschreibung vorzustellen, daß mit Rücksicht auf die heutigen politischen Wirren im Orient gar schon ein Regiment jüdischer Baschi-Bozuks in Berlin eingezogen sei. Wenige Linien weiter liest man, „daß nur das Zeitalter, das alle natürlichen Gewalten gefesselt hält, sie (die asiatische Horde) vor Dem beschützt, was ihre Väter erlitten haben.“ Das heißt mit anderen Worten: Wäre in Berlin nicht eine zahlreiche Polizei und, wenn diese nicht ausreicht, eine starke Garnison, dann würde die berliner Bevölkerung schon längst die dortigen Juden ermordet, deren Häuser geplündert

und die Frauen und Mädchen geschändet haben. Herr Hartenau vergißt, daß solche Aeußerungen Leidenschaften entfesseln können, die zur Wiederholung einer Bartholomaeusnacht führen. Ohne den Versuch eines Nachweises werden von ihm die allerschärfsten Beschuldigungen gegen seine Glaubensbrüder geschleudert; der christlichen Bevölkerung imputirt er schlankweg Dinge, die jeder anständige Mensch entrüstet zurückweisen würde. „Und was thut Israel, um von dem Banne befreit zu werden?" fragt er und giebt sich selbst sofort die Antwort, die da lautet: „Weniger als nichts." Weniger als nichts thun also die Juden, um sich von dem Banne, der heute noch auf ihnen ruht, zu befreien. Herr Hartenau weiß anscheinend nichts von den in Kunst und Wissenschaft hervorragenden Juden; er weiß nichts von den Juden, die wetteifern mit allen Anderen, wenn es sich um die höchsten Ziele der Menschheit handelt; er glaubt nicht, daß alle Juden sich redlich und erfolgreich bemühen, ihren christlichen Mitbürgern in ethischer und moralischer Beziehung gleich zu stehen; er berücksichtigt nicht, daß, wenn auch nicht gesetzlich, so doch auf administrativem Wege den Juden alle Laufbahnen im Staatsdienst vollständig unmöglich gemacht werden, daß unter den Hunderttausenden von Beamten aller Kategorien sich kaum einige Juden befinden. Wäre er Vater eines erwachsenen Sohnes, der seine Militärpflicht als Einjähriger mit dem Prädikat „Sehr gut" absolvirte und trotz musterhafter Führung nicht zum Offiziersexamen zugelassen wurde, dann würde er die Ungerechtigkeit empfinden, die darin beruht, daß man ein tadelloses Leben geführt hat und dennoch von der militärischen Standeserhöhung ausgeschlossen wird, — nur, weil man Jude ist.

Ja, was sollen die Juden denn noch thun? Kleiden sie sich nach der neuesten Mode, die immer und bei Jedem auffällig ist, dann sagt man: „Sie wollen durch Putz glänzen;" thun sie es nicht, dann haben sie keinen Geschmack. Erscheinen ihre Damen in Diamantschmuck, dann sind es Protzen, die ihren Reichthum zeigen, thun sie es nicht, dann wird ihnen vorgeworfen, daß sie ihr Geld aufspeichern. Baut sich ein Jude einen Palast, dann findet man rasch einen Spottnamen für das Gebäude; wohnt der reiche Mann einfach, dann denkt er nicht an den darbenden Arbeiter; giebt er glänzende Feste, dann ist er ein Streber nach gesellschaftlichem Emporkommen; giebt er keine Feste, nennt man ihn Geizhals; betheiligt er sich an der Politik, dann wird er beschuldigt, gleichzeitig Sonderinteressen zu vertreten; hält er sich abseits, dann ist ihm das Geschick seines Vaterlandes gleichgiltig; geht er gar zum christlichen Glauben über, so ist er ein Renegat und wird doch gesellschaftlich nicht als ebenbürtig betrachtet; bleibt er seinem Glauben treu, dann verharrt er in der Abgeschlossenheit; betreibt er ein Handwerk, dann stiehlt er dem kleinen Mann sein Brot; betreibt er keins, dann soll es ein Beweis sein, daß er nur zum Schacher taugt —: er mag thun, was er will, er kann unmöglich den nur gerade an ihn gestellten ungeheuren Anforderungen genügen und er ist und bleibt ein Jude, dem man nichts vergiebt und nichts vergißt. Und weshalb sollen denn die Juden die „Musterknaben", die ganz vollkommenen Menschen liefern, die von keiner anderen Bevölkerungsklasse geliefert werden können? Ich kann und will die Juden nicht besser machen, als sie sind: Menschen, wie alle Anderen, nicht besser, aber auch nicht schlechter. Man soll sie nur ohne Voreingenommenheit beurtheilen, wie alle anderen Menschen.

Frankfurt a/M. Ludwig Hermann Reiß.

Selbstanzeigen.

Das Urbild Christi. In vier Theilen: Lehre, Charakter, Leben und Nachwirkung bis in die Gegenwart. Berlin, 1897. S. Calvary & Co.

Die wissenschaftliche Forschung über die Person und die Schicksale Jesu ist noch so jung, daß sie bisher ihre wesentlichste Arbeit erst im Wegräumen alter Vorurtheile geleistet hat. Hier sind, besonders was die Quellenkritik anlangt, die Resultate zum Theil zuverlässig und bei wirklich unbefangenen Forschern bis zu einem gewissen Grade auch allgemein anerkannt. Dagegen fehlt es, trotz sehr beachtenswerthen Vorarbeiten von Hase, Strauß, Renan, Keim, Weiß und Beyschlag, wie allgemein zugegeben wird, an einem befriedigenden Auf- und Ausbau des echten, positiven Gehaltes der Geschichte Jesu. Viele sind so skeptisch geworden, daß sie einen solchen, angesichts des Zustandes der Quellen, wie ihn die Quellenkritik enthüllt hat, überhaupt für unmöglich halten. Hier setzt das neueste Werk über diesen Gegenstand ein. Es untersucht zunächst die Quellen und zieht manche bisher weniger beachteten Eigenthümlichkeiten, besonders der Evangelien nach Matthäus und nach Johannes, der Briefe des Paulus und der Brüder Jesu, ans Licht, die unser Vertrauen zum positiven Geschichtgehalt der Quellen verstärken und dessen gründlichere Ausnutzung erleichtern. Um weiterhin zu möglichst gesicherten Resultaten zu gelangen, geht der Verfasser von dem zunächst Gewissen aus, der Lehre Jesu, die uns in den Quellen am Ausführlichsten dargestellt wird und die in dem einheitlichen, widerspruchslosen Zusammenhange, wie ihn der eine Ursprungsgeist erfordert, und in der Originalität des Inhaltes und der Form die Kriterien ihrer Wahrheit und Geschichtlichkeit in sich selbst hat. In dem Charakter Jesu, der persönlichen Versinnbildlichung seiner Lehre, wird dann diese selbst erprobt, und da sie sich im Ganzen in ihm bewährt, auf persönlicher Grundlage im Einzelnen weiter beleuchtet. Im Leben wird ferner die Frage nach der Entwickelung dieses Charakters aus gegebenen Anlagen und dem Einfluß der allgemeinen Zeit- und Volksverhältnisse und der besonderen äußeren Lebensumstände und Schicksale gestellt und beantwortet. Der vierte Theil, die Nachwirkung (hier zum ersten Male unmittelbar mit einem „Leben Jesu“ verbunden), zeigt, wie sich an die Person Jesu durch Mißverständnisse die apostolische Lehre und daran, unter der Einwirkung des Zeitgeistes und dem Drange des Zeitbedürfnisses, die Kirchenbildung knüpfen mußte, wie aber dennoch aus all den Mißverständnissen und Mißbildungen die Wahrheit und das reine christliche Ideal durch die verschiedenen Kirchenspaltungen sich wieder Bahn zu brechen suchte, bis schließlich jenes Ideal, die einzig wahre, „unsichtbare“ Kirche Christi, in den vorzüglichsten Einrichtungen des modernen Staatenlebens und den besten Kulturbestrebungen der Gegenwart immer sichtbarer hervortreten konnte. Den Schluß bildet eine Beleuchtung der christlichen Feste vom natursymbolischen und kulturhistorischen Standpunkte. Beigaben, wie eins der ältesten und schönsten Katakombenbildnisse, für das ich einen allerdings nicht weit über die bloße Möglichkeit gehenden Grad der Wahrscheinlichkeit geschichtlicher Echtheit nachzuweisen versucht habe, eine Orientirungskarte, Zeittafel, Quellenregister, werden das Buch noch willkommener und brauchbarer erscheinen lassen. Schließlich möchte ich noch bemerken, daß die Ver-

lagshandlung, um die Verbreitung des Werkes zu fördern, den Preis bei einem Gesammtumfange von 450 Großoktavseiten auf nur 4,50 Mk. festgesetzt hat.

A. Matthes.

Die Umschau, Uebersicht über die Fortschritte und Bewegungen auf dem Gesammtgebiete der Wissenschaft, Technik, Literatur und Kunst. Verlag von H. Bechhold, Frankfurt a. M.

Die „Umschau" bringt aus allen neuen Forschungen und Entdeckungen den Extrakt, orientirt über die Strömungen der Kunst und Literatur, behandelt die Bewegungen in Handel und Industrie. Kein trockenes Notizenwesen bietet sie, sondern interessante, zusammenfassende Aufsätze. Gerade darauf richtet sich das Hauptaugenmerk der Mitarbeiter, daß sie nur das Wichtigste aus der Fülle des Materials aussuchen und es so verarbeiten, daß Jedem die Bedeutung klar wird und Jeder auch ohne Vorkenntnisse sie versteht. Wir glauben, wir haben das Richtige getroffen. Unsere Aufsätze sind kurz, allgemein verständlich, interessant; wo es nothwendig ist, findet der Leser eine erläuternde Abbildung, und wenn ein Jahr vorbei ist, weiß man ohne jede Mühe, was auf allen Gebieten während dieses Jahres vorgegangen ist. Das Blatt kostet vierteljährlich $2^1/_2$ Mark.

Frankfurt a/M. Dr. J. H. Bechhold.

Nie stirbt Studentenweise! Heitere Kneipzeitungsgedichte. Frankfurt a. O., Hugo Andres & Co.

Durch meine ständigen Beziehungen zu akademischen Kreisen war ich oft in der Lage, die sogenannten Bier- oder Kneipzeitungen studentischer Korporationen zu durchblättern, und machte dabei die Beobachtung, daß in ihnen manches formell vortreffliche, schwungvolle, von Humor und froher Laune durchwehte Gedicht zu finden sei, das wohl verdiente, der Vergessenheit entrissen und einem weiteren Kreise zugänglich gemacht zu werden. Es entstand in mir der Plan, die besten poetischen Erzeugnisse zu veröffentlichen; das Ergebniß ist die jetzt hier angezeigte Sammlung. Sie scheint mir geeignet, Heiterkeit und Frohsinn bei der studirenden Jugend zu erwecken und anzuregen; den „alten Herren" wird sie eine liebe Erinnerung an schöne, längst vergangene Zeiten sein. Aber nicht nur diese Kreise werden ein Werkchen, das Fröhlichkeit verbreitet und zur Lustigkeit anregt, freundlich begrüßen; es wird hoffentlich in der ganzen jungen Welt, besonders auch unter den jungen Damen, Anklang finden. Der billige Preis (75 Pfennige) des schön ausgestatteten Büchleins ermöglicht die Anschaffung auch den stets an Geldmangel leidenden Musensöhnen.

Bonn. Professor K. L. Barthels.

Bilder aus Japan. Mit zahlreichen Originalzeichnungen und Vignetten von Franz Hohenberger und J. Bahr. Verlag von Georg Bondi, Berlin.

Mein Buch ist theils in Japan, theils zu Hause geschrieben. Es faßt

in einer Reihe von Aufsätzen und Stimmungbildern Vieles zusammen, was ich im Lande der aufgehenden Sonne erlebt und geschaut habe, als ich dort zweimal zu längerem Aufenthalte verweilte. Da ich Japan, das mir gleich ans Herz wuchs, im Bilde verewigt sehen wollte, so begleitete mich dorthin das zweite Mal ein befreundeter jüngerer Maler, Franz Hohenberger aus Wien, der, während ich dem Studium der Kunst und der Sitten dieses so eigenartigen Volkes oblag, mit seinem Griffel festhielt, was mir an Landschaften, Bauten und Menschen entzückend oder charakteristisch erschien. Seinen Mappen und Herrn J. Bahr in Berlin, der gleichfalls Japan durchreist hat, verdanke ich die Illustrationen zu diesem Buch. Trotzdem ich mit Absicht den Pfad des nüchternen Reiseberichterstatters verlassen habe, stehe ich doch selbst in den Schilderungen, die ins Novellistische übergehen, für die Zuverlässigkeit der geschilderten Charaktere und Verhältnisse ein.

Adolf Fischer.

Weiber! 301 Stoßseufzer über das „schönere“ Geschlecht. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin.

Hört! Ich hab' aus Herzensgrunde
Ausgestöhnt dreihunderteins
Beiträge zur Frauenkunde,
Nicht wie Frauenlob zu Mainz,
Sondern wie Euripides,
Der schon mied des Weibes Plage,
— Aristophanes indeß
Meint erläuternd: „Nur bei Tage.“
Lieber Gott, — ich weiß, es wird
Viel gesündigt, viel geirrt,
Nichts ist völlig auszudeuten;
Wenn wir reden, irren wir,
Jedes Ding hat hundert Seiten
Und das Weib hat hundertvier.
Aber Jeden, denk ich, Jeden
Wandelte solch Seufzen an,
Selbst die Bibel und die Veden
Seufzten so, wie ichs gethan.
Lieber Gott, ich bitte Dich,
Lieber Gott, beschütze mich!
Von der Menschheit größerm Theile
Kriegt der kleinre seine Keile,
Sie sind in der Uebermacht
Und sie werdens Dir erwidern, —
Kritische Walpurgisnacht
Spür ich schon in allen Gliedern.
Und mit Schauder denk ich an
Giovanni Norizan,
Der vor zweimal hundert Jahren
Auf dem Marktplatz zu Turin
Schmachvoll mußt' am Pranger knien,
Während ihn an Ohr und Haaren
Rachewuthentbrannt die süßen,
Zarten, holden Weiblein rissen,
Weil er auf die Schönen, Lieben
Hatte ein Pasquill geschrieben.
Lieber Gott, ich bitte Dich,
Lieber Gott, beschütze mich!
Wenn sie mich nun gar am Ende
Auf dem Marktplatz von Berlin
Büßen ließen, so wie ihn,
Sengend mich in Wad' und Lende?
Denn des Mittelalters Zeit
Liegt doch noch nicht gar so weit.
Alles in der Welt ist möglich,
Himmelherrgott! es wär' kläglich! . .
Künde ich auch manch ein Schlechtes,
Seid mir darum nicht verdrießlich!
Sind wir Männer denn nicht schließlich
Der Triumph Eures Geschlechtes?
Daß zu der Natur Geschäften
Euch der Weg geebnet sei, —
Lieber Gott, ich trag' nach Kräften
Herzlich gern ja dazu bei.

München. Theodor Lessing.

Industriekämpfe.

Wie schwer, auch ohne Zuthun des Auslandes, der Wettkampf innerhalb unserer Industrie selbst ist, zeigt sich mit jedem Tage mehr. Erklärungen z. B., wie sie jetzt die Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft über den angeblich unfruchtbaren Sieg des kölner „Helios“ in Petersburg auf Befragen gern abgegeben hat, pflegen sonst zu den Seltenheiten zu gehören. Im Grunde geht das Geschäft auf sämmtlichen Gebieten der Elektrotechnik so vorzüglich, daß die Schleuderpreise, mit denen die Konkurrenten einander schon jetzt unterbieten, wohl noch für einige Jahre erspart bleiben konnten; die menschlichen Leidenschaften haben hier aber den kühlen Verstand vorläufig leider zurückgedrängt. Welche Hindernisse durch solche Eifersucht geschaffen werden, Das merkt man besonders deutlich an den Sorgen, die in Bezug auf die Vertretung unserer Elektrotechnik auf der pariser Weltausstellung entstanden sind. Wenn auch die Mitglieder der Kommission, deren Schweigen der Reichskommissar erbeten hat, über die Ergebnisse ihrer Sitzungen nichts verlauten lassen, so erkennt man doch aus hundert Anzeichen, daß bisher alle Mühe vergebens war, unsere elektrotechnischen Gesellschaften für diese gewaltige Repräsentation zu einer Einheit zusammenzufassen. Die Zeit und der Raum drängen aber zur Entscheidung. Ueber den Bau einzelner Maschinen müssen Entschlüsse gefaßt werden; und der den Deutschen gewährte Ausstellungraum kann unserer Elektrotechnik nur 2000 Quadratmeter abgeben. Das mag wenig sein, da wir gerade auf diesem Gebiete — und in der chemischen Industrie — allen Völkern am Weitesten voraus sind, aber wir sollten eben nicht mehr bekommen und es wäre höchst wunderbar, wenn die eilige Sendung des Generalsekretärs Kapp nach Paris doch noch irgend eine Raumvermehrung erreichte.

Inzwischen scheint sich die Meinung der Industriellen nach zwei entgegengesetzten Richtungen gespalten zu haben. Die eine, die mit den thatsächlichen Platzverhältnissen rechnet, soll, wie man hört, eine einheitliche, geschlossene Vorführung unserer elektrischen Industrie gegenüber dem Auslande befürworten; die Vertreter der anderen wiederum wenden nicht unrichtig ein, daß der Chinese oder Russe, der unsere Ausstellung betritt, dort nicht etwa „deutsche“ Leistungen sucht, sondern bestimmte, selbst ihm schon bekannte Namen: Siemens & Halske, Schuckert, Allgemeine Elektrizität-Gesellschaft u. s. w. Nicht also ein Zusammenschluß, sondern die möglichst große Abwechselung der Konkurrenz würde Deutschland hier ins rechte Licht rücken. Aber was hilft das Alles? Der pariser Plan läßt eben kaum mehr als 2000 Quadratmeter übrig. Das bedeutet 100 Meter Länge und 20 Meter Breite, — was kaum zu einer Halle ausreicht. Man könnte also höchstens ein eigenes Gebäude errichten, das dann außerhalb des eigentlichen Ausstellungsgeländes stehen würde. Dazu kommt noch, daß unsere Elektrotechnik sich von den Dampfmaschinen, Motoren u. s. w. die doch auch von hohem Werth sind, unmöglich trennen kann. Daher weisen die Einsichtigen, diesmal freilich nicht die Großinteressenten, den heftig geäußerten Wunsch als unpraktisch zurück, daß Alle Alles ausstellen, d. h. daß Einer den Andern zu übertrumpfen sucht.

Bliebe es bei einer einheitlichen Repräsentation Deutschlands, so würde wahrscheinlich in der Mitte des Platzes ein großes Paradestück zu sehen sein, etwa eine 5000 pferdige Maschine, um die sich dann die übrigen Unternehmungen

mit 1000- bis 2000pferdigen Dynamos zu gruppiren hätten. Aber wer liefert das Paradestück? Das ist der Punkt, wo Katze und Hund gespielt wird, obgleich äußerlich die Herren bekanntlich die größte Höflichkeit gegen einander zu bewahren pflegen. Eine offene Aussprache wäre viel besser, auch für das Geschäft des täglichen Wettbewerbes, da doch die ganze Branche seit geraumer Zeit die Fähigkeit erworben hat, in großem Maßstabe und auch billig zu arbeiten. Das Natürliche wäre, daß die Hauptmaschine von der Firma Siemens & Halske geliefert wird, die im Urtheil der technischen Welt eine Art von historischem Nimbus umgiebt; um aber endlose Streitigkeiten zu vermeiden, schlägt man vielleicht unter den größten Instituten eine Verloosung vor. Nun entsteht aber noch eine weitere Schwierigkeit: Wer soll den Betrieb in der Ausstellung übernehmen? Die einzelnen Ingenieure werden als Führer und Erklärer ohnehin genöthigt sein, auch die von der Konkurrenz ausgestellten Gegenstände zu erörtern, — und da stemmt sich wiederum die eine Gesellschaft gegen die andere. Nur wenn Herr Kapp selbst dieses heikle Amt übernähme, wären solche Bedenken leicht zu beseitigen; aber wer soll dann den Generalsekretär der Vereins spielen? Jedenfalls muß sich der nächste Verbandstag in Eisenach mit diesen wichtigen Fragen beschäftigen; aber bis zum Juni vergehen wieder Wochen. Unsere Presse sollte deshalb nicht versäumen, der so hoch stehenden deutschen Elektrotechnik täglich das Zerrbild ihrer inneren Kämpfe vorzuhalten.

Auch in anderen Industrien geht es lebhaft genug bei uns zu und man thut dabei gut, manchmal auf die Gründungen zu achten. So ist vor wenigen Wochen aus der im vorigen Jahre in Berlin konstituirten deutschen Gasselbstzünder-Gesellschaft mit beschränkter Haftung eine Aktiengesellschaft entstanden. Alles, was die erste Gesellschaft besaß, ist auf die zweite übergegangen. Für diese Besitzstücke sind 3196 Aktien gezahlt worden. Wie ich höre, ist bereits eine Anzahl Aktien in andere Hände gelangt und nach Ablauf des jetzt vorgeschriebenen Sperrjahres findet sich wohl die eine oder andere Firma bereit, mit hohem Aufgeld das neue Papier auf den Markt zu bringen. Doch scheint diese Aktie zum weitaus größten Theil aus dem Antheil an einer Erfindung zu bestehen, die nach fachmännischem Urtheil es höchstens ermöglichen soll, Gasbrenner mit Flammen zu versehen, sobald der Brenner bei geöffnetem Haupthahn von dem ausströmenden Leuchtgas erreicht wird. Einzelne Flammen können also zwar nicht nach Wahl angezündet werden, aber gegen manche Gefahr, wie Leuchtgasvergiftungen und Explosionen, würde doch ein wesentlicher Schutz geschaffen sein. Die entsprechende Vorrichtung wirkt nach den Grundsätzen der schon 1823 von Döbereiner erfundenen Zündmaschine, die in Urväter Hausrath noch heute mitunter im Gebrauch ist. In dem neuen Verfahren entzündet eine kleine Zündflamme die Gasmenge, die dem Glühlicht-, dem Argand- oder dem Schnittbrenner durch das größere Leitungrohr zugeführt wird. Die „Platinpille" nun ist, wie mit Bestimmtheit in Fachkreisen behauptet wird, weder der englischen Dukas-Gesellschaft in Deutschland noch der deutschen Gas-Selbstzündergesellschaft bisher patentirt worden; beide Gesellschaften sollen vielmehr nur deutsche Patente auf kleine, mehr oder minder wichtige neue Zubehörtheile zum Apparat besitzen. Natürlich bemühen sich nun zahlreiche nachahmende Erfinder, ähnliche Konstruktionen zu finden, von denen einzelne sogar schon zum Patent bei uns angemeldet sein sollen. Aber es müßte, wie Fachleute meinen, überhaupt erst eine Zündpille erfunden werden, die Wochen und Monate lang unbenutzt bleiben

kann, ohne ihre Wirsamkeit zu verlieren. Das soll die Achillesferse sein. Es heißt auch, die alten Konstruktionen seien aufgegeben und große Mengen nach einer neuen Konstruktion bei Ludwig Loewe in Berlin in Arbeit. Dies könnte nun allerdings dafür bürgen, daß wenigstens das mechanische Messingröhrenwerk des Brenners gut sein werde; die dauernde chemische Wirkung für den Fall, daß der Brenner nicht benutzt wird, scheint aber immer noch bezweifelt zu werden. Ueber kurz oder lang könnte ja die Erfindung vollkommen gelingen, — aber muß dann gerade die hier besprochene deutsche Drei-Millionengesellschaft der glückliche Sieger sein?

Nicht immer sind heutzutage freilich kluge Geschäftsleute in Verlegenheit, eine selbst noch etwas mangelhafte Erfindung zu verwerthen. Die übliche Kinderkrankheit, das Ausproben, kostet Geld, das man doch lieber nicht persönlich hergiebt; man gründet also zunächst eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung oder — noch besser —, wenn schon ein Name da ist, eine Aktiengesellschaft. Das ist der erste Akt. Dann folgt die unerläßliche Reklame, und wenn die Gründer zufällig selbst guten Glaubens sind, finden sie wohl auch noch den technischen Berichterstatter irgend eines großen Blattes, der sich überzeugen läßt. Und nun kommt der dritte und wichtigste Akt. Man ist nämlich doch noch außerdem Inhaber eines eigenen Verkaufs- und Fabrikationgeschäftes und kann also von der eigenen Aktiengesellschaft das alleinige Vertriebsrecht für die neue Erfindung übernehmen. Das pflegt dann auch wohl, nach amerikanischem System, so zu geschehen, daß die noch nicht vorhandenen Waaren und die Berechtigungen zum Alleinverkauf (Lizenzen) für gewisse Bezirke vertrieben werden. Ein geographischer Bezirk, Preußen, Süddeutschland, Oesterreich, wird dann in je 50 bis 100 Theile zerlegt. Schneidige Reisende suchen in jedem dieser Bezirke Abnehmer auf, die gegen die Verpflichtung, ein bestimmtes Quantum Waaren abzunehmen, die Lizenz erhalten, für die sie meistens noch eine stattliche Summe ohne weitere Gegenleistung zu zahlen haben. In einem mir bekannten Falle weiß ich, daß eine solche Lizenz für Siebenbürgen 7000 Gulden kostete, für Pommern 12000 Mark, für eine große Stadt am Rhein 30000 Mark u. s. w. Hundert verkaufte Lizenzen machen so einen Unternehmer zum reichen Mann, und wenn sich die Aktiengesellschaft einen Gewinnantheil vorbehalten hat, kann die Dividende so hoch ausfallen, daß nach Ablauf der Sperrzeit die Aktien mit entsprechendem Agio sofort herauszubringen sind.

Was geschieht nun aber, wenn die gelieferten Waaren den von den einzelnen Verkäufern gemachten Zusagen nicht entsprechen? Weder Gründer noch Aktionäre kümmert es dann, ob die Hausfrau in Klausenburg ihre billige, aber nicht gute Waschmaschine zum alten Eisen wirft, ob ein Gasapparat nicht funktionirt oder ein elektrischer Alarmapparat versagt. Ernstlich gefährdet sind bei solchen Methoden ja weder die Hausfrau in Siebenbürgen noch der Rentier in Stralsund: von ihnen erhebt der Gründer nur einen kleinen Tribut. Anders steht es aber mit den zahlreichen mittleren Existenzen, mit den Sparern, die sich in Jahrzehnten 20000 bis 30000 M. erübrigt haben und nun gern die Hälfte oder noch mehr opfern, um sich und den Ihrigen mit einem anscheinend leichten Gewinn ein besseres Einkommen durch Erwerbung einer Lizenz zu sichern. Diese Leute stehen zwischen Publikum und Unternehmer, wenn die Erfindung schließlich nicht leistet, was sie anfangs versprechen muß, um die Gründungmillionen hereinzubringen.

Pluto.

Notizbuch.

Gute Seelen, die gern in holden Täuschungen leben, können sich noch immer nicht darüber beruhigen, daß Fürst Bismarck zu seinem Geburtstage keinen Glückwunsch des Kaisers erhalten hat. Statt sich mit der Thatsache abzufinden, die einer seit der vom Herrn Stoecker im Scheiterhaufenbrief verzeichneten Aeußerung des Kaisers, er wolle „den Alten“ noch ein paar Monate „verschnaufen“ lassen, unveränderten Situation kaum noch etwas Neues hinzufügt, wird ohne Sinn und Zweck jetzt gegen einen rasch gegriffenen Sündenbock gewüthet. Ein Herr Otto de Grahl, der früher Bettelbriefe an Louis Napoleon schrieb, als er dort abgewiesen wurde, seine Talente hurtig nach Preußen trug und hier allmählich bis zur Würde und Höhe eines Hofrathes emporstieg, hat die falsche Nachricht, der Kaiser habe seinem ersten Kanzler gratulirt, in die Oeffentlichkeit gebracht und wird deshalb heftig gescholten; von seinen Freunden wird, um ihn zu entschuldigen, erzählt, er sei nervenkrank und könne auf Nachsicht Anspruch machen. Der dunkle Herr de Grahl ist aber, auch wenn er gesund ist, an der ganzen Sache sicher eben so unschuldig wie an der Geschichte des breslauer Zarentoastes, dessen Wortlaut er genau so verstanden hat, wie sämmtliche französischen Berichterstatter ihn verstanden und telegraphirt haben; sollte der Herr Hofrath sich damals verhört haben, dann müßte man sich wundern, daß von Petersburg aus kein Dementi und keine offizielle Feststellung des Wortlautes erfolgt ist. Nicht minder wunderbar muß es erscheinen, daß die neueste Nachricht des Hofberichterstatters nicht sofort von Berlin aus durch das W. T. B. dementirt wurde. Hatte etwa irgend Jemand ein Interesse daran, den falschen Glauben zu nähren, der Kaiser habe dem Fürsten Bismarck gratulirt? Oder sollte Denen, die es aus der Märkerrede und aus den Vorgängen und Unterlassungen beim Wilhelmsfest noch nicht gelernt hatten, auf diesem Umwege bedeutet werden, daß die volle Wucht der sogenannten Ungnade wieder auf Bismarcks Sünderhaupt lastet? In jedem Fall kann Herr de Grahl nur das Werkzeug oder, wenn man den modernen Ausdruck vorzieht, der Handlanger eines erhabeneren Wollens gewesen sein. In dieser Eigenschaft hat er sich, vielleicht zum ersten Male in seinem recht bewegten Leben, das Verdienst erworben, der Wahrheit ans Licht zu helfen, und dafür mag ihm Manches verziehen sein. Er selbst war wohl dupirt und die Nachricht, die ihm zugetragen wurde, konnte um so glaubwürdiger klingen, als noch beim Jahreswechsel der briefliche Glückwunsch des Fürsten Bismarck und seines ältesten Sohnes vom Kaiser herzlich erwidert und Graf Herbert Bismarck nach der Wedel-Episode mit der Genehmigung des Monarchen zu den Hoffesten eingeladen worden war. Auf der Menschheit Höhen schlägt heutzutage das Wetter eben leicht um und der Monarch bleibt im Verkehr mit einem Bürger, wie Bismarck zu sagen pflegt, immer im Damenrecht.

* * *

Heinrich Stephan, der Generalpostmeister des Deutschen Reiches, wurde in den letzten Jahren seines Lebens von der liberalen berliner Presse beständig angegriffen. Sein größtes Verbrechen sollte darin bestehen, daß er in Berlin das Stadtbriefporto nicht ermäßigte und den Kampf mit den rasch aus dem Boden schießenden Privatposten nicht aufnahm. Ruhige Beobachter mußten die Erwägungen, die Stephan zu seinem Beharren beim Alten führten, als berechtigt erkennen und sich freuen, daß er sich nicht durch das Applausbedürfniß in einen wenig geschmackvollen Konkurrenzkampf drängen ließ. Jetzt, da er tot ist, wird ihm in der üblichen kritiklosen und übertreibenden

Weise Lob gespendet und die Tante Voß, die den Lebenden nicht genug schelten konnte, schwatzt bereits davon, sein Name werde neben denen der Cuvier, Newton, Bacon und Helmholtz fortleben. Das ist albernes Gerede. Aber Stephan war wirklich ein bedeutender Mensch, eine starke, schöpferische Persönlichkeit und ein organisatorisches Talent ersten Ranges. Er hat die deutsche Post so vorzüglich organisirt, daß sie von keiner anderen Postverwaltung auch nur annähernd erreicht wird, und sich in dem von ihm geschaffenen Weltpostverein eine überragende Stellung gesichert. Er stand bis zum letzten Wank wie ein Riese unter den kümmerlichen Epigonen und wurde, weil er Etwas leistete, natürlich angegriffen, während bureaukratische Unbeträchtlichkeiten ein ruhiges Leben fristen konnten. Das ist des Landes so der Brauch; und diesem Brauch entspricht es auch, daß man in den Nekrologen jetzt vergißt, an die schlimme Unterlassungsünde Stephans zu erinnern. Er hat für seine Unterbeamten, namentlich für die ärmsten, die geplagten Briefträger, nicht so gesorgt, wie es in einer mit riesigen Ueberschüssen gesegneten Verwaltung möglich und nöthig war, und für den sozialen Anspruch einer gewandelten Zeit nicht immer das richtige Verständniß gefunden. Hier wird sein Nachfolger — der hoffentlich nicht der in der Maecenatenrolle glänzende Herr Fischer, der Bruder des journalistischen Vertrauensmannes der Wilhelmstraße, ist — einzusetzen haben und hier kann sich ihm eine große, lohnende Aufgabe bieten. Der Name Heinrichs Stephan aber wird unvergessen sein und die Erinnerung an ihn sollte die Zeitungschreiber mahnen, bedeutende Menschen künftig nicht erst zu rühmen, wenn sie gestorben sind.

* * *

Ein neuer Band Treitschke erscheint in den nächsten Tagen bei Hirzel in Leipzig. Er bringt historische und politische Aufsätze, die zum Theil schon verschollen, zum anderen Theil nur mit Mühe in vergilbten Zeitschriften aufzustöbern sind, aber auch die wundervolle Charakteristik Gottfrieds Keller aus dem Jahre 1860. Das Buch, in dem auch der „Pufendorf", der berühmte Aufsatz über das Selfgovernment und die Meisterschilderung des Gefechtes von Eckernförde zu finden ist, wird als die herrlichste Ostergabe von den deutschen Lesern dankbar begrüßt werden.

* * *

Auf das Wilhelmsfest mußte, wenn es mit rechten Dingen zuging, bald wieder ein politischer Prozeß folgen. Jetzt naht denn auch die Verhandlung über den Fall Peters. Warum sie erst jetzt möglich ist, da doch, wie erzählt wird, seit dem November 1896 kein Zeuge mehr in der Sache vernommen wurde, ist schwer zu verstehen. Vielleicht weiß es der Leg.-Rath Hellwig, der die Anklageschrift verfaßt hat und als Staatsanwalt fungiren wird. Die von Bebel im Reichstag erhobene Anklage, Peters habe seinen Boy und seine Konkubine, weil Beide geschlechtlich mit einander verkehrten, aufhängen lassen, soll schon in der Voruntersuchung als unbegründet erwiesen worden sein. Auch von dem angeblich vorhandenen Brief an den Bischof Tucker ist nicht mehr die Rede. Dagegen soll Herr Dr. Peters der ungenauen Berichterstattung und der Verletzung der Beamtenwürde angeklagt werden; die Würde soll er durch eine nur von einem Herrn bezeugte Aeußerung bei einem Festdiner im Hotel Bristol verletzt haben. Das klingt nicht nach besonderen Sensationen, aber es kann hinreichen, unsere Kolonialpolitik wieder vor dem Auslande zu diskreditiren und einen unserer tüchtigsten Afrikaner aus der Heimath zu treiben. Und wenn dieses löbliche Werk vollbracht ist, kann, bis der Prozeß Tausch endlich zur Verhandlung reif ist, ja wieder ein Nationalfest gefeiert werden.

Gretes Glück.

Bei Horns im wiener Hinterhause geht es nicht immer muthig zu. Der Vater ist lange tot, hat dem Leben der Kleinbürgerfamilie wohl auch nicht allzu viel Segen gestiftet und wurde deshalb aus ihrem Gedächtniß gewischt, — und Mutter Horn muß sich nun sputen, damit für ihre drei erwachsenen Kinder die Decke nicht zu kurz wird. Der Junge wollte durchaus Jura studiren; nun lungert er herum und ist froh, wenn er mit Nachhilfestunden irgendwo ein paar Gulden erbüffeln kann. Hedwig, die ältere Tochter, kommt schon in die schlimmen Jahre, wo die Mädchen säuerlich werden und im ungestillten Sehnen nach Befruchtung und Mutterschaft kränkeln; sie ist ihrem bläßlich blonden Ernst schon ein hübsches Weilchen verlobt, aber der gute dumme Junge, dem sie sich versprach, weil kein Anderer klopfte, ist ein kleiner Postbeamter mit Hungergehalt und kann nicht daran denken, aus eigenen Mitteln einen Hausstand zu gründen. Und Grete? Ach, mit Grete, der Jüngsten, ist gar nichts anzufangen; das bildhübsche Jüngferchen hat das Leid erschöpfter Geschlechter geerbt, die, ohne frische Luft, ohne Körperbewegung und rechte Reinlichkeit, in engen, lichtlosen Hinterstuben verkümmern: Blutarmuth und ein Bischen Hysterie. Fräulein Grete flattert nur so umher, macht manchmal vielleicht eine zierliche Handarbeit, ist in der Wirthschaft fürs Gröbste aber nicht zu brauchen und kann sich an Ordnung nicht gewöhnen. Die kleine Dame hat die Sprunghaftigkeit und den krankhaften Reiz der Hysterischen und bereitet der Mutter bange Sorgen. Was soll aus dem Kinde werden? Für einen Mann ihres Standes paßt Grete nicht, dem wäre sie keine thätig schaffende Gehilfin, — und ein Anderer wird das arme Würmchen nicht zu seiner Höhe erheben. Zwar kommt noch ein Neffe ins Haus, der Grete lieb hat und ihr zu gefallen scheint; aber er ist ein Mediziner ohne Praxis und ohne Geld, ein Schwärmer und Träumer, dem Mutter Horn ihr Mädel nicht ruhig anvertrauen würde. Noch eine zweite endlose Brautschaft mit stillen, stürmischen Zärtlichkeiten in dunklen Winkeln und mählich dann folgender Abkühlung? Das wäre nichts für die behäbige Frohnatur der Frau Horn, die in allen Nöthen sich die gute Laune bewahrt hat, von der Rackerei und Plackerei endlich aber befreit sein möchte. Da fällt ihr ein Haupttreffer ins dürftige Haus: ein reicher Fabrikant wirbt um Gretes Hand. Er hat sie im Hause seiner Schwester, wo sie die Gesellschafterin vertrat, kennen gelernt und Lust bekommen, mit dem seltsam fremden Reiz dieser reinen Jugend die müden Sinne zu stacheln. Jung ist er ja nicht mehr, so an die Fünfzig, hat einen Bauch und eine umfängliche Glatze und gleicht gar nicht dem Ideal kleiner, verträumter Mädchen. Aber den Idealmännern klappern in der Tasche selten die Gulden und Herr Hallwig, der Glasfabrikant, ist die Versorgung, ist die ersehnte glänzende Partie. Wenn Grete ihn nimmt, ist die ganze Familie gerettet: Hedwig wird ihren Ernst heirathen können, für

den sich in der Fabrik wohl eine Stelle findet, der Jurist wird in Ruhe warten können, bis er besoldeter Assessor wird, und Mutter Horn wird nach langer Lebensplage sorgenlos schlafen können, ohne sinnen zu müssen, ob es bis zum Monatsende diesmal auch reichen wird. In der drängenden Beredsamkeit der Mutter, deutlicher noch in dem stumm bittenden Blick der Geschwister, spürt Grete den Herzenswunsch ihrer Leute; sie ist ein gutes Kind, freut sich darauf, wie eine holde Fee den bisher so beschwerlichen Lebensweg der Ihren mit süß duftenden Lenzblumen schmücken zu können, und entschließt sich, Frau Hallwig zu werden.

Frau: das kleine Wörtchen bedeutet ihr nichts, denn man hat ihr nicht gesagt, was die Ehe ist und welches Herrenrecht sie dem Manne verleiht. Von solchen Sachen sprechen die Mütter ihren ledigen Töchtern nicht. Das wäre unanständig und könnte das jungfräuliche Schamgefühl verletzen, das doch ein wesentlicher Theil der Mitgift ist. Zwar haben die kleinen Mädchen gewöhnlich schon in der Schule oder Tanzstunde gelernt, daß über die Geschichte vom Klapperstorch Allerlei zu sagen wäre; aber die keusche Sitte des Kulturmenschen fordert, daß die Sexualsphäre in nächtiges Dunkel gehüllt bleibt, und keine Mutter denkt daran, die Tochter über das Geschlechtsgeheimniß aufzuklären. Das besorgt am Besten der Mann, der sich diese reizende Pflicht auch nicht gern nehmen läßt. Warum soll Frau Horn es anders machen als andere Mütter? Ihr hat auch Niemand gesagt, was sie erwartete, — und nach einigem Hin und Her hat sich Alles doch zu schönster Ordnung gefunden. So wirds auch mit Grete gehen. Ein so feiner Mann wie Herr Hallwig, ein Mann, der ein eigenes Haus mit elektrischem Licht und weichen Teppichen hat, wird das scheue Kind behutsam schon auf den rechten Weg leiten und, trotz Bauch und Glatze, gerade so viel Liebe erlangen, wie er begehrt und ... erwidern kann. Darum ist der Mutter nicht weiter bang. Das Kindergetändel mit dem schlanken Vetter? Unsinn! Kinderei, die Grete als Hausbesitzerin bald belächeln wird. Die Rechnung stimmt, — bis auf die Menschen, mit denen die Mutterhoffnung rechnet. Herr Hallwig ist kein übler Mann: er gönnt seiner Frau jedes „standesgemäße" Vergnügen, knickert nicht mit dem Taschengeld und ist bereit, auch für ihre Familie, so weit es sich machen läßt, Etwas zu thun. Aber er will das schneeweiße Lämmchen, das er sich erhandelt hat, mit schmatzendem Behagen verspeisen, — und geschwind, ohne viel langes Brimborium, weil seine Jahre sich abwärts neigen und er mit den späten Trieben des fast schon Erschöpften nicht geduldig warten kann, bis die Lagergenossin sich an den harten Dienst gewöhnt hat. Er gehört nicht zu den Zarten, die einer Jungfrau Zeit lassen, Weib zu werden, und es würde ihn langweilen, wenn er das Püppchen erst kneten und zurichten müßte; er tappt begehrlich gleich nach allen Siebensachen und heischt, so oft die Ampel ausgedreht ist, brünstig sein Recht. Und auch Grete ist nicht, was die glücklich strahlende Mutter in ihr sah. Sie ist wirklich ein reines Geschöpf, das von dem Mysterium der Gattung nichts ahnt und in dessen Bewußtsein kein schwüler

Hauch sinnlichen Begehrens hineingeweht hat; aber sie ist auch ein kränkelndes Kind, dessen sensitives Wesen, wie die feinen Blättchen der Mimose, unter jeder derben Berührung scheu erbebt, ein verschüchtertes, hysterisches Kind, das man mit weichem Finger anfassen und schonend nach und nach in neue, beängstigende Pflicht streicheln sollte. Sie tritt vor den Mann nicht hin, wie Hebbels Judith vor Manasses trat: kein warmer Wind hatte auf dem Hochzeitweg ihren Schleier gehoben, als wollte er mahnen, nun sei es Zeit, und ihr wars, da der Eheherr ihre Hand faßte, nicht gewesen, als ob sie in Brand gesteckt würde und es lichterloh aus ihr hervorflammte. Sie hatte sich unter dem Schleier nicht einmal geschämt, hatte den Mann nicht geahnt und nur dumpf gedacht, sie werde als eine junge Freundin künftig in dem schönen Hause wohnen, in der Wirthschaft ab und zu nach dem Rechten sehen und, wenn es ihm gefiel, mit dem onkelhaft zärtlichen Gebieter ein Stündchen plaudern. Und nun erlebt, erleidet sie das Fürchterliche, Unfaßbare: der alternde Mann, der als Bräutigam gar so respektvoll und züchtig that, stürzt sich in geiler Gier auf die reizende Beute und zwingt ihren schaudernden Leib zur Willfährigkeit. Sie zittert vor diesen stillen Stunden im verschwiegenen Ehegemach, sie hofft von einem zum anderen Tage, der Rausch werde weichen, aber der Käufer, der sonst nur bei Dirnen genossen hatte, ist von der billig erstandenen frischen Waare entzückt und sucht immer erneute Sättigung ... Der Ekel würgt die gequälte Frau, — ein physisches Wehgefühl, wie es der Seekranke kennt, dem sich der Geruchssinn verfeinert und der den Dunst der Küche auf weite Entfernungen wittert. Sie betrachtet aus großen, verstörten Augen den Mann, dessen fette Finger ihren bebenden Körper betasten, dessen verlangende Lippen sie auf ihrer Haut dulden muß, und jede Lebensregung des Bedrängers weckt ihr bald Widerwillen. Wie er geräuschvoll den Thee schlürft und die Lippen dann, die verhaßten, wohlig ableckt! Wie er mit dem Hölzchen in den hohlen Zähnen herumstochert und mit der Zunge nachhilft! Und an diesen feisten Kahlkopf, der ihr ewig ein Fremder bleiben wird, ist ihr junger Leib verkauft, ihm und seiner Lüstlingslaune soll er gehören, — und die schmählich verschacherte Frau soll ihr Schicksal, so will es die liebe Familie, noch als ein Glück preisen.

... Nur eine Frau kann diesem tiefsten Weh des Weibes die Zunge lösen, nur eine Frau kann verrathen, was in dem Weibe vorgeht, das sich zu völliger Hingabe an einen verhaßten Mann gezwungen sieht, das Lechzen und die Sättigung des Abscheulichen leiden, vor dem Keimen des Kindes, mit dem es der Natur für das Dasein danken sollte, zittern und sich getröstet fühlen muß, wenn der Mutterschoß unfruchtbar bleibt. Daß die Darstellung dieser Stimmung gelang, ist das größte — und sogar große — Verdienst des Dramas „Gretes Glück", das neulich in einer Mittagsvorstellung des Deutschen Theaters aufgeführt wurde und dessen Verfasserin sich Emil Marriot nennt. Es ist, wie mir scheint, auch so ziemlich sein einziges Verdienst. Die technischen Mängel und Schwächen des Werkes wären von einem halbwegs geschickten Dramaturgen mühelos zu beseitigen gewesen und

dann wäre die Freude an der Feinheit und greifbaren Körperlichkeit einzelner Gestalten nicht durch die Unbeholfenheit des Aufbaues verkümmert worden. Zwei schwere Fehler sind aber aus dem Organismus des Schauspieles höchstens durch einen operativen Eingriff zu tilgen, den nur die Verfasserin selbst wagen darf, und diese Fehler kann ich knapp mit den beiden Worten bezeichnen: Liebe und Wahnsinn. Fräulein Marriot hat aus der Jugendliebe Gretes zu ihrem Vetter einen banalen Roman gemacht, der das eigentliche Thema des Stückes verdunkelt; wenn Grete einen Anderen liebt, mit der Liebe, von der die Dichter singen, dann wäre sie auch an der Seite eines weniger gewöhnlichen und undelikaten Menschen, als es ihr Glasfabrikant ist, elend geworden; und wenn sie, mit dieser Liebe im Herzen, den reichen Mann nahm, dann war sie nicht das reine, von keiner Regung erwachten Geschlechtsempfindens berührte Geschöpf, das im Ehegemach nichts Arges ahnende Kind, das wir doch in ihr sehen sollen. Wie einem verhandelten Kind im hitzig pressenden Arm eines alternden Lustsuchers die Erkenntniß dämmert, was die Ehe ist und die ersehnte Glückserfüllung des Weibes, war zu zeigen, — und damit hat der Schablonenroman nichts zu thun, dessen deklamirender und raisonnirender Held in dem leeren papiernen Reich bleiben konnte, dem er entstammt. Und was die Liebe schon ein Bischen verdarb, richtet der Wahnsinn völlig zu Grunde. Fräulein Marriot läßt Grete Hallwig wahnsinnig werden. Daß es ein Theaterwahnsinn ist und daß der Arzt, der ihn mit unheimlichem diagnostischen Scharfblick sofort als unheilbar erkennt, würdig wäre, bei Entmündigungprozessen als Sachverständiger neben Herrn Mittenzweig zu erscheinen, mag noch hingehen. Was aber kümmert mich die Krankheit der süßen Grete? Sie ist ja nicht, wie der wilde Wahn Lears und Opheliens holde Tollheit, die nothwendige Vollendung einer Wesensart, sondern das Zufallsprodukt heftiger Gemüthsbewegungen und eines tief beleidigten Sexualempfindens. Wenn in der jungen Frau der Keim der Krankheit schon lange schlummerte, dann wäre er früher oder später auch in der Ehe mit dem geliebten Vetter zu unheilvoller Wirkung erwacht; und brachte ein geheimnißvoller Zufall die Krankheit zum Ausbruch, dann sind wir eben im Lande der faits divers, nicht im eng begrenzten Reich poetischer Logik. In jedem Fall hat der Wahnsinn mit dem Thema des Werkes, wie ich es verstehe, noch weniger zu thun als die Geschichte der Jugendliebe: er entlastet die Mutter und den Mann und raubt der Frau die menschliche Theilnahme, die wir nur geistig wachen und zwar nicht frei und undeterminirt, wie es der bayerische Kultusminister wünscht, aber doch ohne krankhafte Bewußtseinsstörungen handelnden Menschen gewähren. Der Wahn, von dem wir Grete befangen sehen wollen, müßte der Wuth gleichen, der in Goethes Ballade von der korinthischen Braut das junge Volk erliegt und die kein Wasser und keines Priesters summendes Singen kühlt. Grete müßte den Mann finden, dessen Nähe sie erst völlig ahnen läßt, was sie verlor, als sie ihr Glück machte, — aber sie müßte ihn finden, ihn nicht schon gefunden haben, ehe sie sich in das Braut-

bett verhandeln ließ. Fräulein Marriot hat ihr Thema so stark, so fein und sicher angeschlagen, daß man die spätere Verdunkelung doppelt beklagen muß. Das Publikum verstand offenbar, da die in fast allen Rollen völlig verfehlte Darstellung ihm nicht zu Hilfe kam, die Absicht der Dichterin gar nicht; es sah das robuste und energische Fräulein Lehmann, eine schlecht sprechende, doch richtig empfindende und mit reichen mimischen Ausdrucksmitteln begabte Spielerin, in deren Wesen aber nicht die Spur einer mimosenhaft jüngferlichen Scheu zu entdecken ist, und den unerträglich gespreizten Herrn Müller, der sich so elegant wie möglich herausgeputzt hatte und nicht einem feisten Fabrikanten, sondern einem vornehmen Lebemann aus einem Duodezhofstaat glich, es begriff nicht, was die üppige Dame mit den erfahrenen Augen und dem verlangenden Mund an dem gut konservirten Eheherrn eigentlich auszusetzen hatte, und gab lachend Herrn Hallwig gegen die wunderlichen Launen der kleinen Frau Recht. Die Vorstellung war vom Herrn Schlenther veranstaltet; ob dieser Theaterkritiker bis auf diesen Tag noch immer nicht eingesehen hat, daß es die wichtigste Aufgabe der Schauspielkunst ist, den Grundgedanken einer Dichtung aus den Hüllen zu lösen und klar in seiner Kraft leuchten zu lassen? Er lobt höchst unverständig die Spieler und Spielerinnen und scheint sehr erstaunt, daß in ihren Retterarmen das Drama erstickt war.

Ich hoffe, es wird, in gereinigter Form und von besserer Spielkunst gestützt, dem Bühnenleben wieder erwachen. Man hat tadelnd gesagt, es bringe nichts Neues; dieser Tadel ist ungerecht, denn es bringt wirklich eine ganz neue Mischung: den heiligen Zorn einer Jungfrau, dem sich die gestaltende Kraft eines Mannes gesellt. Dieser Mischung, nicht dem starken Spannungreiz nur, dankt Fräulein Marriot den Erfolg ihrer Romane „Geistlicher Tod", „Caritas" und ihres feinsten Buches „Seine Gottheit." Sie hat sich, weil sie zu ihren Bauten auch schlechtes und morsches Material benutzte, fast immer die intimste Wirkung verdorben und oft die Ersinner schriller Sensationen mit dem Aermel gestreift. Das ist für sie keine Gesellschaft, denn sie ist eine starke Dichterin, sie gebietet der Kunst des Menschenschöpfers, sie hat die große Passion und die neidenswerthe, blind wüthende Subjektivität des Weibes, die aus Liebe und Haß eine einfache und einheitliche Weltanschauung zimmert. Ihr Reich ist viel enger als das der Sand, deren Genie uns den sozialen Roman dieses Jahrhunderts geschenkt hat, und es ist zweifelhaft, ob sie wagen dürfte, der Dichterin der Indiana in die rauhe Landluft des Bauernromans zu folgen, der George Sand den nie welkenden Lorber eintrug. Eins aber hat sie, was der fruchtbaren Isis des französischen Romans fehlte und fehlen mußte: die Jungfräulichkeit des Empfindens. Wenn sie, ohne nach rechts oder links zu lauschen, der Stimme dieses Empfindens gefolgt wäre, dann hätte aus dem Drama von Gretes Glück, das sie ganz keck, mit der rücksichtlos ungestümen Kraft, über die sie in guten Stunden verfügt, im centralsten Punkt griff, nicht nur die täglich erneute Tragikomoedie der guten Partie, sondern die Kreutzersonate des armen, ins Ehebett eines reichen Alten verschacherten Mädchens entstehen können. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 24. April 1897.

Koschemann.

Am elften November 1887 wurden in Chicago vier Männer durch den Strang vom Leben zum Tode gebracht. Welches Verbrechen hatten sie begangen? Niemand, auch kein Mitglied der Jury, die sie verurtheilt hatte, konnte es mit knappen Worten klar bezeichnen. Die Bewegung für die achtstündige Arbeitzeit hatte das Proletariat erregt; und als am ersten Mai 1886, der die große Demonstration für den Achtstundentag bringen sollte, ein Unternehmer den Betrieb einstellt und zwölfhundert Arbeiter brotlos macht, bricht der von Wetterkundigen längst geahnte Sturm los. Versammlungen werden abgehalten, es kommt zu hitzigen Zusammenstößen der Arbeiter mit den Polizisten und Pinkertonianern, dem privaten Söldnerheer des Kapitalismus, und am dritten Mai wird eine Anzahl der Arbeiter, die zwei Tage vorher in den Strike eingetreten sind, verwundet. Die durch Mosts wüste Agitation entstandene Internationale Arbeiter-Assoziation beruft für den vierten Mai eine Versammlung auf den Haymarket und Spieß, der Redakteur der Arbeiter-Zeitung, fordert in einem Manifest, das in deutscher und englischer Sprache erscheint, die Genossen zur Rache auf: sie sollen zu den Waffen greifen und die „Bluthunde", die „menschlichen Bestien", vernichten. Die Versammlung verläuft zunächst ruhig; erst am Schluß kommt es zum Konflikt, und während die Polizeimannschaft anrückt, wird eine Dynamitbombe geworfen, die einen Polizisten sofort tötet, sechs andere tötlich verwundet und etwa fünfzig verletzt. Acht Führer der Arbeiter werden verhaftet und

von der Jury zum Tode verurtheilt; die Appellinstanz in Illinois und das Bundesgericht in Washington bestätigen das Urtheil. Der Gouverneur von Illinois begnadigt Drei der Verurtheilten zu „lebenslänglichem Gefängniß", ein Vierter tötet sich selbst in seiner Zelle, die vier Uebrigen werden hingerichtet. Es war nicht gelungen, den Bombenwerfer selbst zu entdecken; aber die bürgerlichen Geschworenen glaubten, trotz dem entschiedenen Widerspruch der Angeklagten, die Acht seien an dem Verbrechen betheiligt, und dieser durch Thatsachen nicht gestützte Glaube genügte ihnen zu einem Spruch, der acht Leben vernichtete. Wäre im Gewissen ihnen ein Bedenken erwacht, dann hätten sie es mit der Erwägung eingelullt, daß diese ruchlosen Hetzer durch ihr gemeingefährliches Treiben jeden Anspruch auf Milde und Schonung längst eingebüßt hätten und daß sie nicht unschuldig stürben, selbst wenn sie in diesem besonderen Falle nicht Thäter oder Anstifter waren. Die bürgerliche Gesellschaft, so mochten sie nicht ohne Berechtigung denken, schützt sich eben, wie sie kann; und wer in dieser Gesellschaft das Urtheil noch zweifelnd aufgenommen hatte, Der fühlte sich doch erleichtert, als an dem blutigen Freitag in Chicago auf dem Gefängnißhof in vier Kehlen der Ruf verröchelte: Hurrah for Anarchy!

Zehn Jahre später, am sechzehnten April 1897, wurde, als wieder ein Freitag graute, der Mechaniker Heinrich Koschemann wegen Beihilfe zum versuchten Mord und zur Uebertretung des Sprengstoffgesetzes im moabiter Kriminalgericht zu zehnjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt. Wieder war es, obwohl die Untersuchung zehnmal mehr Zeit beansprucht hatte als einst in Chicago, nicht gelungen, über die Person des Thäters Sicherheit zu gewinnen; im Lauf der Verhandlung war aber der Verdacht gewachsen, Koschemann könne — oder müsse — zu der Anarchistengruppe gehört haben, von der das Verbrechen, der Versuch, den Polizeiobersten Krause durch eine sogenannte Höllenmaschine zu morden, ausgegangen sein sollte. Für die Behauptung, es handle sich um ein anarchistisches Attentat, war zwar nicht die Spur eines Beweises erbracht und die Annahme, ein entlassener Polizeibeamter könne sich an dem Manne gerächt haben, durch dessen Hände die Disziplinarsachen gingen, wurde und wird noch heute durch viel stärkere Verdachtsmomente gestützt; aber das geheimnißvoll drohende Wort Anarchismus regt immer die Phantasiethätigkeit an, es weckt Vorstellungen, in deren Bereich die Räuberromantik üppig gedeiht, und wenn solche Vorstellungen erst einmal entstanden sind, ist auch die besondere Atmosphäre geschaffen, in der sich der Prozeß abspielt. In Chicago wußte man, daß man es mit Anarchisten zu thun hatte und daß die Angeklagten zu einer Gruppe gehörten, die

offen zu Gewaltthaten und Verbrechen aufgerufen hatte; nur ein Glied fehlte zum Schluß der Beweiskette: man wußte nicht, ob die Acht an dem Verbrechen, das ihren Wünschen entsprach, durch Betheiligung oder direkte Anstiftung mitschuldig waren. In Berlin war von irgend einem bündigen Beweis überhaupt nicht die Rede; man wußte weder, ob der Mordplan von Anarchisten ersonnen, noch, ob er von der Gruppe erdacht und gefördert worden war, der sich Koschemann angeschlossen hatte; das künstlich gethürmte Indiziengebäude war so morsch und brüchig, daß der aufmerksame Betrachter während der ersten vier Tage der Hauptverhandlung gar nicht begriff, wie es möglich gewesen sei, auch nur das Verfahren zu eröffnen. Erst am fünften Tage trat ein ernster Belastungzeuge auf; doch auch seine Aussage brachte keine Klarheit und manche seiner Angaben schien den Verdacht zu nähren, er sei dem Angeklagten unfreundlich gesinnt und habe mit der politischen Polizei Verbindungen unterhalten. Immerhin genügte sein Zeugniß, um die Gefühle der Antipathie, die das Wesen und die Persönlichkeit des Angeklagten im Sinn bürgerlicher Geschworenen erregen mußte, zu einem festen Glauben an seine Schuld zu verdichten, — und dieser Glaube bestimmte die zwölf Herren zur Verurtheilung. Es wäre ihnen gewiß schwer geworden, ihren Spruch mit thatsächlichen Feststellungen zu begründen; aber sie hatten ihren Glauben, ihre Ueberzeugung, hatten das Gefühl, vor ihnen stehe ein Mensch, von dem man der That sich versehen könne, ein gefährlicher Feind der bürgerlichen Gesellschaft, ... und kein Gewissensbedenken hinderte sie, das Leben des Dreiundzwanzigjährigen zu vernichten. Fast zwei Jahre nach der That giebt es also keinen Thäter, aber einen wegen geleisteter Beihilfe Verurtheilten.

Was in dem Prozeß an Beweismaterial vorgeführt wurde, war so dürftig und zum Theil auf so lächerliche Voraussetzungen gebaut, daß der nicht in der dürren, luftlosen Juristenwelt Erwachsene Mühe hatte, es ernst zu nehmen. Tarde hat in seinem Buch über die philosophie pénale im System des Beweisverfahrens vier Phasen unterschieden; nach seiner Eintheilung wären wir jetzt, da von einem wissenschaftlichen, positivistischen Verfahren noch nicht die Rede sein kann, bei der politischen Phase mit der freien Beweiswürdigung und dem Schwurgericht angelangt; aber Mancher wird gerade während des gegen Koschemann geführten Prozesses den Eindruck empfangen haben, daß auch Tardes rationalistische Phase mit der Tortur noch durch unsere Gerichtssäle spukt. Zur Tortur brauchen ja nicht immer Eiserne Jungfrauen und Spanische Stiefel verwendet zu werden; es giebt auch stillere, gelindere und modernere Mittel, mit denen man einen Angeklagten, in der

besten, sorglichsten Absicht, das Recht zu finden, zu peinigen vermag: man kann ihn Monate lang in Untersuchunghaft halten, wo er wie unter einer Glasglocke sitzt, sich nicht regen darf und nur merkt, wie geschäftig draußen jeder Schritt seines früheren Lebens geprüft, gedeutet und wie Alles zusammengetragen wird, was nur irgend für seine Schuld zu sprechen scheint; man kann ihn dann Tage lang mit bedenklicher Miene ausfragen, mit allerlei alten und neuen Zeugen konfrontiren, ihm, wenn seine Nerven endlich den Dienst versagen, vorwerfen, er habe sich in die bei allen Kriminalisten berühmten „Widersprüche" verwickelt, und ihm von der ersten bis zur letzten Minute der Hauptverhandlung zeigen, daß man ihn für den Schuldigen hält. Von diesem System, das auch einen völlig Unschuldigen zermürben müßte, hat der Staatsanwalt Kanzow, dessen ruhige, objektive Haltung übrigens jedes Lob verdient und der, da er nicht nur Goethe, sondern sogar Taine kennt, unter den preußischen Staatsanwälten von heute wie ein weißer Rabe erscheint, den Schleier gezogen, als er im Plaidoyer sagte, ein Mensch, bei dem ein Dietrich gefunden werde, müsse sich gefallen lassen, als Dieb behandelt zu werden, bis er den Beweis seiner Unschuld erbracht habe. Dieses Wort, das nach Feuerbachs „Merkwürdigen Kriminalrechtsfällen" und nach allen Bänden des Pitaval heute noch immer gilt, giebt uns den Schlüssel zu der Räthselpforte, die ins Innerste der scheinbar modernen Rechtspflege führt. Jeder Angeklagte — bei dem ja stets Etwas wie ein Dietrich gefunden worden sein muß, sonst wäre die Anklage nicht erhoben, das Hauptverfahren nicht eröffnet worden — muß sich gefallen lassen, als schuldig behandelt zu werden, bis er den Beweis seiner Unschuld erbracht hat. Man sollte meinen, die Anklagebehörde habe die Pflicht, den Schuldbeweis zu erbringen, — nein: der Angeklagte muß seine Unschuld beweisen und wird in den meisten Fällen verurtheilt, wenn ihm dieser Beweis nicht gelingt. Liszts Satz, das Strafgesetzbuch sei die magna charta, „die den Bürgern das Recht verbrieft, nur unter den gesetzlichen Voraussetzungen und nur innerhalb der gesetzlichen Grenzen gestraft zu werden", müßte deshalb durch den Nachsatz ergänzt werden: „wenn es ihnen gelingt, ihre Unschuld an jeder straffälligen That, die an jedem Tag ihres Lebens ausgeführt oder versucht worden sein könnte, zu beweisen." Wer darin eine Uebertreibung sieht, mag den Prozeß Koschemann betrachten: wozu brauchte der Angeklagte für den neunundzwanzigsten Juni 1895, den Tag, wo die Höllenmaschine in Fürstenwalde der Post übergeben wurde, einen Alibibeweis? Man konnte ihm nicht beweisen, daß er an dem Attentat betheiligt war, und überließ ihm die Sorge, das Gegentheil

zu beweisen. Diese Methode ist für den Angeklagten oft noch viel gefährlicher als irgend ein Beweisverfahren aus der Zeit der Ordalien und gerichtlichen Zweikämpfe, denn der Versuch eines Alibibeweises führt häufig zu Irrthümern und zu den verhängnißvollen „Widersprüchen", — und die Ablehnung des Beweises, die Erklärung des Angeklagten, er wisse nicht mehr, was er an dem entscheidenden Tage getrieben habe, läßt ihn ganz besonders verdächtig erscheinen. Wie? Dieser Mensch weiß angeblich nicht mehr, was er an einem bestimmten Tage seines Lebens zwischen fünf und sechs Uhr nachmittags gethan, wo er sich aufgehalten, mit wem er gesprochen, welchen Anzug er getragen und wo er ein Glas Bier getrunken hat? Ein ordentlicher, anständiger Mensch weiß das Alles ganz genau; und dieser Wicht schwankt, als er immer wieder ermahnt wird, sein Gedächtniß zu schärfen, in seinen Angaben, ändert und ergänzt frühere Aussagen und verwickelt sich in Widersprüche, die ihn in den Augen des Durchschnittskriminalisten furchtbar belasten!... Und nun marschirt das Zeugenheer auf und ehrenwerthe Männer mit eisgrauem Haar, gegen deren Zuverlässigkeit selbst der rabulistischste Vertheidiger nichts einwenden kann — weil er sie nicht kennt, sie zum ersten Male erblickt —, beschwören, daß ein Mensch, den sie einmal flüchtig sahen und der ihnen damals ganz gleichgiltig war, einen weichen, hellbraunen Hut trug, wie der Angeklagte, starke Hüften hatte, wie der Angeklagte, und mit der rechten Wimper zu zucken pflegte, wie der Angeklagte; auch fiel ihnen gleich das scheue Wesen des Menschen auf und jetzt — gerade in dieser Dreiviertelprofilstellung — scheint ihnen jeder Irrthum in der Person unmöglich. Und der Vorsitzende ermahnt mit ernster Stimme den Angeklagten, doch lieber ein offenes Geständniß abzulegen, denn seine Sache stehe schlecht und es werde ihm schwer werden, die eben vernommene Zeugenaussage, die ihre Wirkung nicht verfehlen könne, zu erschüttern... So ungefähr spielen sich die Vorgänge fast immer ab. Man braucht, um dieses System ein Bischen veraltet und in seiner Wirkung tragikomisch zu finden, noch nicht einmal die neuesten Forderungen der Kriminal-Anthropologie, Sphygmographie und Anthropometrie zu vertreten. Den von Ferri erwähnten Schwurgerichtspräsidenten, der nicht begreifen konnte, weshalb der Sachverständige die Füße des Angeklagten untersuche, um seinen Kopf zu beurtheilen, wollen wir uns, wenns nicht anders geht, gern noch ein Weilchen gefallen lassen. Allzu starke Zumuthungen stellt dem modernen Bewußtsein aber der Schwurgerichtspräsident, der dem Zeugniß eines an der Sache als Partei doppelt interessirten Polizeibeamten das volle Gewicht einer glaubwürdigen Aussage beizumessen scheint, umständlich Kinder,

die vor bald zwei Jahren flüchtig einen jungen Menschen gesehen haben wollen, verhört, den Angeklagten zu allerlei Vermummungen und Gehübungen zwingt und schließlich die Sitzung vertagt, damit — es ist kein Scherz! — die Zeugen die Augen des Angeklagten bei Tageslicht sehen und dann mit gutem Gewissen beschwören können, daß diese Augen dem Manne gehören müssen, auf dem ihr Blick im Juni 1895 ein paar Sekunden lang unachtsam geruht hat.

Strafrechtslehrer, die ein Seminar halten, sollten den Bericht über den Prozeß Koschemann mit ihren Schülern sorgfältig durcharbeiten: beinahe jeder Satz und jede Frage wird ihnen wohl Gelegenheit geben, ein kriminalistisch wichtiges Thema zu behandeln und den jungen Herren zu zeigen, welche Mängel und Vorurtheile unsere Strafrechtspflege entstellen. Aber auch der Laie wird, wenn er diesen Bericht aufmerksam liest, zu ernsten Betrachtungen gestimmt. Da ist ein kaum dem Knabenalter entwachsener Mensch, der sich als Elektrotechniker, Mechaniker, Metallarbeiter mühsälig durchschlägt und die nächtigen Mussestunden, statt in die Kneipen oder auf Bälle zu gehen, zu dem Versuch benutzt, in die Bildungschätze seines Volkes vorzudringen. Er liest, was ihm gerade in die Hände fällt: Schlosser und Kant, Büchner und Schopenhauer, Vogt und Nietzsche. Er liest diese Bücher mit dem brennenden Eifer des Autodidakten, der das dünne Mäntelchen seiner Mittelschulbildung mit allerlei zusammengelesenen Fetzen auszuflicken sucht, und er bringt es in schlaflosen Nächten wirklich so weit, daß er die Philosophen versteht, die für die erdrückende Mehrheit der Satten nicht leben und nie gelebt haben. Ist es gar so wunderbar, daß sie auf Einen, der nicht satt ist und keine Aussicht hat, je zu den Satten zu gehören, anders wirken als auf den Feinschmecker, der sie zwischen zwei reichlichen Mahlzeiten bei der Importcigarre liest? Wer einem Menschen, dem der Besitz versagt ist, den Schlüssel zur Bildung in die gierig ausgestreckte Hand drückt, darf sich nicht wundern, wenn diese Hand den Schlüssel nach der Benutzung als Waffe braucht und alle Winkel des Bildungarsenals nach Werkzeugen durchstöbert, die dem suchenden Sinn die Möglichkeit zu gewähren scheinen, die ungütige Gesellschaft aus den Angeln zu heben. Ein Professor, der die Protzen ringsum geistlos prassen sieht und den seine Wissenschaft den ökonomischen Unterbau der gesellschaftlichen Erscheinungen erkennen gelehrt hat, wird zum Sozialisten werden; ein Metallarbeiter von der offenbar ungewöhnlichen Intelligenz Koschemanns wird kaum geneigt sein, sich der freikonservativen Partei anzuschließen. Er steht, sobald die politische Leidenschaft in ihm erwacht, vor der Wahl: Sozialdemokratie oder Anarchismus. Die Sozialdemokratie bietet, seit

ihr die Romantik des Ausnahmezustandes mit Nachtmeetings in unheimlichen Höhlen geraubt ist, der Phantasie nur noch karge Nahrung und fordert von ihren Bekennern Unterordnung und stumme Fügsamkeit; der Genosse darf sich nicht als eine merkwürdige Persönlichkeit ausleben, nicht auf eigene Faust den Volksretter spielen wollen, sondern hat, der Parole getreu, in Reihe und Glied abzuwarten, bis die Entwickelung so weit gediehen ist, daß die Stunde der bürgerlichen Gesellschaft schlagen und die Expropriation der Expropriateure durchgeführt werden kann. Im Anarchismus findet die Großmannssucht bessere Chancen und ihm strömt deshalb jetzt die nach Sensationen lüsterne Sprudeljugend zu,— besonders hastig die Schaar der Eitlen, literarisch Begabten, die nach persönlichen Erfolgen dürsten und sich, wie kokette Snobs, von dem schwärzlich wimmelnden Einerlei der Genossenheerde abwenden. Sie haben Etwas von dem Recht des Einzelnen gehört, die Verachtung aller Massengefühle stolz in geblähte Nüstern geschlürft und hätscheln sich selbst nun zu wundervollen Individualitäten und entpflichteten Herrennaturen heran; in irgend einer der zahllosen Gruppen des Anarchismus finden sie Unterschlupf, bilden innerhalb der Sekte wieder kleine Konventikel und schreiten erhobenen Hauptes, am Arm ein loses Liebchen, das sie von der Sittenkontrole befreit haben, durch die gemeine Menge, die gar nicht ahnt, daß ein Vertreter des neuen Großgehirnadels sie mit dem Aermel streift ... Den Weg dieser sonderbaren, aber gewöhnlich recht harmlosen Schwärmer scheint auch Koschemann gegangen zu sein. Ein radikaler Freund mag ihn mit dynamystischen Schriften verlockt haben und der kaum mündig Gewordene wurde wegen Verbreitung einer bösen Broschüre ins Gefängniß gesteckt; sonst aber ist für die Annahme, er habe die Propaganda der That betrieben, nicht der geringste Beweis erbracht worden: er ist nie als Redner aufgetreten, hat ruhig bei seinen Büchern gesessen oder bei gefälligen Freundinnen gelegen und man hat keinen Grund, seiner Behauptung den Glauben zu versagen, er habe zu der sanften Gruppe gehört, die von Konsumvereinen und ähnlichen Errungenschaften der Kulturmenschheit das Heil erhofft. Da wird er der Polizei als ein „gefährlicher Mensch“ bezeichnet. Von wem? Der Kriminalkommissar Bösel will den Namen seines Vertrauensmannes nicht nennen und die selben Leute, die Herrn von Tausch aus diesem Rückzug in den dunklen Bereich des Dienstgeheimnisses den schwersten Vorwurf machten, finden ihn jetzt, da es sich nicht um eine Kränkung des Herrn von Marschall, sondern nur um ein Menschenleben handelt, offenbar ganz natürlich. Herr Bösel betheuert, daß er seine Agenten niemals zu Lockspitzeleien anhalte, und seine

Versicherung verdient gewiß vollen Glauben; eben so gewiß aber ist die Thatsache, daß die Subjekte, die sich zum Vigilantendienst hergeben, immer zu Provokationen, Uebertreibungen und Erfindungen bereit sind, um ihrer Behörde zu zeigen, daß sie den Sündensold nicht ohne Gegenleistung einsäckeln. Seit der Stunde, wo er als ein gefährlicher Mensch gemeldet wurde, stand Koschemann auf der schwarzen Liste; und als der Gedanke auftauchte, das gegen den Polizeiobersten Krause geplante Attentat könne von Anarchisten ausgegangen sein, wandte der Verdacht sich sofort dem übel angeschriebenen Metallarbeiter zu. Er wird verhaftet, wieder entlassen und zum zweiten Male verhaftet. Etwa hundert Zeugen werden vernommen, die Aktenstöße wachsen zu mäßiger Hügelhöhe und aus ganz dünnen Fädchen dreht sich von selbst allmählich ein Strick, der die Beschlußkammer an die Pflicht bindet, das Hauptverfahren zu eröffnen. Nur ein Mechaniker kann die Höllenmaschine gemacht haben, — und Koschemann ist Mechaniker; zwar bekunden zwei Sachverständige, jeder Mechaniker oder Metallarbeiter hätte die Sache anders gemacht, aber sie müssen auf eindringliches Zureden des Vorsitzenden einräumen, auch ein Mechaniker könne schließlich diese Konstruktion als Nothbehelf benutzt haben. Die Kiste war falsch adressirt und ein Postsekretär erklärt, sie wäre dem Obersten Krause nicht ohne Weiterungen eingehändigt worden; aber warum soll Koschemann denn nicht absichtlich die falsche Adresse geschrieben haben, um den Verdacht auf einen ungeschickten Feind zu lenken, der nicht einmal den Titel und die Wohnung seines Opfers genau kannte? Wenn man sich auf das Gebiet der Verbrecherromantik begiebt, bei der Beurtheilung des Angeklagten die Lehren der Psychologie, bei der Werthung der Zeugenaussagen die Wirkungen der Suggestion, auch der retroaktiven, übersieht, wird Alles möglich. Der junge Mensch, der in Fürstenwalde die Kiste der Post übergab, soll wie ein verkleidetes Mädchen ausgesehen haben, — und Koschemann hat ein bartloses Schülergesicht, dessen Typus man, wenn man sich Mühe giebt, mädchenhaft nennen kann; zwar ist die Geschichte von dem verkleideten Mädchen wahrscheinlich erst entstanden, als die Kunde von dem Mordversuch in Fürstenwalde die Gemüther erregte; zwar hat, mit einer Ausnahme, von allen Zeugen keiner in dem Angeklagten mit Bestimmtheit den Mann mit der Kiste erkannt und der einzige Mensch, der den Attentäter nicht nur flüchtig sah, sondern fast eine Stunde ihm gegenüber im Eisenbahnwagen saß, hat bei der ersten, wichtigsten Vernehmung erklärt, Koschemann sei nicht sein Reisegefährte gewesen; aber solche Kleinigkeiten können die Stimmung, die dunstend über dem schwülen Gerichtssaal schwebt, nicht mehr

freundlicher färben. Und der Laie, der sich durch das Siebentagewerk dieser Verhandlung getastet hat, überlegt im erschreckten Sinn, welches Schicksal heute noch eines Menschen harren kann, wenn er der Polizei, die in fast allen Kriminalprozessen, als die Bereiterin der Fundamente, die wesentlichste Aufgabe hat, als Anarchist und als ein gefährlicher Mensch bekannt ist.

Und dieser Mensch stand nun vor der Geschworenenbank, auf der zwei Apotheker, ein Ingenieur, ein Chemiker, zwei Fabrikanten und sechs Kaufleute saßen ... Carrara, der Meister der klassischen Rechtswissenschaft, hat einmal gesagt, die Schwurgerichte machten die Strafrechtspflege zu einer Lotterie und ersetzten die Wage der Themis durch eine Urne; und Enrico Ferri hat in seinem aufrüttelnden Buch über das Verbrechen als soziale Erscheinung alle alten und neuen Argumente zusammengetragen, die sich gegen die Schwurgerichte vorbringen lassen. Man merkt es dieser Institution an, daß sie aus der Rousseauzeit des Naturrechtes und des Glaubens an die natürliche Gleichheit der Menschen stammt; deshalb ist sie dem spukgläubigen Liberalismus heilig, deshalb erscheint sie der modernen, vom Rousseauwahn nicht mehr geblendeten Betrachtung völlig unhaltbar und im höchsten Maße unheilvoll. Wir leben nicht mehr in Urzuständen, wo Jeder jeden Beruf ausüben mußte und konnte, der Krieger zugleich Jäger, Ackerbauer und Fischer war; die Menschen und ihre Leistungen haben sich, während des Wachsens der Kulturansprüche, differenzirt und wir sind längst gewöhnt, jede Funktion von dem dazu tauglichsten Organ zu verlangen. Die Funktion eines Richters aber, der ein Menschenschicksal entscheiden, in die verborgensten, dunkelsten Seelengänge und Thatbestände hineinleuchten und aus gesellschaftlichen Zusammenhängen die Schuld des Einzelnen lösen soll, verlangt eine Summe von Kenntnissen, biologischen, psychologischen, anthropologischen und soziologischen, die man schon bei den nach dem alten Stil — für Civilisten und Kriminalisten gleich gut zu brauchen! — gebildeten Durchschnittsjuristen nur ganz selten findet, die aber selbst der eifrigste Laie sich kaum jemals aneignen kann. Die Geschworenen, deren Spruch nicht motivirt wird und nicht kontrolirt werden kann, schöpfen ihr Urtheil aus der Tiefe des Gemüthes, aus zufälligen Eindrücken, aus dem Widerspiel von Sympathie und Antipathie und, wo es sich um soziale Gegensätze handelt, aus den unterhalb der Bewußtseinssphäre wirkenden Regungen ihres Klasseninteresses. Sie schicken in Essen den Führer der unbotmäßigen Bergleute ins Zuchthaus, sie sprechen in Wien den Gastwirth frei, der den deklassirten Liebhaber seiner Frau getötet hat, sie vernichten in Berlin das Leben eines jungen Menschen, dessen Schuld nur durch ihren

Glauben, nicht durch Thatsachen bewiesen ist. Dieser Koschemann hat doch jedenfalls Dinge getrieben, die vom Standpunkt der bürgerlichen Gesellschaft mit vollem Recht zu verwerfen sind; er hat freche, aufreizende Reden geführt; vor den herrschenden Gewalten nie ein Gefühl der Ehrfurcht gekannt, das Weib seines Nächsten begehrt und umgarnt, mit allerlei Leuten von üblem Leumund verkehrt und schlechte Bücher und Hetzblätter gelesen. Warum sollte er nicht den Mordplan ersonnen haben? Er ist ja ein Anarchist — schon bei dem Wort taucht die Vorstellung von Bomben, Nitroglycerin und Höllenmaschinen auf —, hat öffentlich, nicht hübsch im Stillen, der freien Liebe gehuldigt, ist der Polizei als ein gefährlicher Mensch bekannt und hat, als ein Dietrich bei ihm gefunden wurde, seine Unschuld nicht nachzuweisen vermocht.

* * *

Vielleicht hat der Spruch der Geschworenen diesmal einen Schuldigen getroffen. Vielleicht hat das Schwurgericht, wie vor zehn Jahren die Jury in Chicago, eine Sicherungstrafe verhängt, ein Werk sozialer Hygiene vollbracht und einen Schädling aus dem Kreise der Volksgenossen geschieden. Vielleicht — kein unbedingt sicheres Beweismoment spricht dagegen, keins freilich auch dafür — hatte Koschemann dem Polizeiobersten wirklich nach dem Leben getrachtet. Vielleicht! ... Die Terroristen, die man nicht mit den Anarchisten, den wissenschaftlichen und den romantisch schwärmenden, verwechseln darf, pflegen in dichte Menschenmengen eine Bombe zu werfen, die dann ja zufällig auch einen Sünder treffen und töten kann; das Recht, die Sündenschuld eines Menschen zu bestimmen, reißen sie selbstherrisch an sich und gründen es auf den Glauben, nicht auf feste Beweisfundamente.. Es sieht fast so aus, als hätten diese Propagandisten der That unter den Terroristen des Strafrechtes unheimlich begabte Schüler gefunden und als wären wir bei einer Phase des Beweisverfahrens angelangt, in der, unter dem Einfluß des Klasseninteresses, der gute Glaube und der blinde Zufall das Urtheil des Richters bestimmt.

Die Valuta-Reform in Oesterreich-Ungarn.*)

Durch die am zweiten August 1892 in Oesterreich und in Ungarn publizirten Gesetze wurde bekanntlich die Goldwährung im Prinzip mit der „Krone" als Münzeinheit (1 Krone = $1/2$ Papier- oder Silbergulden österr. Währg.) in die habsburgische Monarchie eingeführt. Ich sage: „die Goldwährung im Prinzip", denn die betreffenden Gesetze verfügen ausdrücklich, daß die effektive Einführung der Goldwährung erst durch spätere Gesetze erfolgen soll. Der sofortigen Einführung der Goldwährung stand nämlich (und steht heute noch) das Vorhandensein der schwebenden Schuld des Staates hindernd im Wege; und diese schwebende Schuld setzte sich ursprünglich aus nachstehenden drei Posten zusammen:

1. Das eigentliche uneinlösliche, mit Zwangskurs versehene Staatspapiergeld (Staatsnoten) im Betrage von	300000000 Fl. ö. W.
Die Ausgabe dieses Staatspapiergeldes erfolgte auf Grundlage der Gesetze vom Jahre 1866 und wurde durch den im Frühjahre 1866 zwischen Oesterreich und Preußen ausgebrochenen Krieg hervorgerufen.	
2. Die Münzscheine (à 10 Kreuzer ö. W.) im Gesammtbetrage von	12000000 Fl. ö. W.
Die Ausgabe dieser Münzscheine erfolgte auf Grundlage des Gesetzes vom Mai 1866, als in Folge des Krieges und des durch ihn hervorgerufenen Steigens des Silber-Agios (bis auf 41 Prozent) die Silber-Scheidemünze aus dem Verkehr zu verschwinden begann.	
3. Die auf den Salinen in Gmunden, Ebensee, Ischl u. s. w. hypothekarisch sichergestellte, in „Partial-Hypotheken-Anweisungen" (im Volksmunde „Salinen-Scheine" genannt) bestehende schwebende Schuld im Höchstbetrage von	100000000 Fl. ö. W.
Zusammen	412000000 Fl. ö. W.

Die eben erwähnte Salinenschuld wurde durch einen Erlaß des Finanzministers vom April 1848 im damaligen Betrage von 30 Millionen Gulden

---

*) „Gutachten über die Fortführung der Valuta-Reform in Oesterreich. Gesammelt und herausgegeben von der Gesellschaft österreichischer Volkswirthe in Wien." Wien, 1896. „Die Entwickelung des Geld- und Währungwesens in Oesterreich-Ungarn unter der Regirung des Kaisers Franz Joseph. Rede, gehalten am vierten Oktober 1896 in der Aula der Universität Czernowitz vom Reg.-Rath Professor Dr. Friedrich Kleinwächter." Czernowitz, 1896.

Konvention-Münze (= 31500000 Fl. österr. Währg.) begründet und später allmählich auf 100 Millionen Gulden österr. Währg. erhöht. Diese „Partial-Hypothekar-Anweisungen“ oder „Salinen-Scheine“ gelangen durch die österreichisch-ungarische Bank zur Ausgabe. Es sind verzinsliche, auf verschiedene runde Beträge lautende Scheine mit mehrmonatiger Umlaufszeit, die von der Bank an jedem beliebigen Tage ausgefertigt werden. Am Verfallstage kann der Besitzer die Prolongirung des Scheines oder die Rückzahlung des Geldes verlangen. Der Zinsfuß und die Umlaufszeit dieser Scheine wird von der Regirung periodisch (mit Rücksicht auf die Lage des Geldmarktes) festgesetzt.

Die in Rede stehenden Theile der schwebenden Schuld, die ursprünglich ganz unabhängig neben einander standen, wurden später in Zusammenhang mit einander gebracht. Zunächst wurden die Staatsnoten per 300 Millionen Gulden mit der Salinenschuld per 100 Millionen Gulden in gewissem Sinne in einen Posten von 400 Millionen Gulden zusammengezogen. Es trat nämlich wiederholt die unangenehme Erscheinung zu Tage, daß gerade in schwierigen Zeiten, wo die Regirung selbst dringend Geld brauchte, die Inhaber von fälligen Salinenscheinen ihr Geld massenhaft zurückverlangten und dadurch die Verlegenheiten der Finanzverwaltung noch steigerten. Auch das scheinbar naheliegende Auskunftmittel, den Zinsfuß der Salinenscheine zu erhöhen, erwies sich in solchen Zeiten wiederholt als erfolglos. Um daher dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, wurde verfügt, daß der Umlauf der Staatsnoten und der Salinenscheine zusammengenommen den Betrag von 400 Millionen Gulden nicht übersteigen solle, jedoch so, daß, wenn der Umlauf der Salinenscheine unter 100 Millionen Gulden herabsinkt, der Finanzminister ermächtigt sein solle, den Staatsnoten-Umlauf um den gleichen Betrag zu erhöhen, und umgekehrt. Als dann im Jahre 1867 die staatsrechtliche Zweitheilung der Monarchie durchgeführt wurde und der Ausgleich zwischen den beiden Reichshälften zu Stande kam, wurden die Staatsnoten im Gesammtbetrage von 300 Millionen Gulden und die Münzscheine im Gesammtbetrage von 12 Millionen Gulden zu einer gemeinsamen schwebenden Schuld beider Reichshälften im Gesammtbetrage von 312 Millionen Gulden erklärt, für welche die westliche Reichshälfte mit 70, die Länder der ungarischen Krone mit 30 Prozent aufzukommen habe. Im Jahre 1868 einigten sich dann die beiden Regirungen, die Münzscheine einzuziehen und durch eine neue Silberscheidemünze zu ersetzen, gleichzeitig aber den Betrag der Staatsnoten um die gleiche Summe von 12 Millionen, also von 300 auf 312 Millionen Gulden, zu erhöhen.

Die Salinenschuld im Betrage von hundert Millionen Gulden, weil sie nur auf den (west-)österreichischen Salinen des Salzkammergutes hypothekarisch sichergestellt war, wurde gelegentlich des Ausgleiches von der ungarischen Reichshälfte nicht mit zur Zahlung übernommen, sie bildet also eine

schwebende Schuld lediglich der österreichischen Reichshälfte. Trotzdem wurde aber der vorhin erwähnte Zusammenhang der Salinenschuld mit den Staatsnoten aufrecht erhalten, so daß die Menge der umlaufenden Staatsnoten (allerdings nur auf Rechnung des österreichischen, nicht des ungarischen Finanzministers) um den Betrag erhöht werden darf, um den der Umlauf der Salinenscheine unter hundert Millionen Gulden herabsinkt.

Diesen finanzwirthschaftlich wie staatsrechtlich ziemlich komplizirten und verzwickten Verhältnissen muß ein Ende bereitet werden, wenn es möglich sein soll, die Goldzahlungen aufzunehmen und dauernd aufrecht zu erhalten. Als daher durch die Gesetze vom zweiten August 1892 der feste Entschluß ausgesprochen wurde, die Goldwährung in Oesterreich-Ungarn einzuführen, mußte zunächst daran gedacht werden, die 312 Millionen Gulden Staatsnoten aus der Welt zu schaffen, und deshalb wurden die beiden Finanzminister beauftragt, 624 Millionen Kronen in effektivem Golde im Wege der Anleihekontrahirung zu beschaffen, um damit die vorhandenen Staatsnoten einzulösen. Die Anleiheoperationen wurden von den beiden Finanzministern ungesäumt in Angriff genommen und im Laufe der beiden nächsten Jahre so weit durchgeführt, daß um die Mitte des Jahres 1894 der erste Schritt zur Einlösung der Staatsnoten unternommen werden konnte. Auf Grund des österreichischen Gesetzes vom neunten Juli 1894 und des ungarischen Gesetzartikels XXIV vom Jahre 1894 kam am vierundzwanzigsten Juli 1894 ein Uebereinkommen zwischen den beiden Regirungen zu Stande, wonach sie sich verpflichteten, längstens bis Ende Dezember 1897 einen Betrag von zweihundert Millionen Gulden der umlaufenden Staatsnoten einzuziehen und der Vernichtung zuzuführen. Thatsächlich ging die Sache viel rascher, denn am dreißigsten Juni 1896 waren bereits über 199 Millionen Gulden Staatsnoten eingelöst und vernichtet. Die Einlösung dieser Staatsnoten erfolgte aber nicht gegen Gold, sondern theils gegen Silber, theils gegen Banknoten in folgender Weise. Die beiden Regirungen entnahmen zunächst (immer nach dem Quotenverhältniß von 70:30 Prozent) den Staatskassen 80 Millionen silberner Einkronen-Stücke und brachten sie an Stelle von 40 Millionen Gulden Staatsnoten in den Verkehr. Dann deponirten die beiden Regirungen aus den im Wege der Anleihekontrahirung eingeflossenen Goldbeständen über 318 Millionen Kronen (über 159 Millionen Gulden) in Gold bei der Bank und ließen sich hierfür über 38 Millionen Silbergulden und über 119 Millionen Gulden in Banknoten ausfolgen, um damit einen gleichen Betrag an Staatsnoten aus dem Verkehr zu ziehen. Allerdings wurde auf diese Weise ein Theil der eingezogenen Staatsnoten nur durch ein anderes Papier (nämlich durch Banknoten) ersetzt; allein da diese Banknoten voll durch Gold gedeckt sind, so ist gegen diesen Vorgang nichts einzuwenden. Wohl aber stand mit Recht

zu befürchten, daß das Gold, wenn es heute schon in den Verkehr gebracht worden wäre, sofort in das Ausland abgeflossen wäre, und dieser Gefahr wurde durch die Festlegung des Goldes bei der Bank vorgebeugt. Gleichzeitig mit der theilweise beginnenden Tilgung der Staatsnoten wurde auf österreichischer Seite die Tilgung oder wenigstens die Herabminderung der Salinenschuld in Angriff genommen. Durch ein zweites Gesetz vom neunten Juli 1894 wurde nämlich der österreichische Finanzminister ermächtigt, diese auf den Höchstbetrag von hundert Millionen Gulden festgesetzte schwebende Schuld zu einem ihm geeignet erscheinenden Zeitpunkte auf den Höchstbetrag von 70 Millionen Gulden herabzumindern und die hierzu erforderlichen Geldmittel eventuell im Wege der Begebung von (höchstens mit 4 Prozent verzinslicher) Staatsrente aufzubringen. Auch diese Operation wurde in der überraschend kurzen Frist von $2^1/_2$ Jahren (bis Ende 1896) ohne Inanspruchnahme des Staatskredites durchgeführt, indem dreimal je zehn Millionen Gulden Salinenscheine (die von der Staatsverwaltung vorher aus den disponiblen Kassenbeständen angekauft worden waren) einfach den Staatskassen entnommen und der Vernichtung zugeführt wurden.

So stehen die Sachen heute und so ungefähr standen sie um die Mitte des Jahres 1896, als die beiden Regirungen sich mit der Frage zu beschäftigen anfingen, in welcher Weise die Valutareform in Oesterreich-Ungarn ihrer Vollendung entgegengeführt werden könnte. Es war daher ein glücklicher Gedanke, daß die Gesellschaft österreichischer Volkswirthe in Wien zu jener Zeit auch ihre Aufmerksamkeit der in Rede stehenden Frage zuwandte und daß sie eine Reihe von Gutachten von Fachmännern über die Weiterführung der Valutareform in Oesterreich eingeholt und in der vorhin citirten Schrift einem größeren Publikum zugänglich gemacht hat. Eingelaufen sind fünfzehn Gutachten, von denen eines (der Verfasser, Herr Benedikt, Herausgeber der Neuen Freien Presse, entschuldigt sich mit Zeitmangel und stellt der Gesellschaft drei von ihm in seinem Blatte veröffentlichte Artikel über die österreichisch-ungarische Bank zur Verfügung) auf die Frage der Valutaregulirung fast gar nicht eingeht, sondern nur die künftige Organisation der Bank erörtert. Unter den übrig bleibenden vierzehn Gutachten befindet sich ein einziges, das des Herrn Dr. Theodor Hertzka, das für die sofortige Aufnahme der Goldzahlungen eintritt, während alle übrigen vor einer Ueberstürzung der Angelegenheit mehr oder weniger eindringlich warnen und mehr oder weniger unverholen ihren Zweifeln Ausdruck geben, ob es der Monarchie gelingen werde, die vorzeitig aufgenommenen Goldzahlungen auch mit Erfolg aufrecht zu erhalten. Ich selbst habe in meiner „Rede“ die gleiche Anschauung vertreten und glaube, daß man bei uns in Oesterreich-Ungarn nicht eindringlich und laut genug vor einer übereilten Einführung der Goldwährung warnen

kann, weil mir einige Vorkommnisse darauf zu deuten scheinen, daß in unseren maßgebenden Kreisen die effektive Einführung der Goldwährung für einen nicht allzu fernen Zeitpunkte geplant wird. Ich bin kein Mitglied irgend einer parlamentarischen Körperschaft in Oesterreich und gehöre also auch nicht den „wissenden" oder „eingeweihten" Kreisen an; ich kann daher nur meine höchst subjektive Vermuthung aussprechen; allein ich wäre — vielleicht irre ich — fast geneigt, zu glauben, daß die Regirungen unserer beiden Reichshälften den zweiten Dezember 1898 als den Tag ins Auge gefaßt haben, an dem das Gold bei uns eventuell in den Verkehr gelangen könnte. An diesem Tage werden es bekanntlich fünfzig Jahre, daß Kaiser Franz Joseph den Thron bestieg, und wer die Beliebtheit kennt, deren sich dieser Herrscher in allen Gauen seines weiten Reiches — und mit Recht — erfreut, wird es begreiflich finden, daß man bei uns sich überall rüstet, diesen Tag festlich zu begehen. Es könnte daher nicht befremden, wenn die Minister der beiden Reichshälften von dem Wunsche beseelt wären, am zweiten Dezember 1898 vor ihren kaiserlichen Herrn hintreten, um ihm und seinen Völkern gewissermaßen zum Angebinde an jenem Jubeltage die Thatsache der durchgeführten Wiederherstellung der Valuta in Oesterreich-Ungarn darbringen zu können. In dieser Annahme werde ich ferner durch die Thatsache bestärkt, daß unsere beiden Regirungen um die Mitte des vorigen Jahres die Verhandlungen wegen der Weiterführung der Valutareform wieder aufgenommen haben und daß der österreichische Finanzminister, Herr von Bilinski, in seiner Budgetrede im Abgeordnetenhause die Bemerkung fallen ließ, die beiden Regirungen würden nächstens mit Vorlagen vor die Parlamente treten und sich die Ermächtigung erbitten, die noch restlichen 112 Millionen Gulden Staatsnoten aus dem Verkehr ziehen und der Vernichtung zuführen zu dürfen.

Sollte diese Absicht thatsächlich vorliegen, so müßte ich ihr die begründete Befürchtung entgegenhalten, daß wir für den Sprung in die Goldwährung noch nicht genügend gerüstet sind. Nach meiner Schätzung beziffert sich der heutige Geldumlauf, also der Geldbedarf Oesterreich-Ungarns, auf ungefähr 1000 Millionen Gulden. Dem gegenüber scheint mir die Hälfte, also 1000 Millionen Kronen (oder 500 Millionen Gulden), in Gold das Allermindeste zu sein, was wir zur effektiven Aufnahme der Goldzahlungen brauchen. Ich freue mich, auch nach dieser Richtung hin mich in Uebereinstimmung mit mehren der eingeholten Gutachten zu befinden. Der Gutsbesitzer Freiherr von Gudenus schätzt das Mindesterforderniß an Gold auf 400 bis 500 Millionen Gulden; Herr Dr. Lecher, Sekretär der Handels- und Gewerbekammer in Brünn, verlangt wenigstens „über 500 Millionen Gulden" in Gold; Herr Dr. Landsberger, Privatdozent an der Universität Wien, meint, daß „ein monetärer Goldbestand von 600 Millionen Gulden

genügen würde", „um die Cirkulation der Monarchie, so weit sie dem größeren Verkehr dient (von fünf Gulden aufwärts), mit Gold allein und hinreichend zu decken". Der Großindustrielle Herr C. von Zdekaner in Prag, schreibt: „Der Betrag von circa 400 Millionen (der jetzige Goldbestand der Bank unter Zurechnung eines Golderlages von 112 Millionen zur Einlösung der restlichen Staatsnoten) scheint mir entschieden zu tief gegriffen. . . Man wird eher zu niedrig als zu hoch gegriffen haben, wenn wenigstens 600 Millionen Gulden Gold als die unterste Grenze für die Aufnahme der Baarzahlungen gesetzt werden, . . . davon sind wir aber noch weit entfernt." Herr Dr. Ettinger in Wien endlich geht noch weiter und sagt: „Aber zu dem Zwecke müssen wir genügend gerüstet sein, und zwar durch einen Gesammtgoldvorrath von mindestens 700 Millionen Gulden."

Bezeichnend ist ferner für die Meinung der befragten Experten, daß viele von ihnen die möglichste Ausdehnung und staatliche Förderung des Giro- und Clearing-Verkehres befürworten. Wenn es wahr ist, was uns die Anhänger des Goldes täglich versichern, wenn die Goldproduktion wirklich so sehr gestiegen ist, daß das Gold sozusagen auf der Straße liegt und man nur den Besen zur Hand zu nehmen braucht, um es zusammenzukehren, dann muß man wohl erstaunt fragen, warum die goldsparenden Maßregeln empfohlen werden. Ist aber umgekehrt die immer weitere Ausdehnung und Aufrechthaltung der Goldwährung nur bei Anwendung eines möglichst weitgehenden Giro- und Clearing-Verkehres möglich, dann ist wohl der Schluß a contrario unvermeidlich, daß die so oft berufene Golddecke in ihren Längen- und Breiten-Dimensionen denn doch Einiges zu wünschen übrig läßt. Uebrigens fehlt es in den Gutachten auch nicht an Stimmen, die davor warnen, sich von der staatlichen Begünstigung des Giro- und Clearing-Verkehres gar zu große Erfolge zu versprechen. Nach meinem Dafürhalten mit Recht, denn einmal lassen sich solche Gebräuche — und der Giro- und Clearing-Verkehr ist eben nur ein Brauch oder eine Sitte der Geschäftswelt — nicht durch Gesetze anbefehlen und dann huldige ich der altmodischen Anschauung, daß ein allgemein verbreiteter Giro- und Clearing-Verkehr kein besonderes Glück ist. Die allgemein verbreitete Sitte, die Kassenbestände dem Bankier zu übergeben und möglichst alle Zahlungen durch Anweisungen und gegenseitige Abrechnung zu vollziehen, ist auf den ersten Blick gewiß sehr schön und in ruhigen Zeiten sehr praktisch, aber sie repräsentirt einen überaus gekünstelten und filigranen Bau, der bei dem leisesten Anstoß zusammenstürzen und heillose Verwirrung anstiften kann. Außerdem setzt der Checkverkehr die allgemein verbreitete Sitte der pünktlichen Zahlung voraus. Pünktlich zahlen kann aber bekanntlich Der nur, der Geld hat, und Geld wieder hat nur der materiell besser Gestellte. Das heißt also mit kurzen Worten: der Check- und Clearing-

Verkehr setzt einen gewissen Wohlstand der Bevölkerung voraus und eben diese Voraussetzung fehlt zum guten Theile noch bei uns in Oesterreich-Ungarn.

Das wesentlichste Bedenken aber, das von fast allen der befragten Experten der verfrühten Aufnahme der Goldzahlungen in Oesterreich-Ungarn entgegengehalten wird, ist der Charakter unserer Zahlungbilanz oder, allgemein verständlich gesprochen, unsere riesige Verschuldung an das Ausland, die auf rund vier Milliarden Gulden geschätzt wird. Vier Milliarden österreichisch-ungarischer Werthpapiere im Auslande, deren Coupons alljährlich bezahlt werden müssen, repräsentiren eine sehr namhafte jährliche Zahlung an das Ausland. Sie fällt jedoch speziell heute noch weniger schwer ins Gewicht, denn erstens wird sie in der Hauptsache durch Waarensendungen beglichen und zweitens sind wir, wenn Geldzahlungen an das Ausland nothwendig werden, doch nur zur Zahlung in unserem gesetzlichen Gelde verpflichtet, d. h. wir dürfen heute unsere Zinsenzahlungen an das Ausland in Silber entrichten. Wird aber das Gold zum gesetzlichen Gelde bei uns erklärt, so müssen wir — sofern unsere Zinsenzahlungen an das Ausland nicht durch Waarensendungen beglichen werden können — Gold hinaussenden und sind der Gefahr ausgesetzt, daß auf diese Weise im Laufe weniger Jahre unsere gesammten, mit großen Opfern erworbenen Goldvorräthe über die Grenze gehen. Noch größer aber ist die Gefahr, daß uns unsere Goldbestände im Wege der Kapitalsrückzahlung an das Ausland entzogen werden. Allerdings gehe ich nicht so weit, zu glauben, daß das gesammte Ausland uns eines schönen Morgens unsere sämmtlichen Werthpapiere im Betrage von vier Milliarden Gulden hereinwerfen und dafür 4000 Millionen Goldgulden als Zahlung verlangen könne. Das Ausland kann doch uns gegenüber nicht weiter gehen als zu dem Schritt, uns unsere Werthpapiere zum Rückkaufe anzubieten. Zum Perfektwerden eines Kaufes gehören aber bekanntlich Zwei, Einer, der verkauft, und Einer, der kauft. Und wenn nun dieser Zweite — also im vorliegenden Falle wir Oesterreicher und Ungarn — erklärt, daß er nicht kauft, weil er kein Geld hat und daher nicht kaufen kann, so ist die Sache einfach zu Ende. Immerhin sind aber in dieser Beziehung zwei Momente zu erwägen. Die Macht des Auslandes reicht allerdings nicht weiter als bis zu dem Versuch, uns unsere Werthpapiere zum Rückkaufe anzubieten, und jedenfalls steht uns Oesterreichern und Ungarn das Recht zu, diesem Anerbieten ein kurzes und bündiges „Nein" entgegenzusetzen. Allein in unserer heutigen individualistisch organisirten Volkswirthschaft werden sich jedesmal so und so viele Personen in Oesterreich-Ungarn finden, die bereit sind, gewisse Quantitäten dieser Werthpapiere zu übernehmen und dafür ihr Geld hinzugeben. Das heißt also, das Ausland wird unter allen Umständen in der Lage sein, uns zu jeder Zeit Gold — wenn auch nur in begrenzten Quantitäten — im Wege der Kapitalsrück-

zahlung zu entziehen. Zweitens aber darf man nicht vergessen, daß unter den vier Milliarden österreichisch-ungarischer Werthpapiere sich so und so viele Stücke (namentlich Pfandbriefe, Prioritätobligationen, Kommunalanleihe-Obligationen, Loose u. s. w.) befinden, die entweder verloosbar oder an einen fixen Rückzahlungtermin gebunden sind. Und wenn nun dieser Termin eintritt, dann sind wir Oesterreicher und Ungarn sogar civilrechtlich gehalten, wenn die Goldwährung einmal zu Recht besteht, das entfallende Gold in die Hand zu nehmen und ins Ausland zu senden.

Was mir besonders an der Aktion der Regirung bedenklich erscheint, ist der folgende Umstand. Als im Jahre 1892 die Einführung der Goldwährung im Prinzip beschlossen wurde, wurden durch die Gesetze vom zweiten August 1892 die beiden Finanzminister ermächtigt, im Wege der Anleihekontrahirung 624 Millionen Kronen in effektivem Golde aufzubringen, um damit die umlaufenden 312 Millionen Gulden Staatsnoten einzulösen und aus dem Verkehr zu ziehen. Das war ein ganz klarer und unzweideutiger Standpunkt. Allerdings konnte man schon damals die Frage aufwerfen, ob (abgesehen von dem Goldschatz der Bank) der Betrag von 624 Millionen Kronen genügend sei, um die Verkehrskanäle unserer Volkswirthschaft mit Goldgeld zu sättigen und die erfolgreiche Einführung der Goldwährung zu ermöglichen. Allein das Eine stand und steht unbedingt fest, daß die cirkulirenden Staatsnoten das wesentlichste Hinderniß der Goldwährung bildeten und daß an eine Einführung dieser Währung nicht zu denken ist, so lange die Staatsnoten nicht aus der Welt geschafft sind. Als dann die beiden Finanzminister an die effektive Beschaffung des Goldes gingen und — wenn auch noch nicht den ganzen, so doch immerhin — einen genügend großen Betrag aufgebracht hatten, kamen die Gesetze vom Juli 1894, durch welche die beiden Finanzminister beauftragt wurden, vorläufig den Betrag von 200 Millionen Gulden der umlaufenden Staatsnoten aus dem Verkehr zu ziehen und der Vernichtung zuzuführen. Selbstverständlich ging es nicht an, das Gold sofort in den Verkehr zu bringen, ehe nicht die sämmtlichen Staatsnoten aus dem Verkehr gezogen waren, weil zu befürchten stand, daß die Goldstücke entweder thesaurirt oder zu Zahlungen an das Ausland verwendet, also daß sie eben so rasch wieder verschwinden würden. Der einzig richtige Weg war, die 400 Goldkronen der Bank zu übergeben und durch deren Vermittlung die 200 Millionen Gulden Staatsnoten aus dem Verkehr zu ziehen. Das geschah denn auch, aber mit einer nach meinem Dafürhalten sehr wesentlichen Einschränkung. Durch die Gesetze vom Juli 1894 wurden nämlich die beiden Finanzminister beauftragt, vorerst 80 Millionen der neu geprägten silbernen Einkronenstücke den Staatskassen zu entnehmen, zur Einlösung von 40 Millionen Gulden Staatsnoten zu verwenden und nur den Rest von 320 Millionen

Kronen (160 Millionen Gulden) in Gold der Bank zu übergeben, um sich von dieser je nach Bedarf Silbergulden oder Banknoten im Betrage von 160 Millionen Gulden zur Einlösung der Staatsnoten ausfolgen zu lassen.

Ich begreife sehr wohl, daß man wegen des Bedarfes an Kleingeld speziell die Staatsnoten zu einem Gulden mit Silbermünze (Silbergulden oder silbernen Einkronenstücken) einlösen mußte, allein an dem Betrage von 624 Millionen Kronen in Gold, die man ursprünglich zur Einlösung der 312 Millionen Gulden Staatsnoten für erforderlich hielt, wurde auf diese Weise hinterher ein Betrag von 80 Millionen Kronen (40 Millionen Gulden) in Gold abgezwackt. Das ist ein Vorgang, der keineswegs geeignet ist, das Vertrauen in die Beständigkeit unserer künftigen Goldwährung besonders zu kräftigen. Vielleicht täusche ich mich, aber fast will es mir scheinen, als ob dieser Vorgang für die Einlösung der heute noch kursirenden restlichen Staatsnoten im Betrage von rund 112 Millionen Gulden vorbildlich werden sollte. In seiner Budgetrede erwähnte der Finanzminister die Lücke, die in das Geldwesen der Monarchie durch die Einziehung der Staatsnoten zu 5 Gulden gerissen wird, und warf die Bemerkung hin, daß im Schoße der beiden Regirungen die Frage erwogen werde, ob es nicht angemessen wäre, an Stelle der Staatsnoten zu 5 Gulden wenigstens zum Theil eine neue Sorte von Silbermünzen zu 5 Kronen (2½ Gulden) in den Verkehr zu bringen. Wenn die beiden Regirungen den ganzen Betrag von 224 Millionen Kronen (112 Millionen Gulden) in Gold der Bank übergeben und dafür zum Theile Banknoten und zum Theile Silber von der Bank entnehmen, um die erstlichen 112 Millionen Gulden Staatsnoten einzuziehen, und wenn sie dann dieses Silber zu silbernen Fünfkronenstücken umprägen lassen, so ist dieser Vorgang ganz korrekt. Wenn jedoch etwa die Nebenansicht bestehen sollte, wieder irgend welches in den Staatskassen liegendes Silber zur Hand zu nehmen und in die gedachten neuen silbernen Fünfkronenstücke ausprägen zu lassen und nur den eventuellen Rest in Gold der Bank zu übergeben, also abermals einen Betrag von etwa 40 oder 60 Millionen Kronen (20 oder 30 Millionen Gulden) von den ursprünglich in Aussicht genommenen 624 Millionen Kronen in Gold hinterher abzuzwacken, so wäre Das ein Vorgang, der nach meinem Dafürhalten geeignet wäre, die schwersten Bedenken hervorzurufen. Denn ein Staat, der von der Papiervaluta zur Goldwährung übergehen will und der so sehr an das Ausland verschuldet ist wie wir, darf jenen verhängnißvollen Schritt nur dann unternehmen, wenn er dazu doppelt und dreifach gerüstet ist. Ich begreife, daß es den beiden Regirungen eine gewisse Genugthuung bereiten würde, wenn sie vor die Parlamente treten und diesen erklären könnten: „Seht Ihr, was für Sparmeister wir sind, Ihr habt uns im Jahre 1892 624 Millionen Kronen in Gold bewilligt, um die Staatsnoten einzuziehen und die Ein-

führung der Goldwährung zu ermöglichen, wir haben jedoch zur Durchführung dieses Kunststückes um 120 oder 140 Millionen Kronen in Gold weniger gebraucht." Ich bin auch fest überzeugt, daß in den beiden Parlamenten sich eine genügende Zahl von Händen finden würde, die den Ministern dafür Beifall klatschen würden, aber ich fürchte sehr, daß diesem Jubel in der kürzesten Zeit die Enttäuschung auf dem Fuße folgen würde, denn mit je geringeren Goldvorräthen die Goldwährung in Szene gesetzt wird, auf um so schwächeren Füßen steht sie.

Ein fernerer Umstand, der mir sehr gegen ein allzu rasches Tempo in Sachen der Valutaregulirung zu sprechen scheint und der auch in mehren der Gutachten mit Recht hervorgehoben und betont wird, ist die Entwickelung der Dinge in Amerika. Die Regelung des Geld- und Währungwesens ist heute in Folge des ungeheuer entwickelten Verkehres keine interne Angelegenheit des einzelnen Staates mehr, sondern eine internationale Sache, deren Entscheidung in einem Saate sehr wesentlich auf die übrigen Staaten zurückwirkt. Und der internationale Charakter dieser Frage wird durch die internationale Verschuldung der einzelnen Völker ganz außerordentlich verschärft. Nun waren bekanntlich in Amerika wegen der dortigen reichen Silberproduktion die Silberinteressen immer sehr mächtig. Bisher waren es nur die „Silberbarone", die sich ihres lebhaften Interesses an der Silberfrage klar bewußt waren, und diese Besitzer von Silberminen wären nie im Stande gewesen, ein ganzes Volk von der Größe des amerikanischen mit sich fortzureißen und für ihre besonderen Privatinteressen zu begeistern. Jetzt aber bricht sich in Nordamerika — wie der erbitterte Kampf gelegentlich der letzten Präsidentenwahl beweist — immer deutlicher die Ueberzeugung Bahn, daß die Silberfrage nicht nur die Interessen der Silberbarone, sondern die des gesammten Volkes berührt. Die Amerikaner wissen heute sehr wohl, daß sie ein Schuldnervolk sind und daß ungefähr $3^1/_2$ Milliarden Dollars ihrer Werthpapiere sich in Europa befinden. Die Amerikaner werden sich immer deutlicher bewußt, daß für sie diese Schuld viel drückender wird, wenn sie in theurem Golde verzinst und rückgezahlt werden muß, daß sie dagegen wesentlich erleichtert wird, wenn Amerika die Silber- oder die Doppelwährung einführt. Nun unterscheiden sich aber die Amerikaner sehr wesentlich von uns Bewohnern von Central- und Osteuropa. Wir brauchen immer ein Mustervolk, vor dem wir anbetend in den Staub sinken und dem nachzueifern wir als unsere Lebensaufgabe betrachten. Anfangs waren es die Franzosen, später waren es, insbesondere in politischen und wirthschaftlichen Dingen, die Engländer. Auch sind wir aus ziemlich weichem Material geknetet und sind gewöhnt, gewisse Dinge, beispielsweise eben jetzt die allgemeine Einführung der Goldwährung, wie eine unabwendbare Fügung des Schicksales hinzunehmen, in die man sich eben schicken muß. Von beiden

Charaktereigenschaften sind die Nordamerikaner frei; sie fühlen sich stark und sind ziemlich selbstbewußt. Ob wir hier in Europa diese oder jene Institution eingeführt haben, ist ihnen in der Regel gleichgiltig: sie thun, was sie für nützlich erachten. Unter solchen Umständen müssen wir auf dem Gebiete der Münzpolitik auf Ueberraschungen gefaßt sein und aus diesem Grunde scheint es mir bedenklich, gerade jetzt einen so schwer wiegenden Schritt wie die Einführung der Goldwährung zu unternehmen.

Endlich wäre noch ein Umstand zu erwähnen, der nach meinem Dafürhalten zwar nicht speziell gegen die Einführung der Goldwährung in Oesterreich-Ungarn, wohl aber in der ganzen civilisirten Welt gegen die Einführung der Goldwährung spricht und der meines Wissens noch nirgends ganz klar und scharf hervorgehoben wurde, der aber von dem Sekretär der Brünner Handels- und Gewerbekammer, Herrn Dr. Otto Lecher, in seinem Gutachten angedeutet wird; ich meine die soziale Seite der Goldwährung. So lange das Silber Währungmetall war und in den meisten Ländern die Silberwährung und in den Ländern der lateinischen Münzunion die Doppelwährung bestand, besaß das Silber nicht nur einen festen Werth, sondern es stand auch in einem nahezu unveränderlichen Werthverhältnisse zum Golde. Deshalb konnten die größeren Silbermünzen, die das Bindeglied zwischen der eigentlichen Scheidemünze und der kleinsten Goldmünze bilden, vollwichtig, also als eigentliches gutes Geld, ausgeprägt werden. Seitdem aber das Silber in den meisten Kulturstaaten aufgehört hat, Währungmetall zu sein, hat es seinen festen Werth und insbesondere sein festes Werthverhältniß gegenüber dem Golde verloren. In Folge Dessen sind die heutigen Silbermünzen zum Theil Kreditgeld oder, mit anderen Worten, sie sind heute nichts Anderes als eine Art besserer Scheidemünze. Da aber die Erfahrung lehrt, daß kleinere Goldmünzen als der englische Sovereign, das lateinische 20-Francsstück, das deutsche 20-Markstück, das österreichisch-ungarische 20-Kronenstück unhandlich sind, so fängt das eigentliche gute Geld erst bei einem relativ hohen Betrage an und die breiten Volksschichten, die nie in die Lage kommen, ein wirkliches Goldstück in die Hand zu bekommen — also die überwiegende Mehrzahl der Menschen —, sind verurtheilt, sich ihr Leben lang mit unterwerthigem Gelde zu begnügen. Ob Das sozialpolitisch klug ist, lasse ich dahingestellt; unverständlich aber ist mir, wie angesichts dieser Thatsache speziell die Sozialdemokraten für die Goldwährung eintreten können.

Czernowitz. Professor Dr. Friedrich Kleinwächter.

Svengali.

Der Roman „Trilby" von du Maurier verdankt seinen außerordentlichen Erfolg ohne Zweifel besonders der reizvollen und erquickenden Schilderung des leichtsinnigen pariser Künstlerlebens. Ich will ihn hier nicht literarisch beurtheilen, möchte dagegen einen Punkt herausheben, den manche Leser nur als ein Phantasiewerk ansehen, wie es dem Rechte des Dichters, zu fabuliren, entspringt. Ich meine das geheimnißvolle Verhältniß, in dem Trilby zu dem Klaviervirtuosen Svengali steht, der aus ihr, die nicht das geringste musikalische Gehör besitzt, eine berühmte Sängerin zu machen vermag.

Trilby ist ein junges Mädchen, das, vom lustigen Künstlerleben angelockt, nach Paris kommt. Sie schließt sich den Malern im quartier latin an, dient ihnen als Modell, hält ihre Wäsche in Ordnung, — kurz, ist ihr guter Kamerad und hat das Schicksal, nahezu Alle in sich verliebt zu machen. Sie ist das Entzücken der Maler wegen ihrer unverwüstlichen Heiterkeit, besonders aber wegen ihrer wunderbar geformten Füße. In dem gemeinschaftlichen Atelier einiger Freunde hat sie häufig Anlaß, ein englisches Lied vorzutragen, erregt aber keine Bewunderung, sondern nur Heiterkeit, denn sie kann keine Note singen und bringt die seltsamsten Töne hervor, wenn sie es versucht. Im Atelier lernt sie den Klaviervirtuosen Svengali kennen, dem es auffällt, daß sie, die doch so klangvoll spricht, so wenig richtig zu singen vermag. Er untersucht ihren Kehlkopf und findet ihn wunderbar eingerichtet für den Gesang. Die Höhlung des Mundes ist gewölbt „wie der Dom des Pantheons", die Oeffnung des Kehlkopfes weit „wie die mittlere Pforte von Saint-Sulpice", die Zunge muldenförmig vertieft „wie das Blüthenblatt einer Pfingstrose"; der Nasenrücken gleicht dem Bauch einer Stradvarius-Geige — ein prachtvoller Resonanzboden — und die Lunge in dem weiten Brustkorb ist so stark wie Leder. Das Alles müßte Trilby zu den höchsten Leistungen des Gesanges befähigen; es fehlt also nur am musikalischen Verständniß.

Svengali ist groß als Künstler, aber von zweifelhaftem Charakter. Er beschließt, Trilby für sich auszunützen, und dazu soll ihm der Hypnotismus verhelfen. Ein nervöser Augenschmerz, an dem sie leidet, giebt ihm Gelegenheit, sie zu magnetisiren. Mit der Suggestion vertraut, unterwirft er sie sich psychisch. Sie soll nichts sehen, nichts hören, nichts denken als nur: Svengali! Svengali! Svengali! Es gelingt ihm, trotz ihrer anfänglichen Abneigung; sie ist an ihn gebunden, begleitet ihn auf Reisen, wo sie als seine Frau gilt. Sie, die keinen Ton richtig anschlagen kann, wird von ihm zur berühmten Sängerin ausgebildet. Das ist es, was manche Leser der dichterischen Phantasie des Verfassers anrechnen. Nun ist es allerdings richtig, daß man einen unmusikalischen Menschen durch Suggestion nicht musikalisch machen

kann; aber die anatomische Grundlage für die Sängerin ist durch den phänomenalen Kehlkopf Trilbys gegeben und es ist durchaus nicht unmöglich, einen solchen durch mechanische Abrichtung zu hohen Leistungen, ja, bis zur Virtuosität zu bringen. Wir erfahren erst am Schluß des Romans durch Gecko, den ersten Violinisten in der Kapelle Svengalis, wie der Meister es machte. Sie steht ganz unter seinem Einfluß, und er erlaubt ihr nie, ohne ihn zu singen. Für die Uebungstunden versetzt er sie in Somnambulismus. „Im Nu, mit einer Bewegung seiner Hand über sie hin, einem Blick seines Auges, einem Wort, konnte Svengali sie in die andere Trilby — seine Trilby — verwandeln, die Alles thun mußte, was er wollte. Mit glühenden Nadeln hätte man sie stechen können, sie würde nichts gefühlt haben. Er brauchte nur zu sagen: Dors! und sie war wie aus Marmor gehauen, ohne Bewußtsein." Diese Trilby nun lehrt er singen. Gecko auf der Geige, Svengali auf der Flöte spielen ihr den Ton vor, den sie anzuschlagen hat, und sie trifft ihn genau. Sie singt zwar nur wie ein Musikinstrument, eine Gesangmaschine, und auch ihr Repertoire ist nicht groß; aber die Töne, die sie hervorbringt, sind wunderbar. Sie umfaßt den tiefsten Alt und den höchsten Sopran. Was Paganini mit der Geige leistete, Das vermag sie mit der Stimme.

Der hypnotische Schlaf steigert die Feinheit des Gehörs, aber auch die Feinheit des Muskelsinnes und schon im Wachen werden alle körperlichen Bewegungen und Handfertigkeiten, so schlecht sie uns auch beim Erlernen gelingen, um so eleganter und präziser, je unbewußter sie ausgeführt werden. So beim Fechten, Reiten, Turnen, Tanzen, Stricken u. s. w. Der Nachtwandler zeigt in seinen Klettereien eine Geschicklichkeit und ein Gleichgewicht ganz ungewöhnlicher Art; im Wachen aber bringen Bewußtsein und Reflexion immer Zaudern und Schwanken. Diese Feinheit des Muskelgefühles erstreckt sich auf alle Gruppen; und Svengali benutzt sie, um Trilby den Gebrauch ihres phänomenalen Kehlkopfes zu lehren. Immer aber ist seine Anwesenheit nöthig; nur unter der Herrschaft seines Blickes vermag sie zu singen, wie er es will. Ein Lobredner sagt von ihr, er habe ein Gespräch mit ihr angeknüpft, sie habe aber kaum ein Wort englisch, französisch oder italienisch sprechen können; und doch sang sie in allen diesen Sprachen ganz göttlich.

Auch Das ist durchaus nicht undenkbar. Die Somnambulen sprechen Alles genau nach, was man ihnen vorsagt, auch wenn in fremden Sprachen gesprochen wird, — die sogenannte Echolalie*). Vom Gesang gilt das Selbe. Ich thue wohl am Besten, hier den Entdecker des Hypnotismus sprechen zu lassen, Braid, der ein merkwürdiges Experiment dieser Art berichtet: „So wiederholen manche Patienten bereitwillig auf das Genaueste,

*) Moll: Der Hypnotismus. 53.

was in irgend einer Sprache gesprochen wird, und sie können sogar im Stande sein, korrekt und zugleich mit einem Anderen sowohl Töne als Worte eines Liedes, das sie nie zuvor gehört hatten, in irgend einer Sprache zu singen, indem sie die Worte und Töne augenblicklich auffangen und den anderen Sänger begleiten, als ob Beide vorher gleich vertraut mit den Worten und der Melodie gewesen wären. So war eine Patientin von mir, die im Wachsein nicht einmal die Grammatik ihrer eigenen Sprache kannte und sehr wenig von Musik wußte, im Stande, Fräulein Jenny Lind beim Singen von Liedern in verschiedenen Sprachen korrekt zu folgen, indem sie Worte und Töne auffallend richtig und gleichzeitig mit Jenny Lind wiedergab. Zwei Zuhörer im Zimmer konnten eine Zeit lang nicht begreifen, daß es zwei Stimmen seien, so vollkommen stimmten sie überein, sowohl im harmonischen Klang als in der Aussprache, bei Schweizerliedern, bei deutschen und italienischen Weisen. Mit eben so vielem Erfolg begleitete sie Fräulein Lind bei einer extemporirten langen und außerordentlich fein durchgeführten chromatischen Uebung, die die berühmte Sängerin vornahm, um die Leistungfähigkeit der Somnambulen zu erproben. Als das Mädchen erwacht war, durfte es nicht wagen, auch nur etwas Derartiges zu versuchen; und schließlich, so wunderbar es war, war es nur phonetische Nachahmung gewesen, denn sie verstand nicht den Sinn eines einzigen Wortes der fremden Sprachen".*) Es ist wahrhaft schade, das Braid diesem interessanten Bericht die falsche Erklärung der phonetischen Nachahmung beifügt und damit seiner eigenen Aussage widerspricht, nach der die Stimmen so gleichzeitig ertönten, daß man sie für eine hielt. Die wahre Erklärung liefert der magnetische Rapport, der bei jeder Odvermischung eintritt — sogar zwischen Menschen und Pflanzen — und eine so innige Lebensgemeinschaft und Seelengemeinschaft herbeiführt, daß die Somnambule alle Stimmungen, Empfindungen und Gedanken des Magnetiseurs theilt, auch wenn von Suggestion keine Rede ist. So theilte die Somnambule Braids die Kontraktion der Halsmuskeln von Jenny Lind. Andere Somnambulen müssen die Muskelkontraktionen der Arme und Beine ihres Magnetiseurs sympathisch mitmachen — nicht nachmachen —, sein Lächeln, Husten, seine Arm- und Handbewegungen, alle Körperstellungen, auch mit verbundenen Augen. Dieser Rapport erstreckt sich also auf das ganze Muskelsystem.**)

Auch die Schlußszenen des Romans sind nicht nothwendig als freie Erfindungen des Dichters anzusehen. Trilby soll in einem Konzert in London singen; Svengali sitzt vor ihr in einer Loge. Aber seinem Einfluß

---

*) Preyer: Die Entdeckung des Hypnotismus. 95; und: der Hypnotismus. 151.

**) Archiv für thierischen Magnetismus IV. 1. 21. V. 3. 18

wird sie plötzlich entzogen, da ihn der Herzschlag trifft, und sie verwandelt sich nun in die alte Trilby. Ihr Gesang trägt ihr Zischen und Pfeifen ein. Sie ist wie aus einem Traum erwacht und weiß nicht, wie sie hergekommen ist. Wie die geweckten Somnambulen ist sie erinnerunglos. Sie weiß nichts mehr von ihren früheren glänzenden Triumphen. Aber noch einmal macht sich der dämonische Einfluß Svengalis auf sie geltend. Seine große Photographie in der Uniform seiner Kapelle wird an ihr Bett gebracht. Er hält den Dirigentenstab in der Hand und schaut strengen, befehlenden Blickes. Ihre Augen sehen weit geöffnet und unverwandt mit seltsamem Glanz auf das Bild. Noch einmal spricht sie französisch, wie immer mit Svengali, und fordert ihn auf, den Takt anzuschlagen. Sie singt schöner als je, ihre ganze Seele liegt in den Tönen. Dann fällt ihr Kopf auf das Kissen und sie stirbt, — mit dem Namen Svengali auf den Lippen.

Es ist eben, um Somnambulismus herbeizuführen, nicht immer die Anwesenheit des Hypnotiseurs nöthig. Man kann Suggestionen durch Briefe, durch das Telephon und den Phonographen ertheilen; warum soll eine Photographie, eine Objektsuggestion, nicht das Selbe leisten können? Kurz, der Roman „Trilby“ kann ernster genommen werden, als es bis jetzt geschehen ist. Aber es geht ihm eben auch wie mir, als ich den hypnotischen Roman „Das Kreuz am Ferner“ schrieb. Viele Leser hielten das Erfundene für Erlebniß und gerade das Wahre für Erfindung.

München. Dr. Karl du Prel.

Margarine.

Die Betrachtung der historischen Entwickelung der Margarine-Frage führt uns nicht bis auf Adam zurück, sondern nur bis zu Napoleon dem Dritten, der befahl, „Untersuchungen darüber anzustellen, inwieweit es möglich sei, für die Marine und für die bedürftigen Klassen der Bevölkerung eine Butter herzustellen, die billiger und dabei haltbarer sei als die gewöhnliche und die doch von dem bei der Kuhbutter in kurzer Zeit auftretenden ranzigen Geschmack und unangenehmen Geruch frei sei“. Man sieht: die Kunstbutter ist nur aus idealem Streben geboren; und man wird nur bedauern, daß der Konsum dieser billigeren und doch dabei besseren Butter gleich von vorn herein auf Matrosen und auf den Konsumentenkreis der bedürftigen Klassen beschränkt wurde, sonst wären die edlen Bemühungen der Fabrikanten, auch in bessere Kreise mit ihrem Produkt zu dringen, gewiß schneller erfolgreich gewesen.

Die von Napoleon gestellte Aufgabe wurde durch Mège-Mouriès spielend bewältigt. Dieser berühmte Chemiker hatte bemerkt, daß eine Kuh, der man

alle Nahrung entzieht, so lange sie überhaupt lebt, noch Milch giebt und daß diese Milch stets Butterfett enthält. Daraus schloß er, daß dieses Butterfett dem thierischen Körperfett entstamme. Er benutzte also zu seinen Grundversuchen das bei der Schlachtung gewonnene Fett der Thiere des Rindergeschlechtes und seine Experimente führten zuletzt zu dem folgenden Verfahren: Absolut frischer Talg von eben geschlachteten Rindern wird durch sorgfältige Waschung vollständig von allen Blut- und Fleischtheilen gereinigt. Das so gewonnene reine Talg wird zerkleinert und bis auf 45° C erhitzt, wobei das gesammte Fett sich von den Zellengeweben als ölartige Flüssigkeit abscheidet. Diese 45° C warme Oelflüssigkeit wird nach ihrem Austritt aus dem Kessel auf 25° C abgekühlt. Hierbei erstarren die darin enthaltenen unverdaulichen Bestandtheile (im Wesentlichen Stearin), während der als Speisefett werthvolle oleinreiche Stoff, das Margarin, bei dieser Temperatur noch mehr oder weniger flüssig bleibt und so durch Pressung von dem Gesammtfett abgeschieden werden kann. Es resultiren bei diesem Vorgang aus je 100 Pfund Roh-Talg rund 80 Pfund reines Talg und daraus 30 Pfund reines Oleomargarin (Speisefett) und 50 Pfund Seifensiederfette (Stearin und Palmitin). Das so gewonnene reine Oleomargarin wurde von Mège-Mouriès wie Butterfett behandelt. Er vermischte es mit einer gleichen Gewichtsmenge Kuhmilch, verbutterte das Ganze und gewann so ein Produkt, das sich weder im Aussehen noch im Geschmack von reiner Kuhbutter, wie man sie beim damaligen Stande der Buttertechnik nur zu gewinnen vermochte, unterscheiden ließ, das aber wegen der Billigkeit des Rindertalges etwas wohlfeiler verkauft werden konnte. Trotzdem hiernach die gestellte Kulturaufgabe vollkommen gelöst schien, konnte das — für Frankreich patentirte — Verfahren doch Jahre lang eine besondere wirthschaftliche Bedeutung nicht gewinnen, denn seine weitere Verbreitung scheiterte zunächst an einer — von unseren heutigen volkswirthschaftlichen Gesichtspunkten aus — ganz unbegreiflichen Engherzigkeit der Fabrikanten. Diese nahmen Jahre hindurch die gestellte Aufgabe: gute Naturbutter nachzuahmen, ganz wörtlich, waren also bemüht, durch peinlich genaue Befolgung des patentirten Verfahrens ein der damaligen Butter wirklich gleichwerthiges Produkt herzustellen. Nun beträgt aber die Ausbeute wirklich reinen Oleomargarins aus dem Gesammttalg, wie erwähnt, nur 30 Prozent. Durch die bei der neuen Produktion gesteigerte Nachfrage nach ganz frischem Rindertalg besserte dessen Preis sich nicht unerheblich; Talglichte aber wurden durch das siegreich vordringende Petroleum immer billiger und so wälzte der Preisaufschlag für 100 Pfund Rohtalg sich ganz auf jene 30 Prozent Margarinausbeute ab. Damit engte bei der damals volkswirthschaftlich noch so unrichtig aufgefaßten Kunstbutterindustrie der mögliche Gewinn sich natürlich mehr und mehr ein. Ein Zweites wirkte mit. Die Technik der Naturbutter-Bereitung nahm in den siebenziger Jahren einen außerordentlichen Aufschwung; neue Aufrahmung- und Butterungverfahren machten die Gewinnung eines gegen früher außerordentlich verfeinerten Produktes möglich und bald konnte — zu einem für die Fabrikation noch lohnenden Preise — die gute Kunstbutter mit der nach neuen Begriffen „guten“ Naturbutter nicht mehr konkurriren, wenn sie, was man bis dahin gleichfalls für nöthig gehalten hatte, ganz ehrlich als reine Kunstbutter sich anbot.

Es ist das Verdienst der inzwischen herangewachsenen Generation, alle diese Schwierigkeiten beseitigt zu haben. Der Zweck des ganzen Verfahrens ist doch unzweifelhaft, den Konsumenten einen billigen Ersatz zu bieten für Etwas, das er sonst theurer bezahlen müßte. Wer aber das Ziel will, muß auch die Mittel wollen. Nun hat das große Publikum einen gewissen Widerwillen gegen künstlich hergestellte Lebensmittel. Mit dieser Thatsache muß man also rechnen und den Konsumenten einfach nicht sagen, daß man ihnen ein Surrogat bietet. Butter ist eben Butter. Um aber die für industrielle Begriffe erforderliche Einträglichkeit des Betriebes zu ermöglichen, entschloß man sich, die Schmelz- und Preßtemperatur des Talges entsprechend höher einzustellen; damit geht von den schwerer schmelzbaren Seifefetten so viel in das Oleomargarin über, daß die Ausbeute um die Hälfte bis zum Doppelten sich steigert. Privatwirthschaftlich begründet sich Das ja von selbst. Aber auch allgemein volkswirthschaftlich muß es als Gewinn erachtet werden. Der Verbrauch von Talglichten ist durch die neuen Beleuchtungmittel außerordentlich eingeschränkt, wenn also dem Stearin eine neue Absatzquelle erschlossen wurde, so ist Das nur verdienstlich. Einer sehr ausgedehnten Nutzung dieses technischen Fortschrittes stand zunächst freilich die Begrenzung entgegen, daß das bei einem sehr viel höheren Schmelzpunkt gewonnene, also stark stearinhaltige Margarin nicht mehr als Streichfett, also auch nicht als Buttersurrogat, zu benutzen war. Der einmal auf die richtige Spur gelenkte forschende Geist des Menschen überwand aber bald auch diese Schwierigkeit. Man fand heraus, daß einige tropischen Pflanzenöle, insbesondere das sehr billige Baumwollensaatöl, sich vortrefflich dazu eignen, dem starren Stearin die streichbare Konsistenz des reinen Oleomargarins zurückzugeben und es wieder butterfähig zu machen. Wie belebend diese Erfindung allein auf die deutsche Rhederei und damit auf das Nationalvermögen gewirkt hat, mag man daraus ersehen, daß die Einfuhr dieses Oels nach der amtlichen Statistik seit 1885 von acht Millionen auf 34 Millionen Kilo im Jahre 1895 gestiegen ist.

Aber eine neue Schwierigkeit war nun erwachsen. Das gegenüber der ursprünglichen Erfindung ziemlich stark veränderte Produkt sah weder wie Butter aus, noch schmeckte es wie Butter. Diesem Mangel ließ sich technisch nur zum Theil abhelfen. Die buttergelbe Farbe zwar konnte man dem Stearin durch ein Gemisch von Curcuma mit Orlean-Farbstoff leicht beibringen und zur Schaffung des der Milchbutter eigenthümlichen angenehmen Geruches eignete sich einigermaßen ein aus der Tonkabohne gewonnener Riechstoff, das Cumarin, dessen vorsichtige Anwendung dem Stearin eine Art Butteraroma verleiht. Immerhin blieb der Uebelstand bestehen, daß die so aus Oleomargarin, Seifentalg, Baumwollsaatöl, Magermilch, Orlean und Cumarin komponirte Butter nur den ganz armen Leuten, die bis dahin gute Butter überhaupt nicht gekannt hatten, als reine Naturbutter angeboten werden konnte. Damit war zwar der napoleonische Zweck noch immer erfüllt, noch nicht aber der modern-industrielle. Denn jene armen Leute können selbst das durch diese geistreiche Technik so sehr verbilligte Speise- und Streichfett nicht zu einem Preise bezahlen, der einen wirklich anständigen Nutzen läßt. So blieb nur übrig, die letzte Konsequenz der, wie hier nachgewiesen wurde, vollständig berechtigten industriellen Grundanschauung zu ziehen und für die wohlhabenden Konsumenten Naturbutter und Kunstbutter zu

mischen, so daß erstens eine erziehliche Wirkung ausgeübt, d. h. die langsame Gewöhnung der Wohlhabenden an den etwas abweichenden Geschmack des neuen Erzeugnisses herbeigeführt wurde, zweitens es aber möglich blieb, ihnen den vollen Preis für gute Naturbutter abzunehmen. Der hierbei erlangte, vielleicht etwas unverhältnißmäßige Gewinn gestattete dann die Erfüllung der napoleonischen sittlichen Forderung: den wirklich ganz armen Leuten, die sich nicht geniren, ausdrücklich Margarinebutter zu verlangen, diese etwas billiger zu verkaufen.

Nachdem so alle Hindernisse für eine gedeihliche Entwickelung aus dem Wege geräumt worden waren, nahm diese neue nationale Industrie einen außerordentlichen Aufschwung. Eine Störung trat nur 1882 vorübergehend ein. Am dreizehnten Jannar dieses Jahres wurde Herrn Huët das deutsche Reichspatent Nr. 19011 ertheilt, auf ein Verfahren: „Speisefett aus den Abfällen der Abdeckereien herzustellen." Das Verfahren bestand darin, diese stark übel riechenden und wohl auch sonst nicht appetitlichen Fette mit einer äußerst stark wirkenden Desinfektionflüssigkeit (Aluminum Chlorür) zu behandeln; das so gereinigte Kadaverfett ist, mögen die Thiere an noch so bösen Seuchen krepirt sein, nicht mehr gesundheitschädlich und man kann es — des Geschmackes wegen allerdings nur in kleineren Portionen — den Kunstbutter- und Speisefetten unbedenklich beimischen. Zwar ist nun gleich klar, daß es einen hohen Gewinn bedeutet, wenn man die sonst nur zu Wagenschmiere brauchbaren Abdeckereifette als Speisefette verkaufen kann, — aber bei der großen, urtheilslosen Masse machte die Sache immerhin peinliches Aufsehen. Die Agrarier, denen die Kunstfettfabrikation damals schon fühlbar zu werden begann, gruben die Patentertheilung aus den verschwiegenen Spalten des Reichsanzeigers aus und verwertheten das Vorkommniß zu einer heillosen Agitation. Das gab den Anlaß, das Patent später durch Nichtzahlung der Patentgebühr erlöschen zu lassen und von der weiteren Ausnützung dieses erheblichen Kulturfortschrittes, offiziell wenigstens, abzusehen. Trotzdem aber wird diese alte Geschichte von den Agrariern neuerdings wieder aufgewärmt, nachdem bekannt geworden ist, daß manche Margarinefabrikanten zugleich auch Seifensieder sind. Man spricht direkt den Verdacht aus, diese Industriellen seien nur zum Schein Seifensieder, um unter dieser Firma, ohne ihre Hauptbranche zu diskreditiren, auch Schlachthausabfälle und Abdeckereifette erwerben zu können; Das sei jetzt besonders lukrativ, nachdem das Patent Nr. 19011 erloschen und das Verfahren dadurch für Jedermann gebührenfrei nutzbar geworden ist.

Die durch Vorkommnisse der hier geschilderten Art unserer Industrie in den Weg gewälzten Steine konnten ihr siegreiches Vordringen aber nicht hindern und so finden wir sie heute bereits in einer Hochachtung gebietenden Stellung. Nach der vom Centralverbande der deutschen Margarinefabrikanten selbst veröffentlichten Statistik beträgt die deutsche Kunstbutterproduktion rund 100 Millionen Kilogramm jährlich. Man wird annehmen dürfen, daß aus geschäftlicher Rücksicht auf die Agrarier die Fabrikanten diese Zahl etwas bescheiden gegriffen haben; sicherlich ist es aber frech gelogen, wenn die Gegner die Produktion auf das Fünffache schätzten. So weit sind wir leider noch nicht. Wenn man nach der Statistik der großen öffentlichen Schlachthäuser und nach der amtlichen Einfuhrstatistik (amerikanisches Rohmargarin, Baumwollöl u. s. w.) die insgesammt der deutschen Fabrikation zur Verfügung stehenden Rohmaterialien nach mittleren

Ausbeute- und Zusammensetzungzahlen auf fertiges Produkt reduzirt, so kommt man nur auf rund 150 Millionen Kilogramm. Und will man darüber hinaus alle deutschen Abfall- und Seifensiederfette, einschließlich der — der Zollfreiheit wegen — amtlich denaturirten Importe als zur Kunstfettfabrikation mit verwendet voll in die Rechnung einbeziehen, dann ergeben sich immer erst rund 200 Millionen Kilogramm. Nun zeigt zwar der Import der Margarinerohstoffe von Jahr zu Jahr einen sprunghaften Zuwachs und es ist zu hoffen, daß die fortgesetzte Rührigkeit unserer Industrie ihr Ziel der ausschließlichen Versorgung der gesammten Bevölkerung mit der Zeit erreichen werde, — aber für die heutige Beurtheilung der volkswirthschaftlichen Seite der Frage werden wir nur mit gegebenen Verhältnissen rechnen können. Ich ziehe also für die folgende Betrachtung das Mittel aus der Fabrikantenstatistik und meiner Rohmaterialschätzungrechnung: 150 + 100 : 2 = jährliche Produktion 125 Millionen Kilogramm.

Nun sind zur Herstellung dieser 125 Millionen Kilogramm Kunstbutter in Deutschland nur 90 Fabriken mit 10 Millionen Mark Anlagekapital, 90 Unternehmern und 1900 Beamten und Arbeitern thätig. Dazu treten noch die beim Import des Rohmargarins und der Oele in Bewegung gesetzten Rheder, Kapitäne, Matrosen und Hafenarbeiter, zusammen etwa 500 Mann, im Ganzen also 2490 Menschen und 10 Millionen Kapital. Dagegen müssen für die Herstellung eines gleichen Quantums Naturbutter folgende Kapital- und Arbeitwerthe in Bewegung gesetzt werden:

a. Kapital.

125 Millionen Kilo Butter erfordern die Haltung von 1 500 000 Kühen; dazu gehören bei einer Haltung von 50 Kühen pro mittelgroße Wirthschaft: rund 30 000 Güter mit 10 Millionen Morgen intensiv bewirthschafteten Futterlandes.

Das ergiebt:

10 Millionen Morgen Futterland à 200 Mark	2000	Millionen
30 000 Viehställe zu je 50 Haupt-Milchvieh à 8000 Mark .	240	"
30 000 Futterscheunen à 2000 Mark	60	"
30 000 einfachst eingerichtete Gutsmeiereien à 4000 Mark .	120	"
1 500 000 Kühe à 300 Mark	450	"
Anlagekapital Summa	2870	Millionen

b. Menschen.

Pro Wirthschaft 1 Unternehmer	30 000
" " 1 Voigt oder Beamter	30 000
" " 1 Meier oder Meierin	30 000
" " 6 Fütterer und Melker	180 000
Pro Jahr und 20 Morgen 1 Arbeiter zur Bestellung und Ernte der Futterflächen	500 000
an Menschen Summa	770 000

Nun lautet das Hauptargument der Agrarier bekanntlich: Die Kunstbutter macht uns und unsere Leute brotlos; wäre diese Teufelserfindung nicht, dann könnten wir, entsprechend dem Wachsthum der deutschen Bevölkerung um eine halbe Million Menschen jährlich, zu immer steigender Intensität des Wirthschaftbetriebes übergehen, vorhandene Wiesen und Weiden verbessern, neue Futter-

flächen aus den heute noch ungenützten vielen millionen Morgen Moorländereien schaffen, den ganzen Feldbau heben, kurz: für millionen Hände neue Arbeit und Verdienst schaffen. Jetzt aber werden wir nicht nur an solchem Fortschritt gehindert, sondern die Kunstbutter bedroht sogar immer ärger unseren bisherigen Besitzstand. Die rasche Zunahme ihrer Produktion hat den Preis der Naturbutter von durchschnittlich 115 bis 120 Mark pro Centner in den siebenziger Jahren bereits auf 80 bis 90 Mark pro Centner im Jahre 1895 herabgedrückt. Das macht, bei Fortdauer dieses Zustandes, eine starke Einschränkung des Molkereibetriebes zur unabweislichen Nothwendigkeit; damit entfiele aber die letzte Stütze, die wir seit dem Versagen des Getreidebaus für unsere Wirthschaften noch hatten, und das Resultat muß die Verödung der deutschen Aecker und Dörfer sein. Man sieht: die altbekannten begehrlichen Klagen. Diese Leute wollen sich thatsächlich gegen die Fortschritte des menschlichen Erfindungsgeistes stemmen. Sie betrachten es als ein Element der gottgewollten Weltordnung, daß nur die Kühe Butter geben dürfen, und wollen so in Ewigkeit Besitzer melkender Kühe bleiben, statt ihr eigenes selbstisches Interesse dem Allgemeinwohl unterzuordnen. Sie betrachten als Unsegen, was doch seit einiger Zeit schon von der liberalen Nationalökonomie als ein Segen für die ganze Menschheit nachgewiesen worden ist: den Erwerb großen Vermögens mit möglichst wenig Kapitalrisiko in kürzester Frist und die Gewinnung größter Produktenmengen mit möglichst geringem Arbeitaufwand.

Unsere Rechnung zeigt, wie viel Arbeitkraft durch die Kunstbutterindustrie im Lande frei gemacht wird, die nun einen anderen Erwerb sich suchen kann, wenn sie einen findet, was ihr doch jeder Wohlmeinende gewiß von Herzen wünschen wird. Und betrachten wir die Unternehmer, so liegt, falls man den allgemeinen Lamentationen der Agrarier hier einmal Glauben schenken will, auf der Hand, daß es jenen 30000 landwirthschaftlichen Unternehmern gar nicht nützen würde, wenn man sie auch im Besitz ihrer Kühe ließe: was sie an der Butter verdienen könnten, verlieren sie ja — nach ihren eigenen Angaben — doch wieder am Getreidebau und an den Masthammeln. Betrachten wir dagegen, nationalwirthschaftlich, jene 90 Kunstbutterfabrikanten, die durch ihre industrielle Technik mit nur zehn Millionen Kapitalrisiko Das verdienen, was 30000 im Fortschritt zurückgebliebene Junker mit annähernd drei Milliarden Anlagekapital zu verdienen beanspruchen. Liegt es da nicht auf der Hand, daß in jenen 90 Männern an den Centren des Handels und Wandels uns kapitalkräftige Leute erstehen, die, wenn Deutschland einmal eine Kriegsanleihe braucht, jeden beliebigen Betrag sofort zeichnen können und auch zeichnen werden, — sofern nicht etwa wegen übermächtiger Koalition unserer Feinde die nöthige Sicherheit für die Anleihe fehlt?

Immerhin läßt sich ja nicht verkennen, daß man, vom allgemein menschlichen Standpunkt aus, den durch die neuen Erfindungen frei gewordenen Kräften und Kapitalien für die Uebergangszeit behilflich sein muß. Aber Das ist ja auch schon in ausgiebigem Maße geschehen. Ich erinnere hier nur an die Rathschläge, die in der gutgesinnten Presse, beispielsweise im Berliner Tageblatt, in der Vossischen, der Kölnischen und Magdeburgischen Zeitung, kurz in allen hervorragend leitenden Organen der öffentlichen Meinung, mehr als einmal schon den Landwirthen ertheilt worden sind: künftig mehr Him-, Brom-, und solche Beeren zu züchten, die in der

berliner Centralmarkthalle noch immer sehr gut bezahlt werden. Auch die Rhabarberkultur soll immer lohnender werden, seit man bei den Schulkindern in den größeren Städten eine Zunahme von Verdauungstörungen nach dem Genuß von Butterbroten beobachtet hat. Da aber alle diese Vorschläge der leitenden Presse in der nächsten Campagne nicht mehr neu sein werden, so möchte ich hier einen Vorschlag noch einfügen, der unbegreiflicher Weise bisher ganz übersehen worden ist: die 30000 Junker sollen doch einfach ihre Aecker und Kühe verkaufen! Sie lösen daraus, nach der mitgetheilten Rechnung, Jeder rund 95000 Mark; davon beziehen sie bei Anlage in gut verzinslichen Industriewerthen, z. B. in van den Berghs Margarine-Aktien, nach dem Gründungprospekt der Gesellschaft 140 Prozent jährliche Dividende. Die 60000 Wirthschaft- und Meiereibeamten können einfach pensionirt werden — es sind gewiß meist schon ältere Leute — und die gewöhnlichen Arbeiter können als Sachsengänger in den Rübenbaugegenden Verwendung finden. Uebrigens kommen die Aelteren unter ihnen ja so wie so bald in den Genuß der Alters- und Invaliditätrente.

Man sieht, daß es nirgends eine ernstliche volkswirthschaftliche Schwierigkeit für die vollkommene Umwandlung des Kuhbutterstaates in einen Kunstbutterstaat giebt. Und von dem so gewonnenem Fundament aus will ich nun die extremsten Forderungen der Agrarier, die sich in ihrem — im vorigen Jahre vom Bundesrath abgelehnten — Margarinegesetzantrage verdichtet hatten, beleuchten.

Zunächst ist der heuchlerischen Begründung zu gedenken, die der Junkerbund seinem Gesetzesantrage gegeben hatte. Dort stand geschrieben: Es liegt uns vollkommen fern, die sanitär und volkswirthschaftlich völlig berechtigte Fabrikation irgendwie zu beschränken, deren Wesen darin besteht, ein im rohen Zustande nicht genießbares Fett (Rindertalg) durch technische Verbesserungen in ein billiges und gesundes Volksnahrungmittel umzuwandeln. Durch eine so gedachte, legitime Fabrikation erwächst der Landwirthschaft auch kein Nachtheil, denn es wird dadurch ein gleichfalls aus dem landwirthschaftlichen Betriebe hervorgehendes Produkt, das Rindertalg, auf eine höhere Stufe der Verwerthung gebracht. In Konsequenz dieses grundlegenden Standpunktes beantragen wir, es möge gestattet sein, aus frischem Rindertalg, das von gesunden Schlachtthieren gewonnen wurde, nach dem ursprünglich durch Mège-Mouriès geübten Verfahren, also bei einer Temperatur von nicht über 45 bezw. 25 Grad C., das reine Oleomargarin abzuscheiden und dieses Speisefett durch Hinzufügung der für die Butter-Emulsion nöthigen Milchmengen in ein Streichfett umzuwandeln. Die so gewonnene und in den Handel gebrachte Kunstbutter darf keine anderen Bestandtheile enthalten als:

1. Reines Oleomargarin mit einem Schmelzgrad von höchstens 25° C. etwa 84 bis 85 %.
2. Reines Butterfett in den durch den Emulsionprozeß mit der Milch unvermeidlich hineingelangenden Mengen von . . . . 0 bis 1 %.
3. Milch in der zur Herstellung der Butteremulsion technisch erforderlichen Menge von . . 14 bis 15 %.
4. Salz . . . . 1 bis 2 %.

Es solle aber verboten sein: die Anwendung höherer Schmelz- und Preßtemperaturen, also die Mitgewinnung unverdaulicher Seifenfette in der Margarin-

ausbeute; die Verwendung von Oelen für die Herstellung der Streichbarkeit härter (bei höherer Temperatur) gewonnener Fette; die Verwendung von Fetten, die von krepirten oder bei der Schlachtung krank gewesenen Thieren herrühren oder deren sanitäre oder appetitliche Beschaffenheit zu berechtigten Einwendungen Anlaß giebt; die Verwendung von Färbemitteln und Geruchstoffen, die eine Täuschung des Käufers über die Natur des Produktes bezwecken oder ermöglichen; die Vermischung dieses Kunstproduktes mit Naturbutter zum Zweck des Verkaufes dieser Mischung; die Ausbietung und der Verkauf von künstlichen Speise- und Streichfetten und von künstlichem Käse unter Bezeichnungen, die eine Täuschung des Käufers über die Natur dieser Fette und Käse bezwecken oder ermöglichen; die Fabrikation, Verpackung, Aufbewahrung zu Handelszwecken und der Verkauf von künstlichen Speise- und Streichfetten und Kunstkäsen in solchen Räumen, in denen gleichzeitig Fabrikation, Verpackung, Aufbewahrung zu Handelszwecken oder Verkauf von Naturbutter und Naturkäsen vor sich geht; die Versendung und Verpackung von künstlichen Speise- und Streichfetten und künstlichem Käse in solchen Gefäßen, Verpackungen und Formen, die für den Handel mit Naturbutter und Naturkäse usancemäßig angewendet werden.

Zum Zwecke der Durchführung der angeordneten Gebote und Verbote sollen schwere Geld- und Gefängnißstrafen auf die Zuwiderhandlungen gelegt werden und es soll die öffentliche Bekanntmachung der Urtheile in den gelesensten Lokalblättern erfolgen; die Fabrikation und der Handel mit künstlichen Speise- und Streichfetten und mit künstlichen Käsen, die Einfuhr der zur Fabrikation verwendeten Rohmaterialien, die Gewinnung des inländischen Rohmaterials an den deutschen Schlachthöfen sollen unter sanitätpolizeiliche Kontrole gestellt werden; da nach dem heutigen Stande der Chemie Verfälschungen bis zu 30 Prozent Margarinegehalt sich nicht nachweisen lassen, soll angeordnet werden, daß bei der Herstellung des Rohstoffes (Oleomargarin) diesem eine latente Färbung gegeben wird, durch Zusatz einer geruch-, geschmack- und farblosen, nicht gesundheitschädlichen chemischen Substanz, die aber bei der chemischen Prüfung nach Anwendung entsprechender Reagentien ihr Dasein zu erkennen giebt und so jede Verfälschung erkennbar macht. Dieser Anforderung entspricht der Zusatz von 1 Gramm Phenolphtalein auf 100 Kilogramm Kunstbutter. Bei diesem Zusatz bleibt die Kunstbutter in Farbe, Geschmack und Geruch absolut unberührt, aber es würde jede Verfälschung der Naturbutter, auch mit nur einigen Prozent Kunstbutter, selbst durch den Laien feststellbar sein, da die Berührung dieser Mischung mit Alkalien, beispielsweise Soda, Pottasche, Cigarrenasche, sofort eine intensiv rothe Färbung hervorruft.

Man sieht: seit dem ursprünglichen Vorschlage des Herrn Reichstagsabgeordneten Gehlert aus dem Jahre 1887, anzuordnen, daß alle Kunstbutter „sanft himmelblau", und anderer Agrarier, daß sie „rosaroth" gefärbt werde, bis zu dieser Forderung der Nichtfärbung und Dochfärbung hat der Junkerbund technisch viel gelernt. Dieser gerissene Vorschlag, den Professor Dr. Soxhlet ausgeheckt hat, schneidet leider alle Einwendungen ab, die man beim Himmelblau und Rosaroth geltend machen konnte, und führt doch sicher zu dem von den Junkerbündischen erstrebten Ziele, jedem Konsumenten eine sichere Erkennung der Natur der von ihm genossenen Speisefette zu ermöglichen. Daß mit der Er-

reichung dieses Zieles aber einer blühenden nationalen Industrie der Todesstoß versetzt wäre, Das läßt diese rücksichtlosen Gesellen und erbitterten Feinde allen industriellen Fortschrittes natürlich kalt.

Wenn die deutsche Industrie einfach zu dem veralteten Verfahren des Mège-Mouriès zurückkehren müßte, so würden ihr damit alle Hindernisse wieder erwachsen, die in den ersten Jahren der vollen wirthschaftlichen Ausnützung der Erfindung entgegenstanden. Es lohnt doch wahrlich nicht, für arme Leute das Stearin aus dem Talge herauszuziehen, denn diese Leute können die damit verknüpfte Mühewaltung einfach nicht bezahlen. Für das Verbot der Mitverwendung des Stearins machen die Agrarier geltend, daß nach angeblich einwandfreien wissenschaftlichen Gutachten, beispielsweise des Kaiserlichen Gesundheitamtes, das Stearin unverdaulich sei und, in irgend erheblichen Mengen genossen, die Gesundheit schädige. Aber abgesehen davon, daß die zum Streichen eines Butterbrotes erforderliche Fettmenge von Niemandem als eine „erhebliche" bezeichnet werden kann, muß überhaupt bestritten werden, daß das sanitäre Gutachten der deutschen Wissenschaft hier das Richtige trifft. Diesem rein theoretischen Gutachten steht die thatsächliche Erfahrung des praktischen Lebens gegenüber, daß nach glaubwürdigen Reiseberichten die Kosaken mit großem Vergnügen Talglichte essen, ohne daß die Gesundheit dieses anerkannt kriegerischen Volkes darunter je gelitten hätte. Damit erledigt sich auch die Forderung des Verbotes der Verwendung von Baumwollöl. Wenn man das Stearin als Speisefett zulassen will, dann muß man logisch auch den Oelzusatz gestatten, durch den allein das Stearin streichbare Konsistenz erhalten kann. Sonst würden wir nothwendig in den Kulturzustand der Kosaken zurückfallen und unsere Zukost zum Brot von harten Talgstangen abbeißen müssen. Nun wird speziell gegen das Baumwollöl noch geltend gemacht, daß die Landwirthe die Preßrückstände dieses Oeles, die als Baumwollkuchen eine Zeit lang zur Ochsenmast in Deutschland warm empfohlen wurden, jetzt nicht mehr verwenden, weil sich herausgestellt hat, daß bei den für einen Mastochsen erforderlichen Gaben von 3 bis 4 Pfund die Thiere sehr krank werden; auch hat sich in Altona ergeben, daß den Mästern, die aus der Margarinefabrik baumwollene Buttermilch zu Futterzwecken bezogen hatten, alle jüngeren Schweine krepirt sind. Dem gegenüber brauche ich wohl nur darauf hinzuweisen, daß es sich bei der vorliegenden Frage doch nicht um Ochsen und jüngere Schweine, sondern um Menschen handelt, von denen die hier in Rede stehenden Fette bekanntlich nicht pfund- und literweise zu jeder Mahlzeit verzehrt werden. Um die Gesundheit ihres Viehzeuges mögen sich die Agrarier nach Belieben kümmern, aber als Träger der Sorge für Leben und Gesundheit der Städter haben sich diese wüsten Gesellen doch wahrlich noch keine Legitimation erworben.

Zu der Forderung, die Verwendung von Abfallfetten und der sanitär nicht kontrolirten amerikanischen Butterfette zu verbieten, habe ich unseren merkantil-industriellen Standpunkt schon beim Abdeckereifettpatent begründet. Hier sei nur auf die diabolische Geschicklichkeit der Bündischen verwiesen, die für die Begründung dieses Verbotes unter Anderem auch auf ein vom Kaiserlichen Reichsgesundheitamt dem Reichstage erstattetes Gutachten sich beziehen. Darin wird mitgetheilt, daß von der im Staate New-York eingesetzten Untersuchungskommission in den dortigen Margarinefabriken „vielfach ekelerregende und alarmirende Dinge"

festgestellt worden seien. Man fand sehr oft Fette vor, die nach einem dem Patent Huët ähnlichen Verfahren gewonnen worden waren und die nach den Feststellungen der Sanitätkommission: „die rindsledernen Stiefel eines Arbeiters durchfraßen.“ Auch hier finden wir also auf der gegnerischen Seite eine völlige Verdrehung der Thatsachen. Es ist doch nicht der Zweck der Kunstbutter, zu Stiefelschmiere zu dienen, mithin soll nicht das Fett die Stiefel der Arbeiter fressen, sondern die Arbeiter das Fett. So stellen diese Demagogen die Dinge auf den Kopf.

Dem reihen sich würdig die Schlußbestimmungen an. Durch den Zusatz von Phenolphtalein soll auch der bescheidenste Nutzen verhütet werden, den irgend ein kleiner Krämer im heute so schweren Ringen um die geschäftliche Existenz sich etwa verschaffen möchte, — und die selbe Partei, die Das fordert, tritt bei den Wahlen mit der Parole „Schutz des Mittelstandes“ auf!

Bekanntlich war es ihrem Drängen gelungen, unter der alten Regirung im Jahre 1887 bereits ein Gesetz durchzubringen, das die Vermischung der Kunstbutter mit Naturbutter verbietet und Zuwiderhandlungen mit Geldstrafen bis zu 150 Mark belegt. Eine höhere Strafe ließ selbst jene Regirung nicht zu, weil sie es selber wohl komisch fand, daß die Vermischung einer schlechten Waare mit einer besseren überhaupt verboten sein sollte. Nachdem das Gesetz Jahre lang bestanden und doch keine Wirkung auf ihren Geldbeutel geübt hatte, schöpften die Agrarier den Verdacht, daß das Gesetz von den Behörden vielleicht gar nicht angewendet würde. Darum ließ der „Verband hinterpommerscher Meiereien“ im September und Oktober 1893 heimlich in 1767 berliner Läden durch Arbeiterfrauen je 1/2 Pfd. „gute Tischbutter“ kaufen und übergab diese Probe dem gerichtlichen Chemiker. Dabei ergab sich denn, daß hiervon 419 Proben, also rund ein Viertel, mit mehr als 30 Prozent Margarine versetzt waren; Vermischungen unter 30 Prozent sind, wie schon erwähnt, heute durch chemische Analyse noch nicht feststellbar. Bei diesen Einkäufen hatten die Frauen aber die Bemerkung gemacht, daß man ihnen vielfach mit großer Vorsicht begegnet war. So wurde beim zweiten Mal, im März 1894, eine schändliche List angewendet. Man ließ die Frauen zunächst Wochen lang alle möglichen Bedürfnisse, Eier, Kaffe, Zucker einkaufen. Als so das völlige Vertrauen der Verkäufer erschlichen war, wurde die „Probebutter“ genommen und diesmal ergaben sich in den meisten Stadtgegenden bis zu 80 Prozent, im Durchschnitt aber 62 Prozent aller Einkäufe als vermischt. In dieser nichtswürdigen Art brachte der Molkereiverband allein im Monat März 1894 274 ehrsame Gewerbtreibende nach Moabit; aber das Gericht urtheilte mild: immer nur Geldstrafe bis zu 100 Mark. Das können angesichts des in dem Geschäft liegenden Vortheiles die Kaufleute allenfalls ertragen. Man sieht aber, daß die Kosten aller solchen polizeilichen Chikanen zuletzt doch nur auf den Konsumenten abgewälzt werden.

Diesem noch halbwegs erträglichen Zustande sollte nun das neue Gesetz ein Ende machen, in dem einfach Gefängniß und öffentliche Bekanntgabe des Urtheils verordnet werden sollte. Ob dieses aberwitzige Attentat auf die persönliche Freiheit und das geschäftliche Ansehen unserer Mitbürger Wirklichkeit werden wird? Was meinen Sie, unendlich verehrter Herr von Boetticher?

Steglitz. Edmund Klapper.

Selbstanzeigen.

Das Weib in seiner Geschlechtsindividualität. Nach einem in Göttingen gehaltenen Vortrage. Zweite, neubearbeitete Auflage. Berlin, Julius Springer.

Ich gebe eine Selbstanzeige der zweiten Auflage meines Vortrages, von dessen Inhalt die Leser der „Zukunft" durch eine im letzten Märzheft hier erschienene Besprechung der ersten Auflage (von der Freiin Frieda von Bülow) keine ganz zutreffende Vorstellung erhalten haben dürften.

Ehe wir daran denken können, die Rechte und Pflichten des Weibes zu erweitern und es vor neue Aufgaben zu stellen, müssen wir seine körperliche und seelische Eigenart, die sich aus seinem Geschlecht herleitet (Geschlechtsindividualität) sorgsam studiren. Einen Beitrag zu diesem Studium soll mein Vortrag geben, dessen Inhalt aus Erfahrungen aufgebaut ist, wie ihn der Frauenarzt im Verkehr mit dem Weibe in seiner Berufssphäre und während der Krankheit erworben hat. Zweifellos ist der wahre Beruf des Weibes, Gattin und Mutter zu sein. Durch das Vollziehen dieser Berufsthätigkeit entfaltet sich das Weib zum vollen Weibe und offenbart seine Eigenart, seine Fähigkeiten und Vorzüge am Vollkommensten. Das Leitmotiv für die meisten Empfindungen und Handlungen ist beim normalen Weibe — bewußt oder unbewußt — der Mutterinstinkt. Ich trete lebhaft für die Versorgung der ledig gebliebenen Jungfrauen ein und glaube, daß es die wahre Aufgabe der sogenannten Frauenbewegung ist, ihnen Entschädigung zu schaffen für ihre verfehlte Bestimmung, d. h. ihnen Erwerbsquellen und Berufsarten zu eröffnen, die dem natürlichen Beruf des Weibes möglichst nahe stehen. Ich befürworte, daß schon durch die Jugenderziehung darauf hingearbeitet wird, das geistige Niveau des Weibes zu heben, damit es dem Gatten eine ebenbürtige Genossin und fähiger wird, sich an manchen sozialen Aufgaben zu bethätigen. Das Studium der Geschlechtsindividualität wird uns die Wege weisen, die wir einzuschlagen haben, um diese Ziele möglichst zu erreichen, aber auch um uns vor folgenschweren Verirrungen zu bewahren. Ich bin ein Gegner der sogenannten Emanzipation des Weibes, weil ihre Voraussetzung, die Geschlechter seien gleichwerthig, also gleichberechtigt, physiologisch falsch ist. Ich bekämpfe diese Emanzipation im Interesse des Weibes, weil ich glaube, daß das Weib durch sie als Weib degenerirt und daß es in dem freien Konkurrenzkampf mit dem Manne als das für den Kampf mit der Außenwelt schlechter ausgerüstete Wesen sicher unterliegt. Ich meine, daß bei allen diesen Fragen auch die Stimme des wissenden Weibes gehört werden muß, das die Vorzüge und Pflichten seines natürlichen Berufes an sich selbst kennen gelernt hat, während dem Urtheil der unerfahrenen Jungfrau nur ein sehr beschränkter Werth beizumessen ist.

Göttingen. Professor Dr. Runge.

Friede auf Erden. Eßlingen, Verlag von W. Langguth. 1897.

Wenn ich den Standpunkt kurz skizziren soll, den ich in dieser Schrift vertrete, so ist es der echt menschliche, der mit dem wahrhaft christlichen identisch ist.

Die Anschauung der Friedensfreunde ist im tiefsten Grunde nichts Anderes als eine Anwendung des niemals ungestraft verachteten Prinzips der Menschlichkeit auf das Völkerleben . . . Das herrschende System weiß heute nur von Interessenpolitik. Sind öffentliche Vortheile im Spiel, so wird dreingehauen, wenn sich der Knoten nicht durch diplomatische Geschicklichkeit lösen läßt. Dagegen werden Worte wie Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit im Lexikon unserer Realpolitiker kaum gefunden werden und Leute, die solche Fragen in den Vordergrund zu stellen sich gedrungen fühlen, werden als bodenlose Idealisten, als Träumer und Schwärmer mit mitleidigem Achselzucken bei Seite geschoben. Das wird und muß sich rächen, weil die moralische Weltordnung sich immer wieder herzustellen pflegt, — und zwar auf Kosten der Verächter, die sich ihr entgegenstemmen . . . Man könnte fragen, ob gerade jetzt die rechte Zeit für unsere Sache sei. Wir haben nun seit einem Vierteljahrhundert Frieden. Wir haben aber auch eine unerhörte Steigerung der Rüstung für den großen Zukunftkrieg erlebt. Und darum ist es eben Zeit, in diesen Tagen Halt zu machen und zu fragen, ob wir auf den selben Bahnen weiter laufen oder einen Ausweg suchen sollen. Auf welche Weise wir dem Jammer steuern könnten, Das wird in meiner Schrift angedeutet. Wir haben, um mit einem Worte meine Meinung auszudrücken, keine Rechtsgrundlage für den Frieden, darum ist das Gleichgewicht, an dem die Ruhe unseres Erdtheiles hängt, labil und nicht stabil. Es handelt sich darum, die nöthige Stabilität in die Verhältnisse zu bringen und damit sich den Dank der Menschheit zu verdienen.

Stuttgart. Pfarrer Otto Umfrid.

Das Gesicht Christi. Roman aus dem Ende des Jahrhunderts. E. Piersons Verlag. Dresden, Leipzig und Wien. 1897.

Hat ein Autor ein Recht, auf sein eigenes Werk öffentlich hinzuweisen? In höherem Sinne vielleicht sogar die Pflicht gegen sich selbst, sobald es sich darum handelt, blödem Mißverständniß entgegen zu treten und die Absicht zu erklären, von der er beim Schaffen seines Werkes geleitet wurde. Und so kann ich dem Herausgeber dieser Zeitschrift nur herzlich dankbar dafür sein, daß er mir gestattet hat, ein Wörtlein über ein Buch zu sagen, das bisher wundersam getheilte Meinungen hervorgerufen hat, — Meinungen, unter denen die eines kleinen berliner Literaten als typisch angeführt werden mag: er habe Christus „noch nicht" gesehen, deshalb könne er nicht fassen, wie er Anderen erschienen sein könne. Wer Christum nicht in sich trägt, wird ihn allerdings nicht sehen, besäße er auch den Tag- und Nachtblick des findigsten Reporters, der auf seine Unfehlbarkeit vereidigt ist. Ich habe ihn gesehen! In meiner Vorstellung natürlich, um die lieben Seelen, die am Staube ihres staatlich konzessionirten Christenthumes kleben, nicht abermals aus ihrer Ruhe zu schrecken. Ich sah ihn schon als Knabe in der Fabrik inmitten abgehärmter Gestalten, später, als Jünglingsidealismus mich in die Athmosphäre wüster Parteifanatiker trieb, sah ihn unter den Sportsgläubigen in der Kirche, beim Liebesmahl politischer und konfessioneller Seligmacher und beim Bacchanal in parfumirten Salons der oberen Zehntausend, — überall dort, wo die Gegensätze Nazarenerthum und Kulturchristenthum, zwei unversöhnlichen

Welten gleich, im Geheimen aufeinander platzten. Und immer wurde die selbe Frage zum Leitmotiv, das meine Seele durchzog: Was würden sie sagen, wenn er wiederkehrte? Plötzlich vor sie hinträte und ihnen sein Antlitz zukehrte?

Ich entsinne mich eines klaren Ostersonnabends aus meiner Bohêmezeit. Ich schritt über einen sogenannten Armenmarkt in der Vorstadt, — so genannt, weil die Arbeiterfrauen am Lohntage ihre Einkäufe für den Sonntag auf ihm machten. Ein Mann, der in einem Schulterriemen einen winzigen Sarg trug, zur Seite zwei kleine, ärmlich gekleidete Mädchen, mischte sich unter das Gewühl und kaufte an einem Stand für seine letzten Pfennige Brot, das die Kinder begierig verschlangen. Dann trug er seine Bürde weiter, — hinaus, der Chaussee zu, wo die Kirchhöfe lagen, . . . wohl in dem Gefühl, die Beiden, die ihm noch geblieben waren, auf diesem schweren Gange satt gemacht zu haben. Gleichgiltig blickte ihm die Menge nach, denn solche Aufzüge der Aermsten unter den Armen waren hier draußen nichts Seltenes. Ich aber schloß halb die Augen und sah im Geist den Heiland hinter ihm herschreiten, der Liebe Gesetz erfüllend, hörte unter dem hellen Klange der Glocken, die den Auferstehungtag einläuteten, das „Kreuzige ihn!" aufs Neue brüllen, sah dann das Wunder in seiner erhabenen Reinheit wirken. So erwachte in mir zuerst der Gedanke zu meinem „Gesicht Christi". „Denn kein Traum gleicht so dem Wachen", sagt Antigonus im Wintermärchen. Andorf, der Held in meinem Roman, wird gläubig in einer Vision des Hungers. Das haben Manche der guten Leutchen nicht verstanden, die sonst das Gras wachsen zu hören vermeinen; wie sie eben so wenig begriffen haben, daß die Erscheinung Christi beim Begräbniß des armen Kindes nicht als „objektive Realität" von mir gemeint ist, sondern als eine ins Unendliche gehende Volksvision, die mit dem Augenblick eintritt, wo der Heiligenschein über dem Haupte des Verhöhnten aufflammt und der Schauer der Legende das Volksgewissen zum Erwachen bringt. Wer diese Satire auf den „Unverstand der Massen", diese Verklärung der Scheu vor dem Höchsten und Unbegreiflichen nicht versteht, Dem ist nicht zu helfen. „Wenn Ihrs nicht fühlt, Ihr werdets nicht erjagen!" Ich muß mich trösten mit den verständigen Kritiken solcher Leute, die gleich mir ihre Weltanschauung inneren Umwandlungen verdanken, und mit den anerkennenden Zuschriften bedeutender Männer und Frauen, von denen vielleicht die des in solchen Dingen sonst sehr zurückhaltenden Kuno Fischer in Heidelberg am Meisten der Erwähnung werth wäre. Und es war mir eine wahrhafte Freude, als ein alter Landgeistlicher aus Thüringen an mich schrieb: „Ich habe Ihr ‚Gesicht Christi' meiner Frau auf den Weihnachttisch gelegt und wünschte, daß meine Amtsbrüder Desgleichen thäten." Als meine „Bergpredigt" erschien, ließ ein frommes Blatt in Berlin durchleuchten, ich hätte den Roman wohl im Solde des Freisinnes geschrieben. Und kurz nach dem Erscheinen des „Gesicht Christi" warf mich der „Vorwärts" mit den Christlich-Sozialen in einen Topf. Wenn ich meinen gesunden Humor nicht hätte!

Charlottenburg. Max Kretzer.

Holländische Kolonien.

Der gewaltige Aufschwung einiger Tabak- und Petroleum-Gesellschaften in Java und Sumatra lenkt den Blick auf Niederländisch-Indien. Was die Holländer dort geleistet haben und noch immer leisten, ist viel für ein kleines Volk, von dem nur ein geringer Bruchtheil an der Kolonisirung oder Geldbeschaffung betheiligt sein kann. Denn bekanntlich ist der Mittelstand in Holland in Folge einer Reihe von wirthschaftlichen Uebelständen recht zusammengeschrumpft und bedrängt und das Vermögen ist im Besitz einer kleinen Menschenzahl. Die ganze ungeheure Arbeit auf Borneo, Java, Sumatra, den Molukken u. s. w. wird demnach von dem Unternehmungsgeist und der Macht einer Reihe von Familien geleistet, die das Aktienwesen mit seinen Vortheilen nur in sehr geringem Maße zur Hilfe nehmen konnten und sich meist auf die Theilnahme der freilich weit verzweigten Verwandtschaft oder naher Freunde zu beschränken hatten.

Die Grundlage der großen Schätze, die einst aus jenen Kolonien gezogen werden konnten, lieferten, wie mir meine Umfragen bestätigen, Gewürze, — zu einer Zeit, wo sie noch ganz anders als heute begehrt wurden. Celebes giebt Gewürze, die Molukken Nelken und Muskatblüthe, Sumatra Pfeffer. Die in Parks eingetheilten Felder sind, während sie früher Eigenthum der Regirung waren, schon lange in Privatbesitz übergegangen. Meistens pflegt sich eine Reihe von Firmen in jedem einzelnen Falle zusammenzuthun. Eine Konkurrenz anderer Länder ist ausgeschlossen, denn wenn auch Sansibar mehr Gewürznelken als die Molukken erzeugt, so kann sich doch die Qualität mit der indischen nicht messen.

Eine eigentliche Theilnahme des holländischen Kaufmannstandes scheint erst nach Beendigung des großen Krieges auf Java (1830 bis 1836) erfolgt zu sein, wohl, weil erst dann der Staat seine allumfassenden Monopole aufzugeben begann. Holland besaß damals keine Industrie wie heute, wo sich an der deutschen Grenze Baumwollspinnereien und -Webereien aufthun, die mit uns und England auf den neutralen Märkten stark in Wettbewerb treten. Man hatte also noch nichts Eigenes zu exportiren und ersann sich die Vermittelung der Produkte anderer Länder durch die Schiffahrt. Jedes niederländische Schiff erhielt von der Handelsmaatschappy eine Nummer und die Maatschappy mußte zu hohen, festen Frachtsätzen ihre Waaren damit verladen. Gegen das Ausland halfen noch hohe Zölle auf fremde Schiffe. Dieses protektionistische System führte natürlich die indischen Produkte zunächst nach Amsterdam und Rotterdam und nützte so wiederum dem Handel. Aber diese künstliche Schutzwehr hielt nicht ewig Stand, denn die Dampfschiffe machten aus dem Waarenaustauch allmählich eine Zeitfrage.

Auch die steinreichen Zuckerbarone Indiens sind dahingeschmolzen. Die Ursache ihres Niederganges war die europäische Zuckerkrisis vom Jahre 1885, wo Deutschlands Rübenzuckerproduktion den großartigen Aufschwung nahm und mit gleichzeitiger Berücksichtigung der Ausfuhrvergütung billig verkauft wurde. Damals fiel in Java das Picol Rohrzucker ($61^3/_4$ Kilo) von 14 plötzlich auf 8 Gulden. Ein Pflanzer verdiente dort von 1870 bis 1884 mindestens 2 Gulden am Picol, was bei seiner Produktion von etwa 40000 Picols an 80000 Gulden im Jahr ausmachte. Er saß im Haag oder in Paris und verbrauchte von dem Gelde, das ihm sein Haus einschickte, die Hälfte, während er bei einiger Umsicht

die anderen 40000 Gulden für maschinelle Verbesserungen verwandte. Als dann aber die Krisis hereinbrach und der Verkaufspreis auf 8 Gulden herabsank, die Selbstkosten aber 11 Gulden betrugen, war er unversehens der Vorschuß gebenden Firma 3 Gulden, für 40000 Picols also 120000 Gulden, schuldig geworden. Den Zuckerbau aufzugeben, war unmöglich, da dieses Produkt in der Ebene gedeiht, Kaffeepflanzungen aber nur in Berggegenden, mindestens 1000 Fuß hoch, anzulegen sind. Es mußten also Unternehmer hinzugezogen werden, die das Geld zu Maschinen hergaben, so daß dem Zuckerrohr noch der letzte Rest seines Gehaltes ausgepreßt werden konnte; manches Plantagengeschäft wurde dadurch gerettet. Ferner mußte die bisher sehr theuere Verwaltung reduzirt werden, wozu dann auch noch eine Herabsetzung der Arbeitlöhne kam. Heute liefert Java noch immer 10 Millionen Centner Zucker, der aber nach China, Amerika und England gehen muß, weil Holland seinen eigenen Rübenzucker durch einen hohen Einfuhrzoll schützt.

Die größten Tabakpflanzungen sind auf Sumatra. Das sind Unternehmungen, deren Antheile meist fern von der Börse sind und auch gewöhnlich ein Kapital von höchstens 250000 Gulden repräsentiren. Man bezeichnet mir da drei verschiedene Kategorien, nämlich holländische, schweizer und bremer Pflanzer. Die Schweizer kamen über Singapore; die Bremer glaubten, ihre Produkte auf den eigenen Markt bringen zu können, was aber ein Irrthum war, da die Käufer nun einmal nach Amsterdam gravitiren. Der Glanz einiger Deli-Gesellschaften bestätigt als Ausnahme nur die Regel. Diese Gesellschaften konnten allein von 1870 bis 1893 an 495000 Packen verkaufen, im Durchschnitt von 138 Cents pro $^1/_2$ Kilo, im Ganzen für 107 Millionen Gulden. An Dividenden wurden in diesen ersten vierundzwanzig Jahren $28^1/_2$ Millionen vertheilt und inzwischen hat sich bekanntlich der Ertrag — bei Abschreibungen bis auf einen Gulden herunter — noch beträchtlich erhöht. Da es heißt, daß erst das Glück von Deli bei uns den Drang nach Afrika gesteigert hat, sei hier auch gleich erwähnt, daß Tabakpflanzungen recht oft zu Grunde gehen. Es handelt sich da um den Boden für die Qualität und um den Schutz gegen Wind. Die Gesammtproduktion wird jährlich etwa 200000 Pack = 40 Millionen Gulden betragen. Der Preis richtet sich nach den Qualität-Aussichten; deshalb konnte der Kurs der Deli-Aktien auch kürzlich einmal von 600 auf 900 schnellen. Die Erträge der ersten Ernten werden so rasch wie möglich expedirt, damit dann von Amsterdam aus Berichte verschickt werden können. Die wichtigen Vorzüge des Sumatra-Deckblattes sind bekannt. Interessant ist noch, daß bis 1870 gar kein Tabak auf Sumatra gebaut wurde, weil Java erst von dieser Zeit an in seinen Qalitäten stark zurückging. Das Selbe wird jetzt aber auch Sumatra nachgesagt; der Havana-Samen liefert eben trotz aller Sorgfalt nur Java- oder Sumatra-Tabak. Mir sind Fälle bekannt, wo Tabakpflanzer auf Sumatra einige 20000 Morgen zu im Ganzen 1600 Gulden von der Regirung gepachtet hatten und ein so schlechtes Produkt erzielten, daß sie zu 11 Cents statt zu 1 Gulden losschlagen mußten. Die Spottbilligkeit des Bodens hat also vor Verlusten nicht geschützt. Uebrigens scheint die dortige Kolonialverwaltung den Unternehmern aus allen Ländern entgegenzukommen, wenn sie nur in Holland eine Niederlassung haben.

Ganz anders soll es mit den Pflanzungverhältnissen beim Kaffee stehen, da die Java-Sorten durch feineren Samen noch feiner werden. Doch existirt die

sogenannte blaue Malang nicht mehr, weil die Regirung selbst geringere Sorgfalt aufwendet und die Privatleute nur in gewissen Grenzen pflanzen können. Bis 1872 war dort nämlich die gesammte Landwirthschaft Staatsmonopol und die Monopolverwaltung pflegte Terrain zu verkaufen oder auch zu verschenken, um ihre Beliebtheit zu fördern. Im Jahre 1872 machte dann Holland sein Agrargesetz, wonach alle „wüsten Gründe" auf 75 Jahre in Erbpacht gegeben werden durften. Sofort fuhren einige auf Java ansässige Deutsche nach Europa, um Kapitalisten für neue Unternehmungen zu gewinnen, aber leider lachte man diese keineswegs falschen Propheten damals aus. Sehr schwierig war früher die Arbeiterfrage. Die freien Eingeborenen erhalten etwa 15 Gulden monatlich; aber die Kolonialregirung zwingt die Eingeborenen, falls sie keine Landsteuer bezahlen, zu einem Tag „Herrendienst" in der Woche. Nun wird diese Frohnpflicht aber so absolvirt, daß die Leute 52 Tage hinter einander Herrendienst haben. Die Arbeiter erhalten keinen festen Lohn, sondern nur 15 Gulden per Picol, der 50 Gulden werth ist. Der Java-Kaffee stammt ursprünglich aus Arabien. Die ganze Ernte beträgt 1 Million Sack, während Brasilien etwa 9 Millionen produzirt. Die Kolonialregirung schadet da eben durch ihr Monopol, sie produzirt auf einem Hektar nur 4 Picols und ihre Verwaltung ist theuer. Die Privatplantagen erzielen bei geringeren Kosten mindestens 12 Picols per Hektar. Die Eingeborenen dürfen zu Hause nie mehr als ein Loth Kaffee besitzen; dadurch will man Unterschlagungen vorbeugen. Der Kaffeebaum, den ja auch Deutsch Ostafrika kennt, gilt als sehr empfindlich und leidet gewaltig unter einer pilzartigen Blätterkrankheit. Ceylon z. B., das früher 1 Million Sack lieferte, giebt jetzt nur noch 100000 Sack. Die Holländer halfen sich: sie nahmen von Liberia die Kaffeebohne, die größer und heller ist, und verpflanzten sie nach Java auf zweierlei Art: als Bohnen in Hülsen und als Bäumchen, die in Glaskasten versandt wurden. Der Erfolg sprach für beide Methoden und man weiß jetzt, wie die verheerende Krankheit abzuwehren ist. Beiläufig gesagt, kommt der Menado, der besonders in Süddeutschland als feiner Java gilt, von Celebes. Große Kaffee-Gesellschaften soll es kaum noch geben; das Kapital beträgt selten mehr als eine halbe Million Gulden, gewöhnlich wohl weniger. Die einzelnen Bezirke sind zu klein, als daß ein Verlust an einem Punkt durch den Nutzen an einem anderen auszugleichen wäre, wie z. B. bei Tabak auf Sumatra, wo die Deli-Gesellschaft vielleicht 300 getrennte Terrains bepflanzt.

Diamanten-Gesellschaften giebt es nicht einmal in Borneo, weil die Holländer dort auch nur an der Küste sind. Die dort herrschenden Fürsten sollen ihre Minen selbst ausbeuten und die Steine selbst schleifen lassen, um sie dann in Batavia zu verkaufen. Da die Finder für jedes Stück einen Dollar von den Fürsten erhalten, zerschlagen pfiffige Eingeborene oft einfach die Stücke und erhalten dann eben für jedes ihren Dollar.

Thee wird von Java aus in sehr feinen Sorten nach Bombay und Calcutta verschifft. Indigo wird nur in Java gebaut und könnte, wie man mir sagt, gegenüber dem künstlichen Produkt starke Preisreduktionen aushalten. Reis hat besonders als Nahrungmittel für die einheimische Bevölkerung Werth. Die Brennereien werden fast nur von den Chinesen betrieben. Gummi, Guttapercha u. s. w. kommt auf allen Sunda-Inseln vor und verhilft zu großen Geschäften und Gewinnen. Wichtig ist, daß diese Produkte nicht gezogen, sondern im Walde

gefunden werden. Eben so findet man Kopra (Kokosnußkern) überall. Häute gehen von Java fast nur nach Holland, und zwar in großen Mengen.

Zum Schluß noch ein Wort über die neueren Petroleum-Gesellschaften. Java allein zählt 25 Millionen Menschen und jede Hütte muß dort nachts ihr Licht haben. Seit man auf den Inseln selbst Petroleum gefunden hat, bedarf man des amerikanischen und kaukasischen Oeles nur noch wenig. Der Ersatz ist aber doch nur durch den merkwürdigen Umstand möglich geworden, daß man von früheren Zeiten her die ausländischen Verpackungen — eine Kiste mit zwei Blechballons — bewahrt hatte und nun für das einheimische Material benutzen konnte. Der Erfolg einer solchen von Dordrecht aus gegründeten Gesellschaft war so riesenmäßig, daß die Holländer sich jetzt sogar der elsässischen Petroleum-Industrie annehmen.

Mit all diesen Dingen hat aber der holländische Mittelstand so gut wie nichts zu thun. Höchstens kauft sich so ein kleiner Mann einen Zettel, d. h. ein Warrant über 50 Ballen Kaffee, Zinn oder Tabak, und ist dann seelenvergnügt.

Pluto.

Notizbuch.

Ob man im Interesse der Staatsraison mitunter lügen darf oder sogar muß: diese Frage wurde in den letzten Tagen lebhaft erörtert. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist, fern von der Heimath, am sonnigen Mittelmeerstrande gestorben. Die französische Agence Havas meldete zunächst, der unglückliche Mann, dessen langjähriges Leiden keine Hoffnung mehr ließ, habe seinem qualvollen Leben selbst ein Ende gemacht. Flink folgte das W. T. B. mit dem bündigsten Dementi und schließlich wurde festgestellt, der Großherzog, dessen Tod schon in den nächsten Stunden zu erwarten war, sei von der ängstigenden Athemnoth ins Freie getrieben worden und von einer Mauer in die Tiefe gestürzt, wo er mit gebrochenem Rückgrat gefunden wurde. Das wurde „festgestellt", wie solche Dinge eben festgestellt zu werden pflegen, — durch offizielle Behauptungen. Nur wird die Botschaft, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, nicht geglaubt, und zwar nicht nur, weil das arg kompromittirte W. T. B., dessen Ausübung des Nachrichtenmonopols nachgerade zum Skandal geworden ist, sie gemeldet hat. Es klingt wirklich nicht allzu glaubwürdig, daß ein totkranker regirender Herr sich allein ins Freie geschleppt haben und von einer Mauer gestürzt sein soll, wenn er nicht die Absicht hatte, seinen Jammer zu verkürzen. Alle Indizien sprechen für einen Selbstmord, der in diesem Fall selbst von den strengsten Richtern mit der äußersten Milde zu beurtheilen wäre. Aber ein Selbstmord stimmt nicht zu der dynastischen Tradition und würde im Stammbaum der mecklenburgischen Herzöge stets einen häßlichen Fleck lassen. Ein Monarch, der sich aus eigenem Recht die Wohlthat der Euthanasie zu verschaffen sucht: alle Ceremonienmeister, alle Vorstände der Heroldsämter schütteln bedenklich das Haupt. Darf man in solchen Fällen — nicht gerade lügen, aber — die Wahrheit im Interesse der Staatsraison ein Bischen färben? Ein neuer Macchiavelli würde die naive Frage belächeln. Du lieber Gott: wie oft sagen die Regirenden nicht Alles, was wahr ist, wenn sie selbst vor der Nothwendigkeit zurückschrecken, zu sagen, was nicht wahr ist! Auch die Minister flüchten ja nur dann in die Oeffentlichkeit, wenn es in ihren Kram

paßt, und bleiben ganz behaglich im Dunkel, wenn es sich um heikle Geschichten handelt, etwa um einen Schwiegervater, zu dessen Rettung die stärksten Finanzleute mobil gemacht wurden, oder um einen im Stillen waltenden Dreibund, der die diplomatischen Ehrenstellen unter die Lieben vertheilt. Man ist heutzutage im politischen Leben viel zu wortgläubig, nimmt Worte zu ernst und übersieht gern, daß es nicht auf den Phrasenschleier ankommt, sondern auf das Wesen der Dinge. Sonst hätte man sich auch das Greinen über das Manifest des neuen mecklenburgischen Regenten erspart, das von dem „unweigerlichen Gehorsam treuer Unterthanen und Diener" und von ähnlichen Mittelalterlichkeiten redet. Auch im Deutschen Reich und in Preußen, wo es doch den Begriff der Unterthänigkeit und Dienstbarkeit längst nicht mehr giebt, wird noch immer von Unterthanen und von schuldiger Botmäßigkeit gesprochen. Und die Wackeren, die gar so ergrimmt sind, weil Mecklenburg keine Verfassung hat, sollten bedenken, daß der patriarchalische Absolutismus Dörchläuchtings noch lange nicht so gefährlich ist wie der Krypto-Absolutismus, der in scheinbar konstitutionell regirten Reichen schon manchmal, in Zeiten des Niederganges, erlebt worden ist.

* * *

Wehe Dem, der nicht liberal ist! Sein Name, so dekretirt die liebe Presse, sei vergessen und in ewige Nacht getaucht. Denen aber, die ihr Leben lang fromm und unentwegt an Sankt Manchester geglaubt haben, lächelt die Gunst der Gewaltigen des Holzpapiers und sie werden, wann und wo sich nur eine Gelegenheit dazu bietet, mit Ehrenbezeugungen und Lorberkränzen gekrönt. Das lehrt die Geschichte der zahllosen Jubiläen des Herrn Virchow, lehrt jetzt wieder der Feierchor, der Herrn Rudolf Delbrück angestimmt wurde, als er ins achte Lebensjahrzehnt trat. Wenn man den Hymnus, den Herr Alexander Meyer in der Vossischen Zeitung dem Glaubensgenossen in Cobden widmete, und die Lobgesänge der anderen Blätter liest, muß man zu dem Glauben gelangen, Herr Delbrück habe sich um das Deutsche Reich unermeßliche Verdienste erworben und sei denn doch überhaupt ein ganz anderer Kerl als etwa Bismarck, der, als er von Delbrücks Pfad abbog, geraden Weges in sein und seines Volkes Unglück schritt. Dem alten Herrn ist das feierliche Getöse ja gern zu gönnen. Aber was hat er eigentlich so Großes gethan? Er hat allerlei Gesetze gemacht, von denen sehr viele sich als unheilvoll gezeigt haben. Er hat den rein manchesterlich-cobdenitischen Standpunkt vertreten, der nicht etwa nur, wie die Lügner ausposaunen, von wüsten Agrariern bekämpft wird, sondern von der Wissenschaft längst widerlegt und als unhaltbar erwiesen ist. Er hat, seit er aus dem Amt geschieden ist, noch nie einen schöpferischen, nützlichen Gedanken ausgesprochen, sondern sich begnügt, Arm in Arm mit Herrn Bamberger, nur in anständigeren Formen als dieser verwilderte, schimpfende Greis, für den Freihandel und die „bewährte" Goldwährung einzutreten, der Herr Mac Kinley nächstens wahrscheinlich den Todesstoß versetzen wird, um Bryans Macht, die er durch unerhörten Schwindel und unerhörte Glückszufälle für ein Weilchen zurückdrängen konnte, im centralsten Punkt zu brechen. Herr Delbrück war sicher ein guter, gewissenhafter und begabter Beamter, der im engen Kreis, so weit es seine Begrenztheit gestattete, nach bester Ueberzeugung seine Pflicht that; das angeblich große Werk aber, dem er seine ganze Kraft weihen wollte, liegt in Trümmern und wird nie mehr zum Leben auferstehen. Bismarck hat ihn witzig und treffend charakterisirt, als er sagte, er sei von tötlicher Langeweile und könne nicht einschlafen, wenn er nicht vorher irgend einen Gesetzentwurf fabrizirt habe. Wohin diese Gesetz-

macherei uns geführt hat, haben wir schaudernd gesehen; der Aufschwung des deutschen Wirthschaftlebens „in Stadt und Land", wie die fertige Phrase lautet, datirt von dem Tage, wo der Einfluß des Herrn Delbrück nicht mehr wirksam war. Daß die Liberalen ihn feiern, in ihm noch immer den Letzten der Trias Stosch-Delbrück-Camphausen sehen, von der sie hofften, sie werde unter dem zweiten Kaiser das verhaßte Regiment Bismarcks ablösen, kann man begreifen. Aber es ist ein Maß in den Dingen und man sollte, wenn man sich nicht lächerlich machen will, den schmächtigen Mann, der im Amt die leere Laskerei vertrat, nicht gar zu läppisch auf Kosten des unendlich Größeren loben, der ihn, als er erwachte, höflich von dannen wies.

* * *

Wie vergänglich der Ruhm ist, den die liberale Presse verleiht, lehrt ein Blick auf Oesterreich. Es ist noch nicht lange her, seit man täglich las, nur die deutschliberale Partei vertrete in der habsburgischen Monarchie die Gesittung und das Deutschthum, Herr von Plener sei der Hort der Germanenkultur und Herr Lueger gehöre zum Auswurf der Menschheit. Und heute? Herr von Plener ist ein blamirter, ein toter Mann, er hat die jammervolle Episode der Koalition mitgemacht und sich dann auf einen hoch dotirten Ruheposten geflüchtet, Herr Lueger ist in den deutschen Gebieten Oesterreichs die populärste Gestalt, der vom Kaiser bestätigte und allmächtige Bürgermeister der Stadt Wien, — und die deutsch-liberale Partei ist fast vernichtet und ihre Ueberreste sind zu langsamem, qualvollem Tode verdammt. Sie bemüht sich jetzt zwar, durch lautes Geschrei gegen die Sprachenverordnung, die den Czechen doch kaum mehr als ihr gutes Recht gewährt, den Schein zu heucheln, als lebe sie noch; aber dieses Manöver wirkt nicht mehr. Der Kampf gegen das Czechenthum ist der österreichischen Bourgeoisie nur ein bemaltes Schild, das die Vorübergehenden darüber täuschen soll, daß die liberalen Herren ihr Klasseninteresse mit der äußersten Brutalität vertreten. Aus den Arbeiten von Herkner, Dumreicher und Anderen hat man gelernt, daß die deutschen Fabrikanten sehr gern den deutschen die czechischen Arbeiter vorziehen, wenn sie nur billiger sind, und daß der auch für uns ungemein wichtige Kampf für die Erhaltung und Stärkung des Deutschthumes in Oesterreich auf dem sozialen Gebiet geführt werden muß. Dafür ist aber die Mehrheit der Bourgeoisie, in der die Profitgier mächtiger ist als jedes andere Bedenken, nicht zu haben. Den liberalen Herren ist immer die Hauptsache, daß die Bahn für die Schlittenfahrten des mobilen Kapitals frei ist, und sie wollen sich nur in den formalen politischen Streitigkeiten als die Vollen und Ganzen bewähren. Die Wahrung des schönen Scheines, daß sie allein das Deutschthum schützen und erhalten, war ihre letzte Hoffnung, die nun auch vernichtet ist, seit man gesehen hat, daß viele Großindustrielle im Bunde mit Latifundienbesitzern die Czechisirung des Landes eben so skrupellos fördern, wie die selben Elemente bei uns, wenn dabei ein Augenblicksvortheil für sie herausspringt, die Polonisirung durch die Heranziehung polnischer Arbeiter besorgen. Die Gewalt und Bitterkeit des Klassenkampfes läßt heutzutage eben überall die nationalen Zwistigkeiten in den Hintergrund treten. Das wird man jetzt, da vierzehn Sozialdemokraten im Reichsrath sitzen und ohne Unterschied der Nationalität einmüthig die Arbeiterforderungen vertreten, in Oesterreich bald allzu deutlich erkennen. Einstweilen ist die liberale Herrlichkeit ins Grab gesunken und ihr Erbe ist Herr Lueger, der schöne Karl. Der Mann mag große Fehler haben; jedenfalls aber ist er ein ungewöhnliches Verwaltungtalent, ein in seiner Wirkung auf die Massen kaum je erreichter Agitator und eine starke, auch den

Gegner interessirende Persönlichkeit. Er ist schnell von Sieg zu Sieg geschritten: er hat zunächst die Liberalen überrannt, ist dann, wie der Repräsentant einer Großmacht, vom Kaiser selbst gebeten worden, als bewährter Patriot vorläufig noch auf den Bürgermeisterposten zu verzichten, hat den Sozialdemokraten beim Kampf um die Mandate der fünften Kurie in Wien eine schmerzlich empfundene Niederlage bereitet und ist heute Erster Bürgermeister der Hauptstadt des Reiches. Man darf auch sagen: er hat Ungarn besiegt; denn die Magyaren, deren übermächtigen Einfluß er noch heftiger als den des jüdischen Großkapitals bekämpfte, widersetzten sich mit allem Nachdruck seiner Bestätigung. Der schlimme Ruf, Oesterreich sei zu einer von Polen verwalteten Satrapie Ungarns herabgesunken, scheint aber seine Wirkung auf die „maßgebende Stelle" nicht verfehlt zu haben und der Kaiser Franz Joseph, dessen stilles, bescheidenes und im verständigsten Sinn konstitutionelles Wesen die größte Anerkennung verdient, hat gezeigt, daß er nicht daran denkt, die christlich-soziale Partei, deren Patriotismus unanfechtbar ist, der Dynastie zu entfremden. Für uns, die an den inneren Angelegenheiten Oesterreichs nur mittelbar interessirt sind, bleibt Herr Lueger, neben der deutschen Volkspartei, der stärkste Vertreter des Deutschthumes. Ob Graf Badeni der große Staatsmann ist, den seine Freunde in ihm sehen wollen, ist noch nicht klar erkennbar; er tastet noch umher, hat die Grenzen seiner Politik noch nicht deutlich abgesteckt und einstweilen nur einen starken Willen und Muth gezeigt, — den heute bei Ministern so seltenen Muth, der auch den Schrecken der Unpopularität zu trotzen vermag. Er ist kein Dutzendminister; aber er ist ein Pole und es ist mindestens zweifelhaft, ob ihm die schwere Aufgabe gelingen wird, an der Hohenwarts Kraft einst erlahmte: zwischen Deutschen und Czechen den Ausgleich zu sichern. Auf ihn und seine klugen Landsleute Goluchowski und Bilinski dürfen die Deutschen keine allzu großen Hoffnungen setzen; diesen galizischen Herren liegt die Kräftigung des Deutschthumes natürlich eben so wenig am Herzen wie die Erhaltung des dahinwelkenden Dreibundes. Im Deutschen Reich kann man sich nur freuen, wenn die Macht der aufstrebenden deutschen Parteien in Oesterreich wächst und es ist deshalb thöricht und gefährlich, wenn in einem großen Theil unserer Presse beständig über die deutsche Volkspartei und über Luegers Leute gezetert und so gethan wird, als sei das Schicksal des deutschen Stammes in Oesterreich noch immer eng mit der Wohlfahrt der Liberalen verknüpft.

* * *

Der Sultan hat den Griechen den Krieg erklärt. Der Ostersonntag brachte die Kunde, die uns erst darüber belehrte, daß Alles, was sich bisher in den Grenzgebieten der Türkei und Griechenlands und auf Kreta abgespielt hatte, offiziell noch nicht Krieg genannt wurde. Seit drei Monaten wird hinüber und herüber geschossen, auf beiden Seiten sind Tote und Verwundete gefallen, — aber der Krieg hat erst jetzt begonnen. Die Griechen, so liest man in unserer Türkenpresse, waren die Angreifer und haben den biederen Abd ul Hamid endlich zur Kriegserklärung gezwungen. Das mag richtig sein, wenn man sich an den Schein der Dinge hält, genau so richtig wie die Behauptung der Franzosen, Bismarck habe 1870 den Krieg provozirt. In Wirklichkeit führt die Türkei mit der zähen Tücke eines Sterbenden seit vier Jahren gegen Europa Krieg, gegen europäische, christliche Sitte und Menschlichkeit, und es kann die Griechen nur ehren, daß sie, die Schwachen, zuerst gewagt haben, die Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Seit dem Frühling des Jahres 1893, das die ersten Metzeleien in Armenien brachte, war täglich der Ausbruch eines Krieges im Südosten

Europas zu erwarten. Was that das sogenannte europäische Konzert? Nichts. Es erwartete von Petersburg die Weisung. Und in Petersburg hatte man natürlich nicht den geringsten Grund, die Beute vorzeitig zu theilen, die man eines Tages allein zu verspeisen hofft. In Petersburg wurde gelassen erklärt: Wir warten, wir finden zum Einschreiten vorläufig noch keinen Anlaß; und man dachte insgeheim: Wir warten, bis Armenien, die lockende Frucht, für uns reif geworden ist, und wollen bis dahin unserem Vasallen, dem schwachsinnigen Sultan, das sieche Leben nicht noch mehr erschweren. Diese Politik wurde mit vollem Bewußtsein namentlich vom Fürsten Lobanow vertreten, von dem, als er plötzlich gestorben war, Herr Cambon, Frankreichs Botschafter am Goldenen Horn, sagen konnte, er sei in dem Blute der Armenier erstickt. Auf Lobanow folgte Murawiew und Alles blieb beim Alten, die Politik Nikolais Palkin schien wieder aufzuleben, und da Frankreich, um den Verbündeten nicht zu kränken und die Besitzer der Turbanwerthe nicht zu verstimmen, sich auch im Orient von Rußland ins Schlepptau nehmen ließ, war das europäische Konzert zum Schweigen verdammt. Die verständigen Worte, die Lord Salisbury 1895 auf dem Lordmayor-Banket gegen die türkische Schandwirthschaft sprach, weckten nirgends ein Echo und die Helfershelfer des Mannes im Yildiz-Kiosk rieben vergnügt die blutigen Hände. Da kamen in diesem Jahr die Verwickelungen auf Kreta und die Griechen erwarben den Ruhm, endlich Etwas gethan und ihre Brüder vom Türkenjoch befreit zu haben. Hätte man ihnen die Insel gelassen, deren Besitz ihnen kaum besondere Freuden gebracht und ihren Uebermuth bald gedämpft hätte, dann wäre Alles ruhig geblieben und der Sultan hätte sich in diesen Verlust gefunden, wie er sich schon so oft in Verluste finden mußte. Aber die Großmächte, an deren Spitze, zu unserer Beschämung, für eine Weile das Deutsche Reich trat, wollten beweisen, daß ohne ihre Genehmigung die Welt nicht vertheilt werden dürfe: sie plusterten sich fürchterlich auf, krähten wüthend über die Verletzung des Völkerrechtes — als ob nicht jede von ihnen dieses Recht schon verletzt hätte, wenn der Vortheil oder die nationale Ehre es gebot! — und gewährten der Türkei ihren moralischen und bald auch ihren materiellen Beistand. Seitdem war, da den Griechen der Rückzug abgeschnitten war und König Georg, wenn er auch nur schwankte, die Koffer packen konnte, der Ausbruch des Krieges täglich zu erwarten. Die beinahe beispiellose Ungeschicklichkeit der Großmächte, die nicht, wie Rußland, absichtlich die Dinge so weit trieben, hat ihn verschuldet... Was nun kommen wird? Die größere Wahrscheinlichkeit spricht für einen schnellen Sieg der Türken, die mehr Menschen haben und mehr Geld bekommen werden als die Griechen, deren Cadres gelichtet und deren Taschen leer sind. Immerhin ist es möglich, daß der Elan der Hellenen dem Islam eine Schlappe beibringt und daß der zaghafte Großherr dann zum Frieden drängt. Wie aber auch der Ausgang des Krieges sein möge: er sollte die Deutschen wenigstens lehren, sich künftig mehr als bisher um die auswärtige Politik zu bekümmern, die von der Wilhelmstraße aus getrieben wird. Die Zeiten sind vorbei, wo wir sicher sein konnten, daß unsere Geschicke in den besten, erfahrensten Händen ruhten, in Händen, die das Zittern nicht kannten und das unnützliche Stochern nicht liebten. Deutschland hatte an den Balkanverwickelungen nicht das geringste direkte Interesse, es konnte den Lauf der Dinge ruhig abwarten und hätte dann wahrscheinlich, nach dem Sprichwort: tout vient à point pour qui sait attendre, noch politische Vortheile eingeheimst. Es wird nöthig sein, dem verantwortlichen Leiter der deutschen Politik in sehr ernstem Ton die Frage vorzulegen, wie es geschehen konnte, daß Deutschland dem Sultan Bütteldienste leistete und eine Richtung einschlug, die ihm gleich am Anfang Blamagen brachte und die vielleicht zu einem europäischen Krieg führen kann.

Trilby.

Neulich, als Trilby, die süße Dulderin Georges du Mauriers, mit ihren wundervoll geformten Füßchen die Bühne des Neuen Theaters beschritt, las ich in den Zeitungen, das Stück, dem sie den Namen giebt, sei erbärmlich und jeder Theaterdirektor, der es aufführe, müsse sich schämen, aber auch der Roman, aus dem das Stück geschnitten ist, sei nicht um ein Haar besser. Ob die Herren, die in Berlin um die Mitternachtstunde den Machern und Spielern neuer Dramen Censuren schreiben, überhaupt Bücher lesen? Ich weiß es nicht; den Roman du Mauriers aber haben sie gewiß nicht gelesen, sonst hätten selbst sie nicht solchen Unsinn aus dem Gehege der Zähne befördert. Denn dieser Roman — den der Verfasser übrigens eine Novelle nennt — ist in seiner Art einfach ein Meisterwerk. In seiner besonderen Art, die mitunter etwas Dilettantisches hat; der Verfasser verschwindet nicht hinter seine Geschöpfe, läßt sie nicht selbstherrlich handeln und reden, sondern tritt mit eigenen Erklärungen, Sentiments und Entschuldigungen hervor und erzählt wie ein Amateur, der im Erzählen noch keine Uebung hat: er bricht willkürlich ab, sucht bei den Lesern die Monotonie, Länge oder Traurigkeit seiner Geschichte zu entschuldigen, knüpft da und dort plötzlich ganz neue Fädchen an, die er dann wieder abreißt, und verweilt lange und liebevoll auf Gebieten, die mit dem Gegenstand seiner Erzählung eigentlich nicht das Geringste zu thun haben. Aber dieser Dilettant ist ein gebildeter, graziöser Mann und, was mehr bedeutet, ein feiner Künstler, — und so freuen wir uns fast, daß er das Handwerkzeug des homme de lettres nicht als ein flinker Routinier beherrscht. Er plaudert wie ein Weltmann über die Kunst und die Künste, über Völkerpsychologie und Sport, über Gott und die Welt, und besitzt die Gabe, die den Dichter macht: das Vermögen, Menschen, die er gesehen hat, zu poetischem Leben zu wecken. Man merkt, daß er auf der Leiter literarischer Erinnerungen zu der ihm, dem berühmten Zeichner, früher fremden Aufgabe, ein Buch zu schreiben, geklettert ist, und ein helles Gehör spürt Klänge, die aus dem Reich Mussets und Murgers, Pauls de Kock und des alten Dumas stammen; der Schalk mahnt uns auch selbst daran, daß seine allerliebst gezeichneten trois Angliches den drei Musketieren nachgebildet sind und daß Mimi Pinson an Trilbys Wiege saß. Aber diese Anklänge stören uns nicht; wenn sie ertönen, enthüllt sich unserer Erinnerung ein Bild, das uns einst lieb und vertraut war, ... und so schwingt in der leisen weltmännischen Lyrik dieses merkwürdigen Buches eine wehmüthige Note mit, die uns zärtlich an das Kichern, Kosen und Schluchzen der Jugendzeit denken läßt. Die innere Einheit der Weltanschauung fehlt, die besondere Vision des Lebens, ohne die ein großes Kunstwerk nicht entstehen kann; aber ein feiner Geist, eine elegante Seele, die in den schmutzigsten Spelunken sogar in soignirter Toilette erscheint, spricht zu uns und breitet vor dem froh staunenden Auge des Betrachters die Schätze aus, die ein reiches Leben einem nachdenklichen Künstler beschert hat. Die Schilderung der

in hundert Liedern besungenen pariser Bohême der fünfziger Jahre, des bunten Treibens der Maler und ihrer Modelle, ist du Maurier fast noch besser gelungen als Murger und Kock, denen das Verdienst bleibt, diese wunderliche Welt entdeckt zu haben; vielleicht war der Engländer glücklicher — oder spricht doch deutlicher zu unserem Empfinden —, weil er als ein Fremder in dieses Treiben blickte, in dem er nicht aufgewchsen war und dessen Reize und Mängel sein Auge deshalb klarer erkannte als der durch die Gewohnheit abgestumpfte Sinn des Einheimischen. Deshalb trifft er auch, wie kein Anderer, den Gegensatz des britischen und des französischen Wesens: die saubere und robuste, nur ein Bischen vom cant angekränkelte Wohlanständigkeit dort, die lustige, von keinem Skrupel geplagte, immer zur Selbstironisirung und zur blague neigende Unbekümmertheit hier. Das Gespräch, das die lange Trilby auf ihrem Totenbett mit der korrekten Mutter des kleinen Billy über den lieben Gott und die Angst vor der Hölle führt, bezeichnet diesen Gegensatz ganz besonders reizend; zwar stammt auch Trilby von den britischen Inseln und ihr Vater war sogar Pastor, aber sie hat im quartier latin die Prägung empfangen und die Tragik ihres armen Lebens besteht darin, daß die munter zwitschernde Grisette, die mit allerlei berühmten Malern geschnäbelt hat, ihr Herz an einen Jüngling verliert, der sie leidenschaftlich liebt, aber im Wirbelwind seiner Leidenschaft doch immer ein Brite mit Britenvorurtheilen bleibt. Billy und Trilby könnten, auch wenn Mütter und Onkel nicht dazwischenträten, mit einander nicht glücklich werden, weil der Mann oder das Mädchen, um dieses Glück zu erhaschen, sein Milieu und seine Art, das Leben zu nehmen, opfern müßte. Und so ist der Sinn dieser Geschichte, die an Musotte erinnert und deren holde Heldin sich furchtlos neben Maupassants süße Dirnen stellen darf, daß selbst die heißeste Liebe nicht über die Schranken und Hindernisse hinweghilft, die das Schicksal, die Summe des Erlebten, im Bewußtsein zweier in verschiedenen Sphären erwachsenen Menschenkinder aufgethürmt hat.

Bisher habe ich, wie ich eben merke, noch gar nicht von Svengali gesprochen. Aber das jüdisch-polnische Musikantengenie ist in dem werthvollsten Theil der Novelle auch nur eine glänzende Episode: wenn das junge Paar nicht durch die Schranke getrennt worden wäre, von der ich eben sprach, dann wäre Trilby nie in die Hände Svengalis gefallen. Da Herr Dr. du Prel auf meine Bitte das Buch gelesen und seine Ansicht über die Hypnotiseurkunst Svengalis hier mitgetheilt hat, brauche ich darüber nichts zu sagen. Nur scheint mir, daß auch der Laie, der vom Occultismus nichts hören mag, in seiner Freude an dem hübschen Buch durch die Kunststücke des polnischen Juden nicht gestört werden muß. Was thut denn Svengali? Er macht aus einem ganz unmusikalischen, aber mit unerhört herrlichen Stimmmitteln begabten Mädchen eine große Gesangskünstlerin. Ist dieses Vollbringen gar so märchenhaft? Spielt nicht manchmal ein genialer Lehrer auf der Stimme seiner völlig unmusikalischen Schülerin wie auf einem Instrument? Haben wir nicht eine Tragoedin gekannt, die nach dem Tode ihres Lehrers nicht das Geringste

mehr leisten konnte? Und hat nicht Mancher schon staunend gesehen, welche Kräfte man einer hysterischen Frau — namentlich einer von der liebenswürdigen Art, zu der Trilby gehört — ohne Hypnotiseurkunst suggeriren kann und wie schnell diese Kräfte schwinden, wenn die Wirkung des suggerirenden Willens gebrochen ist?... Uebrigens kann man Svengalis Leistung auch symbolisch nehmen und darin den Versuch sehen, einen Zipfel des Schleiers zu lüften, der das Geheimniß aller reproduzirenden Kunst bedeckt. Der kleine Gecko ist nicht so dumm, als er sagt, zum Singen gehören Zwei: Einer, der die Stimme hat, und ein Anderer, der sie zu gebrauchen versteht, und wie Joachim auf seiner Geige, die doch nichts von Sebastian Bach weiß, die Chaconne spiele, so könne ein großer Sänger, dem die Stimme fehlt, auch auf der Stimme eines Anderen, der ihm willig gehorcht, nie vernommene Wunderweisen spielen. Hat Lessing nicht an Aehnliches gedacht, als er seinen Conti sagen ließ, Raphael wäre doch das größte malerische Genie geworden, auch wenn er ohne Hände geboren worden wäre? Kapellmeistern und Regisseuren, die ihre Kunst verstehen, wird Svengalis That gar nicht so abenteuerlich erscheinen und selbst Herr Lautenburg wird, wenn er umherblickt und sieht, wie mancher Bretterruhm erblichen ist, der unter seiner Regie sonnenhaft funkelte, sich dem garstigen Mann aus Galizien im Innersten vielleicht verwandt fühlen. Wer solche Erfahrungen nicht gemacht hat, mag über Svengali die Achseln zucken und sich an Trilby, Taffy, dem Laird, Zouzou, dem kleinen Billy und seiner zierlichen Mama schadlos halten.

In dem Theaterstück ist Svengali freilich die Hauptperson. Ueber dieses Stück ist aber nichts zu sagen; es ist nicht einmal für den Zustand der englischen Bühne charakteristisch, über deren Vergangenheit und Gegenwart Augustin Filon neulich ein lesenswerthes Buch veröffentlicht hat. Die Novelle Georges du Maurier hatte einen ungeheuren Erfolg, man wollte die bekannten Gestalten auch auf der Bühne sehen, und da Beerboom-Tree, dessen Ruhm der juif polonais von Erckman-Chatrian gesichert hatte, nach der Svengali-Rolle lechzte, wurde fix ein Stück zurechtgezimmert, das dem Buch nur die stärksten Sensationen entlehnt und in dessen Vordergrund überragend der gespenstische Pole steht. Es trifft sich gut, daß auch im Neuen Theater diese Rolle den besten Darsteller gefunden hat: den holländischen Schauspieler Royaards, der zwar Beerboom-Tree kopirt und in manchem Zuge zeigt, daß er seinen großen Kollegen Louis Boumeester mit Erfolg gesehen hat, unter der fremden Hülle aber ein ungewöhnliches Temperament und eine aus der Phantasie frei gestaltende Kraft ahnen läßt, die auf unseren Bühnen selten geworden ist. Das Stück, das man als Muster einer sehr niedrigen, aber amusanten Gattung — etwa zwischen Wintergarten und Cirkus — nehmen sollte, ist, sammt dem Gast, der es trägt, in Berlin schlecht behandelt worden und ich konnte beobachten, wie Leute, die ihr Urtheil aus den Zeitungen schöpfen, schimpfend und mit den Geberden eines Wüthenden das Theater verließen. Als ich Das sah, dachte ich bei mir, daß die Leistung des Polen am Ende doch nicht so unglaublich sein kann, da selbst den hundertmal blamirten Svengalis der berliner Presse noch immer das Kunststück gelingt, scheinbar verständige Menschen in ihre Willensrichtung zu zwingen. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 1. Mai 1897.

Der Halbmond.

Das uralte Feldzeichen, das gleißend einst über den neun milchweißen Roßschweifen der Tatarenfahne prangte und dem grimmen Dschengis-Khan beim Sturm auf die Chinesische Mauer voranleuchtete, ist plötzlich wieder zu hohen Ehren gekommen. Der Glanz des Halbmondes, der nie in silberner Milde strahlte, war schon recht verblichen, dicke Wolken, die vom Kaukasus hergeweht waren, hatten die früher so feurig und bedrohlich funkelnde Sichel mit schwarzen, dunkles Unheil kündenden Schatten umhüllt und die Stunde schien nah, wo der Halbmond für immer vom europäischen Firmament verschwinden würde. Als Ibrahim Pascha auf Morea wüthete und der von Canning geschaffene Dreibund, der Rußland, Frankreich und England vereinte, gezwungen war, gegen die türkische Willkürwirthschaft einzuschreiten, fand das Unternehmen der führenden Mächte den Beifall aller gesitteten Menschen; und Treitschke fügt dem Abschnitt, in dem er vom Londoner Vertrag und von dem Plan einer im Jonischen Meer zu veranstaltenden Flottendemonstration erzählt, mit dem schönen Zornmuth eines in seinem frommen Sinn beleidigten Mannes den Satz hinzu: „Es war die höchste Zeit, daß das Ehrgefühl der Christenheit endlich sich regte, daß einer Rotte afrikanischer Bluthunde nicht länger mehr gestattet wurde, auf europäischem Boden ein christliches Volk niederzumetzeln.“ Ein Stück nach dem anderen bröckelte von dem Osmanenreich ab, die südslavischen Balkanstämme erstritten in heißen Kämpfen sich ihre Selbständigkeit und ängst-

lich wandten sich mehr als einmal alle Blicke nach dem Wetterwinkel am Goldenen Horn und harrten des Versuches, den stolzen Traum Katharinas zur Wirklichkeit zu wandeln und den Doppeladler der Palaeologen endlich ins alte Byzanz zurückzuführen. Jeder fühlte, daß dieser Versuch dem welkenden Körper Europas Krämpfe und Zuckungen bringen müsse; Jeder hatte, seit Louis Napoleon und d'Israeli von der Bühne verschwunden waren, allmählich aber auch die Lust verloren, für die Erhaltung der Türkenherrschaft noch einen Finger zu rühren: sie war zu unheilbarem Siechthum verdammt, sie mochte, wenn ihre Zeit erfüllt war, lautlos verscheiden. Jetzt, siebenzig Jahre nach den Tagen von London und Navarin, erleben wir ein anderes Schauspiel: die sechs europäischen Großmächte sind, in scheinbar friedlichster Eintracht, um das altaische Feldzeichen geschaart, sie streiten mit Papiergeschossen und Melinitbomben für den Besitzstand des Sultans und die Integrität der Türkei; und der Oberst Vassos, der auf Kreta den griechischen Truppen befiehlt, zog aus sichtbaren Thatsachen nur den richtigen Schluß, als er den Admiralen der Großmächte neulich die Frage vorlegen ließ, ob er sie und ihre Mannschaften als den Türken verbündet zu betrachten habe. Hat Europa wirklich, wie in mythischer Zeit einst die jungfräuliche Tochter des gekrönten Paares Phönix und Perimede, auf Kreta das Glück gefunden, das der von der Liebe geknüpfte Herzensbund verleiht, und hat der starke Stier, der sie auf seinem Rücken übers Meer trug, am Eingang zur diktäischen Höhle sich als den dem Blitz gebietenden Gott enthüllt? Wer den Lobgesängen lauscht, die der Eintracht Europas jetzt von verpflichteten Barden ringsum angestimmt werden, Der wird sich erinnern, daß der Europa des Mythos auf Kreta göttliche Ehren erwiesen wurden, — als sie gestorben war. Vielleicht dringen die wirren Klänge des europäischen Konzertes von einem Grabhügel zu uns herüber, vielleicht rüstet man, wie der Vicomte de Vogüé vor ein paar Tagen schrieb, der alten Dame Europa schon die letzte Ruhestätte? Zu einer Begräbnißstimmung würde die Beleuchtung vortrefflich passen: den Halbmond färbt blutrother Feuerschein und das schwarze Gewölk hat sich westwärts verzogen. Wenn diese Beleuchtung länger dauert und das Auge sich nach und nach an sie gewöhnt, wird es merken, daß der rothe Schein aus der selben Richtung stammt, aus der die Wolken herzogen, und daß er dem Abglanz einer im Osten aufgehenden Sonne gleicht, die einer alternden Welt einen neuen Schicksalstag kündet. Und wenn diese Sonne erst hoch am Himmel steht, wird auch im dunkelsten Hirn langsam die Erkenntniß dämmern, daß im Lenz des Jahres 1897 der große Kulturenkampf zwischen Europa und Asien mit einem stillen Sieg der

Asiaten begonnen hat und daß der Halbmond wieder zu Ehren gekommen ist, weil der Glanz, der den Erben der Tatarenkhane, den neuen Herrn der Goldenen Horde, umleuchtet, ihn in roth glühender Pracht erstrahlen läßt.

Noch haftet die Aufmerksamkeit an den Kämpfen der Griechen und Türken und müssige Leute freuen sich an der Fülle der Telegramme, die ihnen von den Schlachtfeldern wechselnde Kunde bringen, heute berichten, unter Edhem Pascha, und morgen, unter dem Strategos Konstantin seien Heldenthaten vollbracht worden. Diese harmlose Spielerei mag man dem Spießbürger gönnen, der zwar kein Blut sehen kann, aber gern von Krieg und Kriegsgeschrei hört; nur soll man nicht etwa wähnen, die Scharmützel, die der Zeitungmacher, weils besser klingt, Schlachten nennt, könnten der europäischen Menschheit entscheidende Wandlungen bringen. Seit die Großmächte auch nach der Kriegserklärung ihre Truppen nicht von Kreta zurückgezogen haben, war über den Ausgang des Kampfes kaum noch ein Zweifel möglich. Die Griechen waren schon vorher, als die unvergleichlich Schwächeren, im Nachtheil gewesen und sahen sich nun an dem einzigen Punkt gelähmt, wo sie etwas bessere Aussichten auf Erfolge hatten. Von der gelassen abwägenden Nüchternheit, die Gaston Deschamps neben der Fähigkeit zu heroischen Thaten in ihrem Wesen gefunden haben will, haben sie uns bisher keine Probe gegeben, sondern sich wie Verzweifelte blind und toll in die Gefahr gestürzt. Sie mußten wissen, daß der Türke, der zur stillen Verwaltungarbeit gar kein Talent hat, ein ausgezeichneter, allen Beschwerden gewachsener Soldat ist, und sie hätten sich wahrscheinlich mit dem Triumph begnügt, die Kreter für immer vom Türkenjoch befreit zu haben, wenn sie mit kühlem Kopf die Lage ermessen hätten. Mit der Möglichkeit, die christlichen Großmächte könnten den islamitischen Großherrn gegen ein Christenvolk unterstützen, rechneten sie aber wohl nicht; sie fühlten sich als Erben der stolzen Hellenen, bei deren Namen jedes Herz höher schlägt, und es schien ihnen undenkbar, daß gesittete Völker das vom Olympos beherrschte Gelände den Türken ausliefern könnten. Die Frage, welche Folgen ihr unbedachter Eifer für sie selbst und für die künftige Form ihres Staates haben kann, braucht uns einstweilen nicht zu beschäftigen; es ist auch nicht nöthig — noch nur möglich —, jetzt schon die Bilanz des Krieges zu ziehen und zu entscheiden, welches von beiden Heeren sich besser geschlagen hat. Das Interesse ernster und nachdenklicher Beobachter richtete sich von Anfang an auf die Haltung Europas; und diese Haltung ist bisher der weitaus wichtigste Gegenstand der Betrachtung geblieben. Man spottet boshaft über das europäische Konzert, das

nur Unheil gestiftet hat, und der Spott ist gewiß berechtigt, denn die selbstbewußten Diplomaten, die Monate lang für die Erhaltung des Friedens ihre Federn bewegten, haben den Ausbruch des Krieges nicht zu hindern vermocht und die tapferen Admirale haben nur eine bemerkenswerthe Leistung aufzuweisen: die Beschießung eines Klosters, in dessen Räumen christliche und muselmanische Unterhändler eben die Friedensbedingungen festsetzen wollten. Aber die europäischen Diplomaten sind über Nacht nicht erheblich dümmer, die Admirale nicht ungeschickter geworden, als sie früher waren; ihre Fähigkeiten sind nur gehemmt, weil sie einander beständig mit mißtrauischen Blicken mustern und der Nachbar in jeder Minute vom Nachbarn einen tückischen Verrätherstreich fürchten zu müssen glaubt. Und während dieses Mißtrauen ihnen jedes wirksame Handeln unmöglich macht, reckt sich neben ihnen, neben den hadernden Greisen, ein junger Riese empor, der nach keines Anderen Wünschen und Ansprüchen fragt und mit der einheitlichen Wucht eines unverkümmerten Willens einer Welt die Richtung bestimmt.

Das im tiefsten Wesenskern sittlich empfindender Menschen wurzelnde Gefühl sträubt sich stets gegen die Zumuthung, dem Starken wider den Schwachen Beistand zu leisten. Wenn man sie dem kleinen und armen Griechenvolk vergleicht, erscheint die Türkei stark, — und dennoch hat Europa sie gegen Griechenland unterstützt, das im Südosten unseres Welttheiles die europäische Kultur und den Christenglauben vertritt, dennoch haben die Großmächte die auch in den Beziehungen der Völker geltende feinere Sittlichkeit verletzt, sich muthwillig in einen Streit gemischt, den sie ruhig austoben lassen konnten, und, als der Krieg, nicht ohne ihre Schuld, unvermeidlich geworden war, durch ihre Flottenmacht den Schwächeren an der Entfaltung seiner geringen Kräfte gehindert. Diese Thaten sind nicht überall so gelassen hingenommen worden wie im Deutschen Reich, dessen Bürger das Wundern nachgerade verlernt haben und kaum noch ein Bischen erstaunt blinzeln, wenn sie sehen, daß im Kampf für die heiligsten Güter der Völker Europas jetzt die mit dem Halbmond geschmückte Fahne des Propheten voranweht. Die Herren Salisbury, Balfour und Rudini haben in den Parlamenten schwere Stunden verlebt und Herrn Hanotaux wäre wegen seiner Orientpolitik die Pforte zur Akademie versperrt worden, wenn er außer den unerfreulichen livres jaunes nicht noch sein bedeutendes Werk über Richelieu als literarisches Gepäck auf den Werberweg mitgenommen hätte. Die Minister der Westmächte haben sämmtlich erklärt, sie seien nicht freiwillig nach Kreta gegangen, sondern zu diesem Schritt gezwungen gewesen, um nicht vereinsamt zu bleiben; die Klugheit und Höflichkeit erfahrener

Politiker hieß sie das unbequeme Geständniß unterdrücken, daß ihnen keine Wahl gelassen war, weil Deutschland plötzlich aus der so lange sicher und taktvoll festgehaltenen Rolle fiel und im Orient wider alles Erwarten als Protagonist auftrat. Was aber die Vorsicht der Staatsmänner weise verschweigt, Das plaudert die Presse geschwätzig aus; und so können wir jetzt schon in reinlichen Blättern lesen, die deutsche Regirung habe den Sultan zum Kriege gedrängt. Da der von London, Petersburg, Paris und Rom gleichzeitig verbreiteten Meldung von den deutschen Offiziösen nicht widersprochen wird, muß ihr Inhalt wohl der Wahrheit entsprechen; der beschränkte Unterthanenverstand kann freilich nicht begreifen, welches Ziel durch das stürmische Vorgehen unserer Regirung erreicht werden sollte, der ihre Aufgabe doch unzweideutig vorgezeichnet war. An der Erhaltung des Türkenreiches ist jetzt nur noch Rußland interessirt, das von der Hinterlassenschaft des sterbenden Islams natürlich den Löwenantheil heischt, die Beute nicht vorzeitig zerstückeln will und ruhig, während es in Asien immer festere Stützpunkte sucht und findet und sich still für das nahende Ringen mit England stärkt, abwarten kann, bis die Balkanernte herangereift ist. Alle übrigen Staaten haben heute kein Interesse mehr daran, den siechen Körper des Osmanenreiches durch künstliche Ernährung zu kräftigen. England würde, um in Indien, Egypten und Südafrika Ruhe zu haben, den Russen gern den ganzen Balkan überlassen, denn die britischen Staatsmänner haben endlich eingesehen, daß die Zeiten vorüber sind, wo die mitteleuropäischen Völker geneigt waren, die Kriege des Inselreiches gegen Rußland auszufechten, und ihr Sinnen und Trachten gilt jetzt nur noch dem Versuch, zwischen Großbritanien und dem Zarenreich eine Einigung herbeizuführen. Die Franzosen brauchten sich höchstens um ihre unvorsichtig gehäuften türkischen Papiere zu bekümmern, die aber, selbst wenn der edle Abd ul Hamid nicht mehr unumschränkt regirte, nicht entwerthet wären, und sie würden mit einer antitürkischen Politik ihren Traditionen und den Grundsätzen folgen, die in einer Republik auf die Dauer nicht vernachlässigt werden dürfen. Sehr ähnlich ist die Stimmung und Lage der Italiener. Und Oesterreich hat, seit es mit Rußland in beinahe inniger Freundschaft lebt, die Balkanwirren nicht mehr zu fürchten. Der deutschen Politik war unter solchen Umständen die Richtung gewiesen: sie mußte in leisem Wirken dafür sorgen, daß durch die Liquidation der Türkei weder Rußland noch England eine übermächtige Stellung erhielt und daß diese unvermeidliche Liquidation sich langsam und ohne allzu heftige Stöße vollzog. Die rasche Beseitigung des Sultanates hätte die ganze islamitische Welt in Aufruhr gebracht und

mußte deshalb vermieden werden; noch viel weniger aber durfte man an die Befestigung der Macht des Großherrn denken, der in der letzten Zeit klarer noch als vorher bewiesen hat, daß er ganz unfähig ist, sein Reich in Ruhe und Ordnung zu halten. Das kecke Wagniß der Griechen konnte den schwächlichen und gewissenlosen Mann einschüchtern, von seinem Länderbesitz wieder ein wichtiges Stück lösen und so uns der ersehnten Stunde näher bringen, wo der Islam aus Europa verschwinden und in der Türkei die kolonisatorische Arbeit beginnen kann, an der auch das Deutsche Reich hoffentlich seinen Theil fordern und erhalten wird. Einem starken, vorausblickenden Staatsmann, der erkannt hat, daß der Schauplatz der politischen Vorgänge sich in den letzten Jahren erweitert hat und daß Asiens Kräfte wieder erwachen, konnte diese Lage einen großen Erfolg bringen, — einen von denen, die genügen, um einen Namen vor der Vergessenheit zu bewahren. Jetzt ist auch dieser Erfolg Rußland zugefallen: es hat, ohne das Odium auf sich zu nehmen, das ein allzu energisches Eintreten für die Türken dem Enkel Alexanders zwanzig Jahre nach Plewna eingetragen hätte, dem Sultan, seinem Vasallen, das Leben zu fristen vermocht und die eifersüchtigen Großmächte am Narrenseil herumgeführt. Deutschland aber hat in den Völkern des Westens Erbitterung erregt und sich finsterer Pläne verdächtig gemacht, weil es mit jähem Ruck die Initiative an sich riß und die Zaudernden zu einem Entschluß zwang, der nicht in der Richtung ihrer Wünsche lag. Es hat wider seinen Willen Asien zum Siege über Europa verholfen und wird, wenn die Lobgesänge verstummt sind, die jetzt der Eintracht Europas angestimmt werden, zu spät merken, daß die Leiter seiner Geschicke für die Erben Dschengis-Khans gearbeitet haben, als sie nach den Armeniern nun auch die Griechen von den Türken niederschlagen ließen.

. . . Der Halbmond wird dem Christenkreuz nicht gefährlich werden. Er borgt seine roth glühende Pracht nur von dem Glanz, der den letzten Nachfahren der Tatarenkhane umleuchtet, und wird verschwinden, wenn der russische Islam ihn nicht mehr, wie jetzt, braucht, um lüsterne Beutejäger zu schrecken. Die Türken erzählen, ihr Flaggenzeichen danke seinen Ursprung einem von Mohammed, dem Propheten, gewirkten Wunder, der, als er ein paar skeptische Zweifler zum Schweigen bringen wollte, den Vollmond in zwei Theile zerschnitten und die eine Hälfte in den Aermel seines Gewandes gesteckt habe. Nur ein Prophet durfte sich solcher Wunderleistung vermessen; der schlichte Sterbliche weiß, daß es ihm, der das Reifen der Früchte nicht durch künstlich erzeugte Wärme beschleunigen kann, auch nicht beschieden ist, mit Menschenhand in die Höhe zu langen, wo eine geheimnißvolle Macht den Gestirnen die Bahn bestimmt.

Das politische Ideal des nächsten Jahrhunderts.

Der Redakteur eines philosophischen pariser Blättchens, „La Coopération des Idées“, kam auf den Einfall, auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege einer „Umfrage“ sich unbezahlte Artikel zu verschaffen über „das Ideal der Zukunft“. Quel sera l'idéal de demain? lautete die Frage, — und es regnete Antworten von allen Seiten. Die Frage ist nicht ohne Interesse; nur hätte die Redaktion auch andeuten sollen, um welches Gebiet es sich ihr handelt. Denn es giebt kein Ideal an und für sich; kein Mensch hat ein Ideal „für Alles“, sondern viele Ideale; jedes Gebiet menschlichen Lebens, jeder Gegenstand, der ein menschliches Bedürfniß befriedigt, kann idealisirt werden und wird in der begehrenden Seele idealisirt. Wir haben ein Ideal einer angenehmeren und schnelleren Fortbewegung, als es uns Droschke, Pferdebahn, Eisenbahn, Dampfschiff, Fahrrad u. s. w. bieten. Man könnte sagen, das lenkbare Luftschiff, komfortabel eingerichtet, ist hier unser Ideal; oder vielleicht der billige, bequeme und schnelle Motorwagen. Und hat nicht jeder Reporter ein Ideal einer bequemen und raschen Schreibmaschine, die womöglich in vielen Exemplaren gleichzeitig schreibt?

Oder bin ich im Irrthum, darf man vielleicht auf diesen praktischen Gebieten gar nicht von Idealen reden? Darf man dies schöne, an den göttlichen Plato erinnernde Wort nur auf Poesie und Kunst beziehen? Darf nur vollendete Schönheit diese Bezeichnung in Anspruch nehmen? Dann wäre die in Paris gestellte Frage schwer zu beantworten. Denn wenn auch in „ewiger Schöne“ das Ideal der Antike die civilisirte Menschheit zu beherrschen scheint und Venus und Apollo, von griechischer Meisterhand geschaffen, ihren Reiz nie verlieren werden, so wissen wir doch, daß auch auf dem Gebiete der Kunst der Geschmack in Völkern und Zeiten wechselt und daß die Gunst des „Publikums“ heute sich Götzen schafft, die es morgen in den Staub tritt. Wenn hier Gesetze herrschen, Gesetze der Wandlung des Geschmackes, so sind sie gewiß sehr schwer zu entdecken und zu formuliren. Was dem zwanzigsten Jahrhundert gefallen wird, — wer könnte Das heute auch nur ahnen?

Aber es giebt ein Gebiet, wo die Wandlung der Ideale keine so unregelmäßige und keine so unberechenbare ist wie auf dem Gebiete der Kunst. Ich meine das Gebiet der Politik. Denn hier folgt offenbar das Ideal wie ein stets freier, untrennbarer Satellit seinem Hauptplaneten, der wirklichen Gestaltung der sozialen Organisationen, und empfängt von ihnen Licht und Schatten. Nur sind diese Gestaltungen, die Entwickelung der Staaten, keinem Zufall unterworfen; sie vollziehen sich nach festen Gesetzen und Regeln, sind daher auch einer Berechnung zugänglich und eben so läßt sich

auch die Bahn ihrer Satelliten, der politischer Ideale, wenigstens mit einiger Wahrscheinlichkeit berechnen. Das Verhältniß aber des politischen Ideals zur politischen Wirklichkeit ist immer das des spezifischen Gegensatzes. Wenn in einer Republik Bürgerkrieg wüthet und alle Bande der Ordnung sich lösen, dann entsteht im Geiste der denkenden und vernünftigen Staatsbürger unwillkürlich das Ideal einer Diktatur, dann ringt aus verzweifelter Brust der Ruf sich los: Ave Caesar! Vive l'Empereur! Die traurige Wirklichkeit hat ihren Gegensatz als das politische Ideal erzeugt. Wenn ein despotisches Zarenthum seine Herrschaft auf Galgen und Bajonnette stützt, mit der Knute verwaltet, weder Heimath- noch Vaterlandsgefühle achtet, sibirische Bergwerke mit opfermuthigen Helden bevölkert, dann entsteht in Hunderten und Tausenden verzweifelter Seelen das eine Ideal, diese ganze barbarische Wirthschaft mit Allem, was drum und dran hängt, auf jede Weise, durch jedes Mittel zu stürzen; das politische Ideal heißt dann Nihilismus. Wenn ein stolzer Machthaber, der öffentlichen Meinung eines „konstitutionellen Rechtsstaates" Trotz bietend, seinen Willen über den der Vertreter der Nation setzt, dann sinkt der Glaube an den Werth von Gesetz und Verfassung, dann schwindet jedes Vertrauen in festgeglaubte Satzungen, dann verliert die Rechtsordnung ihre Bedeutung, dann erscheint Gesetz- und Rechtlosigkeit in ihrer ungeschminkten Gestalt als das politische Ideal und dem Ruf eines verspäteten Caesaren: Quod principi placuit, pro lege habetur! schallt aus jugendlichen Kehlen der Ruf entgegen: Hoch die Anarchie! Oder erinnern wir uns daran, wie ein in der Schule der „Aufklärung" aufgewachsener Monarch, Kaiser Joseph II., der den Grundsätzen des Rationalismus huldigte, eines Tages beschloß, aus Oesterreich einen deutschen Staat zu machen, und für alle Völker Oesterreichs die deutsche Sprache als die alleinige Amts-, Gerichts- und Schulsprache dekretirte. Was war die Folge dieser Maßregel? In allen nichtdeutschen Stämmen Oesterreichs tauchte damals ein Ideal auf, das bis dahin unbekannt war: die Nationalität-Idee; nationale Sprache und Sitte und Eigenthümlichkeit waren plötzlich Gegenstand liebevollster Pflege aller bis dahin in diesen Punkten ganz indifferenten Völker.

So wurden politische Ideale geschaffen auf dem Wege der Antithese, die im menschlichen Geiste gegen die unbefriedigende Wirklichkeit auftaucht. Da wir diese Genesis des Ideals nun kennen, dürfen wir fragen: welches wird das politische Ideal Europas im zwanzigsten Jahrhundert sein?

Seit vielen Jahrhunderten vollzieht sich in Europa der Prozeß der Großstaatenbildung. Er vollzog sich in Großbritannien, wo das eigentliche England mit einer Anzahl kleiner Königreiche in die geschichtliche Entwickelung einsetzt, um dann auch noch Schottland und Irland in ein „Großbritannien" einzubeziehen; er vollzog sich in Frankreich, das aus einer großen Anzahl

souverainer Fürsten- und Herzogthümer, Grafschaften und anderen Territorien allmählich, in einem Zeitraum von ungefähr sechshundert Jahren, zu dem Großstaate Frankreich erwuchs; er vollzog sich in allen anderen Großstaaten Europas. Die letzten zwei Staatenkomplexe, die in Europa zu einheitlichen Großstaaten zusammenschmolzen, waren Deutschland und Italien: es war der selbe Prozeß wie überall, nur mit der Variante, daß hier die Nationalität-Idee Vorspanndienste leisten mußte, um über die Kleinstaaterei hinüberzukommen. Nun leben wir in lauter Großstaaten. Sind wir deshalb glücklicher? Offenbar nicht. Denn unser Glück oder Unglück hat mit Kleinstaat oder Großstaat nichts zu thun. Wenn die Völker aber unzufrieden sind in Großstaaten, so denken sie nicht daran, daß Völker auch in Kleinstaaten unzufrieden waren, sondern neigen zu der Ansicht, daß die Großstaaten dem Volkswohl nicht zuträglich sind. Und die Folge dieser Ansicht ist: man grübelt sich immer mehr in die Idee hinein, daß die Großstaaten an dem sozialen Nothstand, an all unserem sozialen Ach und Weh, schuldig sind. Auf diesem Wege aber entsteht allmählich ein neues politisches Ideal, das noch keinen allgemeinen Namen hat, das man aber doch schon in verschiedenen Ländern mit verschiedenen Namen bezeichnen hört. In Oesterreich nennt man es Föderalismus, in Deutschland nennt man es Partikularismus, in Italien Regionalismus, in England Home-Rule, — in Frankreich spricht man neuerdings bald von Provinzialismus, bald schlechtweg von einem Föderativsystem der „französischen Staaten“. Der allgemeine Name ist noch nicht da; aber die Idee taucht überall auf und ich fürchte keineswegs, von dem zwanzigsten Jahrhundert Lügen gestraft zu werden, wenn ich die Prophezeiung wage, daß sein politisches Ideal sein wird: Zurück zum Kleinstaat!

Ich habe dafür ganz merkwürdige Anzeichen. Ideen, die die Grundpfeiler der neuesten Großstaatenbildung waren, beginnen zu schwanken; Ideen, die man für wahr und daher für ewig hielt, beginnen in Mißkredit zu kommen. Es scheint langsam eine Ernüchterung einzutreten, wo noch eben heller Jubel und Begeisterung herrschten. Etwas wie Katzenjammerstimmung zieht durch die Welt. Man richtete sich neue große Wohnhäuser ein, palastartige; nun man in sie eingezogen ist, fühlt man sich darin nicht recht heimisch. Sie sind nicht wohnlich; ein Moderduft durchzieht sie, als ob man sich auf einem Friedhof angebaut hätte. Man dachte, in ein neues, helles, luftiges Haus einzuziehen, rings umtönt von Vogelsang und Liederklang: statt Dessen athmet man eine muffige, mittelalterliche Luft, als ob man in altes Gemäuer eingezogen wäre, wo seit Jahrhunderten nicht gelüftet wurde. Mir scheint, das neue große Palais hat die Erwartungen nicht erfüllt und die guten Leutchen sehnen sich hinaus, Jeder in sein altes, kleines, ruhiges, gesundes, luftiges, friedliches Heim. Mindestens erscheint es ihnen jetzt so rosig und von Sonnen-

glanz erfüllt, — im großen Prachtbau erfaßt sie plötzlich ein gewaltiges Sehnen nach den Hütten, die sie einst bewohnten . . . es steigt in ihnen auf: ein neues politisches Ideal.

Denken wir an Italien. Wer hätte je glauben können, daß eine Zeit kommen würde, wo man dort der Idee der Nationalität oder, besser gesagt, der mit ihr verquickten Einheit-Idee den Krieg erklären würde? Italien, das Land des langen, stürmischen Verlangens nach „Einheit" im Namen der „Nationalität-Idee", ist für diese Idee nun erkaltet und wendet sich von der Einheitstendenz ab. Kaum glaublich, — aber wahr. Vor mir liegt ein neues Buch von Celso Ferrari: La Nazionalità e la vita soziale. Was will der Verfasser? Er unternimmt eine Ehrenrettung der Nationalität-Idee. Wenn es in Italien schon einer neuen Erklärung und Rechtfertigung dieser Idee bedarf, dann sind die Dinge dort weit gediehen. Ferrari erzählt es uns übrigens in der Vorrede: „Das von unserer völkerrechtlichen Schule so feierlich verkündete Prinzip der Nationalität, das unser Volk so tapfer mit seinem Blute besiegelte, ist in Mißkredit gerathen . . ." Daran trage, meint er, der Umstand die Schuld, daß dieses Prinzip „bisher keine wissenschaftliche und positive Grundlage hatte." Nur in Folge dieses Mangels konnte es zu dieser „schändlichen politischen Komoedie" kommen, die es glücklich dahin brachte, daß „dieses edle soziale Streben eine Waffe wurde, um dem Militarismus neue und verhängnißvolle Erfolge zu verschaffen." Ferrari will nun diesem Mangel abhelfen und dem Nationalitätprinzip eine „wissenschaftliche Grundlage" geben. Zu diesem Zweck beweist er in seinem Buche, daß das Nationalitätprinzip kein volks-egoistisches, sondern ein menschheitliches und fortschrittlich-humanes Prinzip sei, und nicht dem Völkerkriege, sondern der Völkerfreiheit dienen solle. Es mag an Dem, was er sagt, viel Richtiges und Wahres sein; uns interessirt aber heute hier nur die Thatsache, daß man in Italien es jetzt für nothwendig ansieht, das Nationalitätprinzip zu vertheidigen. Dort scheint also das Gefühl allgemein zu herrschen, daß man durch die nationale Einheit nicht glücklich geworden sei. Das ist sehr interessant, aber auch erklärlich. Denn dort war ja die Nationalität-Idee nur eine Form des Freiheitstrebens und man war so vertrauensvoll, zu glauben, nationale Einheit sei Freiheit. Weil man darin sich gründlich täuschte, wendet man seinen Grimm gegen das „böse Nationalitätprinzip". Hier setzt Ferrari mit seiner Vertheidigung ein. Er sagt ungefähr zu seinen Landsleuten: Ihr seid auf dem Holzwege! Nicht das Nationalitätprinzip ist an Eurer Enttäuschung schuldig, sondern eine falsche Auffassung dieses Prinzipes; denn, richtig verstanden, ist „der Nationalitätkampf nichts Anderes als der Ausdruck des Kollektivwillens einer sozialen Gruppe gegen eine Regirung, die dem allgemeinen Empfinden der Nation widerstrebt, und der

Ausdruck des Strebens, an ihre Stelle eine andere, diesem nationalen Empfinden mehr entsprechende Regirung zu setzen." Nun, diese Sophistik ist ja gut gemeint. Wir entnehmen ihr die Thatsache, daß die Italiener das Geschäft gern rückgängig machen möchten, — „redressiren" nennt man Dies im Geschäftsverkehr; oder gar „storniren"? Diese italienischen Stimmungen gehen uns ja weiter nicht an. Ich wollte nur zeigen, daß gewisse Symptome auftauchen, nicht nur in Italien, sondern auch in Frankreich und vielleicht auch noch anderswo, die beweisen, daß die Großstaatenbildung die Völker nicht glücklich gemacht hat und daß sich nun die Ideen mit Vorliebe einem anderen Zustande zuwenden, einem Zustande, der nach dem Gesetze des Gegensatzes im Geiste ausgebildet wird und als der begehrenswerthere erscheint. Das heißt mit anderen Worten: es keimt in den Geistern ein neues politisches Ideal, das wahrscheinlich im zwanzigsten Jahrhundert zur Reife kommen wird. Ob dieses Ideal verwirklicht werden wird? Darüber wollen wir uns einstweilen nicht den Kopf zerbrechen.

Graz. Professor Dr. Ludwig Gumplowicz.

Der künftige Weltkongreß der Religionen.

Für die pariser Weltausstellung im Jahre 1900 ist bekanntlich auch ein Weltkongreß der Religionen geplant, ähnlich dem, der 1893 in Chicago stattfand. Dies Unternehmen wird von einer Gruppe religiöser Männer propagirt, an deren Spitze ein Abbé Victor Charbonnel steht, der gegen Ende des vorigen Jahres in Lausanne, Neuchâtel und Genf Vorträge hielt, um für diesen Kongreß zu werben. Die genfer Zeitschrift „La Semaine littéraire" brachte einen Artikel des Abbé Charbonnel, worin er unter der Ueberschrift „La Suisse, pays d'âme religieuse" seine in der Schweiz empfangenen Eindrücke schildert und in kurzen Zügen das von ihm mit so großem Eifer verfolgte Projekt des Weltkongresses der Religionen begründet. Er sagte, man habe ihn versichert, daß sich ein großer Theil des gebildeten Publikums in der Schweiz für religiöse Fragen lebhaft interessire, und Das habe ihn bewogen, dort eine Reihe von Vorträgen über den geplanten Weltkongreß zu halten. Er und einige seiner jungen geistlichen Freunde wollen den Versuch machen, eine weitherzige, liberalere, moderne Auffassung des überlieferten Katholizismus und des christlichen Glaubens herbeizuführen. Herr Charbonnel ist zwar nicht ohne Besorgniß, daß er durch seine Konferenzen die Geister verwirren, die Herzen beunruhigen könnte; er denkt an die Worte Renans: „Der schlichte Glaube ist der wahre und ich wäre untröstlich, wenn ich denken müßte, daß meine Worte auch nur einer einfältigen Seele

die auf ihre Weise Gott aufrichtig im Geiste anbetet, Aergerniß geben könnten." Er will aber weder die bestehenden religiösen Ordnungen noch die dogmatischen Satzungen antasten, denn sie seien historische Gebilde und vielleicht soziale Nothwendigkeiten, deren unbedingte Duldung geboten sei. Nur einen neuen Lebenshauch, etwas mehr Menschenliebe, wolle er dem Formalismus und Dogmatismus der Vergangenheit einflößen. Er erinnert an die Worte Bossuets: „Als Gott das Menschenherz erschuf, war es zuerst die Güte, die wesentlichste Eigenart der göttlichen Natur, die er ihm verlieh." Es handelt sich also um das vergessene oder verkannte Evangelium der Duldung, der wahrhaft christlichen Brüderlichkeit, um die Wiederherstellung des Bündnisses der religiösen Seelen.

Abbé Charbonnel fand in Lausanne einen Kreis von Professoren der Universität, von Pastoren und Journalisten, die ihn durch ihren philosophischen und literarischen Geist überraschten. Es wurden ihm Fragen gestellt, die ihn zur Darlegung der Hauptpunkte seines am folgenden Tage zu haltenden Vortrages veranlaßten und ihn überzeugten, daß er sich unter Denkern befinde, die über religiöse Fragen gründlich orientirt sind. Er gesteht, daß die freie Forschung den Protestanten bei der Erörterung religiöser Fragen ein gewisses Uebergewicht verleihe, daß ihr Glaube ein freiwilligerer und tieferer sei. Der Glaube der Katholiken soll, wie man behauptet, ein serviler, ausschließlich auf der Autorität beruhender und zu einer vagen, schwächlichen Beschränktheit führender sein. Der amerikanische Theologe Channing sagt: „Eine bewegunglos feststehende Kirche scheint mir das Grab der Geistesbildung zu sein. Einen unbeweglichen, unveränderlichen Glauben vorschreiben, heißt, die Seele in eine Gefängnißmauer bannen." Und Renan behauptete sogar: „Es ist eine sonderbare Erscheinung, daß es hauptsächlich katholische Länder sind, wo der Unglaube wuchert." Herr Charbonnel gesteht, daß der Katholik seine Ueberzeugungen in einem Kreise von Universitätlehrern und Pastoren, wie in Lausanne, bei einem ernsthaften, freimüthigen Glaubensstreit nur schwer aufrecht erhalten könne; er sagt: Wir, die Katholiken, lieben, im Schatten, in der Stille, zu glauben; unser Glaube, den uns die Kirche fertig liefert, mag auch die Kirche selbst schützen und vertheidigen. Der einfache Gläubige ist, nach katholischem Begriff, ein Subjekt, das sich einer offiziellen, gebotenen Religion oder, wie die politisirenden Theologen sagen, der Seelenleitung unterwerfen muß. Dagegen findet er, daß man in den lausanner Kreisen, die er kennen lernte, vielfach das Bekenntniß eines zwar christlichen, aber nicht kirchlich gesinnten Philosophen vertheidigte, der da sagte: „Ich will keiner Sekte, sondern einer Gemeinde von freien Geistern angehören, die die Wahrheit lieben und die Christus auf dieser Erde und bis in den Himmel folgen. Ich wünsche, der engen Schranke einer Partikularkirche zu entrinnen, um unter freiem Himmel, in vollem Lichte, zu leben, damit ich Umschau halten und mit eigenen Augen Alles sehen kann, was rings um mich geschieht, damit ich mit eigenen Ohren hören und, zwar bescheiden, aber entschlossen, der Wahrheit folgen kann, — mag ihr Weg auch noch so steil und einsam sein."

Der Hauptgedanke, den Abbé Charbonnel zur Begründung seines Projektes eines Weltkongresses der Religionen anführt, ist: durch eine große Friedensmanifestation das Jahrhundert abzuschließen, in dem so fürchterliche religiöse, soziale und geistige Kämpfe stattfanden, und an der Schwelle eines neuen Jahr-

hunderts die evangelische und versöhnende Wahrheit von der Vaterschaft Gottes und der Brüderschaft der Menschen zu verkünden. Die Gläubigen der verschiedenen Bekenntnisse sollen aus allen Gegenden der Erde zusammenkommen, um gemeinsam zu erklären: „Wir glauben an Gott", und um gemeinschaftlich zu beten: „Vater unser, der Du bist im Himmel". So wird unter ihnen die unsichtbare Kirche erscheinen, in der sich die Seelen Aller, die da glauben und beten zu einer einzigen Seele vereinen. Durch diese feierliche Vereinigung der Gläubigen sollen alle Denker erkennen lernen, daß wir endlich unbestreitbare Siege erfochten, die Rechte des freien Gedankens, der aufrichtigen Ueberzeugungen, sogar der Besorgniß erregenden Forschungen, und nicht nur die Duldung, sondern die gegenseitige Achtung, — mit einem Wort: die Gewissensfreiheit errungen haben.

Auf die Frage: Wird man da nicht alle Religionen als gleichwerthig betrachten müssen, werden die Skeptiker nicht erklären, daß alle Religionen gleich gut sind? antwortet Charbonnel: Nein, gewiß nicht; der Kongreß an und für sich beweist für den Werth der auf ihm vertretenen Religionen gar nichts, nur die Vertreter der verschiedenen Religionen sind auf dem Fuße der Gleichheit zu behandeln. Aber eine gewisse Solidarität könnte die verschiedenen Kirchen und sogar die verschiedenen religiösen Glaubensbekenntnisse wohl mit einander verbinden. Sollte denn eine Union aller Religionen unter dem nämlichen Sittengesetz ein Ding der Unmöglichkeit sein? Union ist doch nicht Fusion! Solidarität und Verschmelzung sind doch offenbar ganz verschiedene Begriffe. In den letzten Sitzungen des Religionkongresses von Chicago war von einer religiösen Union der ganzen menschlichen Gesellschaft und von der religiösen Union aller Christen die Rede. Aber schon in der Eröffnungrede wurde erklärt, daß zur Verzichtleistung auf seinen Glauben Niemand genöthigt werden könne. Friede und Vereinigung, um allen Streitigkeiten, aller Zwietracht, allen Bürgerkriegen, allen Bannflüchen und Eifersüchteleien ein Ende zu machen, — aber weder Verzichtleistung noch schwächliche Kompromisse: Das sind die Ziele, denen ein Kongreß der Religionen zustreben muß. Die religiöse Menschheit hat Besseres zu thun, als Sekten zu bilden und sich in Gruppen zu spalten, um den Fanatismus zu pflegen und sich mit der Unduldsamkeit des Zeitalters der Scholastik, der Konzilien und Kolloquien zu bekämpfen. Jetzt soll einem gemeinsamen Feinde, dem Materialismus und der Glaubenslosigkeit, entgegengetreten werden. Man darf nicht länger zögern, es ist die höchste Zeit, eine heilige Liga gegen den Unglauben zu bilden, und um dieses Heilswerk zu vollbringen, ist ein Weltkongreß der Religionen das geeignetste Mittel.

Herr Naville findet, daß Paris nicht der geeignete Ort für einen Religion-Kongreß sei; er meint, ein großer Theil des dortigen Publikums werde ihn mit frivoler und mißliebiger Neugier betrachten; man müßte ihn daher in eine ruhigere und friedlichere Gegend verlegen. Ein solcher Kongreß könne sowohl Hoffnungen wie Befürchtungen erregen. Daß man durch ihn eine Weltreligion schaffen könne, sei völlig ausgeschlossen, denn das allen Religionen Gemeinsame sei ein ausschließlich psychisches Faktum, die Nothwendigkeit der Religion, und diese könne nicht als Basis für eine bestimmte Religion dienen. Es sei ein durchaus phantastischer Gedanke, daß man aus Dem, was allen Religionen gemeinsam ist, eine Universalreligion bilden könne. Herr Naville hält es aber

für nützlich, dem herrschenden Positivismus gegenüber feierlich zu erklären, daß die menschliche Seele Bedürfnisse hat, die von einer ausschließlich irdischen Wissenschaft nicht befriedigt werden können, daß die materielle Kultur und die weltlichen, sozialen Vorurtheile die Stimme der tief in der menschlichen Seele wurzelnden Instinkte nicht erstickt haben, daß man daher die Lebenskraft der Religion unwiderleglich beweisen könne und daß dieses Ziel erstrebenswerth sei. Weit wichtiger aber sei es, die verschiedenartigen Lehren durch sachverständige Männer erklären zu lassen und dadurch Vorurtheile zu zerstreuen, Feindsäligkeiten zu beseitigen, religiösen Zwist zu verhindern oder ihm doch seine Schärfe zu nehmen. Meint man aber, auf diese Weise Proselyten machen und eine Zeit herbeiführen zu können, in der die Gläubigen aus allen Zonen und in allen Zungen zu dem Schöpfer des Weltalls das nämliche Gebet emporsenden, so ist Das eine Täuschung, der frühzeitig vorgebeugt werden muß.

Der Bischof Deruaz meint: Zunächst muß man wissen, was mit diesem Kongreß beabsichtigt ist, welcher Zweck durch ihn erreicht werden soll. Ich kenne weder seine Zusammensetzung noch seine Organisation, weiß daher auch nichts über seine Ziele. Deshalb kann ich mich weder über seine Zweckmäßigkeit noch über seine Vortheile oder Nachtheile äußern. Meine Ansicht über das Projekt ist, daß ich ihm nicht beistimmen kann, daß ich es nicht billige. Herr Charbonnel kann in dieser Frage nicht als Katholik, namentlich aber nicht als katholischer Priester auftreten. Er verlangt, daß die Vertreter der verschiedenen Religionen als Theilnehmer am Kongreß sich ihres speziellen Glaubensbekenntnisses entäußern sollen. Ist Das ehrlich, ist Das christlich? Wenn man christliche Liebe predigt oder übt, muß man dann vom Glauben abstrahiren? Was würde das Resultat sein? Die Verkündigung des Skeptizismus, der religiösen Gleichgiltigkeit. Der Herr Abbé tritt als Vertreter des Katholizismus auf; von wem erhielt er diese Mission? Er mußte sich zuvor an seine geistlichen Oberen wenden und ihre Zustimmung erlangen, dann erst könnte von seiner Mission die Rede sein. Ich glaube aber, zu wissen, daß seine unmittelbaren Vorgesetzten seine Schritte mißbilligen und daß er von allen Katholiken, an die er sich wandte, abgewiesen wurde. Ich glaube, behaupten zu können, daß die katholischen Schweizer durchaus nicht geneigt sind, an einem solchen Kongreß theilzunehmen, und daß Alle, die sein Projekt kennen, es einstimmig zurückweisen. Das ist meine persönliche Meinung, — mit meinen geehrten Kollegen, den schweizerischen Bischöfen, habe ich darüber nicht gesprochen. Ich kann aber versichern, daß mein Urtheil auf genauer Kenntniß der Lage beruht.

Professor Chapuis schreibt: Es wäre allerdings schön, wenn die internationale Ausstellung von 1900 die hohe Bedeutung des religiösen Empfindens unserer Civilisation durch einen Religion-Kongreß bestätigen würde. Nach meiner Ansicht können keine ernstlichen Einwände gegen einen solchen Kongreß erhoben werden, denn es sollen dort keine Kämpfe stattfinden und daher wird es auch weder Sieger noch Besiegte geben. Es handelt sich nicht um die Gründung einer Art von Universalreligion, denn Das wäre ein unheilvolles Unternehmen, das nur durch Aufopferung von Ueberzeugungen erkauft werden könnte. Es sind ohnehin schon genug historische Beispiele vorhanden, die beweisen, daß weder die verschiedenen christlichen Bekenntnisse noch gar etwa alle Religionen der civilisirten

Völker mit einander versöhnt werden können. Der Kongreß wird nach meiner Ueberzeugung keine Gewissensopfer fordern. Der katholische wie der protestantische Christ, der Jude und der Mohammedaner, Alle werden dort gleichberechtigt sein und Jeder von ihnen wird die allgemeine Symphonie durch eine Note seiner individuellen oder sozialen Erfahrungen ergänzen und die Früchte der Erenntniß mitbringen, die er seinem Glaubensbekenntniß zu verdanken glaubt. Herr Chapuis hofft, daß die Vorstellung, die wir uns von der Religion machen, durch einen solchen Kongreß modifizirt werden wird. Er sagt: Viele Religionen maßen sich an, die absolute Wahrheit zu besitzen. Nun aber haben die Geschichte und die Erfahrungen unseren Horizont erweitert und der Geist Christi gestattet und verpflichtet uns sogar, daß wir, ohne unseren persönlichen Ueberzeugungen Etwas zu vergeben, in allen Religionen Stufen erblicken sollen, die zur providentiellen Entwickelung emporführen; wir können in allen diesen verschiedenen, fremdartigen und seltsamen Formen Etwas wie ein „Verlangen nach dem lebendigen Gott" erkennen. Ich, als Christ, betrachte diesen von edlen Geistern geplanten Kongreß als eines der schönsten Symptome der Nächstenliebe. Wodurch unterschieden sich denn die verschiedenen Religionen und die christlichen Bekenntnisse bisher? Glaubenslehren, formulirte Dogmen, die man vertheidigte und aufnöthigte, und Wundergeschichten waren es zumeist, wodurch sich die religiösen Bekenntnisse von einander trennten; unser Geist ist seit Jahrhunderten so sehr daran gewöhnt, daß er die dogmatischen Differenzen, die er verdammt, mit dem Unglauben identifizirt. Wir meinen, der Kongreß könne unsere Hoffnung stärken; wir werden von nun an die grundsätzliche Uebereinstimmung, das Prinzip der Einheit, weniger in der Einförmigkeit der Meinungen oder der klar formulirten Dogmen als auf dem Gebiete der allgemeinen Nächstenliebe suchen. Hierauf wird sich einst vielleicht nicht nur die Einheit der christlichen Welt, sondern auch die moralische Einheit der Menschheit gründen. Manche werden Das eine Utopie, eine Chimäre nennen, — ich aber glaube daran. Die Geschichte hat noch überraschendere Dinge verwirklicht und der Nächstenliebe ist nichts unmöglich.

Der Bischof von Sankt Gallen sagt, er kenne keinen Grund, der einen Religion-Kongreß wünschenswerth macht. „Ich kann wohl die religiöse Ueberzeugung Anderer achten und mit den Anhängern anderer Bekenntnisse in Frieden leben, aber vom theologischen Standpunkt aus ist die religiöse Ueberzeugung exklusiv. Wer eine solche Ueberzeugung hat, kann nichts, was im Widerspruch mit ihr steht, gutheißen. Auf diesem Kongreß werden alle Religionen ohne Unterschied gleichgestellt. Was soll also dort ein Mann, der eine religiöse Ueberzeugung hat, thun? Schon seine Anwesenheit müßte ein Opfer für ihn sein. Ich bin ein Christ und glaube an Jesus Christus, aber weder in seinem Leben noch in seinen Lehren finde ich das mindeste Anzeichen, daß man seine Religion mit einer anderen gleichstellen müsse. Im Gegentheil: es sind Worte vorhanden, die Das verbieten. Dieser Kongreß kann nur als eine Ausstellung der Religionen bezeichnet werden; den Glauben aber darf man eben so wenig ausstellen wie die Frauen. Beide müssen nach ihrem inneren Werth beurtheilt werden, — und dieser ist nirgends weniger erkennbar als auf einer Ausstellung. Die religiöse Einheit ist zwar sehr wünschenswerth, kann aber niemals auf diesem Wege erreicht werden, wenn man nicht etwa meint, sie im religiösen Indifferentismus zu finden."

Herr Philipp Godet schreibt: „Ich habe den Herrn Abbé Charbonnel gehört und er hat mich fast überzeugt. Im Innersten aber sympathisire ich nicht mit einer Volapük-Religion. Ich weiß zwar, daß Herr Charbonnel sich den Kongreß nicht als eine Fusion der Religionen denkt; nur ihre gemeinsamen Grundlagen sollen dort bestätigt werden und man will versuchen, das Vaterunser gemeinschaftlich zu beten. Aber gerade dieser Gedanke beunruhigt mich. Das Vaterunser ist nach meiner Ansicht nicht ein Gebet für Jedermann. Christus lehrte es seine Jünger und man ist sein Jünger nur unter gewissen Bedingungen, von denen die vornehmste verlangt, daß man Christi Göttlichkeit ohne Hintergedanken und Krittelei anerkennt. Ich verabscheue nichts mehr als Mangel an Präzision, Alles muß klar und deutlich festgestellt sein; das so sehr verschrieene Dogma schreckt mich nicht, im Gegentheil: ich finde, daß wir zu wenig Dogmen haben. Der Kongreß wird eine imposante, vielleicht eine ergreifende Manifestation von zweifelhaftem Werth sein. Uebrigens muß man erst sehen, welche Richtung er nehmen wird, — dann erst kann ich meine Meinung darüber äußern."

Professor Sabatier erklärt, zu den Anhängern eines solchen Kongresses zu gehören. Es sei nicht nur eine humane, sondern eine wesentlich christliche Idee. Unus Pastor, unum ovile. Von der Einheit des Hirten könne zwar vorläufig noch nicht die Rede sein und noch weniger von einer schon vorhandenen Einheit der Herde, aber Niemand werde leugnen, daß es in allen Bekenntnissen Männer giebt, die sich zur großen menschlichen Gottesfamilie zählen, die ein lebhaftes Verlangen tragen, sich zu nähern, einander kennen zu lernen und zu erbauen, — nicht durch das Bekennen einer gemeinsamen religiösen Lehre, sondern in dem Bewußtsein, daß sie den Glauben an eine gemeinsame Bestimmung haben. Kongresse können die religiöse Einheit nicht herbeiführen, aber sie können die Verehrer Gottes, der ein Geist ist, aus den engen Schranken des Alltagslebens befreien, ihren Horizont erweitern und den Eifer für das Ideal in ihnen neu beleben. Die Menschen schreiten anfangs in dunklen, engen Thälern den heiligen Berg hinan; sie sind von einander getrennt; je höher sie aber kommen, desto mehr nähern sich die einzelnen Fußpfade, die alle nach dem nämlichen Gipfel führen. Der Augenblick der Vereinigung Aller ist noch nicht gekommen, aber schon jetzt sind alle Pilger, die nach der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe streben, einander nahe genug, um verkehren, sich aufmuntern und auf den leuchtenden Gipfel hinweisen zu können, wo sie sich schließlich die Hände reichen und mit einander ausruhen werden. Sobald aber solche Annäherungen möglich sind, sind sie auch nöthig. Alle Einwürfe, die man gegen den Kongreß vorgebracht hat, habe ich gesammelt und erwogen. Es scheint mir nun, daß sie einer falschen Vorstellung entspringen, die man sich von ihm — den man mit Unrecht „Kongreß der Religionen" nennt — gebildet hat. Sobald man diesen falschen Gedanken verläßt, werden alle Vorurtheile und Zweifel sofort schwinden. Viele meinen nämlich, man beabsichtige eine Verschmelzung der verschiedenen religiösen Bekenntnisse und erstrebe die Abschaffung der einzelnen Religionen. Schon in der Philosophie mag ich den Synkretismus nicht, aber in der Religion erscheint er mir als größter Unsinn. Wenn ich dem Kongreß beitrete, so bewahre ich mir dennoch meine Individualität und meinen Glauben. Es handelt sich nicht darum, alle Religionen in einen Tiegel zu werfen, sie mit einander zu

verschmelzen und daraus eine abstrakte, namenlose Universalreligion, also das Gegentheil einer wahren Religion, herzustellen, sondern die religiösen Menschen sollen einander genähert und ihre Annäherung soll zu einer machtvollen Manifestation für die soziale Bedeutung der Religion in ihrem rein psychologischen Wesen gestaltet werden. Die religiöse Seele der Menschheit und das Ideal der sittlichen Bestimmung sollen über den Wunderdingen der Industrie, der Kunst und Wissenschaft schweben. Der zweite Einwurf entstammt der Furcht, daß aus solchen Versammlungen der Indifferentismus hervorgehen könne. Die Bekenner einer positiven Religion sagen, die Wahrheit kann nicht mit dem Irrthum paktiren, die Orthodoxie darf sich niemals mit der Ketzerei verbinden; Das wäre gleichsam eine Verleugnung der offenbarten Wahrheit. Ich frage alle aufrichtigen Christen, ob der Kongreß von Chicago den Indifferentismus, die religiöse Apathie, begünstigt hat. Ich meine, dort habe ein guter Geist geherrscht, man habe dort eine ganz andere Sprache geführt: „Wir sind im Besitze der Wahrheit und zweifeln nicht daran; treten wir daher den religiösen Irrthümern kühn entgegen, befreien wir die Menschheit von ihnen und von den falschen Kulten. Die Wahrheit wird dann wie die Sonne leuchten und die Nachtgestirne verdunkeln.“ Sogar die katholische Kirche, die sich über die anderen Kirchen erhaben dünkt, müßte einen solchen Kongreß begünstigen. Nicht durch ihre vertrauensvolle Zustimmung, sondern durch ihre furchtsame Weigerung würde sie ihre Ansprüche verleugnen. Man braucht sich übrigens durchaus keinen Illusionen hinzugeben: offiziell wird sich wohl keine einzige Religion an dem Kongreß betheiligen; Das wäre auch gar nicht wünschenswerth, denn dann würden sich Politik und Diplomatie hineinmengen. Nutzen ist von diesem Unternehmen nur dann zu erwarten, wenn Alle, die daran theilnehmen, es uneigennützig und ohne jegliche Hintergedanken thun. Jeder müßte das Recht und die Möglichkeit haben, seinen positiven Glauben zu verkünden, das Polemisiren und Kritisiren anderer Kulte müßte aber untersagt sein. In Chicago fragte man jeden Gläubigen, welche Wohlthat und welchen Nutzen für den allgemeinen Fortschritt der Menschheit seine Religion in der Vergangenheit gebracht habe. In Paris könnte man verlangen, daß die Bekenner jeder Religion klar und deutlich erklären, was sie fernerhin für die Menschheit Gutes leisten wollen und welche die Grundsätze und Mittel sind, durch die ihr Glaube die menschlichen Zustände bessern und an der Lösung der schwierigen sozialen Aufgaben, die sich drohend am Horizont erheben, mitwirken wolle.

Herr Frédéric Godet sagt: Ich bin mit den Männern, die den Kongreß anregen, durchaus einverstanden, doch frage ich mich: werden mit einer solchen Manifestation nicht auch Gefahren verbunden sein? Ich fürchte, man könnte bei dem Versuche, das Gemeinsame aller Religionen aufzufinden, leicht die Grenzlinie verwischen, die die sogenannten Naturreligionen von der Religion trennt, die einzig und allein auf göttlichen Thatsachen beruht. Als Beispiel erwähnt Herr Godet, daß man in Chicago das Vaterunser, ein wesentlich christliches Gebet, von Bekennern der verschiedenartigsten Religionen, unter denen sich auch Heiden befanden, hersagen ließ, obschon der Inhalt dieses Gebetes den Heiden theils unverständlich, theils antipathisch sein mußte, denn es setzt Herzen voraus, die mit dem Herzen Jesu in Uebereinstimmung schlagen. Das war sozusagen ein Theater-

coup, der vielleicht dem Geschmack der Amerikaner entsprechen mag, gegen den aber ein ruhiger und bedächtiger Christ sich verwahren müsse. Man dürfe die Vaterschaft Gottes nicht so deuten, daß man sage, alle Menschen, als Geschöpfe Gottes, können sich als seine Kinder betrachten. Es handelt sich hier nicht um ein physisches, sondern um ein geistiges Verwandtschaftverhältniß. Die Bibel ist weit davon entfernt, alle Menschen als Kinder Gottes zu bezeichnen. Paulus sagt, als er von sich selbst, als ehemaligem Juden, und von den durch ihn bekehrten Heiden spricht: „Wir waren Alle Kinder des Zorns." Christus stellt gewisse sittliche Bedingungen an Diejenigen, die sich Kinder Gottes nennen: „Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen." „Liebet Eure Feinde, segnet, die Euch fluchen .... auf daß ihr Kinder werdet Eures Vaters im Himmel." Man ist also nach Christi Worten nicht schon von Natur aus ein Kind Gottes, sondern es sind dazu besondere sittliche Eigenschaften erforderlich. Man muß sich dieser Wahrheit erinnern, wenn man annimmt, die ganze Christenheit könne den Vereinigungpunkt aller Religionen in dem Glauben an die Vaterschaft Gottes finden. Dieser Punkt liegt nicht in der Schöpfung, sondern in der Erlösung. Herr Godet meint schließlich, man könne das Wesentliche, was man von einem solchen Kongreß erwartet, füglich den Missionen überlassen und die Summen, die für das Religionparlament bestimmt sind, den heroischen Arbeiten der Missionare zuwenden, die für das Reich Gottes wirken.

Herr Theodor de la Rive ist ein seinem protestantischen Glauben abtrünnig gewordener genfer Patrizier, dessen vor Jahren erfolgter Uebertritt zum Katholizismus in seiner Vaterstadt großes Aufsehen erregte und der seinen Schritt in einem Buche „De Genève à Rome" zu rechtfertigen suchte. Er sagt über den Plan Charbonnels: „Möglich, daß es außer den Katholiken auch noch andere christliche Seelen giebt, aber eine wahre Religion, ein eigentliches Christenthum, giebt es außerhalb des Katholizismus nicht." Um seine Stellung zu dem Kongreß zu präzisiren, erklärt er, daß die ganze französische Geistlichkeit sich gegen die Möglichkeit und Nützlichkeit eines solchen Kongresses in Paris energisch ausgesprochen habe. Papst Leo XIII. habe im vergangenen Frühjahr durch einen an den Kardinal Satolli gerichteten offenen Brief die Theilnahme der Katholiken an Versammlungen, wie die von Chicago eine war, ausdrücklich verdammt. Hiernach sei es Pflicht jedes Katholiken, sich zu unterwerfen. Folglich könne Keiner, der den Namen Katholik zu führen würdig ist, an dem für das Jahr 1900 geplanten Kongreß theilnehmen. Sollten einzelne Persönlichkeiten es dennoch thun, so verpflichtet Das die Kirche in keiner Weise. Sind es Laien, so werden ihre Meinungen nur als rein persönliche gelten können, sind es aber Geistliche, so empören sie sich gegen ihre hierarchische Obrigkeit und können daher keine Autorität beanspruchen. Wer, wie ich, freiwillig das Gelübde abgelegt hat, sich in religiösen Dingen einer unfehlbaren Autorität zu unterwerfen, deren Legitimität uns unzweifelhaft ist, kann in einer Frage, die gänzlich im Bereiche dieser Autorität liegt, sich nicht zu gehorchen weigern. Roma locuta — causa finita est. Ich wünsche wohl, daß sich alle Menschen vereinigen möchten, die ehrlich glauben und die den guten Willen haben, Gott auf die nämliche Weise zu verehren; ich bin aber überzeugt, daß diese Vereinigung nur in der Glaubenseinheit möglich ist. Es ist für jeden Katholiken eine Pflicht, keinen außerhalb seiner Kirche stehenden

Bruder durch scharfe Worte oder durch Mangel an Nächstenliebe zu kränken, aber eine noch unabweisbarere Pflicht ist es für ihn, keinen von seinen, mit ihm in der selben Kirchengemeinschaft lebenden Brüdern dadurch zu ärgern, daß er mit dem Irrthum oder der Glaubensflauheit paktirt.

Herr Felix Bovet schreibt dagegen, daß es ihn jedesmal freue, wenn er sieht, daß Schranken fallen, die Männer verschiedener Glaubensbekenntnisse von einander trennen. Er kann daher dem Plan nur Beifall zollen. Er meint, es handle sich durchaus nicht um die Erklärung, daß alle Religionen gleichwerthig seien und daß wir Christen die Lehren Christi, die wir für wahr halten, verleugnen sollen. Seiner Ansicht nach ist hier nicht von einer Gleichberechtigung der Religionen, sondern von der Gleichheit aller Menschen, die diese Religionen bekennen, die Rede. „Niemand kann von mir verlangen, daß ich glauben soll, eine fremde Ueberzeugung sei eben so gut wie die meinige, denn damit würde ich doch zugeben müssen, daß meine Ueberzeugung keine wahre sei. Aber ich muß glauben, daß fremde Ueberzeugungen, fremde Gefühle, fremde Religionen, wie sie auch beschaffen sein mögen, die selbe Achtung beanspruchen können, die ich für die meine verlange." Die Wahrheit braucht keinerlei Privilegium, also braucht auch die Religion Christi, welche die Wahrheit ist, kein solches. Sie hat nichts zu befürchten, wenn sie sich vorübergehend neben anderen Glaubenslehren und mit ihnen auf gleiche Stufe stellt; sie wird dennoch um Haupteslänge über sie hervorragen. Also weshalb sollten wir denn diese Annäherung, die uns nur zum Vortheil gereichen kann, fürchten? Hat nicht schon der Kongreß von Chicago dem Christenthum — oder vielmehr seinem Stifter — die höchste Huldigung gebracht? Eine größere vielleicht, als ihm je zuvor gezollt wurde! Die Theilnehmer dieses Kongresses waren weit davon entfernt, unser Glaubensbekenntniß zu unterschreiben, aber sie waren bereit, sich unserem Gebet, daß unser Meister uns lehrte, anzuschließen und mit uns zu flehen: Vater unser, der Du bist im Himmel, geheiliget werde Dein Name!

Dem Herrn Professor Gaston Frommel in Genf scheint für den Weltkongreß der Religionen weder Zeit noch Ort glücklich gewählt zu sein. Er meint, eine große Industrie- und Kunstausstellung bilde für eine so ernste Versammlung keine günstige Umgebung. Auch er fürchtet, der größere Theil des Publikums werde daraus den Schluß ziehen, daß alle Religionen gleich gut sind, und eine religiöse Manifestation, deren Folge der religiöse Skeptizismus sein würde, sei ein gewagtes Unternehmen. Man will offenbar versuchen, eine Annäherung, eine Art von Vereinigung, herbeizuführen. Aber hat man sich wohl eine klare Vorstellung von Dem gemacht, was möglich und was unmöglich ist? Eine Vereinigung der religiösen Menschheit und eine solche der Christenheit sind ganz verschiedene Dinge. Das Christenthum stimmt wohl mit allen Religionen darin überein, daß es ein religiöses Bedürfniß voraussetzt, aber es unterscheidet sich von ihnen dadurch, daß es sich im Besitze des religiösen Objektes zu befinden glaubt. Formulirt der Kongreß diesen Unterschied nicht deutlich genug, so kann sein Ergebniß weder Einheit noch Klarheit, sondern nur Chaos und Verwirrung sein. Bildet man sich wirklich ein, daß, wenn ein Buddhist und ein Christ gemeinsam das Vaterunser hersagen, sie auch den nämlichen „Vater im Himmel" bekennen, so täuscht man sich. Thatsächlich handelt es bei Jedem

von ihnen um einen anderen Gott, um eine andere göttliche Vaterschaft, um eine andere Kindschaft des Menschen. Jesus sagte: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich." Vergißt man diese Worte, so leugnet man sie und untergräbt das Fundament des Evangeliums. Würde man sich begnügen, nur religiös gesinnte Männer zu versammeln und das Wort nur frommen und überzeugten Rednern zu ertheilen, die von einem andächtigen Publikum angehört werden, Männern, von denen man nur das einfache und treue Bekenntniß ihres Glaubens verlangt, und würde dieser Kongreß nicht nur eine interessante Ausstellung, sondern ein feierliches Bekenntniß des menschlichen Gewissens, eine Verehrung Gottes sein, so wäre ich geneigt, ihn als nützlich und wohlthätig zu betrachten. Und zwar würde ich ihn dann nicht nur für wissenschaftlich nützlich halten — was ja schon allein nicht zu unterschätzen wäre —, sondern auch für moralisch nützlich. Es würde daraus nicht nur eine sympathischere Achtung der persönlichen Ueberzeugungen, eine stärkere, edlere, tiefere Erkenntniß der gemeinsamen Bestimmung der großen menschlichen Familie hervorgehen, sondern es würde sich vielleicht auch Etwas von jener wahren Brüderschaft der Menschen zeigen, die im Prinzip zwar von Jedermann anerkannt, aber thatsächlich nur selten wahrhaft empfunden wird. Unser Jahrhundert, dessen Ende in mancher Beziehung durch Ohnmacht und Schande charakterisirt werden kann, weil in ihm der Unglaube herrscht, würde dann, gleichsam als Urtheil und Weissagung, die Stimme Derer hören, die, herbeigeströmt aus allen Himmelsgegenden, das Bekenntniß verkünden, daß sie nur in der Anbetung leben können. Wenn man auch nur Das erzielen könnte, würde es schon genügen.

Herr Eduard Rod sagt, er habe dem Abbé Charbonnel schon erklärt, daß seine Bemühungen nur bei den Leuten auf Zustimmung rechnen können, denen die Religion in erster Reihe Glaubenssache ist, nicht aber bei Solchen, denen sie hauptsächlich nur eine Institution, eine soziale und politische Macht ist. Und da Herr Rod zu der zweiten Gruppe gehört, so sieht er mit Bedauern, daß die Propaganda des Herrn Abbé an Umfang und Bedeutung zunimmt. Er meint, ein Religion-Kongreß sei nur dann berechtigt, wenn sich die offiziellen Vertreter der bestehenden Religionen versammeln, um eine Einheit herbeizuführen. Dieses Ziel wurde vergebens vom Konzil zu Florenz angestrebt, obwohl man es damals nur mit zwei christlichen Kirchen, der orientalischen und der occidentalischen, zu thun hatte. Herr Rod kann nicht einsehen, daß ein neuer Versuch zu einem bessern Resultat führen, glaubt vielmehr, daß im Gegentheil das Resultat ein noch schlechteres sein werde und daß Dies der Hauptgrund sei, weshalb sich die Kirchen gegen die Wünsche des Abbé Charbonnel ablehnend verhalten. Oder soll dieser Kongreß den Freidenkern Gelegenheit geben, ihre Ansichten über religiöse Dinge auszutauschen? Was kann die Religion mit der öffentlichen Meinung zu thun haben und was kann es nützen, diese zu befragen? Entweder man ist gläubig oder man ist es nicht, — eine Diskussion darüber kann für den Glauben nur nachtheilig sein. Herr Rod meint, es gebe nur ein Mittel, der Religion zu dienen, nämlich: sie zu pflegen; als guter Katholik, wenn man katholisch ist, als guter Protestant, wenn man protestantisch ist, als guter Buddhist, wenn man Buddhist ist.

Herr Bridel schreibt: Ich würde ein entschiedener Gegner dieses Planes sein wenn ich erklären müßte, daß alle historischen Religionen nur unvollkommene

Kundgebungen der „Religion" sind und daß man unter diesem schönen Namen uns nur unzusammenhängende Reste eines herabgekommenen Christenthumes bieten kann, — einen Adler, dem man, damit er besser fliegen könne, die Flügel gestutzt hat. Meine Ueberzeugung ist aber, daß es auf religiösem Gebiete nichts Höheres giebt als den Glauben an Jesus, den Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes, vor dem sich alle Kniee beugen, den alle Zungen bekennen, der unser Herr und der Ruhm Gottes, des Vaters, ist! Mit einem Worte: das positive Christenthum ist in meinen Augen die wahre Religion. Da alle Religionen sich durch ihren Ursprung bewähren, so besteht auch eine gewisse Verwandtschaft unter ihnen und diese würde genügen, um einen solchen Kongreß möglich zu machen. Aber welchem Zweck soll er dienen? Die nichtchristlichen Theilnehmer könnten wohl einigen Nutzen daraus ziehen und auch für die Christen wäre es nicht ohne Vortheil, wenn sie das Streben, Glauben und Hoffen der Seelen vernehmen würden, die fern vom evangelischen Lichte gereift sind. Aber noch größer könnte der Nutzen sein, wenn die verschiedenen christlichen Bekenntnisse ihre Gedanken austauschen würden.

Alexander Vinet sagt, es gebe nur ein Mittel, um sich zu verständigen: man müsse seine persönlichen Ueberzeugungen freimüthig aussprechen. „So lange wir Das, was wir im Herzen tragen, vor den Anderen verbergen, ist eine wahre Einheit des Menschengeschlechtes unmöglich. Ist dieser Gedanke richtig, so kann uns der Kongreß einen Schritt weiter zur ersehnten Gemeinschaft aller Kinder Gottes führen. Aber nur unter einer Bedingung: nur wirklich religiöse Seelen dürfen sich in der Versammlung begegnen und es muß wirklich ihre ‚Religion' sein, die sie einander offenbaren. Besteht aber der Kongreß aus emanzipirten Buddhisten, aus rationalistischen Juden, aus entchristlichten Christen, die ihre philosophischen Lehren austauschen oder die sich über die äußerlichen Gebräuche und eigenartigen Organisationen ihrer Kirchen unterhalten, dann ist der Zweck durchaus verfehlt. Ich gestehe, daß die Bedingung, die ich für den Erfolg als nothwendig erachte, nicht leicht zu erfüllen ist. Es ist weit schwieriger, ein Gedankenleben kennen zu lernen als die Produkte materieller Thätigkeit, die in einer Weltausstellung dargeboten werden. Was könnten auch wohl Philosophen und Gelehrte dem großen Publikum einer Weltausstellung bieten? Ihr bester Erfolg wäre, sich gegenseitig kennen zu lernen und so persönliche Verbindungen unter den Geistesarbeitern der verschiedenen Länder anzuknüpfen. Für die Religion sind aber die Bedenklichkeiten der ‚Ausstellung' noch weit größer. Es handelt sich um die Enthüllung des Heiligthumes. Man zögert, wenn man vor einem Fremden den Schleier lüften soll, und weiß nicht recht, wie man es anzufangen hat. Läßt sich denn das innere Geistesleben durch Worte offenbaren? Nur durch das ganze Leben, durch das tägliche Betragen, durch das Verhältniß der Menschen gegenüber dem Vergnügen, den Leiden, der Pflicht, seinem Nächsten, dem Tode und der Ewigkeit, kann das Geistesleben offenbart werden. Ein wahres Parlament der Religionen ist sicherlich sehr schwer zu schaffen, aber unmöglich ist es nicht und ich möchte gern die Hoffnung hegen, daß wir am Ende dieses Jahrhunderts, das so oft vom Kanonendonner widerhallte, in dem man so häufig das Geräusch der Maschinen und das Geklingel der Narrenkappen hörte, noch ein feierliches Gloria in altissimis Deo vernehmen werden."

München. Wilhelm Henckel.

Darf man der Geschichte glauben?

Der italienische Historiker Pasquale Villari hat gelegentlich gefragt, ob die Geschichtschreibung eine Wissenschaft sei, und die Frage als Schriftsteller mit einer Untersuchung ihrer Richtungen und Aufgaben beantwortet. Er findet in ihr eine Kunst oder eine Wissenschaft, unter Umständen auch eine unauflösliche Verbindung von Kunst und Wissenschaft. Als Psychologe fasse ich das Problem enger und begnüge mich mit der Frage nach der Glaubwürdigkeit der Geschichte. Schon die Möglichkeit der Frage beweist das Vorhandensein von Zweifeln, — und die Zweifel sind allzu berechtigt. Es giebt kaum ein historisches Begebniß, eine Anekdote, ein Stichwort, ohne zwei verschiedene Versionen. Dabei denke ich nicht an die Beurtheilung der Ereignisse, die mit Nothwendigkeit verschieden, ja völlig widersprechend ausfallen wird, sondern an das rein Thatsächliche, das eben so wenig wie Arithmetik oder Geometrie Sache des Meinens oder der Willkür sein kann. Unter dem letzten Ministerium Crispi erhitzten sich die Zeitungen darüber, ob der leitende Staatsmann mit Garibaldi bei Calatafimi gefochten habe oder nicht; ein ministerieller Geschichtschreiber würde sich für die patriotischere Annahme entschieden haben, ein oppositioneller für das Gegentheil.

„Et voilà justement comme on écrit l'histoire."

Noch sind die Wunden nicht verharscht, die der Unglückstag von Abba-Carima geschlagen hat, und schon sind die Mitlebenden außer Stande, den Verlauf des Kampfes in Einzelnheiten festzustellen. Ich erinnere mich an nicht weniger als sechs verschiedene Schilderungen der Art, wie der Corpsführer Bormida starb, und die Darstellungen von Baratieris Verhalten gehen gänzlich auseinander. Freilich sind Das Thatsachen aus unserer Zeit, die von der Parteien Gunst und Haß verwirrt werden, und noch haben viele Augen- und Ohrenzeugen nicht gesprochen; aber auch viel ältere Vorgänge bleiben eben so getrübt und unsicher. Ganze Regimenter haben an der berühmten Kavallerieattaque vor Sedan theilgenommen und heute ist es nicht möglich, mit Bestimmtheit zu behaupten, wer sie kommandirt hat. Kürzlich hat General Wolseley ein Buch über den Gang der Schlacht von Waterloo veröffentlicht und eine Reihe von Irrthümern über die wichtigsten Punkte berichtigt, — Irrthümer, die durch Hunderte von Zeugnissen bekräftigt zu sein schienen. Von welcher Schlacht können wir überhaupt sagen, daß jede ihrer Phasen genau festgestellt sei? Mir wenigstens beweist alle kriegswissenschaftliche Lecture über Feldzüge und Belagerung nur, daß Le Bon nicht so ganz Unrecht hat, der behauptet, wir wüßten, im Grunde genommen, nichts weiter davon, als daß ein Heer das andere geschlagen habe. Sehr wahrscheinlich geht es immer so zu, wie d'Harcourt, ein Mitlebender und Mithandelnder der Schlacht

bei Solferino, erzählt: Jeder der Generäle erstattet seinen Bericht, die Ordonanzoffiziere vergleichen und verändern, der Chef des Generalstabes revidirt das Ganze und dem Marschall genügt ein Blick in den vorgelegten Schlußrapport, um die leitende Idee für verfehlt zu erklären und einen neuen Zusammenhang zu konstruiren, der von den ursprünglichen Berichten so gut wie nichts übrig läßt. Wem soll man nun glauben? Die Lehrbücher der Logik erklären: je mehr Zeugen Etwas beobachtet haben, desto sicherer ist es geschehen. Ich behaupte, daß die Psychologie der Massen das Gegentheil beweist. Je mehr Zeugen einen flüchtigen Vorgang bekunden, desto unzuverlässiger war die Beobachtung. Die Masse besitzt nie die Gabe, „von Dem, was geschehen ist, achromatische Sehbilder zu geben", und wenn Etwas sich vor Tausenden zugetragen hat, so kann man ziemlich sicher sein, daß es anders war, als es sich in der die Tausende beherrschenden Vision spiegelt. Edmond de Goncourt berichtet, daß am sechsten August 1870 viele Menschen, die in der Börse und auf der Place de la Bourse versammelt waren, sich einbildeten, eine Siegesdepesche, die in einer Ecke angeschlagen sein sollte, mit eigenen Augen gelesen zu haben, obwohl eine solche Depesche nie vorhanden war. Wer sich selbst überzeugen will, wie leicht eine Menschenmenge dahin zu bringen ist, Dinge zu glauben und zu sehen, die nicht existiren, mache es nur wie der Doktor Aubry: „Mehrere Abende hintereinander verursachte ich mit einigen Bekannten, die an der Komoedie theilnahmen, eine Menschenansammlung auf dem Pont-au-Change. Wir beugten uns über die Brüstung und starrten in das fließende Wasser. Erst einige Passanten, dann immer mehr, blieben hinter uns stehen. Sobald deren Mehre da waren, rief Einer von uns: ‚Da ist er' und deutete auf einen beliebigen Punkt im Strom. ‚Wo?' — ‚Jetzt ist er weg' — ‚Er taucht wieder auf' — ‚Da ist er wieder' .... und die Passanten, die nicht eingeweiht waren, sahen ihn schließlich und erzählten den neu Hinzukommenden, was geschehen sei."*)

Die tägliche Erfahrung lehrt, daß das Publikum und die „öffentliche Meinung" nichts geradezu erfinden, daß sie aber Alles färben und retouchiren. Man nähere sich einer Menge, die einen Gegenstand oder eine Person umsteht, und frage, um was es sich handelt, und Jeder aus dem Haufen wird anders antworten. Keiner lügt absichtlich, aber Jeder hat verschieden beobachtet, übersieht das Eine und übertreibt Anderes: so ist eine objektive Wahrheit unmöglich und an deren Stelle tritt die Tradition, die gegenseitige Beeinflussung und die Suggestion. Was für den einzelnen Vorgang gilt, läßt sich auf den Gesammtzusammenhang aller Vorgänge, auf die Geschichte, füglich ausdehnen und Heinrich von Sybel räumt mit Recht der Sagenbildung auch für

---

*) Aubry, La contagion du meurtre, 2me ed. Alcan, 1894, pag. 8.

die Gegenwart noch eine Stelle ein. „Ihre Gebilde erscheinen unfehlbar, sobald die Phantasie der Massen eine starke Anregung erhält; die leitenden Vorstellungen verkörpern sich dann in plastischen Dichtungen; man erzählt, Dies und Jenes sei geschehen, weil man überzeugt ist, es müsse so geschehen sein." Vielleicht ist jedes Geschichtwerk hauptsächlich ein Erzeugniß der Phantasie. Der Geschichtschreiber, selbst der Chronikenschreiber, hat selten gesehen, was er wiedergiebt, er hat gehört oder gelesen; und die viva vox, die Zeitung und das Pergament, alle trügen gleichmäßig, — es ist die fable convenue des Fontenelle. Noch jedesmal, wenn ich einer Sitzung der Deputirtenkammer zusah, habe ich am nächsten Abend oder Morgen konstatiren können, daß alle Berichte gefälscht waren. Jede Partei hat ihre Nothwendigkeiten, das Cliché verlangt hier einen stärkeren Beifall, dort eine stärkere Mißbilligung, hier einen Zusatz, dort eine Auslassung, je nachdem der Redner Freund oder Gegner ist. Nichts fehlt dieser Kunst der politischen Taktik außer der einen Tugend: der Wahrheit, die arm und nackt ist gleich ihrer Schwester, der Philosophie. Auch vielen Gerichtsverhandlungen habe ich beigewohnt. Die Zeugen kommen und gehen und eine Aussage wiederspricht der anderen. Viele lügen unbewußt, Manche auch mit Bewußtsein, aber Staatsanwalt und Vertheidiger bauen ihre Hypothesen auf diese Aussagen und Richter und Geschworene, die Geschichtschreiber der kriminellen That, sind genöthigt, sich zu entscheiden. Wie ihre Entscheidung auch ausfallen mag, ob sie verurtheilen oder freisprechen —: pro veritate habetur. Und wie in der Domäne der Justiz demnach unkontrolirbare Fiktionen häufig für wahr gelten werden, so auch unzählige Irrthümer vor dem Richterstuhl der Geschichte. Jede große Gestalt wird von der Legende umrankt, Worte und Thaten, die nie Wirklichkeit waren, aber gut erfunden sind, erwerben sich gläubiges Vertrauen. Wer, wie Prosper Mérimée, von der Geschichte nur die Anekdoten liebt, hat von der wirklichen Geschichte nichts zu lernen. Cambronne hat sein berühmtes Rüpelwort bei Waterloo nicht gesprochen und alle die prächtigen Aussprüche gekrönter Häupter, die treffenden Pointen geistreicher Männer gehören zum Treppenwitz der Weltgeschichte.

Hätte die Vergangenheit uns nicht ihre Literatur und ihre Kunstwerke vererbt, es stände ärmlich um unsere Kenntniß ihres Inhaltes. Fehlt diese Grundlage, so fehlt Alles. Was wissen wir Zuverlässiges von den Lebensschicksalen des Erlösers und anderer Religionstifter, eines Buddha und Mohammed? Freilich mag man einwenden, daß es viel wichtiger ist, wie diese Heroen dem Zeitbewußtsein erschienen, als was sie wirklich waren; aber selbst diese subjektive Wahrheit ist nicht beständig, sondern wechselt in den Vorstellungen der Völker nach Zeit und Ort. Zwischen dem evangelischen Gott der Liebe und dem zornigen Jehova des alten Testamentes klafft ein Abgrund, wie zwischen dem Buddha der Chinesen und dem Buddha der indischen

Phantasie. Selbst die Zeitgenossen entgehen diesem Wandel nicht. Napoleon hat im Laufe eines halben Jahrhunderts die verschiedensten Werthschätzungen erfahren. Unter der Restauration galt er als liberaler Vorkämpfer und Volksfreund, dreißig Jahre später als blutdürstiger Tyrann, der nicht zufrieden war, Staatsgewalt und Freiheit zu eskamotiren, sondern drei Millionen Menschen seinem unersättlichen Ehrgeiz opferte; heute erleben wir eine neue Mythenbildung*). Vielleicht werden angesichts dieser Widersprüche Gelehrte in einigen hundert Jahren an seiner Existenz zweifeln, — gerade so, wie man heute manchmal schon an der historischen Existenz des Buddha zweifelt. Ein besserer Ausbau der kollektivistischen Psychologie wird uns inzwischen aber gelehrt haben, in den Ansprüchen an die Geschichte überhaupt bescheidener zu sein, als wir es heute sind.

Rom. Professor Scipio Sighele.

Die wiener Theatersaison.

Unsere Theatersaison geht rasch zu Ende. Der Lebensnerv wurde ihr abgeschnitten durch die Schließung des Burgtheaters, dessen Zuschauerraum umgebaut werden soll. Was hat sie uns gebracht? Enttäuschungen, Katastrophen und Krisen. Die Pflege des Schauspieles gedeiht in Wien auf zwei Bühnen, dem Burgtheater und dem Deutschen Volkstheater; das lokale Volksstück und die Posse gehören zur Domäne des Raimund-Theaters; die Operette wurde in den letzten Jahren nicht nur im Theater an der Wien, sondern auch im Karltheater gespielt; und die gepfefferte französische Schwank- und Vaudeville-Literatur hat sich in dem kleinen Josephstädter Theater dauernd eingenistet. Neben diesen Theatern hat Wien noch das Kaiserliche Opernhaus, das der Mittelpunkt der musikliebenden Gesellschaft ist. Was haben diese Bühnen in der zur Neige gehenden Saison geleistet?

Das Burgtheater, das sich längst schon in einem kritischen Zustande befindet — denn die von Laube erzogene Schauspieler-Generation ist im Absterben begriffen und ein nennenswerther Nachwuchs ist nicht vorhanden —, wurde in den letzten Jahren auf die zwei Augen Friedrichs Mitterwurzer gestellt. Der geniale Schauspieler, der dem Burgtheater dreimal untreu ge-

*) Le Bon, Psychologie des foules, Paris, Alcan, 1896.

worden war, weil ihm nicht die nöthige Ellenbogenfreiheit eingeräumt werden konnte, hatte ein leichtes Spiel, als er vor zwei Jahren wiederkehrte. Die alten Herren waren ihm nicht mehr im Wege, er bohrte sie alle in den Grund. So übermäßig rückte ihn der Direktor in den Vordergrund, daß man überhaupt nur noch an Mitterwurzer dachte, wenn man vom Burgtheater sprach. Und das Theater kam um dieses seltenen Schauspielers willen sogar wieder ein Wenig in die Mode. Das war ein Gewinn; und der Direktor, der in den altehrwürdigen Karpfenteich eines Ensemble-Theaters den Hecht eines virtuosen Solospielers verpflanzte, schien sein verwegenes Spiel bereits gewonnen zu haben, als ihm der Tod den Trumpf aus der Hand schlug und ihn matt setzte. Mitterwurzer starb, — und das ganze auf ihn gestellte Repertoire des Hauses fiel um. Der scheinbare Gewinn erwies sich als ein Zerstörungwerk. Alle Schauspieler waren diskreditirt worden für den Ruhm des Einen: nun aber war dieser Eine dahin und die Andern sollten wieder die Säulen des Burgtheaters sein. Sie versagten und der Bau gerieth ins Wanken. Und nun vollzog sich Etwas, das thatsächlich nicht nachzuweisen und das psychologisch doch unanfechtbar fest steht für mich: ein oft ventilirter und immer verworfener Plan, den Zuschauerraum des neuen Burgtheaters umzubauen, wurde jetzt vom Direktor der Hofbühne, die überdies einen neuen obersten Chef erhalten hatte, wie eine Erlösung hervorgeholt, mit allem Eifer gefördert und ins Werk gesetzt, denn das künstlerische und finanzielle Defizit des Spieljahres wäre zu groß gewesen und hätte vielleicht den Direktor um seinen ganzen Halt bei Hofe gebracht. Wenn Mitterwurzer heute noch lebte und das Haus füllte, dächte Niemand an die Möglichkeit, daß das Burgtheater je zum Zwecke einer Rekonstruktion sechs Monate geschlossen werden könnte. Die Katastrophe seines Todes hatte die Flucht zu dem Umbau-Projekt zur Folge. Diese Annahme wird vollauf bestätigt durch die Thatsache, daß das Burgtheater, was leicht durchführbar gewesen wäre, während der sechs Monate auch in keinem Privattheater spielt. Die Machthaber des Karltheaters liefen sich fast die Füße ab, um ein Miethverhältniß mit dem Burgtheater zu Stande zu bringen, — es war umsonst. Die Dekorationen der Hofbühne sollen angeblich nicht in den Bühnenraum des Karltheaters passen. Das mag sein. Aber in den des Theaters an der Wien, das eine der größten Bühnen hat, passen sie gewiß, doch auch dieses Theater wurde nicht gemiethet; man schickte das ganze Personal wie in Kyritz an der Knatter am Palmsonntag in die Ferien. Im Hochsommer nur will man vier Wochen lang einen Shakespeare-Cyklus in der Hofoper für die Fremden veranstalten. Und so hat sich denn die Gesellschaft des Burgtheaters in drei verschiedene Gruppen getheilt, die „Halbasien“ bereisen und dort deutsche Kultur verbreiten mit Theatervorstellungen, die wir in Wien gar nicht kennen, denn fast Keiner spielt in der Fremde die

Rollen, die er im Burgtheater spielt. Bis zum Oktober aber — denn früher dürfte das Theater nicht fertig sein — hofft der Direktor einen neuen Star zu besitzen: Herrn Kainz. Herr Dr. Burckhard engagirte ihn gleich nach Mitterwurzers Tode; und man erzählt sich, daß er ihn, und sollte es die größten Opfer kosten, bis zum Herbst von den Fesseln seines berliner Vertrages freimachen wird. Dann kann das Spiel, das mit dem Tode Mitterwurzers verdorben war, von Neuem beginnen.

Die Neuheiten, die das Burgtheater in seiner so früh abgeschlossenen Saison, die aber immerhin sieben Monate umfaßte, gebracht hat, beschränken sich auf folgende Werke: „Morituri“ von Hermann Sudermann, „Der Sohn des Kalifen“ von Ludwig Fulda, „Die Athenerin“ von Leo Ebermann, „Die Wildente“ von Henrik Ibsen und „Die versunkene Glocke“ von Gerhart Hauptmann. Daneben kamen ein kleines französisches Verslustspiel „Die Romantischen“ von Rostand und zwei ganz nichtssagende französische Einakter zur ersten Aufführung. Von den sogenannten Reprisen mit Neubesetzungen sind nur erwähnenswerth: Hebbels „Judith“, Grillparzers „Medea“ und „Adrienne Lecouvreur.“ Das ist das Ergebniß der Burgtheater-Saison. Kein literarisches Unternehmen von irgend welcher Bedeutung befleckt den blanken Schild dieses Burgtheaterjahres, das wie ein seichtes Bächlein dahin eilte und zu Palmarum im Sande der Mörtelweiber versickerte, die vom Theater Besitz ergriffen. Herr Burckhard ist ein moderner Mensch und führt das Burgtheater modern. Sein juristischer Schulsack ist schwerer als sein literarischer und er kennt keine dramaturgischen Herzenssachen. Ihn quält kein literarisches Problem, ihn beschäftigen keine Rettungsgedanken in Bezug auf untergegangene große Dichtungen, er spielt das überkommene alte Repertoire pour l'honneur du drapeau und kauft die Frucht der „Moderne“ auf dem Halme. Dingelstedt mit seinen Königsdramen, Wilbrandt mit seinem „Richter von Zalamea“, seiner „Elektra“, dem „König Oedipus“ und dem „Cyklopen“, der gute Förster mit seinem „Ring des Gyges“: sie waren ja gewissermaßen ganz gebildete Burgtheaterdirektoren, sie hatten sogar Gedanken, — aber fesch waren sie nicht. Und man kann ihre Errungenschaften für das Repertoire ja heute zur Noth noch brauchen, aber fesch waren sie halt doch nicht, denn sie haben sich gespreizt gegen die berliner Modernen und sie hätten auch nie das „süße Mädel“ aus der wiener Vorstadt mit seiner „Liebelei“ im Burgtheater aufgeführt. „Denken's Ihna, wienerisch hat m'r auf'm Burgtheater früher nit reden dürfen!“ Und Das ist ganz richtig. Aber man wußte damals noch gebildet auf dem Burgtheater zu reden, man hielt den Ton der guten Gesellschaft fest, — und Das hat man in den letzten Jahren in dem Misch-Masch-Repertoire unseres ersten Theaters gründlich verlernt. Wir sahen in „Adrienne Lecouvreur“ kürzlich auf der Bühne des Burgtheaters eine höfische Gesellschaft, die aus verkleideten Stallpagen und Kammerzofen zu bestehen schien.

Als die große That des Jahres wurde von der kritischen Clique, die sich um Herrn Burckhard gebildet hat, die „Entdeckung“ eines neuen Dichters gepriesen. Sie haben Herrn Leo Ebermann und seine „Athenerin“ in Berlin kennen gelernt, — und Das erspart mir viele Worte. Das Stück ist die verstandesmäßige Arbeit eines klugen Kopfes und es ist vollgepfropft mit sogenannten Sentenzen, die der Autor in Jahre langem Brüten über seinem Stoff erklügelt hat. Es fehlt dem Stück jeder Herzenston, es fehlt ihm die für das bedenkliche Thema so unerläßliche Naivetät, aber der Autor verfügt über den Ausdruck einer üppigen Sinnlichkeit und er wendet ein ganzes Stück an die Psychologie der Phryne. Das hats gemacht. Herr Ebermann wurde von dem greisenhaften Kritiker der Neuen Freien Presse zum Erben Grillparzers ausgerufen und die Gemeinde glaubte ihm einige Wochen, bis der kalte Wasserstrahl aus Berlin kam und die Trunkenen ernüchterte. Herr Speidel vergiebt in Wien noch immer, wie vor Jahren, die papierenen Kronen des Eintagsruhmes und er war sehr verdutzt, als das jüngste Kind seiner Laune so zerzaust aus Berlin wiederkam. Der alte Herr ist in den letzten Jahren übrigens so geschmeidig geworden, er versteht es so vortrefflich, sich an Mauern hinzudrücken, die er vergeblich einzurennen versucht hat: er wird uns Herrn Ebermann gewiß nicht wieder als jungen Grillparzer einreden wollen. Denn er hält Etwas auf sich.

Neben der „Athenerin“ erschien kein bodenwüchsiges dramatisches Werk im Repertoire des Burgtheaters, denn Richard Kralik, Karl Domanig und andere wiener Dichter, die zu entdecken so leicht wäre, trinken ihr Bier nicht im Winterbierhaus mit Speidel und verkehren nicht einmal in dem Café, wo Dr. Burckhard mit Julius Bauer Tarok spielt. Wie soll man sie also finden? Die zwei Genannten pflegen überdies die österreichische Historie. Was hat diese Dichtungsform mit der wiener Hofbühne zu schaffen? Kraliks „Maximilian“ und „Die Türken vor Wien“, Domanigs Trilogie vom tiroler Freiheitkampf: „Franz Speckbacher“ und „Andreas Hofer“, sind Herrn Dr. Burckhard Hekuba. Er hält sich an die „Morituri“ und den „Sohn des Kalifen“. Aber das Publikum hat dem immer dünner werdenden Sudermann diesmal nicht lange Gefolgschaft geleistet und auch der „Sohn des Kalifen“ mit seiner etwas alltäglichen Symbolik und seiner spitzfindigen Lösung war bald am Ende seiner Laufbahn angelangt. „Gezogen“ hätte die „Wildente“ mit Mitterwurzer als Hjalmar, gezogen hätten die „Räuber“ mit ihm als Franz Moor, „Don Carlos“ mit ihm als Philipp, „Judith“ mit ihm als Holofernes, gezogen hätten sogar einige Benediziaden mit Mitterwurzer. Was „hätte“ nicht gezogen mit ihm! Er war eben der Träger des Burgtheaters geworden. Er überwand sogar die Schäden des Hauses, die wieder offen da lagen, als er tot war. Weil das diskreditirte Ensemble jetzt nicht zog, war die Lyra-

form des Zuschauerraumes auf einmal wieder das größte aller Uebel. Diese Lyraform werde ich nicht vertheidigen; aber daß das eigentliche Uebel des Burgtheaters tiefer sitzt, daß es im künstlerischen Organismus und in der finanziellen Grundlage des Theaters haust, muß doch wohl zuerst betont werden. Das ältere Repertoire, das immer die Hauptstütze des Burgtheaters war, ist vollständig versumpft in abgestorbenen Besetzungen, denen jeder künstlerische und persönliche Reiz fehlt. Die Liebhaber und die Salondamen des Burgtheaters haben das Privilegium ewiger Jugend und es ist ganz selbstverständlich, daß, wer einmal im Besitze einer jugendlichen Rolle ist, sie auch in dreißig Jahren noch besitzt. Herr Sonnenthal spielt mit 65 Jahren noch den Derblay im „Hüttenbesitzer", den Antonius in „Antonius in Kleopatra" und zahlreiche ähnliche Rollen. Herr Krastel spielt mit 58 Jahren noch den Jaromir und den „Veilchenfresser", Herr Hartmann mit 53 Jahren den Reif-Reiflingen und Herr Robert, der auch das fünfzigste Jahr überschritten hat, ist der Heldenjüngling in neuen Tragoedien. Das Selbe gilt von einigen Damen, besonders von Frau Mitterwurzer, die jetzt in den Besitz von Rollen gelangt, die sie vor zwanzig Jahren hätte spielen müssen. Die Stagnation in der inneren Entwickelung des Burgtheaters ist furchtbar. Wir besitzen Vorstellungen, die seit dreißig Jahren ihre Physiognomie nicht geändert haben, und solche, die grundfalsch besetzt sind, weil die Berufenen nie älter werden wollten. Weil der fein-humoristische Salonlöwe des Burgtheaters ewig jung zu bleiben beschlossen hatte, besitzt das Burgtheater heute keinen père noble des Konversationstückes. Als Laroche starb, hätte Sonnenthal viele seiner Rollen übernehmen müssen, aber er zählte damals „erst" fünfzig und spielte noch zehn Jahre den Marquis von Villemer und ähnliche Rollen. Und die vornehmen humoristischen Väter gingen an den scharfen Charakterspieler Lewinsky über, der sie auch behalten hat. Ganze Stücke verloren so ihr Gepräge. Dies eine Beispiel könnte durch zehn andere ergänzt werden. Die naturgemäße Entwickelung fehlt so ziemlich allen schauspielerischen Individualitäten des Burgtheaters und die erste deutsche Bühne hat seit zehn Jahren keine Darstellerin großer, edler Mütter, weil Frau Wolter nie Mutter werden wollte. Sie spielte noch 1895 die Rollen, die sie im ersten Jahre ihres Engagements, 1862, gespielt hatte, — und damals schon stand sie im dreißigsten Lebensjahr. Die lächerliche Wehleidigkeit der Schauspieler und der Direktion des Burgtheaters, wo es sich um die künstlerische Verjüngung handelt, hat unser erstes Schauspielhaus tief geschädigt. Sie wollen nicht begreifen, daß man als Väterspieler und Heldenmutter eine zweite Jugend vor sich hat, wenn man für das Liebhaberfach zu alt geworden ist. An den Privatbühnen sinken die Gagen der älteren Fächer und jeder Schauspieler hat den Uebergang zu fürchten. An Hofbühnen ist Das anders. Aber hier wird dafür um so eifriger die

Tradition hochgehalten. Von wem? Von der persönlichen Eitelkeit. Daß aber die Jahre lang zurückgestaute Entwickelung dann plötzlich ihr Recht verlangt, daß man nur eine Katastrophe vorbereiten half, Das bedenken die Herrschaften nicht. Und vor einer solchen inneren Katastrophe steht heute das altehrwürdige Burgtheater, dessen hervorragende Künstler zum größten Theil aufgehört haben, einen persönlichen Reiz auf das Publikum zu üben.

Der so plötzlich beschlossene und in Angriff genommene Umbau des Zuschauerraumes im neuen Burgtheater, das erst am vierzehnten Oktober 1888 eröffnet wurde, hat auch eine Intendanten-Krise im Gefolge gehabt. Von den zerfahrenen Verhältnissen unserer Hofoper ausgehend, wurde die Krise akut in dem Augenblick, da der Umbau gegen das Votum des Generalintendanten Freiherrn von Bezecny beschlossen wurde. Der Prunkbau Hasenauers ist als Theater mißlungen, aber er ist ein Kunstwerk. Und an ein solches hätte man, da es zehn Millionen Gulden verschlang, nicht rühren sollen, wenn nicht mit voller Sicherheit vorausgesehen werden konnte, daß die Uebelstände gründlich zu beheben seien. Diese Möglichkeit bestritten die hervorragenden Theaterbaukünstler Fellner und Helmer und auf ihr Gutachten stützte sich der Freiherr von Bezecny. Er war, so erzählt man sich, mit den Herren Fellner und Helmer der Ansicht, daß für den Betrag von einer Million ein neues, kleineres Hofschauspielhaus zu erbauen und das Prunkhaus auf dem Franzensring nur für große schauspielerische Darbietungen und bei festlichen Anlässen zu benutzen wäre. Es wurde aber gegen ihn der Beschluß gefaßt, den Zuschauerraum umzubauen. Darauf gab der General-Intendant seine Demission. Die wiener Hofbühnen haben drei Instanzen: die Direktion, die General-Intendanz und das Obersthofmeisteramt. Die erste Instanz wußte der dritten die Nothwendigkeit des Umbaues plausibel zu machen, — und so wurde die mittlere das Opfer. Die Folgen der also zu Stande gekommenen Maßregel werden im Oktober offenbar sein. Und man ist um so gespannter darauf, als die Ausführung der Arbeit, die Fellner und Helmer abgelehnt haben, dem Schöpfer des ehemaligen Ringtheaters, Herrn Baurath E. von Förster, übertragen wurde. Er soll die Lyraform des Zuschauerraumes beseitigen; diese Form hat etwa vierundzwanzig unbrauchbare Logen geschaffen, die von den Abonnenten gleich nach dem ersten Jahr aufgegeben worden sind. Das verursachte einen Ausfall von beiläufig 50000 Gulden jährlich, denn in diesen Logen konnten stets nur bei besonderen Anlässen einzelne Sitze verkauft werden. Um dieses Ausfalles willen werden jetzt die vier Logenränge abgetragen, wird die gesammte Eisenkonstruktion des Zuschauerraumes geändert. Alle anderen Grundübel des Hauses bleiben unangetastet. So ist der Zuschauerraum im Verhältniß zu seiner Tiefe viel zu hoch und hat überall spiegelnde, harte Flächen. Das gesprochene Wort wird wie von einem Trichter in die Höhe

gezogen und dort zerstäubt es. Man hört überall schlecht und von der obersten Galerie erscheinen die Schauspieler wie kleine Hampelmännchen. Daß sich durch die Verbesserung von einigen Logen daran nichts ändern kann, ist klar. Und es bleibt auch fraglich, ob der energische Versuch, das Defizit des Hauses zu verringern, nicht gerade durch den Umbau lahmgelegt werden wird. Die Schließung des Theaters für viele Monate und die Kosten des Umbaues dürften sich mit einer halben Million gerade decken lassen. Und die soll amortisirt werden durch den höheren Jahresertrag des Logenabonnements und durch den Gewinn von ein paar Sitzen? Möglich. Theaterleute, die in großem Stil zu rechnen gewohnt sind, denken anders als die jüngsten Sparmeister des wiener Hofhaushaltes. Sie sagen sich: Das Burgtheater als solches ist ein wahres Monstrum unwirthschaftlichen Denkens. Man baute ein Haus für zehn Millionen Gulden. Ein Kunstwerk. Und auf die Verzinsung dieses großen Kapitals wurde verzichtet. Das ist wahrhaft kaiserlich gehandelt. Aber mußte bei der ganzen Anlage dieses Theaters nicht wenigstens darauf Rücksicht genommen werden, daß es die Fähigkeit erlangen sollte, sich selbst zu erhalten? Man sollte wohl meinen. Doch nie ist ein so elementares wirthschaftliches Grundprinzip gröblicher verletzt worden als beim Burgtheaterbau. Dieser Bau ist vom ökonomischen Standpunkt ein wahres Attentat auf die Kasse des Kaisers, denn er ist das in Stein und Erz verewigte Defizit. Jedes wiener Theater strebt in seinem Fassungraum dahin, 2000 Personen unterzubringen, und die Hofoper faßt sogar 2352 Zuschauer. Der Zehnmillionenbau des Burgtheaters aber, der den größten Flächenraum von allen wiener Schauspielhäusern einnimmt, faßt nur 1460 Personen! Und das Haus vermag trotz allen Lasten, die das Publikum zu tragen hat, nicht mehr als etwa 2400 Gulden einzunehmen. Der Tagesetat des Burgtheaters aber erreicht die Höhe von 3000 Gulden. Dieses Theater würde also, selbst wenn es täglich ausverkauft wäre, niemals in der Lage sein, sich selbst zu erhalten, sein Defizit würde auch bei 300 ausverkauften Spieltagen noch immer 150000 bis 180000 Gulden betragen. Und es macht in Wahrheit wohl etwa 250000 bis 300000 Gulden jährlich aus, — so viel wie das der Hofoper. Hervorgerufen aber wird das Defizit des Burgtheaters — im alten Hause kannte man es nicht — hauptsächlich durch zwei Umstände: durch den zu geringen Fassungraum des Hauses und durch die gegen früher verzehnfachten Betriebskosten des großartigen Palastes. Die Beleuchtung allein verschlingt eine Summe, die dem halben Gagenetat unserer großen Privatbühnen gleichkommt. Ein solches wirthschaftliches Monstrum kann nicht ins Gleichgewicht gebracht werden durch einen Umbau, der seine Einnahmefähigkeit um 50000 Gulden jährlich steigert, wenn dieser Umbau wieder eine halbe Million verschlingt; die wirthschaftlichen Uebel eines solchen Theaters hätten nur durch

ein zweites, billig hergestelltes und mit einer ausreichenden Ertragsfähigkeit ausgerüstetes Hoftheater gehoben werden können. Und dahin wird und muß es in dem Augenblick kommen, wo man an höchster Stelle des ewigen Defizits endgiltig überdrüssig geworden sein wird.

Ueber die anderen wiener Bühnen werde ich mich kürzer fassen müssen. Im Hofoperntheater steht ein Wechsel der Direktion bevor und auch sonst dürften allerlei Veränderungen nöthig sein. Direktor Wilhelm Jahn, der vortreffliche Dirigent und Opernregisseur, hat sich in den zwölf Jahren seiner Thätigkeit gründlich abgenützt und die reich dotirte Hofoper war in den letzten Jahren fast ganz unfruchtbar geworden. Das künstlerische Ergebniß des ablaufenden Spieljahres ist niederschmetternd, das materielle nicht minder. Die Folgen sind unausbleiblich, es werden vielfache Personalveränderungen vor sich gehen müssen. Das Deutsche Volkstheater blüht und gedeiht als eine Geschäftsbühne ersten Ranges. Dieses Schauspielhaus hat ein närrisches Glück. Es trat ins Leben, als die Verlästerung des kurz vorher eröffneten neuen Burgtheaters Dimensionen angenommen hatte, daß man glauben mußte, es sei ein Vergehen, die Hofbühne zu besuchen. Das Publikum wurde aus Opposition in das anmuthige, gut gebaute Volkstheater förmlich hineingetrieben. Die Geschäftsautoren wandten sich ihm ebenfalls zu; und so wurde diese Bühne trotz mangelhaften künstlerischen Darbietungen ein „glänzend gehendes“ Theater. Und Das ist es geblieben, denn seine vortreffliche Lage, sein schöner Zuschauerraum und die Fehler und Irrthümer aller übrigen Theater kamen stets ihm zu Gute. So der verpfuschte Bau des Raimund-Theaters, so jetzt wieder die Schließung des Burgtheaters. Das Volkstheater hat finanziell eine glänzende Saison hinter sich und jetzt ist es für ein halbes Jahr das einzige Schauspielhaus der inneren Stadt. Seine diesjährigen Kassenmagnete waren „Die goldene Eva“, „Die Verliebten“, „Das grobe Hemd“. Was dazwischen aufgeführt wurde, verschwand stets sehr rasch, denn dieses Glückstheater setzt Stücke ab, sobald sie nicht mehr als 1500 Gulden Tageseinnahmen ausweisen. Andere Gesichtspunkte als den Kassenrapport kennt die Direktion nicht. Den unaufhörlichen Klagen der Gründer, daß auch die „edlere Richtung“ im Volkstheater gepflegt werden solle, wurde dadurch begegnet, daß man den Donnerstag jeder Woche opferte und versprach, stets ein klassisches Stück zu herabgesetzten Preisen zu spielen. Das hielt man nicht getreu ein, denn man führt an diesen Donnerstagen alles Das auf, was man für die künstlerische Jahresbilanz, für die Statistik, braucht, also auch Anzengruber, Raimund und andere Autoren, die nicht mit den Einnahmen der „Goldenen Eva“ konkurriren können. Sogar Hirschfelds Schauspiel „Die Mütter“ wurde in die „klassischen“ Donnerstage eingereiht, als das Stück zu geringe Einnahmen machte. Mit Hilfe dieser Donnerstage wird das ganze, seit acht

Jahren in Folge ungenügender Darstellung durchgefallene klassische Repertoire des Volkstheaters für die Jahresstatistik konservirt. Das Theater segelt unter der Flagge einer ernsthaften Kunstpflege, seitdem es seine klassischen Donnerstage hat, und Niemand verleidet ihm ferner seine glänzenden Geschäfte. Das Theater an der Wien des Fräuleins von Schönerer hat eine Saison hinter sich ohne seinen Lieblingskomiker Girardi, der wegen seines Uebermuthes nach zweiundzwanzigjähriger Tyrannei nicht mehr engagirt wurde. Das finanzielle Ergebniß der Saison ist ein Defizit. Keine einzige der aufgeführten Operetten gefiel, auch Millöcker und Strauß boten uns Nieten. Das Karltheater des Herrn Jauner war auch nicht vom Glück begünstigt. Die Operetten versagten selbst mit dem Konkurrenzkomiker Girardi und man griff etwas spät zum Sensationstück, um den Ausfall zu decken. Und da der Erfolg sich einstellte, vollzieht sich in diesem Theater jetzt überhaupt eine Wandlung: es will sich dem Schauspiel zuwenden. Das kleine Theater in der Josephstadt — wir nennen ein Theater klein, das 1120 Personen faßt — ist die wiener Filiale des berliner Residenztheaters geworden: es pflegt die französischen Pikanterien und hat sein Publikum. Das Raimund-Theater liegt mir jetzt beinahe so fern wie dem wiener Publikum und ich hätte fast vergessen, es hier zu nennen. Und doch war es in dieser Saison das fleißigste wiener Theater. Es führte doppelt so viele Stücke auf als das Deutsche Volkstheater und fünfmal so viele als das Burgtheater. Aber wer kennt ihre Namen? Das Haus Ferdinands Raimund ist jetzt ebenfalls unter die Defizit-Theater gegangen und sein Krisenjahr 1896 bescherte ihm eine Mindereinnahme von 55000 Gulden gegen das Jahr 1895, das mit einem Ueberschuß schloß.

Wenn man diese künstlerischen und finanziellen Ergebnisse überblickt, möchte man fast verzagen an der Zukunft unseres Bühnenwesens. Unter sieben Theatern gedeiht blos ein einziges geschäftlich, künstlerisch gar keins. Dabei werden die Gagen der Schauspieler und Sänger stetig in die Höhe getrieben und auch der Ausstattungluxus wächst noch immer. Wohin soll Das führen? Der Kaiser von Oesterreich hat ein Theater-Defizit von ungefähr 600000 Gulden jährlich zu decken, damit unpraktische Prunkpaläste erhalten und einzelnen Schauspielern Gagen von 18000 bis 24000 Gulden, damit einem Sänger der Hofoper für fünf Monate 24000 Gulden bezahlt werden können. Und die Privatbühnen verbluten sich in dem Wettbewerb mit den Hofbühnen. Wohin soll Das führen? Es wird und muß zu einer Vereinfachung des Theaterbetriebes und zur Herabminderung der Schauspieler-Gagen — deren Durchschnitt an unseren Hofbühnen 10000 Gulden beträgt — führen. Oder das deutsche Theater wird von einer großen finanziellen Katastrophe ereilt werden, die eine künstlerische im Gefolge haben muß.

Wien. Adam Müller-Guttenbrunn.

Zwischen den Schlachten.

Der während der Osterfeiertage ausgebrochene Krieg hat auf die Börsen nicht allzu stark gewirkt. Türken nahm London sofort in großen Posten auf, als Paris sie herzugeben hatte. Freilich höre ich, daß an der Themse nur die Spekulation und nicht das Publikum Käufer war; man hoffte also, nicht ohne Grund, die Türken würden schnell siegen und die Turbanwerthe könnten dann mit einigen Prozent Nutzen wieder verkauft werden. Auch Ordres aus Berlin sind in diesem Sinne an der Stock-Exchange ausgeführt worden. Uebrigens ist die englische Spekulation, die sonst so häufig durch Zuflüsse aus allen möglichen Privatkreisen anzuschwellen pflegt, augenblicklich gerade nicht sehr umfangreich. Das macht vor Allem die Langeweile des Minenmarktes, die nur durch eine hübsche Anzahl von Baisseengagements einigermaßen unterbrochen wird. So ist z. B. an Goldfields „nach unten zu“ doch gewiß stark gewonnen worden. Dabei hat das große Haus Hirsch dort jetzt gut liquidiren, nachdem es noch 1895 mit einer Million Pfund Gewinn abgeschlossen haben soll. Die Goldshares-Bewegung stockt völlig vor der Frage, wer Herr im Lande Transvaal sein wird: Holländer oder Briten. Von der Mäßigung des neuen Gouverneurs der Kapkolonie wird zwar viel gehofft, von den tiefen Plänen des beharrlichen Herrn Chamberlain aber noch mehr befürchtet. Jedenfalls konnte der britische Kolonialminister die allgemeine Aufmerksamkeit von den afrikanischen Dingen kaum jemals besser ablenken als jetzt durch das Kriegsgetöse im griechischen Archipel. Und wenn es Lord Salisbury gelingt, die orientalische Frage aufzurollen, bevor die sibirische Bahn fertig ist und ohne daß die öffentliche Meinung Englands, die entschieden für den Frieden ist, feierlich darüber zur Entscheidung eingeladen wird, — was dann?

Daß man sich an der Börse um solche Betrachtungen bisher nicht kümmerte, zeigt am Deutlichsten die Festigkeit der Türkenpapiere. Sie müssen natürlich von der Hochfinanz gehalten werden, denn die darin angelegten Milliarden sind doch nicht wegzueskamotiren. Wären aber zahlreiche Baisseengagements vorhanden, dann hätte die Spekulation angesichts der ersten Kriegsnachrichten nach berühmten Mustern noch einen gehörigen Druck ausgeübt, um später desto niedriger zurückkaufen zu können. Bisher scheinen auch die Großinteressenten der türkischen Finanzen und Bahnen recht guten Muthes zu sein, wie die Bemühungen beweisen, sich durch thatkräftiges Eingreifen bei der Pforte eine günstige Meinung zu erwirken. In dieser Beziehung haben sich z. B. im Jahre 1866 die größten wiener Häuser sehr viel weniger bemüht.

Das Geschäft an der Börse ist also durch das Schießen nur wenig beeinflußt worden; und wenn die Umsätze immer geringer werden, so hat Das bekanntlich andere, hier schon mehr als einmal geschilderte Ursachen. Die neuen Gesetze tragen daran erst in zweiter Linie die Schuld und werden wohl auch meist nur gefühlt, wenn es ans Prolongiren geht: dann erinnern sich die großen Reporteure, daß die berliner Börse nur einige dreißig Besucher hat, die ins Register eingetragen sind, und wenn ein bedeutender Spekulant, dem Bleichröder sonst ohne Weiteres

300 000 Mark Bochumer zu prolongiren pflegte, nun kommt, sagt man ihm: „Geld ist knapper, wir möchten Ihnen nur 60 000 Mark abnehmen.“ Wo sind die Zeiten, da die berliner Bankiers Alles aufboten, um die Börse bei guter Stimmung, also bei flottem Geldstand, zu halten? Brauchten die Herren für ihr Anleihegebäude noch die alten Stützbalken — Spekulation und Börsenpublikum —, dann ließen sie sich in ihren reizenden Gewohnheiten gewiß nur von wenigen Gesetzeseinschränkungen geniren. Die Faktoren aber, die zu der organischen Veränderung des Effektenverkehrs am Meisten beigetragen haben, die Banken, bilden mit ihren Aktien jetzt noch den einzigen einigermaßen lebhaften Theil im Börsengeschäft. Dabei tritt die Thatsache hervor, daß Berlin am Liebsten Diskontokommandit mit der Contremine bekämpfen möchten, weil man noch schwere Schäden bei dem Hansemann-Institut vermuthet. Dabei fragt man nicht nach Gründen, sondern folgt Empfindungen, die dem nicht spekulirenden Menschen unverständlich bleiben. Wahrscheinlich hängt Das mit Antipathien zusammen, denen sich die Diskontogesellschaft durch ihre geringe persönliche Fühlung mit der Börse aussetzt. So hat man z. B. in den selben Sphären eine vorzügliche Meinung von der Handelsgesellschaft, deren Leiter bekanntlich mit beiden Füßen im Kurstempel stehen. Solche Herzensneigungen ließen auch die Frage gar nicht erst aufkommen, was eigentlich aus den serbischen Papieren würde, falls sich Serbien durch etwa eintretende griechische Erfolge ebenfalls zum Losschlagen verleitet fühlte. Die Antwort einiger Bankiers, daß man in Belgrad keinen Pfennig Geld habe, bewies mir nur, daß man sich von dort aus um einige Pfennige bemüht habe. Auch die Zusammenkunft des Prinzen von Bulgarien mit Herrn Krupp war wohl nicht nur durch die Sehnsucht, einander kennen zu lernen, veranlaßt; aber die Spekulation kümmerte sich nicht darum ... Die geringen Umsätze werden am Besten durch die lange Dauer bis zur Feststellung des ersten Kurses charakterisirt. Es giebt Plätze, wo Das sonst binnen wenigen Minuten geschehen konnte und wo darüber heute oft eine halbe Stunde vergeht, — aus Mangel an Aufträgen. Selbst in Berlin läßt sich der erste Kurs nicht mehr so rasch wie früher machen. Hätten die Makler etwas Anderes gelernt, so hätten noch weit mehr von ihnen die Effekten mit der Industrie oder der Waare vertauscht. Die brandenburgische Regirung hatte Recht, als sie kürzlich den Antrag auf Zulassung neuer Kursmakler abwies. Auch die bestätigten vereideten Makler sind an manchen Plätzen schärferen und dabei keineswegs gemeinnützigen Eingriffen ausgesetzt. So konnten die Herren früher für den Fall der Krankheit oder Abwesenheit einen Substituten ernennen, der dann ohne Weiteres bestätigt wurde; jetzt wird Das rundweg verweigert und den Maklern aufgegeben, sich durch einen Kollegen vertreten zu lassen. Damit hat sich ein Geschäftmann seinem Konkurrenten auszuliefern; und der Kunde, der doch genau weiß, weshalb er diesen und nicht jenen Makler nimmt, geräth so in eine Zwangslage. Wenn die Absicht wirklich auf eine gleichmäßigere Vertheilung des Nutzens ginge, dann gäbe es doch andere Gebiete, an die sich das Gesetz wagen könnte.

Wir leben jetzt in der Aera der Bezugsrechte. Da die Gründer neuer Gesellschaften ihre Aktien nach dem nun geltenden Gesetz erst ein volles Jahr ins Portefeuille legen müssen, machen sie gern einen kleinen Umweg, der rascher zum Ziele führt. Man fusionirt nämlich etwa die neue Brauerei mit einer älteren, die bereits auf Aktien gegründet ist; die ältere vergrößert dann ihr Kapital, indem sie ihren

Aktionären das Bezugsrecht einräumt und das erworbene Etablissement mit den Aktien bezahlt. So giebt es kein Sperrjahr und der Gewinn wird gewöhnlich bald auf den Tisch gezählt. Diese neueste Mode scheint auf allen Gebieten der Industrie, selbst auf dem schwierigen der Straßenbahnen, zu herrschen. Natürlich war das Uebernahme-Konsortium dann oft in der Lage, ein solches Fabrikanwesen oder die Aktien einer Straßenbahn vorher billiger, d. h. unter dem endlich vereinbarten Ankaufspreis, zu erwerben. Merkwürdig ist auch der Umstand, daß bei Vergrößerung des Aktienkapitals um z. B. fünf Millionen vielleicht nur vier Millionen dem Bezugsrecht der Aktionäre angeboten werden. Das ist zwar vorher von der Generalversammlung zu genehmigen, aber die Thorheit der Aktionäre ist so groß, das selten eine ernsthafte Opposition laut zu werden pflegt. Diese Zustände wären nur zu ändern, wenn erstens nicht mit eigenen Aktien weitere Unternehmungen angekauft werden dürften, zweitens das Bezugsrecht die ganze Neuausgabe zu umfassen hätte und drittens die Vortheile, die aus den vielfachen Versäumnissen des Bezugsrechtes entspringen, nicht dem Garantie-Konsortium, sondern der Gesellschaft selbst zu Gute kämen. Dann würden Gewinne, die heute einem engen Kreise zuströmen, in zahlreiche kleine Theile zerfließen. Wahrscheinlich würde dann aber Keiner Etwas „extra" verdienen; und man will „oben" ja auch die innige Verbindung zwischen der Industrie und dem Großkapital nicht lockern.

Ueber das Hochbahnenprojekt von Siemens & Halske wurden, wie es scheint, viele ungenaue Nachrichten in die Welt geschickt. Ich nehme an, daß die Diskontogesellschaft und Loewe — die „Union" —, die bei der Großen Berliner Pferdebahn interessirt sind, sich dem siemensschen Konkurrenzunternehmen überhaupt nicht genaht haben. Es ist aber auch unwahrscheinlich, daß die von der Deutschen Bank geführte Gruppe sich den Interessenten der „Union" angeboten hat, denn nachdem deren Verschmelzung mit der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft gescheitert ist, werden sich jene Herren kaum einer zweiten Ablehnung ausgesetzt haben. Die Weltfirma Siemens & Halske ist weder mit der Geldmacht der Diskontogesellschaft noch mit der der Deutschen Bank fest verbunden. Und wenn die Deutsche Bank das Hochbahnenprojekt finanzirt, so thut sie Das gewiß nur mit Erlaubniß der A. E.-G., die schon wissen wird, warum sie es erlaubt. Bekanntlich ist die Fortsetzung der vom Potsdamer Platz bis zur Friedrichstraße führenden Untergrundbahn bisher noch nicht genehmigt; und in Berlin müssen die Straßenbahnen vom Kaiser selbst genehmigt werden. Die Kosten der Untergrundbahn schätzt man nicht auf noch weitere fünfundzwanzig Millionen, obwohl sie natürlich sehr theuer wird. Von der unterirdischen Bahn, die die A. E.-G. zur Probe bei Treptow bauen sollte und die man anfänglich auch von der Baufirma Philipp Holzmann bauen sah, hört man nichts mehr. Allerlei Artikel erzählen auch von einem Vertrage zwischen Siemens & Halske und dem Geschäft, das der Bürgermeister a. D. Rosenthal jetzt äußerst rührig betreibt. Die dabei mitgetheilten Bedingungen sind aber unglaubwürdig, denn sie wären für Siemens & Halske Sklavenfesseln, die diese Firma nicht zu tragen braucht. Pluto.

Koch und Nansen.

Geehrter Herr Harden,

Mit Rücksicht auf den Artikel des Professors Eulenburg über Kochs neue Tuberkulin-Präparate und Ihre eigenen Bemerkungen über Koch und Nansen (in der „Zukunft“ vom zehnten April 1897) gestatten Sie mir wohl folgende kurze Notiz.

Wenn Nansen eine Kunstreise als „Heldenspieler“ gemacht hat, so tragen auf jeden Fall Andere daran eine noch größere Schuld als er selbst. Man muß sich doch erinnern, daß er sofort, als er kaum das Land wieder betreten hatte, von allen Seiten um Besuche und Vorträge gebeten wurde, z. B. vom Orts-Komitee der deutschen Naturforscher-Versammlung in einer Form, die jede eigene Würde vergaß. Wie wäre Nansen erst gefeiert worden, wenn er damals sofort nach Frankfurt geeilt wäre? Aber auch bei Koch kommt in Betracht, mit welchem Getöse — gewiß wider seinen Willen — für seine Tuberkulin-Präparate Reklame gemacht worden ist und noch gemacht wird. Gerade diese Geschäftsmache sticht diesmal in so abscheulicher Weise gegen die Publikation von Koch ab, mit der Koch wieder zu seiner großen Arbeitweise zurückgekehrt ist.

Herr Professor Eulenburg hat übrigens von der Sache keine ausreichende Erklärung gegeben. Koch hält seine neueste Methode für die denkbar beste, während sie wahrscheinlich bereits durch eine vorher veröffentlichte von E. Buchner überholt ist, die noch dazu ungefährlicher ist. Sachlich ist interessant, daß Koch die Idee, von der er ausging, ganz fallen gelassen hat und zu der von mir aufgestellten Ansicht zurückgekehrt ist, — was allerdings mit keinem Worte erwähnt wird. Sein erstes Tuberkulin war nämlich ein sogenanntes Proteïn im Sinne H. Buchners, wie Scholl und ich zuerst nachgewiesen haben, und es hatte eine von Koch ganz übersehene — Entzündung erregende — Hauptwirkung. Ich hatte aber schon vorher wiederholt nachgewiesen, daß diese Proteïn-Wirkung, die Giftwirkung und die immunisirende Wirkung der Seuchenerreger auseinandergehalten werden müssen. Nach meinen Darlegungen mußte die immunisirende Wirkung im Zellinhalte der Bakterien selbst ihren Sitz haben und mußte durch die Bereitungweise des ersten Tuberkulins vernichtet sein, konnte also gar nicht in dem ersten Tuberkulin von Koch vorhanden sein. Das neue Tuberkulin, das ganz im Sinne meiner Darlegungen hergestellt ist, hat aber mit dem alten Tuberkulin als einem Proteïn nichts zu thun. Es ist im Sinne der immunisirenden Substanzen dargestellt. Es ist ein ganz verschiedenartiges Präparat. Koch hat aber mit dem neuen Präparat auch den angeblich allein aussichtreichen Weg von Behring nicht betreten; in diesem Sinne ist auch das neue Tuberkulin eher das Gift als das Gegengift der Tuberkulose. Während die Proteïne nicht streng spezifisch sind, sind die immunisirenden Substanzen der unveränderten Zellen spezifisch wie diese selbst. Worin sich meine naturwissenschaftliche Auffassung der Spezifität von der etwas mystisch-ontologischen der kochischen Schule unterscheidet, will ich hier nicht weiter darlegen. Nachdem also Koch seinen Weg verlassen hat und in eine von mir, zum Theil auch von H. und E. Buchner, begründete Anschauung eingetreten ist, spitzt sich die Frage dahin zu, ob man überhaupt erwarten kann, gegen Tuberkulose dadurch zu schützen, daß man gegen die Tuberkelbazillen spezifisch immunisirt. Die ärztliche Erfahrung von Jahrtausenden spricht nicht gerade für diese Möglichkeit und Koch selbst mußte eigentlich nach weit abseits von der Erfahrung liegenden

Anhaltspunkten greifen. Immerhin will ich nicht leugnen, daß vielleicht gewisse Schwankungen in der Vertheilung der Tuberkulose so gedeutet werden können, daß auch gegen diese Seuche ein — sehr beschränkter — Schutz in Folge der Durchseuchung eintritt. Soll aber die spezifische Immunisirung im Sinne Kochs helfen, so muß sie ganz außerordentlich früh eintreten, zu einem Zeitpunkte, wo man bisher überhaupt nie therapeutisch vorging. Das würde also eine vollständige Verschiebung der Frage nach der Heilbarkeit der noch unkomplizirten Tuberkulose ergeben, da das neue Tuberkulin nur gegen reine Tuberkulose wirken könnte. Nun haben wir aber gegen leichte Fälle von Tuberkulose, die übrigens weiter vorgeschritten sein können, als es nach Koch nöthig ist, und die selbst leichte Komplikationen erfahren haben können, schon seit Dezennien in der Sanatorien-Behandlung nach Brehmer ein fast souveraines Mittel, das vielfach sogar gegen fortgeschrittene und komplizirte Tuberkulose hilft. Da kümmert man sich um die Bazillen nicht, sondern faßt den Menschen selbst an, — in einer natürlichen Erziehung zur Gesundheit. Das ist gleichzeitig echt volksthümliche Heilung und Gesundheitpflege. Die Leistungen würden noch sicherer werden, wenn die Besitzer dieser Sanatorien endlich aufhören würden, ihre Kranken zu Säufern zu erziehen und ihre Anstalten zu Alkoholvernichtunganstalten zu erniedrigen. Diese schwache Seite kann aber beseitigt werden und muß bei Volksheilstätten von vorn herein ausgeschlossen werden. So kann diese allgemeine Immunisirung gegen Tuberkulose ohne Bazillenprodukte jetzt schon Großes leisten; sie wird es bei zunehmendem Verständniß immer mehr leisten und wird dann nicht auf Sanatorien beschränkt bleiben. Darin scheint mir für immer der Schwerpunkt aller Bekämpfungen der Tuberkulose, in Bezug auf Verhütung, Immunisirung und Heilung, zu liegen. Das ist echte, volksthümliche und der Gesammtheit nützliche Arbeit im Dienst wirklicher öffentlicher Gesundheitpflege.

Vielleicht liegt im Dämmern dieses Verständnisses auch Etwas, das den Nansen-Kultus weiteren Kreisen begreiflich macht. Es ist für uns Hygieniker und Seuchenforscher, die wir nach Ihrer Ansicht thatsächlich täglich unser Leben aufs Spiel setzen, erfreulich, daß man anfängt, unsere Thätigkeit im Dienst der Gesammtheit zu würdigen, trotzdem wir mit einigen Ausnahmen in stiller Thätigkeit arbeiten. Aber man sollte doch auch nicht vergessen, daß der direkte Kampf mit Seuchenerregern nur ein Theil unserer Aufgabe ist. Wir müssen aus der vorbeugenden Thätigkeit heraus und weiter zu einer aufbauenden, positiven Hygiene kommen. Ich habe schon 1893 in Nürnberg versucht, streng naturwissenschaftlich zu beweisen, daß die Seuchenerreger nur auslösen können, was in uns selbst als ererbte oder erworbene Anlage vorhanden ist. Damit habe ich, statt der Bakterien, wieder den Menschen selbst mit seinen beeinflußbaren Anlagen in den Vordergrund der Hygiene — ich darf geradezu sagen: der Medizin — gestellt und eine „positive" Hygiene begründet. Diese Anlagen werden aber nicht nur durch Vererbung, sondern auch durch alle von außen kommenden Einflüsse bestimmt.

In einer Zeit, in der die Menschen durch die Bakterienjägerei vielfach zu gräßlichen Angstmeiern gemacht worden sind, muß als Gegengewicht eine Persönlichkeit imponiren, die, wie Nansen, beweist, daß es Leute giebt, für die auch die größten Eingriffe der Außenwelt nicht zu existiren scheinen und die fast eine Personifikation der positiven Hygiene darstellen. Ich halte allerdings im physischen Sinne die

Leistungen mancher Afrika- und Asienforscher für größer, aber auch diese Leute hat man — und mit Recht — als Helden gefeiert.

Wir müssen zur positiven Hygiene kommen, um der drohenden physischen Entartung entgegenzutreten, und da müssen wir solche Forscher, bei denen das sportliche Element stark hervortritt, ihrer positiven Leistung entsprechend auch ehrlich anerkennen. Nansen und andere große Forschungreisende sind eben so gut Helden wie Koch und andere Bakteriologen. Was dem Einen Recht ist, muß dem Anderen billig sein. Die Reklame liegt im Bedürfniß unserer Zeitpresse und man soll doch tüchtigen Leuten wenigstens den Theil nicht in die Schuhe schieben, der nur die nach Sensationen lüsterne Presse trifft. Wir sollten uns, wie Sie ja auch ganz richtig hervorhoben, lieber freuen, daß die germanischen Völker noch immer auf allen Gebieten der Kultur erste Vorkämpfer stellen; und wenn dabei auch einmal der Eine und Andere äußerlich etwas mehr gefeiert wird, so ist Das doch gewiß bei uns kein Unglück, da man bisher gerade den Deutschen stets vorwerfen mußte, daß sie ihre lebenden Konationalen nie würdigen und stets geringer schätzen als Fremde.

Mit bestem Gruß Ihr

Prag. Professor Dr. Ferdinand Hueppe.

Notizbuch.

Vor sechs Monaten wurde hier erzählt, der Deutsche Kaiser schreibe in Gemeinschaft mit einem jungen Dichter, den Herr von Hülsen, der Intendant der wiesbadener Hofbühne, ihm zugeführt habe, ein Drama, ein Kaiserdrama, das zum Theil im Baselerland spielt, und Wilhelm der Zweite habe im kasseler Hause des Professors Knackfuß den Dichter empfangen und mit ihm den Plan des Werkes berathen. Die Offiziösen und Solche, die es gern werden möchten, bestritten sofort, Manche in dem frechen Ton, der in Gesindestuben üblich ist, die Wahrheit der Nachricht. Bald aber kamen allerlei Notizen über ein Wunderwerk, das im Mai auf der wiesbadener Hofbühne dargestellt werden solle, und über die außerordentliche Sorgfalt, die auf die „echte“ Ausstattung dieses Werkes verwendet werde. Herr von Hülsen, der sich durch Kartenkunststücke, Coupletvorträge und Bellachini-Nachahmungen auf den Nordlandreisen des Kaisers hohen Ruhm erworben hat, reiste nach Wien, um mit berühmten Dekorationenmalern zu konferiren, andere Beamte der wiesbadener Intendanz hielten sich, wie es hieß, zu ähnlichen Zwecken sogar Wochen lang an der schönen blauen Donau auf und später kam die Kunde, der Kaiser zeichne mit eigener Hand die wichtigsten Dekorationen, Requisiten und Wappen für das geheimnißvolle Werk. Jetzt wird von Wiesbaden aus die folgende Reklamenotiz verschickt: „Wie schon mitgetheilt, beginnen die Festspiele im hiesigen königlichen Theater am Sonntag den sechzehnten Mai mit der Erstaufführung des historischen Schauspieles ‚Der Burggraf‘ von Joseph Lauff. Die Nachricht eines berliner Blattes, daß auch die General-Intendanz in Berlin das lauffsche Schauspiel erworben habe und daß dasselbe in der nächsten Saison mit den wiesbadener Dekorationen in Berlin zur Aufführung gelangen werde, ist unzutreffend; auf der hiesigen königlichen Intendantur, die allein über das Stück zu verfügen hat, da sie von dem Dichter das Verlagsrecht des ‚Burggraf‘ erworben hat, ist nichts von derartigen Plänen bekannt. Ein großer Theil der

Dekorationen für die Festspiele ist bereits aus Wien hier eingetroffen. Zu besonderer Prachtentfaltung geben im ‚Burggraf‘ die beiden letzten Akte Gelegenheit mit dem deutschen Minnehof, der Kaiserwahl und dem Lager der Habsburger vor Basel. Neben verschiedenen Einzeldekorationen ist auch die packende große Schlußszene von der Hand des Kaisers gezeichnet: Burggraf Friedrich überbringt hier dem von seinen Getreuen umgebenen Rudolf von Habsburg im Lager vor Basel die Nachricht, daß er zum Kaiser erwählt sei. Jede einzelne Figur in dieser Massenszene ist von der Hand des Kaisers gezeichnet, der das ganze Bild außerordentlich lebensvoll gruppirt hat. Die Kostüme, die sich im ‚Burggraf‘ unserem Auge darbieten, sind dadurch besonders malerisch, daß man im dreizehnten Jahrhundert außer den sehr stilvollen Damast- und Brokatstoffen auch die sehr farbenreichen heraldischen Uebergewänder als Skapuliere, Waffenhemden u. s. w. getragen hat. Herr Garderobe-Ober-Inspektor Raupp hat Alles aufgeboten, um die Kostüme historisch treu herzustellen. Durch die großen Dekoration- und Kostümanschaffungen der hiesigen königlichen Intendantur sind die Magazine des Theaters bereits überfüllt. Aus Wien kommt nur die bemalte Leinwand, das Zusammensetzen und Aufbauen der Dekorationen, die Aussteifungarbeiten u. s. w. werden hier unter der Leitung des Herrn Ober-Inspektor Schick vorgenommen, der auch die maschinellen Einrichtungen trifft. Für die Festspiele werden im Ganzen etwa 360 neue Kostüme angefertigt, wovon allein auf den ‚Sommernachtstraum‘ 143 entfallen. 14 Schneider und eben so viele Schneiderinnen sind in den Werkstätten des Theaters vom frühen Morgen bis zum späten Abend an diesen Kostümen beschäftigt.“ Ueber Geschmack und Takt ist jeder Streit überflüssig. Sollte die wiesbadener Intendanz es für geschmackvoll und taktvoll halten, dem Deutschen Kaiser für seine Leistungen als Dekorationenzeichner — die doch ganz sicher hinter denen der besten Fachmänner sehr weit zurückbleiben — öffentlich Komplimente zu spenden und mit dem Namen des Kaisers für ihre Geschäftsunternehmungen Reklame zu machen, so mag sie bei dieser Ansicht bleiben. Auch über die Art dieses neuesten Kunstbetriebes ist kein Wort zu verlieren. Wer mit solchen Mitteln, mit der Aufzählung der Schneiderkünste, die Menge heranzulocken versucht, erniedert die Schaubühne zur Jahrmarktsbude und beweist, daß er allenfalls zum Circusdirektor taugen mag, an der Spitze eines den Musen geweihten Hauses aber die Rolle des Bockes spielt, der einen Garten bestellen soll. Eine unzweideutigere Bestätigung der in den ersten Novembertagen hier veröffentlichten Mittheilung ist jedenfalls aber kaum denkbar. Glaubt irgend ein halbwegs verständiger Mensch, daß man für die Arbeit eines gleichgiltigen Herrn Lauff einen solchen Apparat in Bewegung setzen und daß der Kaiser, der auf der Welt ja doch Einiges zu thun hat, sich als Zeichner bemühen würde, wenn er an dem Drama nicht betheiligt wäre? Oder ist es ein ganz gewöhnlicher Vorgang, daß die wiesbadener Intendanz, eine preußische Hofbehörde, die zum Ressort des Hausministeriums gehört und keine Privatgeschäfte zu treiben hat, das Verlagsrecht eines Dramas erwirbt und einen „Führer“ durch dieses Drama herausgiebt? Dieser Fall ist, so lange es preußische Hofbühnen giebt, noch nie dagewesen und wird sich hoffentlich nie wiederholen. Wer etwa noch zweifelt, Dem sei mitgetheilt, daß, als die Intendanz das Verlagsrecht erwarb und der Reklamewaschzettel in die Welt geschickt wurde, das Wunderwerk noch nicht einmal fertig war! Herr von Hülsen hat erst im April dem Kaiser den Entwurf zum letzten Akt vorgelegt und das Urtheil und den Rath des Monarchen erbeten. Kein Theaterleiter wäre so leichtsinnig, ein unfertiges Stück für

das ganze Deutsche Reich zu erwerben und an die Ausstattung dieses Stückes außerordentlich hohe Summen zu wenden, wenn hinter dem mit seinem Namen hervortretenden Autor nicht ein besonderer Einfluß fühlbar wäre. Der Kaiser hat Herrn Lauff im Hause des Herrn Knackfuß empfangen, mit ihm den Plan des Kaiserdramas berathen, das zum Theil im Baselerland spielt, und kein Dementi wird den Glauben ausrotten können, daß das Drama vom Kaiser in Gemeinschaft mit dem früheren Artilleriehauptmann verfaßt ist. Wie weit diese Gemeinschaft geht, darf uns nicht kümmern. Es handelt sich also nicht, wie Mancher annahm, um eine Prunkvorstellung, wie sie unter Ludwig dem Zweiten in München üblich waren und die königliche Kasse belasteten, sondern um die Vielen gewiß erwünschte Gelegenheit, Wilhelm den Zweiten, den sie schon als Maler, Zeichner, Bildhauer, Lyriker, Komponisten und Marine-Ingenieur kennen, nun auch als Dramatiker, Dekorationen-Maler und wahrscheinlich auch als Regisseur kennen zu lernen.

* * *

Auch andere Genüsse noch harren der Pilger, die im Mai nach Wiesbaden, dem angeblichen Lauff-Bayreuth, wallen. Rossinis „Barbier von Sevilla" soll, so wird uns erzählt, aufgeführt werden und ein Privatbrief aus Wiesbaden meldet, Herr von Hülsen habe sich an die Deutsche Botschaft in Madrid gewandt, um von ihr die Pläne und Zeichnungen der Inszenirung zu erhalten, in der die Oper auf der spanischen Hofbühne erscheint. Herr von Radowitz, der dieser Weisung natürlich prompt folgen mußte, wird über einen so ehrenvollen und wichtigen Auftrag gewiß eine Herzensfreude empfunden haben und jetzt sicher begreifen, warum er, der beste Kenner der türkischen Verhältnisse, in kritischer Zeit Konstantinopel verlassen und an den Manzanares übersiedeln mußte, wo für einen erfahrenen und begabten Diplomaten etwa so viel zu thun ist wie für einen Bicyclemeister in den Grabgewölben des Escurial. Die Bürger des Deutschen Reiches aber werden künftig nicht mehr daran zweifeln dürfen, daß unsere kostspieligen Missionen im Auslande dringend nöthig sind und daß es einem Deutschen Botschafter an lohnender Arbeit im Dienst des Volkes niemals fehlt.

* * *

Am zweiundzwanzigsten Juni 1896, also vor zehn Monaten, ist das Börsengesetz vom Kaiser vollzogen worden. Gilt es nun, wie andere, nach der Verfassung beschlossene und verkündete Gesetze? Es scheint: nein. Das Börsengesetz wird nicht angewandt. Die Winkelbörsen, die sich im Feenpalast und an anderen Orten aufgethan haben, werden mit zärtlicher Sorgfalt vor der Strenge dieses Gesetzes bewahrt. Zwar hat Herr Dr. Wiener, der frühere Senatspräsident am Reichsgericht, erklärt, die Freien Vereinigungen der Produktenjobber seien unzweifelhaft als Börsen im Sinne des Gesetzes zu betrachten, zwar hat der preußische Handelsminister gesagt, die Geschäfte dieser Vereinigungen seien zweifellos ungesetzlich, — thut nichts: die Schachermachei geht munter fort und Niemand denkt daran, ihr mit dem Gesetz zu wehren. In den amtlichen Protokollen der Börsen-Enquete-Kommission werden die härtesten Urtheile von Bankiers und Kaufleuten über das Treiben an der berliner Börse mitgetheilt. Herr Kämpf, Direktor der Darmstädter Bank, sagt: „Wenn man die Spieler von der Börse entfernen könnte, so wäre Das gut." Herr Geheimrath Goldberger: „Der Wunsch, das Differenzspiel einzuschränken, ist durchaus berechtigt." Herr Russel von der Diskontogesellschaft: „Ich kann zugestehen, daß der Terminhandel eine über das Maß hinausgehende Ausdehnung gefunden hat. Das ist Mißbrauch." Herr Kommerzienrath Wilhelm: „Das ist viel gefährlicher als das Spiel in Monaco,

gegen das so viel geschrieben wird, denn nach Monaco muß der Betreffende gehen, muß sein Geld im Sack haben; aber zum Terminhandel an der Börse braucht man nicht hinzugehen: da geht der Agent, der Verführer, zu ihm herein und flüstert ihm Etwas ins Ohr, bis der Verführte endlich Ja sagt, — und dann hat er seinen Schlußschein und auf Grund dessen muß er nachher bezahlen. Dann blüht wieder einmal der Weizen, dann geht wieder einmal eine frische, fröhliche Hausse los und dann werden die Gimpel durch die Agenten, die von Haus zu Haus gehen und wissen, wer ein Bischen Kapital und Lust zur Spekulation hat, eingefangen." Herr Kommerzienrath Schütt: „Zu den Personen, die Produkten-Börsengeschäfte machen, gehören wohl alle Gesellschaftklassen. Ich bin zwanzig Jahre und wohl länger Mitglied des Schiedsgerichtes an der berliner Börse gewesen — ich habe in der letzten Zeit das Amt niedergelegt, weil es mir unsympathisch wurde — und habe da gesehen, mit welchem Publikum Geschäfte gemacht werden." Herr van Gülpen: „Man hat die Börse sich selbst überlassen und sie hat auf ihren Vortheil die Paragraphen eingerichtet. Makler und Kommissionäre sind privilegirte Händler geworden, gegen die dem Publikum die Kontrole fehlt, und der Terminmarkt ist das Schlachtfeld für das Großkapital geworden, auf dem Ueberrumpelungen mit Vergewaltigungen abwechseln". Herr Siemens, Direktor der Deutschen Bank: „Ich bin nach keiner Richtung hin ein Anhänger des Terminhandels, ich habe wiederholt den Antrag gestellt, den Terminhandel in gewissen Effekten, namentlich Industrie-Effekten, zu verhindern oder einzuschränken." Herr Horwitz: „Ich bin wiederholt an lebhaften Kündigungtagen an der berliner Börse gewesen und kann nur sagen: ich habe in meinen jugendlichen Jahren Kriegstänze von Wilden angesehen und angehört, aber Das, was ich in der Wildniß erlebt habe, kam mir wie ein sanfter Zephyrhauch vor gegen Das, was ich da in dem Kündigungzimmer gehört habe. Es war ein Getöse und ein Getobe, als wenn fünfhundert Tollhäusler losgelassen worden wären, so daß ich mir sagte: es ist eine Schmach für die Börse, einen solchen Zustand zu dulden." Um diesen Zuständen, die hier nicht von bösen Agrariern, sondern von Kaufleuten geschildert werden, ein Ende zu machen, wurde das Börsengesetz beschlossen. Wenn es unbrauchbar ist, soll man es wieder abschaffen und dem Reichstag ein besseres Gesetz vorlegen. So lange es aber zu Recht besteht, soll man es auch anwenden. Kein Mensch zweifelt heute noch daran, daß die Winkelbörsen unter dieses Gesetz fallen, der für die berliner Börse ernannte Staatskommissar hat diese Auffassung ausdrücklich bestätigt und es handelt sich jetzt nicht mehr um die Frage, ob das Gesetz gut oder schlecht, nützlich oder schädlich ist, sondern um die viel beträchtlichere Entscheidung, ob im Deutschen Reich die Macht der Jobber größer ist als die Kraft eines vom Reichstag und vom Bundesrath genehmigten und vom Kaiser vollzogenen Gesetzes. Die Sache ist nachgerade zum Skandal geworden. Erst vergehen Jahre, bis das von allen Seiten gewünschte Gesetz vorgelegt wird, und nun, nachdem es endlich zu Stande gekommen ist, wird es gerade da, wo es am Nöthigsten wäre, nicht angewandt. Die Sache hätte nicht anders verlaufen können, wenn irgend ein mächtiger Minister in den Tagen der Börsen-Enquete großkapitalistischen Freunden, die ihm gefällig waren, gesagt hätte: „Nun paßt einmal auf, wie ich Gleiches mit Gleichem vergelten und die Agrarier über den Löffel barbieren werde."

* * *

Herr Edgar Steiger, dessen fürchterliche Verbrechen hier vor vierzehn Tagen geschildert wurden, ist in Leipzig gefesselt durch die Straßen geführt, nach dem baye-

rischen Bahnhof transportirt und in die zwickauer Strafanstalt eingeliefert worden. Der Mann war bisher unbestraft, war verurtheilt worden, weil die Mitglieder einer Strafkammer den Sinn zweier belletristischen Arbeiten, die er veröffentlicht hatte, nicht verstanden, und hatte sich selbst zum Antritt der Strafe gemeldet. Er wurde mit einem anderen Gefangenen, der vielleicht ein gemeines Verbrechen zu büßen hatte, mit Eisenketten zusammengekoppelt, zwischen Beiden hing das Schloß, — und so ging der Zug durch die freudig bewegte Menge, die sich in den Straßen der guten Stadt Leipzig tummelte. Daß im deutschen Norden Leute, die wegen politischer oder literarischer Vergehen verurtheilt sind und für die schon die Entziehung der Freiheit eine furchtbar schwere Strafe bedeutet, oft schlechter als in Rußland behandelt werden, ist längst bekannt; immerhin aber ist die in Leipzig beliebte Art des Strafvollzuges einigermaßen ungewöhnlich. Wenn solche Ungeheuerlichkeiten ans Tageslicht kommen, heißt es stets, „ein untergeordneter Beamter habe einen Mißgriff begangen". Ja: warum jagt man untergeordnete Beamte, die anständige Menschen wie Galeerensträflinge behandeln und das Ansehen der Regirung schänden, nicht schleunigst aus dem Dienst? Fängt die sittsame Auffassung der Kulturpflichten etwa erst am Kilima-Ndjaro an und müssen schwarze Hallunken, die mit den Köpfen der Weißen wie mit Kegelkugeln spielen, zärtlicher geschont werden als deutsche Schriftsteller, deren ungeheures Verbrechen darin besteht, daß sie Dinge geschrieben oder veröffentlicht haben, die der Geist der von langer Sitzung ermüdeten Robenträger nicht gleich in ihrer wahren Bedeutung zu fassen vermag?

* * *

Mit der lieben Sonne ist, uns zur Wonne, auch der liebe Reichstag wieder erschienen. Die nächsten Sitzungen werden gewiß besser besucht sein als die letzten vor den Osterferien, denn eine neue Sehenswürdigkeit ist jetzt im Wallotbräu zu erschauen: Kollege Knörcke, der lange schmerzlich Vermißte, ist wieder da. Und nun soll noch Jemand behaupten, daß unserer Volksvertretung die ungewöhnlichen Intelligenzen fehlen.

* * *

Das von einer verhüllten Stelle gegen die „Zukunft" erlassene Boykottgebot wirkt munter fort. Die Eisenbahn-Direktion in Essen hat, wie berichtet wird, den Verkauf der seichten und Aergerniß erregenden Wochenschrift verboten und die in Frankfurt am Main thronende Behörde hat den Eisenbahnbuchhändlern untersagt, das anstößige Blatt „in ihren Verkaufsstätten offen auszulegen oder den Reisenden zum Verkauf anzubieten". Noch spaßhafter soll sich der Vorgang, der den Bannfluch gegen die „Zukunft" brachte, auf dem Centralbahnhof in Mainz abgespielt haben. Ein Leser des schlimmen Blattes sah, wie Herr Breitenbach, der Eisenbahn-Präsident, sich eigenfüßig zu der Verkäuferin begab, mit ihr ernste Zwiesprache hielt und wie dann die „Zukunft" vom Auslagetische verschwand und nicht wieder gesehen ward. Die arme Frau, die den Zeitungverkauf besorgt und wahrscheinlich für ihren Erwerb zittert, leugnet freilich jeden Zusammenhang zwischen der hohen Bemühung des Präsidenten und dem Verschwinden der „Zukunft", aber ein Zweifel ist wohl nur den harmlosesten Gemüthern erlaubt. Hoffentlich bemühen sich auch andere Leser um die Feststellung der verschiedenen Formen des Boykottes. Auf die vielfachen freundlichen Fragen, ob denn gegen die Maßregelung nichts geschehen solle, ist einstweilen nur zu erwidern, daß man keinen Bürger und keinen Würdenträger des Deutschen Reiches hindern darf, sich in Worten und Werken so lächerlich zu machen, wie es ihm nöthig scheint.

Peters.

Ob Herrn August Bebel, M. d. R., der Hohe Orden vom Schwarzen Adler schon verliehen ist? Im Reichsanzeiger hat noch nichts davon gestanden, alle guten Patrioten erwarten aber im Lauf der nächsten Tage die Verleihung und freuen sich auf den Augenblick, wo im künftigen Ordenskapitel neben dem ritterlichen Mantelträger Johannes von Miquel, der einst Bauernaufstände organisiren wollte, im Sammetmantel auch der neue Ritter Ferdinand August von Bebel erscheinen wird, der mit Stolz zu verkünden pflegt, daß er siebenundfünfzig Monate im Gefängniß verbracht hat, und der nun vielleicht von einem leibhaftigen Fürsten die Accolade empfängt. Im Ernst: nur der höchste Orden, den der Vertreter der Nation zu vergeben hat, kann einigermaßen das Verdienst belohnen, das Herr Bebel sich um das Deutsche Reich erwerben durfte. Ihm ist es gelungen, uns von einem Beamten zu befreien, der nach dem Urtheil der kaiserlichen Disziplinarkammer des Amtes unwürdig ist, — ihm ganz allein. Als im Jahre 1895 Herr von Vollmar die gegen Herrn Karl Peters erhobenen Beschuldigungen im Reichstag zum ersten Male vorgebracht hatte, wurde von der Kolonialverwaltung eine genaue Untersuchung verheißen, über deren Ergebniß nichts in die Oeffentlichkeit drang, die aber wohl zur völligen Rechtfertigung des Herrn Peters geführt haben muß, da er vom Kolonialdirektor Kayser bald darauf neben Wissmann für den Posten des Gouverneurs von Ostafrika vorgeschlagen und später zum Landeshauptmann am Tanganyika ernannt wurde. Wenn Herr Bebel im folgenden Jahr die Sache nicht aufgenommen und das Anklagematerial anmuthig vermehrt hätte, dann wäre Herr Peters heute noch Reichskommissar, — und Das wäre, nach dem Urtheil der Disziplinarkammer und der tugendsamen Presse, ganz bestimmt doch ein nationales Unglück. Der sozialdemokratische Abgeordnete hat also vermocht, was die Kolonialverwaltung des Deutschen Reiches nicht vermochte, obwohl an ihrer Spitze der unermeßlich geniale und nie genug zu betrauernde Herr Paul Kayser stand. Die Kolonialverwaltung wußte nicht, was in den deutschen Kolonien vorging, sie schlug für die wichtigsten Aemter Personen vor, die jeder amtlichen Stellung unwürdig sind, und sie war, selbst als ihr der Weg gezeigt wurde, nicht im Stande, eine Untersuchung so zu führen, daß über einen gar nicht einmal komplizirten Thatbestand Klarheit verbreitet ward. Das ist die erste Feststellung, mit der uns das gegen Peters eröffnete und zum ersehnten Ende gebrachte Verfahren erfreut hat und die ganz sicher dazu beitragen wird, das Ansehen des Deutschen Reiches zu mehren. Ihre Wichtigkeit wird auch nicht durch die Erkenntniß gemindert, daß die Behauptungen des Herrn Bebel nicht in allen Punkten als wahr erwiesen werden konnten. In der Hauptsache hat der sozialdemokratische Führer einen Triumph erzielt: er hatte im Reichstag erzählt, Herr Dr. Peters habe eine schwarze Schöne, die er in brünstiger Gier zur Lagergenossin erkoren hatte, in den Armen seines nicht weniger schwarzen Dieners getroffen und das sündige Paar,

nur weil es der Lasterliebe gefröhnt hatte, am eigens für ähnliche Fälle errichteten Galgen aufknüpfen lassen; dieser schnöden That habe der Reichskommissar sich obendrein später selbst noch gerühmt. Die Geschichte ist ein Bischen anders verlaufen; aber die Disziplinarkammer ist zu der Ueberzeugung gelangt, die Thatsache, daß der schwarze Diener mit den Weibern geschlechtlichen Umgang gehabt hatte, habe wesentlich bei seiner Verurtheilung zum Tode mitgewirkt; auch habe Peters sich dieser That wirklich später gerühmt. Ob es sich um einen Gehenkten oder um ein hingerichtetes Paar handelte, kommt kaum in Betracht und noch weniger beträchtlich war stets die Frage, ob der berühmte Brief an den Bischof Tucker jemals geschrieben wurde. Herr Bebel hat in wichtigen Punkten unhaltbare Anklagen erhoben; aber wenn die Zahl dieser Punkte auch sehr viel größer wäre, als sie in Wirklichkeit ist, würde doch immer der Eindruck zurückbleiben, daß der Ankläger in der Hauptsache Recht behalten hat. Er hat den Beweis ermöglicht, daß ein Beamter, den die ihm vorgesetzte Behörde der höchsten Verwaltungstellen für würdig hielt, sich schwerer Dienstvergehen schuldig gemacht hat und ohne Anspruch auf Pension aus dem Reichsdienst entfernt werden mußte. Der Glaube, daß wir Herrn Bebel zu größtem Dank verpflichtet sind und daß die Sozialdemokratie die nationale Ehre und die Würde unserer Beamtenschaft besser zu hüten wußte, als die Herren der Wilhelmstraße es vermochten, wird künftig nicht mehr auszurotten sein. Vielleicht entschließt man sich noch zu einer Disziplinaruntersuchung gegen den früheren Kolonialdirektor und jetzigen Senatspräsidenten Paul Kayser; jedenfalls aber sollte man Herrn Bebel die Auszeichnung nicht vorenthalten, die er so reichlich verdient hat.

Die Kammer, deren Spruch dieses Verdienst erst ins rechte Licht gerückt hat, war aus juristisch gebildeten Herren zusammengesetzt, von denen wohl Keiner jemals auch nur einen Tag auf afrikanischer Erde weilte. Gegen ihren von der Presse gepriesenen Spruch wäre kein Wort zu sagen, wenn er ein Vergehen getroffen hätte, dessen der Angeklagte sich unter den normalen Lebensbedingungen des Europäers schuldig gemacht hat. Gewiß: in Europa ist es nicht Sitte, die Bettgenossin peitschen und den Diener aufhängen zu lassen; hier richtet der korrekte Mann der abgelegten Geliebten einen Modebazar ein und zeigt den Diener, der ihn betrogen und bestohlen hat, den Gerichten an. Am Kilima-Ndjaro wäre aber mit einem Modebazar nicht allzu viel zu verdienen und ein Landgericht ist auch nicht in der Nähe. Peters hat in seinem lehrreichen Buche über das deutsch-ostafrikanische Schutzgebiet gesagt: „Im Negerkopf muß ein unzerreißbarer nexus idearum zwischen Kontraktbruch und Prügelkriegen hergestellt werden, um ihn mit der Zeit für die abstrakte Handhabung des deutschen Strafgesetzbuches geeignet zu machen." Dieses Buch ist im Auftrage der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes veröffentlicht worden, die also wohl damals die Prügelstrafe als ein berechtigtes Mittel gegen den Bruch des Arbeitvertrages anerkannt haben muß. Ist dieses Mittel mit den Menschenrechten und den Kulturansprüchen in Einklang zu bringen? Sicher nicht; aber man war früher der Meinung, in außergewöhnlichen Lebensverhältnissen müßten auch außergewöhnliche

Mittel angewandt werden und es sei Thorheit, den Neger schon jetzt nach den Grundsätzen des Strafgesetzbuches zu behandeln. Diese Meinung scheint aufgegeben zu sein; man bekennt sich wieder zur Weltanschauung Rousseaus, stellt sich, als ob man an die natürliche Gleichheit der Menschen glaube — obwohl von der Anerkennung dieser Gleichheit im lieben Vaterlande selbst eigentlich nichts zu merken ist —, und fordert von den Kolonisatoren, daß sie liebevoll auf die Eigenart des Schwarzen eingehen und ihn zärtlich vor jeder Ungebühr und Härte bewahren. Die Eigenart der meisten afrikanischen Negerstämme besteht leider nun aber darin, daß sie faul, tückisch und grausam sind, — so grausam und barbarisch, wie der verfeinerte Sinn des Europäers sichs nicht zu träumen vermag. Vielleicht gelingt es eines Tages Geheimen Räthen, diese Eigenart durch liebevolles Entgegenkommen zu sänftigen; anderen Leuten ist es bisher nicht gelungen und sogar Emin Pascha, der als ein leuchtendes Muster stets in der freisinnigen Presse vorgeführt wird, konnte sich nur dadurch halten, daß er den Europäer völlig vergaß und sich gelassen in die afrikanische Sitte schickte. Afrika sieht eben in der schwarzen Wirklichkeit doch nicht ganz so aus wie das Opernland Selicas und der Kongowald der Ausstattungstücke und kein Kolonistenvolk ist, seit Heinrich der Seefahrer die weißen Karawellen nach Senegambien sandte, der Wahnvorstellung verfallen, es könne in den Fiebergebieten auf die scheinbar wunderschönen Anschauungen der Kulturmenschheit seine Herrschaft begründen. Die schwarzen Brüder sind raubsüchtige und blutgierige Hallunken, die einstweilen nur durch die Furcht zu bändigen sind, und die schwarzen Schwestern, die schon als Kinder kaum noch eine Schamlosigkeit zu lernen haben, werden von wackeren Gatten und Vätern an allen Zelten der Weißen für blankes Geld ausgeboten und sind froh, wenn sie Käufer finden. Von diesen Zuständen muß man wenigstens eine Ahnung haben, wenn man Thaten beurtheilen will, die nur in solchem Milieu möglich und oft genug nöthig wurden. Die Mitglieder der Disziplinarkammer scheint diese Ahnung nicht geschreckt zu haben und Herrn Peters mag während der Verhandlung ungefähr so zu Sinn gewesen sein wie Wallenstein, als Questenberg ihm den Krieg erzählte, den der Feldherr gegen die Heere der Schweden und Sachsen durchgefochten hatte.

Herr Dr. Peters gehört ganz sicher nicht in die Reihe der großen Männer, in der wir den Friedländer zu suchen pflegen. Aber wir verdanken seiner Thatkraft die werthvollste deutsche Kolonie und sollten schon deshalb sein Verdienst und sein Verschulden recht sorgfältig gegen einander abwägen, ehe wir ihn unter Schimpfreden bestatten. Seine Fehler scheinen leider eben so zweifellos wie seine glänzenden Vorzüge und er ist gewiß nicht völlig schuldlos an dem Schicksal, das ihm nun, dreizehn Jahre nach dem kühnen Zug, der uns das deutsche Schutzgebiet in Ostafrika erwarb, bereitet worden ist. Ganz so abscheulich aber, wie er jetzt in der Presse geschildert wird, sieht er jedenfalls nicht aus. Das Zetern der für Stambulow schwärmenden Tante Voß, die ihn einen modernen „Uebermenschen", einen Vertreter der „Herrenmoral", nennt, braucht man nicht ernst zu nehmen; der namen-

lose Ehrenmann, der da das ragende Denkmal Friedrichs Nietzsche zu besudeln sucht, beweist durch seinen Eifer nur, daß er von Zarathustras Lehre nicht das Allergeringste verstanden hat und daß seine Dummheit noch beträchtlicher ist als seine bübische Tücke. Doch auch die anderen Schilderungen können nicht ähnlich sein. Wenn Herr Peters wirklich nur ein eitler, genußsüchtiger und roher Mensch wäre, der sein Bischen Energie benutzen wollte, um sich ein möglichst bewegtes und glanzvolles Dasein zu schaffen, dann wäre er im Lande geblieben und hätte sich redlich — oder auch unredlich — genährt. An Beförderung hätte es ihm wohl nicht gefehlt und er wäre, da er gewandt schreibt und blonde Männer, die schreiben können, heutzutage in Parvenupolis sehr begehrt sind, vielleicht sogar bis zu der steilen Höhe emporgestiegen, wo die Chefredakteure thronen, die sich, ohne erhebliche Kosten, feinere Mädchen halten können als die Bezirkshauptleute am Tanganyika. Peters hat ernst Studien gemacht, ein paar gute Bücher veröffentlicht und ist nach Afrika gegangen. Weil er sich amusiren wollte oder weil er glaubte, dort für sein Volk Nützliches wirken zu können? Amusiren kann man sich in Berlin wohl besser als am Kilima-Ndjaro und selbst das mäßige Vergnügen, das im Coursaal zu finden ist, werden die meisten jungen Leute wohl dem Kosen mit fettigen Negermädchen vorziehen. Der Wahn, daß unsere Afrikaner bei Champagner und Cigaretten ein Lotterleben führen und mit schwarzen Schönen orgiastisch schwelgen, stammt von der Hintertreppe, wo die erbitterten Feinde jeder Kolonialpolitik sie ausgeheckt haben. In der gemeinen Wirklichkeit ist das Leben dieser Männer recht rauh und schwer und stündlich von den äußersten Gefahren bedroht. Herr Peters war mit einer Mannschaft, die fünfunddreißig Köpfe zählte und zum Theil noch aus Schwarzen bestand, in einem von wildem Gesindel reichlich bevölkerten Gebiet, er mußte täglich den Angriff dieses Gesindels und eine Ueberrumpelung seines Lager erwarten und glaubte, nur durch die unbarmherzigste Strenge, durch eine Schreckensherrschaft, sich gegen die Wahehe behaupten zu können, mit denen noch weniger zu spaßen ist als mit den Kriegstänzern im Feenpalast. Er mag geirrt haben; aber er hat an seinen Irrthum sein Leben gesetzt. Er hätte sicher die Hinrichtung des Dieners, der ihn betrogen und bestohlen hatte, und des Mädchens, das der Verschwörung schuldig schien, nicht angeordnet, wenn er nicht geglaubt hätte, damit sein Ansehen am Besten wahren zu können. Und mit seinem Ansehen war in diesem Falle das Ansehen des deutschen Namens eng verknüpft. Männer, die auf einen solchen Posten gestellt werden, sind in einer Vertrauensstellung: die Behörde, die sie dahin schickt, muß sie genau kennen und trägt für ihre Leistungen die Verantwortung. Daß ein Mann, der Bestien zähmt und unter der Tücke des Tropenklimas täglich um sein Leben ringt, andere Sinne, andere Nerven und andere Leidenschaften zu haben pflegt als ein korrekter Herr, der an einem grünen Tisch Akten schreibt und abends in seine Stammkneipe pilgert, ist am Ende nicht wunderbar; wir sollten ihn nachsichtig beurtheilen, denn wir selbst haben ihn, damit er für unserre Vortheil arbeite, in die Versuchung geschickt. Daran scheinen die Disziplinarrichte

nicht gedacht zu haben und auch die Erwägung, daß Herr Peters im Krieg gegen Wilde war und über seinen Bezirk den Belagerungzustand verhängt hatte, scheint sie nicht nachdenklich gestimmt zu haben; sonst hätten sie wohl ein milderes Urtheil gefällt und dem Vaterlande die ungewöhnliche Kraft eines muthigen Mannes erhalten.

Herr Peters kann, wenn er es für nöthig hält, sich selbst seiner Haut wehren. Es handelt sich hier auch nicht um den überflüssigen Versuch, ihn zu vertheidigen oder die Grundlagen des Urtheiles nachzuprüfen, das ihn aus dem Reichsdienst entfernt hat, sondern um eine nationale und politische Betrachtung. Vom Standpunkt des nationalen Politikers aus kann man Skandalprozesse, wie sie gegen die Herren Leist, Wehlan und Peters geführt worden sind, nur als Symptome ausbündiger Unklugheit betrachten; sie haben, mit der Unterstützung unserer biederen Presse, es dahin gebracht, daß man schon jetzt in ausländischen Blättern tausendfach lesen kann, Deutschlands Beamte in fernen Ländern seien nach dem Urtheil der eigenen Volksgenossen Schurken und Bestien. Glaubt irgend ein verständiger Mensch, diese Anschauung werde im dunkelsten Afrika nicht mit der emsigsten Geschäftigkeit von den Engländern, von deren Kulturthaten nie ein Laut übers Wasser dringt, verbreitet werden und ihre Wirkung üben? Mit Tugendphrasen und Heucheleien läßt sich heute, da die wichtigsten Weltvertheilungen bevorstehen, keine Kolonialpolitik treiben, — so wenig wie in den Tagen Vascos da Gama, der vor genau vierhundert Jahren die Anker lichtete, um im Auftrage Emanuels des Großen von Portugal den Seeweg nach Ostindien zu suchen. Auch dieser Konquistador war nicht so sanft und geschniegelt wie der Tenorheld in Meyerbeers Oper und die malabarischen Schiffer, die er grausam martern und töten ließ, werden in ihrer letzten Stunde sein Andenken nicht gerade gesegnet haben; aber er hat für sein Volk in Lebensgefahren Etwas geleistet und diese Leistung soll man anerkennen, so lange das Geheimniß noch nicht enthüllt ist, wie man, ohne Eier zu zerschlagen, Eierkuchen backen kann. Wenn wir jetzt, wo uns eine innige Freundschaft mit dem Türkensultan verbindet, der dreimalhunderttausend armenische Christen hinschlachten ließ, die frische Farbe unserer Kolonialpolitik von Gewissensbedenken ankränkeln lassen wollen, dann ist jeder Pfennig verloren, den wir noch an unseren afrikanischen Besitz vergeuden, und wir thäten bei solcher Anschauung klug, eilig die vom General von Caprivi begonnene Liquidation unseres Kolonialbesitzes zu beenden. Kein Recht und kein Gesetz ermächtigt uns, in fremde Welttheile einzubrechen, fremdes Land mit Waffengewalt zu erobern und die Eingeborenen zum Sklavendienst zu erniedern; daß solche Unternehmungen geplant und durchgeführt werden, geschieht ja auch nicht, wie die Heuchlerphrase meldet, um Christenthum und Civilisation zu verbreiten, sondern, um den Deutschen Raum auf der Erde zu schaffen und dem deutschen Kapital lohnende Geschäfte zu vermitteln. Das weiß Herr Bebel ganz genau: er will den Zweck nicht, er kann deshalb auch die Mittel verwerfen und wird jetzt vergnügt schmunzeln, da es ihm gelungen ist, der Kolonialpolitik des Reiches einen schwer zu verwindenden Schlag zu versetzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 8. Mai 1897.

Vaterlandlose Gesellen.

Ein niederösterreichischer Abgeordneter hat in einem wiener Blatte neulich die Leidensgeschichte eines Mannes erzählt, der weder Heimath noch Namen hat und, seit er zum Bewußtsein erwacht ist, wie ein aus dem Stall gescheuchtes Hausthier obdachlos durch die Weite irrt. Der Aermste war als Kind von umherziehenden Dorfkomoedianten in ihrem Wagen gefunden worden, war ihnen, da sie den Erwachsenden allzu schmählich mißhandelten, entlaufen und hatte seitdem als Vagabund Oesterreich, Bayern und Italien durchstreift. Wie lange? Er weiß es nicht, glaubt sich nur zu erinnern, daß sein trüber Blick mindestens fünfzig Sommer und fünfzig Winter gesehen hat. Er suchte Arbeit, wollte als Knecht oder Viehhirt für ein paar Kreuzer dienen, wurde überall aber nach kurzer Frist fortgejagt, weil die Gemeinden fürchteten, der Ausweislose könne am Ende ihnen als zuständig überwiesen werden und eines Tages dann der Armenpflege zur Last fallen. Er wollte in die Kirchengemeinschaft aufgenommen und getauft sein, wollte, wie andere Christenmenschen, einen Namen tragen, aber die frommen Pfarrer wiesen ihn an die Behörden und die Bezirkshauptleute erklärten, sie seien in diesem besonderen Fall inkompetent, und schickten den Armen mit dem Schubwagen weiter. Um sein jämmerliches Leben fortzuschleppen, mußte er betteln; doch die hohe Obrigkeit verbietet die Bettelei und bestrafte den Landstreicher, — um so härter natürlich, je öfter er rückfällig wurde. Jetzt sitzt er im Arbeithause und bittet noch immer um

einen Namen. Der Direktor der Anstalt giebt ihm das beste Zeugniß, nennt ihn arbeitsam, gutmüthig, zuverlässig und gehorsam und versagt seinen Angaben in keinem Punkt den Glauben... Psychologen werden in dem Namenlosen einen merkwürdigen Fall sehen und Dichter vom Stamm Anzengrubers kann das seltsame Bild seiner Wesenheit zu einer bitteren Tragikomoedie stimmen; den Politiker, der sich nicht um das Heimathgesetz, die Gemeindeordnung und die Bureaukratie Oesterreichs zu bekümmern braucht, wird die Frage fesseln, ob in dem heimlosen, gehetzten Manne wohl eine Regung der Liebe zum Vaterland lebt, die Lessing eine heroische Schwachheit nannte und die heute als Werthmesser der Bürgertugend gilt. Welches Vaterland soll der Unselige lieben, der keine Heimath hat, durch keine Gemeinschaft des Glaubens, der Ueberlieferung, des Rechtes, der Sitte und des Nutzens mit irgend einer Menschenfamilie verbunden ist? Auf ihn paßt das ovidische Wort nicht: omne solum forti patria est, denn er konnte, in steter Bedrängniß, nicht stark werden und fand in keinem Erdreich ein Vaterland. Er hätte sich überall akklimatisirt, wo ihm gestattet worden wäre, zu weilen und ein Heim zu gründen; die Familie, die kleinste und wärmste Gesellschaftzelle, hätte ihn Wesen und Werth größerer Menschengemeinschaften verstehen gelehrt und unzählige feine Fäden und feste Wurzeln hätten ihn schließlich an den Boden gebunden, der den Ruhelosen, den chemineau, nach langer Irrfahrt an einem hellen Tage gastlich aufnahm. So entsteht, ohne mystische Zaubermacht, die Liebe zur Heimath, so erwächst in der engen Familienstube das Gefühl, das wir, ohne seinem Ursprung nachzuforschen, stolz Patriotismus nennen, — und so kann selbst ein lange Rastloser aus dem fahrenden Volk, der das Land seines Vaters nicht kennt, das Land seiner Kinder lieben lernen, das ihn nährt und schützt und für dessen Größe er fröhlichen Sinnes schafft, damit es den Erben seines Namens und kargen Besitzes einst ein geräumiges, sicheres und luftiges Obdach gewähren kann.

Ganz selten nur wird der vor solchem Schauspiel scheu erbebende Blick dem klinischen Bild eines Namenlosen begegnen, den kein Band an irgend eine Gruppe, Klasse oder Gesellschaft knüpft. Und die Seßhaften, deren Papiere in säuberlicher Ordnung und die irgendwo zuständig sind, werden in einem verborgenen Herzenswinkel immer für ihre Vaterländer eine wärmere Neigung bewahren als für jedes andere Reich, in dessen Bezirk sie nichts zu gewinnen, nichts zu verlieren haben; sie werden oft genug die heimischen Bräuche tadeln, oft zu trüb stimmenden Vergleichen gezwungen sein, aber sie werden sich nur selten freiwillig entschließen,

aus der vertrauten Gemeinschaft der Menschen völlig zu scheiden, die ihre Sprache sprechen, ihre Wälder durchstreifen und die lockenden oder schreckenden Erinnerungen hüten, die auch ihrem Kindersinn heilig waren. Das nationale Empfinden wird allzu häufig zur Festtagsphrase erniedert und lärmende Patrioten stellen sich gern, als stamme dieses Gefühl aus dem Allerheiligsten der sittlichen Kräfte; doch auch der nüchterne Sinn, der die Bedeutung des Interesses in allen menschlichen Dingen zu würdigen weiß, muß erkennen, welche Macht im Leben des geselligen Thieres die Atmosphäre gewinnt, in der seines Wesens Art zur Vollendung gedeiht. Diese Macht ist heute freilich nicht mehr so groß wie in den Tagen des Volksthinges und der Gaugemeinden: die wirthschaftliche Differenzirung hat neben ihr noch andere Mächte zur Herrschaft gebracht und zwischen den beiden Welten, die d'Israeli entstehen sah, hat die Mauer sich mit jedem Jahr höher gethürmt. Heute sind wir so weit, daß die Klassengefühle dem Europäer mitunter schon stärker scheinen als das Bewußtsein der nationalen Gemeinschaft; die seit der ersten Lebensstunde geschiedenen Volksschichten kennen einander nicht, jede sieht in ängstlichem Argwohn auf das fremde Treiben der anderen und kein noch so schmaler Steg führt über die trennende Kluft hinweg. Und während so in den Kulturvölkern selbst die Entfremdung der einzelnen Klassen wuchs, wurden durch die Verbesserung der Verkehrsmittel viele Hindernisse beseitigt, die früher die Beziehungen der Nationen gehemmt oder mindestens erschwert hatten. Wer ehrlich ist, muß bekennen, daß er sich mit einem Klassengenossen aus einem anderen Lande manchmal leichter verständigt als mit einem Landsmann aus einer anderen sozialen Schicht; der deutsche Großindustrielle oder Bankdirektor wird, wenn er einem aus Manchester, Odessa, Budapest oder Sydney kommenden Herrn ähnlicher Lebensstellung begegnet, schneller einen gemeinsamen Gesprächsboden finden als in den luftlosen Vorstädten seiner Heimath, wenn er einmal den Entschluß faßt, mit Kellerbewohnern leutselig zu plaudern. Aber diese aus der Interessengemeinschaft der Klasse geborene Stimmung wirkt nur auf dem Gebiet der im engsten Sinn geselligen und gesellschaftlichen Beziehungen; sobald sich der Himmel umdüstert, das leichte, flatternde Geplauder stockt und ernste Gefahren drohen, regt sich gleich auch die Stimme des Blutes, das Stammesbewußtsein erwacht und der Instinkt der Volkheit zwingt jede andere Erwägung nieder. Im Alltagsverkehr und im Wirbelwind der Klassenkämpfe leistet sich Mancher den Luxus weltbürgerlicher oder, wie Treitschke zu sagen pflegte, fremdbrüderlicher Neigungen; in den dunklen Stunden aber, wo über die Geschicke

der Völker die Würfel fallen, bricht aus den kühlsten Herzen sogar ein heißes Gefühl hervor, — das Gefühl des Stammesrechtes und der nationalen Verpflichtung, das der Stärkste nur, der mit übermenschlichen Kräften Begabte, ohne im Kern der Persönlichkeit Schaden zu leiden, entbehren kann. In solchen Stunden merkt auch der Nüchterne, wie mächtig heute noch das Interesse ist, das den Einzelnen an den heimischen Boden kettet, wie viel mächtiger selbst als das Klasseninteresse, und wie aus der Mischung egoistischer und altruistischer Empfindungen eine Leidenschaft zu entstehen vermag, die zu großen Thaten und schmerzlichen Opfern begeistert.

Weil die Liebe zum Vaterland im Interesse wurzelt, muß der Politiker sich bemühen, den Kreis der an der Erhaltung des Bestehenden Interessirten zu erweitern. Und weil diese Liebe zu den hitzigsten Leidenschaften gehört und der von einer Leidenschaft Beherrschte fast immer auch empfindlich ist, soll man sich vor dem Versuch hüten, ihn am Sitz der reizbaren Schwäche zu verwunden. Der Leidenschaft kann man so wenig befehlen wie der Poesie, ihrer Tochter; und wo man die Leistung nicht fordern und nicht erzwingen kann, soll man die Unterlassung auch nicht mit hartem, kränkendem Wort tadeln... Vielleicht haben diese Erwägungen an dem unfrohen Staunen mitgewirkt, das neulich entstand, als berichtet wurde, der Deutsche Kaiser habe in einem Telegramm, das sein Bruder vor der Mannschaft des Panzerschiffes „König Wilhelm" verlesen mußte, die Mehrheit des Reichstages eine Gemeinschaft vaterlandloser Gesellen genannt. Der Reichstag ist im Lande nicht mehr beliebt; er hat durch sein Thun und Lassen die Gunst längst verscherzt, in der er sich früher sonnen durfte, und sein geistiges Niveau ist allgemach so niedrig geworden, daß ein verwöhnter Sinn sich nur ungern noch zu ihm herabläßt. Man darf, ohne Widerspruch fürchten zu müssen, behaupten, daß die meisten Deutschen sich inniglich freuen, wenn diesem unfruchtbaren und würdelosen Parlament in rauhen Worten die Wahrheit gesagt wird. Dennoch ist jetzt ringsum ein Gefühl zu spüren, das nur wedelnde Lügner Freude nennen können, — und dieses Gefühl, dessen richtige Bezeichnung besser vermieden wird, kommt auch da zu mehr oder minder vorsichtigem Ausdruck, wo die Haltung der Mehrheitparteien nicht den allergeringsten Beifall findet. Nicht eine mitleidige Zärtlichkeit für den Reichstag hat die Erregung bewirkt, sondern die zähe Ahnung, daß ein heftiges Wort gefallen ist, das nur im Augenblick höchster Gefahr gesprochen werden sollte und dem dann die entscheidende, heilende That schnell folgen müßte. Der Vorwurf, ein vom Volk gewählter Ab-

geordneter, der nur die eine Pflicht kennen darf, mit allen Kräften das Wohl des Vaterlandes zu fördern, sei ein vaterlandloser Geselle, ist der schwerste, den man erdenken kann. Wenn dieser Vorwurf, den der höchste Vertreter der Nation jetzt gegen die Mehrheit des Reichstages geschleudert haben soll, berechtigt ist, dann ist jede Fortsetzung der parlamentarischen Arbeit überflüssig und sogar schädlich und das Volk muß aufgefordert werden, in neuer Wahl die Führung seiner Geschäfte anderen Händen anzuvertrauen. Diese Absicht scheint nicht zu bestehen. Die Redeflüßchen nehmen im Wallotbräu ungehemmt ihren kümmerlichen Lauf, die Minister tauschen mit den Leuten, die des Kaisers Wort wie ein harter Geißelhieb getroffen hat, in vergnügter Frühstücksstimmung Gruß und Handschlag, — und der ruhige Bürger weiß nicht mehr, wie er sich diesen wunderlichen Zustand der Dinge erklären soll. Er kann und will nicht glauben, der Kaiser könne sich bei wichtigem Anlaß einer leidenschaftlichen Wallung überlassen haben, er erwartet, dem kühl erwogenen Wort werde die seinem Sinn entsprechende That folgen, und denkt schließlich, da die Erwartung getäuscht wird, der Frage nach, ob die geschäftlich schlauen Herren, die im Reichstag die Mehrheit bilden, ihr Interesse so schlecht verstehen, daß sie bewußt das Vaterland, von dem auch sie doch Schutz und Nahrung hoffen und heischen, dem Verderben weihen. Diese Herren mögen ja manchen Fehler und manche Scheuklappen haben, aber sie sind doch nicht dumm genug, um mit eigener Hand an die Grundmauer des Hauses, in dem sie behaglich wohnen, Feuer zu legen ... So denkt der ruhige Bürger; und von diesem Gedanken, der dem Wort des Monarchen schon die Spitze umgebogen hat, ist es nicht mehr weit bis zu der bangen Vorstellung, künftig könne Jeder, der eine von der Regirung vorgeschlagene Maßregel nach freier Ueberzeugung anders als der Kaiser beurtheilt, mit dem Namen eines vaterlandlosen Gesellen gebrandmarkt werden.

Die beiden Mächte, die im Rahmen unserer Einrichtungen die Möglichkeit hätten, dem Sinn des Bürgers den Weg zu weisen und einen Konflikt, ehe er noch allzu deutlich sichtbar wird, mit der Wurzel auszujäten, haben auch diesmal wieder völlig versagt: Presse und Parlament, die vom Stolz gepriesenen Stützen der Demokratie. Die Presse hat ihr bewährtes Hausmittel angewandt: sie hat mit beträchtlicher Lungenkraft verkündet, der Kaiser könne das Wort nicht gesprochen haben, das ihm zugeschrieben wird, und hat dieses Wort dann ausführlich glossirt. Nur die jämmerlichste Feigheit kann sich zu solchem Verfahren erniedern; uns fehlt leider die Freiheit, die zu ernster Erörterung öffentlicher Angelegenheiten nöthig ist, aber

wir brauchen deshalb doch nicht in die Schleichpfade der Schmuggler zu flüchten. Das Wort von den vaterlandlosen Gesellen ist bis jetzt noch nicht beglaubigt, aber es ist auch von keinem Berufenen noch bestritten worden und es hat der Mehrheit der Deutschen, die sich früherer Aussprüche des Kaisers erinnerten, von der ersten Stunde an für unzweifelhaft echt gegolten. Wenn die Zeitungmacher es für apokryph hielten, hatten sie zu schweigen; wenn es ihnen verbürgt schien, konnten sie die leeren Heuchlerphrasen und die loyalen Fratzen sparen. Die Auseinandersetzung mit dem Monarchen muß sich in den Formen, auf die er unter allen Umständen Anspruch hat, aber auch in voller und heller Offenheit vollziehen, sonst sinkt die Kritik monarchischer Reden und Handlungen zum Kläffen boshafter Köter herab. Das hätte auch die Mehrheit des Deutschen Reichstages bedenken sollen; dann hätte sie sich nicht tot gestellt und nur Herrn Bebel gestattet, eine spitze, aber sauber in Seidenpapier gewickelte Bemerkung über das Telegramm anzubringen. Wenn der Kaiser in einer an die zu politischem Urtheil nicht berufene Mannschaft eines Kriegsschiffes gerichteten Kundgebung die vom Volk erwählten Männer vaterlandlose Gesellen nennt, weil sie nach Recht und Pflicht das Geld für zwei neue Kreuzer nicht bewilligt haben, dann muß dieser ernste Vorgang im Reichstag ernsthaft und feierlich erörtert werden. Nicht diese Erörterung, sondern der Versuch, das ungewöhnliche Ereigniß als nicht vorhanden zu betrachten, kann den Kaiser kränken. Wozu haben wir uns in schweren Kämpfen ein Parlament geschaffen, das doch eine Volksvertretung sein will, wenn es, aus Furcht, irgendwo anzustoßen, auf die Besprechung der wichtigsten Angelegenheiten des Volkes verzichtet? Die besten, treuesten Monarchisten ersehnen heute den Mann, der dem gekrönten Repräsentanten der Nation unerschrocken zu jeder Stunde die Wahrheit sagt, ohne Scheu vor übler Laune, ohne Zagen vor weichender Huld, — und sie müssen erleben, daß die Helden der Presse sich schlotternd hinter Papierschanzen verkriechen und daß der Reichstag, diese Vereinigung tapferer Mannesseelen, die härteste Verurtheilung seines Wirkens gelassen hinnimmt, als hätte kein Wölkchen die helle Heiterkeit des Himmels getrübt.

... Wir leben nicht mehr in den Tagen Heinrichs des Achten, der dem Sprecher des Parlamentes sagen ließ, es werde ihn den Kopf kosten, wenn das Unterhaus eine verlangte Hilfe nicht bewillige, und der sich zu dem Spruch bekannte: Praesumitur rex habere omnia jura in scrinio pectoris sui. Wir kennen auch die englischen Einrichtungen nicht, die Karl der Erste knirschend dulden mußte, als das Parlament ihm mittheilte, es könne sich zwar ein Volk ohne König, aber kein König ohne Volk denken, und

die anderthalb Jahrhunderte später zu dem Beschluß führten, in jedem Versuch, durch die vorzeitige Bekanntmachung der Ansicht des Königs auf die Abstimmung einen Einfluß zu üben, sei ein schweres, die Ehre der Krone verletzendes und die Verfassung gefährdendes Verbrechen zu erblicken. Eine andere Entwickelung und ein anderes Volkstemperament hat uns andere Institutionen gebracht und Bismarck, der stärkste Helfer, den die Monarchie in irgend einem Lande jemals gefunden hat, sorgte dafür, daß die Parlamentsherrschaft, der Traum der aus englischer Schule stammenden liberalen Eklektiker, nicht Wirklichkeit wurde. Wir brauchen die Briten nicht zu beneiden: wir haben, was uns nöthig ist, und könnten auch in Fährlichkeiten furchtlos bestehen, wenn die vorhandenen Machtmittel immer richtig, klug und kraftvoll angewandt würden. Der Enkel Wilhelms des Ersten hat gewiß nie auch nur eine Sekunde lang mit dem verhängnißvollen Gedanken gespielt, zum Absolutismus zurückzukehren; er ist sicher fest entschlossen, den Wortlaut und den Geist der Verfassung, seinem Gelöbniß getreu, unangetastet zu lassen, und lebt nicht in dem Wahn, durch ein herrisches Wort das gewissenhaft erwogene Urtheil eines in der Wahl zu besonderer Einsicht Geweihten umstoßen zu können. Er spricht, mit der rückhaltlosen Impetuosität eines lebhaften Temperamentes, seine Meinung aus und würde sich wohl nicht gekränkt fühlen, wenn ihm eben so offen geantwortet würde. Leider scheint an den berufensten Stellen aber der Muth zu solcher Antwort zu fehlen. Niemand sagt dem Monarchen, wie seine Worte wirken, wie sie gedeutet werden, Niemand zieht den schützenden Schleier von den schlimmen Veränderungen, die acht lange und bange Jahre im monarchischen Bewußtsein der Deutschen bewirkt haben. Die sonst so beredten Sprecher des Reichstages würden nicht ihre werthvollen Köpfe wagen, wenn sie die Empfindungen offen aussprächen, die das für die Schiffsmannschaft bestimmte Telegramm in ihnen geweckt hat, und sie würden damit dem Parlament und dem Kaiser einen großen Dienst leisten. Eine Volksvertretung, deren Mehrheit den von der Spitze des Reiches ausgehenden Vorwurf vaterlandloser Gesinnung ohne ein Wort der Gegenrede hinnimmt, hat sich selbst das Urtheil gesprochen; sie mindert muthwillig das eigene Ansehen und könnte eines Tages verschwinden, ohne daß im Lande eine Klage über den Verlust ertönte. So weit sind wir noch nicht, obwohl die Entwerthung der Institution schon recht hübsche Fortschritte gemacht hat; aber eine ándere Gefahr ist noch um eine beträchtliche Strecke näher gerückt. Wer nach reiflicher Ueberlegung ein Wort spricht — und wir müssen doch annehmen, daß allen Aussprüchen des Kaisers die Ueber-

legung vorangegangen ist —, wird, wenn dieses Wort keinen Widerhall findet, für die nächste Aeußerung den Ton stärker wählen. Man braucht nur rückwärts zu blicken, um zu merken, wie beträchtlich die vom Kaiser für seine tadelnden Reden gewählte Tonstärke zugenommen hat. Wollen wir müssig warten, bis ein Schicksalswort gesprochen wird, das nicht mehr aus dem Gedächtniß zu tilgen ist? . . . Dem Volk und dem Kaiser dient Der besser, der, ehe es zu spät ist, die Antwort wagt und offen auf die Gefahr hinweist, von der Beide bedroht sind. Das Wort eines regirenden Herrn, dem mit den besonderen Rechten auch besondere Pflichten auferlegt sind, muß That sein oder der That doch die Richtung bestimmen; es darf nicht ins Leere verhallen, nicht ohne Echo und Wirkung bleiben und am Wenigsten den Effekt bewirken, den es gerade verhindern wollte. Die Schranken, die der Bürger seiner Kritik monarchischer Reden und Handlungen setzt, muß auch der Herrscher achten; sonst zerstört er die Basis des holden Treuverhältnisses, das ohne Anerkennung der historisch gewordenen Rechte nicht bestehen kann. Alle Lehren der Geschichte und alle Krisen der Monarchie beweisen, wie gefährlich ein Zustand ist, der den höchsten Vertrauensmann der Nation in die Gefechtslinie rückt, ihn, nach Bismarcks feinem Wort, ohne ministerielle Kleidungstücke zeigt. Wenn das Wort des Kaisers, wie wir glauben müssen, ruhiger Erwägung, nicht leidenschaftlicher Aufwallung entstammt, muß ihm die That folgen, — und diese That würde den erbitterten Kampf zwischen dem Träger der Krone und dem Parlament bedeuten, den Kampf, den die Stuarts einst leichtsinnig heraufbeschworen und der den Hohenzollern heute erspart werden sollte. Der jetzt beschrittene Weg führt zum Plebiszit, der letzten Zuflucht der Parvenudynastien und Caesaren, und wer diesen Weg für unheilvoll hält, wird die warnende Stimme erheben müssen, ehe die Umkehr unmöglich geworden ist.

Daß wir solche Warnerstimmen nicht im Reichstag, dem letzten Asyl freier Rede, vernahmen, wird das Ansehen des jedes schöpferischen Vermögens beraubten Parlamentes nicht mehren. Die Männer, die da sitzen, haben einen Namen und eine Heimath, sie sind durch ihr Interesse an das Vaterland geknüpft und können den Vorwurf vaterlandloser Gesinnung mit ruhiger Würde zurückweisen. Aber sie werden verstummen müssen, wenn sie gefragt werden, ob sie in der Stunde schwerer Entscheidungen, in der Stunde, die den Anfang der großen Auseinandersetzung zwischen den stärksten Machtfaktoren im jungen Reich bezeichnet, gegen das Volk und gegen den Kaiser furchtlos und redlich die Pflicht erfüllt haben.

Der deutsch-böhmische Sprachenstreit.*)

Ich beginne mit der „verneuerten" Landesordnung des Königreiches Böhmen vom Jahre 1627. Ferdinand II. hatte „durch Hülff und Beistand der göttlichen Allmacht mit dem Schwert das Erbkönigreich Böheimb wiederumb in seine Gewald und Gehorsamb gebracht." Die „hochabscheuliche Rebellion, dadurch nit allein der Wohlstand des eigenen Vatterlandes, sondern fast aller christlichen Königreich und Länder turbirt und zerrüttet worden" und in der „das Erbkönigreich in forma universitatis rebelliret", fand ihren Abschluß in dem großen Gesetze, das die zu nie gesehener Kraft erstarkte königliche Machtfülle dem Lande auferlegte. Auch ein neues Sprachenrecht brachte die Landesordnung des siegreichen Königs. Es unterscheidet sich gar sehr von dem, das bisher in Böhmen gegolten hatte, und entspricht durchaus dem Charakter der damaligen Großmachtpolitik. Noch im Jahre 1615 war in Böhmen ein Nationalitätengesetz erlassen worden; es sollte dem Eindringen des deutschen Elementes in Böhmen steuern und deshalb wurde die böhmische Sprache und Nation als politisch allein berechtigt proklamirt. Ferdinand II. erklärt ausdrücklich, so viel wie möglich das alte Herkommen belassen zu wollen, es aber „nach jetzigem, des Königreiches Zustand, als welches von unterschiedenen Völkern und Zungen bewohnet wird, zu richten." An mehr als einer Stelle wird in der neuen Landesordnung betont: „Dieweil anjetzo unser Erbkönigreich Böheimb von unseren getrewen Unterthanen nicht allein böhmischer, sondern auch anderer Nationen und Zungen bewohnt würdt." Fast scheint es, als ob mit einem gewissen Zagen von der Absicht gesprochen wird, um die es sich schließlich handelt, nämlich: künftig die deutsche Sprache neben die althergebrachte böhmische als gleichberechtigt zu stellen. Die einzelnen Bestimmungen, durch die Das die Landesordnung bewirkt, lasse ich bei Seite und konstatire nur die Thatsache. Ausdrücklich möchte ich nur anführen: des Königs Wille ging dahin, „daß

*) Die Erbitterung, mit der die neuen Sprachenverordnungen des Grafen Badeni in den deutschen Ländern Oesterreichs aufgenommen wurden und die zu einer — einstweilen freilich wohl nicht allzu ernst zu nehmenden — obstruktionistischen Politik der deutschen Parteien und zu dem Versuch geführt haben, die für die Verordnung verantwortlichen Minister in Anklagezustand zu versetzen, gab die Veranlassung, einen der bedeutendsten und ruhigsten Führer der Jungczechen um eine Darstellung der besonderen böhmischen Verhältnisse zu ersuchen. Es braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden, daß auch die ergänzende oder entgegnende Darstellung eines Deutschen willkommen sein wird, — besonders, wenn sie nicht auf Parteiphrasen gestützt ist, sondern von der Erwägung ausgeht, daß nationale Verschiebungen heutzutage mehr durch die Vorgänge auf wirthschaftlichem Gebiet als durch reglementirende Eingriffe der Politiker alten Stiles bestimmt werden.

alle Landrechtsbeisitzer, Einer sowohl als der Andere, Sprach kundig sein möchten"; nur „weil Solches Anfangs etwas schwer sein möchte", werden die Richter in zwei Senate, einen für die deutschen und einen für die böhmischen Sachen, getheilt und auch für die Landtafel wird verfügt, daß nicht nur in böhmischer Sprache, in Bezug auf die kein „sonderbares Bedenken" besteht, wohl aber auch in deutscher Sprache verhandelt werde. Also volle Gleichberechtigung der deutschen Sprache neben der böhmischen. Das war das Recht des Siegers in jenem Kampfe, der in seinen Folgen für die böhmische Nation so verhängnißvoll werden sollte.

Mehr als ein Vierteljahrtausend ist seitdem verflossen. Unterstützt durch den kulturellen und sozialen Niedergang des böhmischen Volkes und durch unverhüllte Germanisation-Bestrebungen des achtzehnten und auch des neunzehnten Jahrhunderts, hat sich das deutsche Sprachgebiet von der Grenze her gegen das Innere hin beträchtlich ausgebreitet. Auch in der Praxis der Aemter und Gerichte hat der centralisirende Absolutismus — und die seinem Beispiel folgenden Patrimonialherrschaften — manche Verschiebung der Gleichberechtigung zu Ungunsten der böhmischen Sprache bewirkt. Aber an dem Grundsatze, daß die Beamten des Landes beider Sprachen kundig sein sollen und daß beide Landessprachen bei allen Behörden des Königreiches gleiches Recht haben, wurde nicht gerüttelt. Selbst die josephinische Gerichtsordnung vom Jahre 1781 enthält die Bestimmung: „Beide Theile sowohl als ihre Rechtsfreunde haben sich in ihren Reden der landesüblichen Sprache zu bedienen", — was im Jahre 1803 dahin gedeutet wurde, daß „es einem jeden Kläger freistehe, seine Klage in der gleich landesüblichen deutschen oder böhmischen Sprache einzubringen."

Nur so ist es zu begreifen, daß seit der ersten Einführung des modernen Konstitutionalismus die unbedingte Gleichberechtigung beider Landessprachen in Böhmen als nationales Grundrecht der einen wie der anderen Nation anerkannt und bekräftigt wird. Schon am achten April 1848 verordnet ein Kabinetschreiben des Kaisers, daß die vollkommene Gleichstellung der deutschen und der böhmischen Sprache in allen Zweigen der Staatsverwaltung und des öffentlichen Lebens als Grundsatz zu gelten habe. In Folge Dessen wird den mit der Besorgung von Justizgeschäften betrauten Behörden des Königreiches Böhmen im Mai 1848 verordnet: „So wie es Jedermann freisteht, alle gerichtlichen Eingaben in böhmischer oder in deutscher Sprache zu überreichen, so sind andererseits sämmtliche Gerichtsbehörden verpflichtet, die Protokolle über gerichtliche Akte oder mündliche Verhandlungen jeder Art in jener Landessprache aufzunehmen, eben so alle Erledigungen schriftlicher Eingaben oder gerichtlichen Protokolle wie auch alle richterlichen Erkenntnisse in jener Landessprache herauszugeben, welcher die Partei mächtig ist, von

welcher die schriftliche Eingabe überreicht und in welcher das Protokoll aufgenommen wurde und für welche die beschlossene Erledigung oder das geschöpfte Erkenntniß bestimmt ist, daher der böhmischen Partei böhmisch, der deutschen deutsch." Alle Verfassungen und Verfassungentwürfe von 1848 bis 1871 statuiren ausdrücklich die Gleichberechtigung der Volksstämme und Landessprachen; ich führe nur den oft citirten Artikel XIX. des geltenden Staatsgrundgesetzes vom einundzwanzigsten Dezember 1867 an, der lautet: „Alle Volksstämme des Staates sind gleichberechtigt und jeder Volksstamm hat ein unverletzliches Recht auf Wahrung und Pflege seiner Nationalität und Sprache. Die Gleichberechtigung aller landesüblichen Sprachen in Schule, Amt und öffentlichem Leben wird vom Staate anerkannt."

Doch was ist Gesetz und Berechtigung im öffentlichen Leben — so könnte man schließlich einwenden —, wenn der Berechtigte sich nicht berufen oder befähigt fühlt, sein Recht auszuüben, und in wirthschaftlicher, sozialer, politischer Schwäche kaum zum Bewußtsein Dessen gelangt, was ihm de lege gebührt? Daß dieser Einwurf, so weit er die böhmische Nation treffen sollte, sein Ziel durchaus verfehlt, ist wohl heutzutage auch jenseits der schwarzgelben Grenzpfähle offenkundig. Mit erstaunlicher Thatkraft hat sich dieses Volk in den letzten hundert Jahren aus dem vegetirenden Dasein des vorangehenden Centenniums aufgerafft. Was wirthschaftliche Kultur und allgemeine Volksbildung betrifft, konkurrirt es mit vollem Erfolge mit dem fortgeschrittensten Theile der deutschen Bevölkerung Oesterreichs, seinen deutschen Landesgenossen in den Sudetenländern (Böhmen, Mähren, Schlesien). Auf dem Gebiete der Technik, der Kunst und Wissenschaft vermag dieses Volk Leistungen aufzuweisen, die selbst die Voreingenommenen des fin de siècle überzeugen, daß es sich nicht wegen des bloßen Justament-Standpunktes für die Erhaltung seines selbständigen nationalen Daseins eingesetzt hat. Dem Leser, dem die komplizirten Nationalitätenverhältnisse Oesterreichs minder geläufig sind, wird bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unwillkommen sein, daß die genannten drei österreichischen Kronländer zusammen rund 8,7 Millionen Einwohner zählen, von denen 5,4 Millionen der böhmischen, 3,2 der deutschen Nationalität angehören, der Rest auf die schlesischen Polen entfällt, wobei zu beachten ist, daß die Nationalität nur auf Grund der Umgangssprache ermittelt ist.

Seit dem Jahre 1848 wendet das böhmische Volk der politischen Seite seines Lebens eine besondere Aufmerksamkeit zu. In allererster Linie steht seit Uranbeginn das Streben nach vollständiger praktischer Ausgestaltung des niemals aufgegebenen und aufgehobenen gesetzlichen Rechtes auf gleiche Geltung der böhmischen Sprache mit der deutschen in den genannten Ländern. So sehr die Seele des Volkes von der Erinnerung an seine einst ausschließlich berechtigte Stellung und, wenn ich so sagen darf, an sein politisches Erst-

geburtrecht in diesen Ländern durchdrungen ist: niemals ließen die Lehren seiner Geschichte, die Erkenntniß der eigenen bedrohten Stellung, der Respekt vor der Bedeutung der deutschen Landesgenossen und last nost least die Achtung fremden Rechtes, die Jeden erfüllen muß, der für die Anerkennung des eigenen kämpft, auch nur auf einen Augenblick den Gedanken aufkommen, mehr zu verlangen als die bloße Gleichberechtigung des ferdinandischen Grundgesetzes. Auch in den Zeiten des weitgreifenden staatsrechtlichen Vorstoßes unter Hohenwart (1871) wurde ein Nationalitätengesetz beschlossen, das die Parität beider Sprachen bis auf das letzte Komma peinlichst wahrt und im Landtage nationale Kurien mit Vetorecht errichtet.

Auf dieser Linie bewegt sich der Sprachenkampf in Böhmen. Und nicht um die prinzipielle gesetzliche Anerkennung des gleichen Rechtes handelt es sich dem böhmischen Volke, denn diese bestand, wie ich dargelegt habe, stets, sondern um die konsequente Durchführung in der Praxis und die Beseitigung von Außerachtlassungen, von Gebräuchen und — ich darf wohl sagen: — Mißbräuchen, die dieses Recht beeinträchtigen. Unter ihnen führe ich zum Beispiel zwei geheime, formal ungiltige Erlasse des Justizministers aus der Zeit des erneuten absoluten Regimentes (1852) an, die die böhmische Sprache aus dem inneren Amtsgebrauche der Gerichte und der staatsanwaltschaftlichen Behörden ausschließen und an denen die Praxis, ungeachtet aller Vorstellungen, ja selbst ungeachtet der Anerkennung ihres ungesetzlichen Bestandes, fortan festgehalten hat.

Dieses Beispiel bietet mir Veranlassung, einige Bemerkungen über die vielumstrittene Frage nach den Grenzen der Verordnungsgewalt der Regirung in sprachlichen Angelegenheiten einzuflechten. Ich erachte es als über alle Zweifel und Anfechtungen erhaben, daß die Regirung angesichts des Bestandes der die Gleichberechtigung beider Landessprachen normirenden Gesetze nach der Verfassung befugt ist, sie im Verordnungswege zur Durchführung zu bringen, also, Verfügungen zu erlassen, durch welche die Gleichberechtigung, wo sie nicht besteht, eingeführt wird. Nicht befugt dagegen wäre die Regirung zu jeder Ordonanz, die der gesetzlich normirten Gleichberechtigung zuwiderliefe. Schon aus diesem Grunde sind die Verordnungen Schönborns aus dem Jahre 1890 anzufechten; sie standen jedoch auch im Widerspruch mit geltenden Gesetzen über die Organisation der Gerichte. Ob es zweckmäßiger wäre, zur Durchführung der allgemeinen gesetzlichen Grundsätze von Staats- oder eventuell Landeswegen ein Sprachengesetz zu erlassen und so die Verordnungsgewalt einzuschränken, darüber wäre heute noch ein Streit überflüssig.

Nach dem Sturz des Ministeriums Hohenwart-Schaeffle traten konkrete böhmische Sprachen-Gravamina längere Zeit weniger in den Vordergrund; zunächst huldigten die Abgeordneten des böhmischen Volkes neuerdings der passiven

Politik und die öffentliche Aufmerksamkeit war vielen anderen Dingen zugewandt: zuerst dem „wirthschaftlichen Aufschwunge" und der Weltausstellung des Jahres 1873, dann dem „großen Krach", bald darauf wieder den orientalischen Wirren, der Occupation Bosniens und der schwierigen Erneuerung des ungarischen Ausgleiches. Erst im letzten Viertel des Jahres 1879 kam die innere Politik Oesterreichs in ruhigere, normalere Bahnen. Die böhmischen Abgeordneten hatten der Abstinenz entsagt und erlangten in dem selben Augenblick einen nicht unbeträchtlichen Einfluß. Es war ihr Erstes, für die Praxis die endliche vollständige Gleichstellung der böhmischen mit der deutschen Sprache bei allen Behörden in den böhmischen Ländern neuerdings nachdrücklich zu fordern. Die Regirung erließ die Sprachenverordnung vom neunzehnten April 1880, die neben der des Ministerpräsidenten Grafen Taaffe die Unterschrift Stremayrs trägt. Stremayr war ein Deutscher und Unterrichtsminister der deutschen, verfassungtreuen Regirung. Die liberalen Deutschen Oesterreichs beantworteten die Sprachenverordnung ihrer Volks- und Parteigenossen mit dem selben heftigen Ansturme, den wir als Ergebniß der jüngsten Verordnung vom Jahre 1897 leider wieder wahrnehmen. Die Verordnung Stremayrs war Stückwerk. Sie befriedigte die Böhmen eben so wenig wie die Deutschen. Sie ließ die Hälfte der Aufgabe unvollendet und schuf eine Situation, die mit innerer Nothwendigkeit zu weiteren Schritten drängte. Hätte man damals die volle Gleichberechtigung der beiden Landessprachen mit rückhaltloser Loyalität im Sinne der althergebrachten gesetzlichen Tradition gewährt: die Deutschen hätten das schließlich unvermeidliche fait accompli hingenommen, der Zankapfel zwischen den beiden wirthschaftlich und kulturell mächtigsten Stämmen des Staates wäre heute beseitigt, — und wie weit könnte seitdem Oesterreich durch die Verbrüderung der beiden fortschrittlichsten Stämme vorwärts gelangt sein! Denn nicht Autonomie und Föderalismus und Staatsrecht auf der einen und ihr Widerspiel auf der anderen Seite entzweien im Grunde der Dinge hauptsächlich die beiden Völker, sondern der noch immer wogende Sprachenstreit; und dieser Streit dreht sich darum, ob die staatlichen Beamten in den zweisprachigen Sudetenländern nach den schon von weiland Ferdinand dem Zweiten herrührenden Satzungen der beiden Landessprachen kundig und mächtig sein sollen oder nicht. Das ist des Streites letzter Grund.

Die Bedeutung der Sprachenverordnung Stremayrs beruht in den folgenden Bestimmungen:

§ 1. „Die politischen, Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden im Lande (d. h. in Böhmen und Mähren) sind verpflichtet, die an die Parteien über deren mündliche Anbringen oder schriftliche Eingaben ergehenden Erledigungen in jener der beiden Landessprachen auszufertigen, in welcher das mündliche Anbringen vorgebracht wurde oder die Eingabe abgefaßt ist." § 8. „In strafgerichtlichen Angelegenheiten sind die Anklageschrift sowie überhaupt die

dem Angeschuldigten zuzustellenden Anträge, Erkenntnisse und Beschlüsse für denselben in jener der beiden Landessprachen anzufertigen, deren er sich bedient hat. In dieser Sprache ist auch die Hauptverhandlung zu pflegen und sind in derselben insbesondere die Vorträge des Staatsanwaltes und des Vertheidigers zu halten und Erkenntnisse und Beschlüsse zu verkünden. Von den Bestimmungen des vorstehenden Absatzes darf nur insofern abgegangen werden, als dieselben mit Rücksicht auf ausnahmweise Verhältnisse, insbesondere mit Rücksicht auf die Zusammensetzung der Geschworenenbank, unausführbar sind oder der Angeschuldigte selbst den Gebrauch der anderen Sprache begehrt. Bei Hauptverhandlungen gegen mehrere Angeschuldigte, welche sich nicht derselben Landessprache bedienen, ist die Hauptverhandlung in jener Landessprache abzuhalten, welche das Gericht für den Zweck der Hauptverhandlung entsprechend erachtet. In allen Fällen sind die Aussagen der Angeschuldigten und der Zeugen in der von ihnen gebrauchten Landessprache aufzunehmen und die Erkenntnisse und Beschlüsse jedem Angeschuldigten in dieser Sprache zu verkünden und auf Verlangen auszufertigen." § 3. „Urkunden und andere Schriftstücke, welche in einer der beiden Landessprachen abgefaßt sind und als Beilagen oder Behilfe oder sonst zu amtlichem Gebrauch beigebracht werden, bedürfen keiner Uebersetzung." § 10. „Die Eintragungen in die öffentlichen Bücher (Landtafel, Bergbuch, Grundbuch, Wasserbuch u. s. w.), dann in die Handelsfirmen-, Genossenschaft- und andere öffentliche Bücher sind in der Sprache des mündlichen oder schriftlichen Ansuchens beziehungweise des Bescheides, auf dessen Grund sie erfolgen, zu vollziehen."

Die Verordnung verfügte eigentlich wenig Neues; denn die große Mehrzahl der staatlichen Gerichts- und Verwaltung-Behörden beobachtete schon das vorgeschriebene Verfahren. Allein die Verordnung bestätigte nur eine Praxis, die der Gleichberechtigung und dem Erforderniß einer raschen und richtigen Amtirung widersprach. Weil § 1 nur von den Erledigungen sprach und weil § 8 nur gewisse Amtshandlungen anführte, wurde a contrario geschlossen, daß alles Uebrige in der durch die ungiltigen Erlasse vom Jahre 1852 normirten und standhaft festgehaltenen „inneren deutschen Amtssprache" vorgenommen werden sollte. So kam es zu folgenden Ungeheuerlichkeiten. Ein Strafprozeß gegen einen böhmischen Angeklagten wurde durch die böhmische Anklageschrift eingeleitet; die Hauptverhandlung sammt Zeugenverhör, Resumé und Plaidoyers wurde böhmisch durchgeführt; das Verhandlungprotokoll wurde jedoch in deutscher Umrahmung aufgesetzt; der Gerichtshof berieth und konzipirte das Urtheil deutsch, um es böhmisch zu verkünden. Ein weiteres Beispiel: Ein böhmisch eingebrachtes Exekutiongesuch wird böhmisch erledigt; ein anderes Gericht ist um den Vollzug zu ersuchen; die Sache wäre durch eine einfache Ersuchsklausel erledigt; allein wegen der „inneren deutschen Amtssprache" muß der ganze Bescheid übersetzt und dem zweiten Gerichte mitgetheilt werden; dieses zweite Gericht berichtet dann deutsch über den Vollzug und das erste Gericht muß den Bericht übersetzen, um die Partei davon böhmisch zu verständigen, — und so fort. Und ein drittes Beispiel: Die Statthalterei (zweite Instanz der politischen

Verwaltungbehörden) erläßt eine kundzumachende Verfügung an die etwa hundert Bezirkshauptmannschaften (erste Instanz); anstatt die Verfügung von Prag aus direkt zweisprachig zu erlassen, muß ihr Inhalt — wegen der „inneren deutschen Amtssprache" — hundertmal bei sämmtlichen Behörden ins Böhmische übersetzt werden. Im civilrechtlichen Verfahren hatte der Richter aus rein böhmischen Akten einen deutschen Auszug und das Referat für das Kollegium zu machen, das Urtheil deutsch zu entwerfen; die Berathung war deutsch mit stetiger Verlesung böhmischer Akten; das Urtheil nebst Gründen war dann zu übersetzen u. s. w. Wie viel hatte die Rechtspflege durch nicht präzise Uebersetzungen und Rückübersetzungen zu leiden und wie viel unnöthige Arbeitlast wurde den Behörden und Beamten aufgebürdet, die doch beide Sprachen verstehen mußten!

Und doch hätte sich Alles so einfach und selbstverständlich gestaltet, wenn verfügt worden wäre, daß jede Angelegenheit von den Behörden in jener Landessprache nicht nur zu erledigen, sondern auch zu behandeln ist, in der sie angebracht wurde,*) und daß überhaupt in den böhmischen Ländern beide Sprachen im ganzen inneren Dienst als vollauf gleichberechtigt gelten und gleichwerthig neben einander stehen.

Diesen Schritt zu thun, blieb den Verordnungen vorbehalten, die am fünften und fünfundzwanzigsten April 1897 für Böhmen und Mähren erlassen wurden und die nun in den politischen Kreisen Deutschböhmens Beunruhigung erregt haben sollen. Der siebente Paragraph der ersten trifft diese Verfügung; alles Uebrige ist bloße Wiederholung der Verordnung vom Jahre 1880 oder weitere Exemplifizirung. Er lautet: „Von den im § 1 bezeichneten Behörden ist die Sprache des mündlichen Anbringens oder der Eingabe, mit welcher eine Partei eine Sache abhängig macht, bei allen der Erledigung oder der Entscheidung dieser Sache dienenden Amtshandlungen anzuwenden. Insbesondere hat bei den Gerichtshöfen die Antragstellung und Berathung im Senate in dieser Sprache zu erfolgen. Bei Amtshandlungen, die nicht über Einschreiten einer Partei eingeleitet werden, sind nach Beschaffenheit des Gegenstandes beide Landessprachen oder eine derselben anzuwenden. Ist zum Zwecke der Erledung der im Absatz 1 und 2 bezeichneten Angelegenheiten mit anderen landesfürstlichen, nicht militärischen Behörden im Lande schriftlicher Verkehr zu pflegen, so gelten auch für diesen Verkehr die im Absatz 1 bezw. 2 gegebenen Bestimmungen. Für den Verkehr mit Behörden außer dem Lande und mit Centralstellen hat es bei den bestehenden Vorschriften zu verbleiben." Ich citire nur noch den § 1 der anderen „Verordnung betreffend die sprachliche Qualifikation der bei den Behörden im

*) Die L. O. v. J. 1627 sagt schon, es solle der „Stritt in der selben Sprache bis zu Ende geführt werden, um daß die Richter in der selben Sprache umfragen, votiren und sententioniren" sollen.

Königreich Böhmen und in der Markgrafschaft Mähren angestellten Beamten", der bestimmt: „Beamte, die bei den Gerichts- und staatsanwaltschaftlichen Behörden sowie bei denjenigen Behörden im Königreich Böhmen bezw. der Markgrafschaft Mähren, welche den Ministerien des Inneren, der Finanzen, des Handels und des Ackerbaues unterstehen, nach dem ersten Juli 1901 angestellt werden, haben die Kenntniß beider Landessprachen in Wort und Schrift nachzuweisen"; dieser Nachweis ist nach § 2 spätestens drei Jahre nach dem Dienstantritt zu liefern.

Nach dieser Bestimmung wird also der Richter in Böhmen, sei er nun deutscher oder böhmischer Nationalität, im deutschen Prozeß deutsch, im böhmischen böhmisch verhandeln müssen; er muß deshalb beide Landessprachen kennen, — was bereits am Ausgange der sechziger Jahre der deutsch-böhmische Protagonist und Justizminister Dr. Herbst als unvermeidlich erklärt hatte. Um so weniger ist es im Jahre 1897 begreiflich, wenn abermals ein deutschböhmischer Wortführer angesichts dieses § 7 sich zu folgender Aeußerung hinreißen läßt: „Es ist eine Schmach und Schande für uns, daß unsere deutschen Richter in czechischer Sprache werden verhandeln müssen, wenn es irgend Jemandem einfällt, eine czechische Klage einzubringen. Das lassen wir uns nicht gefallen." Ich führe diese Worte an, weil sie eigentlich Alles enthalten, was meine deutschen Landsleute als Ursache ihrer Beunruhigung und Bedrängniß anzuführen vermögen; dieses Einzige ist nichts als wesenloser Schein. Und darum soll die Sprachenverordnung für die Deutschen in den Sudetenländern eine „Aufruhrakte" sein, wie neulich im Parlament von einem anderen deutsch-böhmischen Abgeordneten gesagt wurde. Leider enthalten die angeführten Worte die Fülle jener Stimmung, die häufig den Sprachen- und Nationalitätenstreit in Böhmen so vergiftet: es ist, als ob man die Empfindung heraushörte, daß „unsere deutschen Richter" durch den Gebrauch der czechischen Sprache sich befleckten. Und doch ist es nicht lange her — es war am achtzehnten Januar 1894 —, daß ein berufener deutscher Sprecher der Deutschen, der Abgeordnete Ruß, im böhmischen Landtage folgendes eben so mannhafte wie wahre Wort sprach: „Gestatten Sie mir, meine Herren, ein freies Wort, und zwar für meine Person allein. Ich beklage es, daß Diejenigen, welche sich den öffentlichen gemeinsamen Angelegenheiten des ganzen Landes widmen, nicht beider Landessprachen mächtig sind. Ich glaube, daß eine Zeit kommen wird, in der Dies der Fall sein wird, und zwar eine Zeit, in der die Deutschen eben dadurch eine viel kräftigere Stellung gerade im Lande haben werden, als ihnen heute zugemessen ist. Sie brauchen nur nach unserem Nachbarlande Mähren zu sehen, wo jeder dem ganzen Lande sich widmende Deutsche der böhmischen Sprache mächtig ist, und welche große Beihilfe für die Stellung der Deutschen in Mähren ihnen die Kenntniß beider Landessprachen gewährt ... Wir sind heute dadurch, daß wir die Kenntniß der anderen Landessprache

nicht besitzen, in den Nachtheil gesetzt Ihnen gegenüber, die jedes Wort von uns in den Kommissionen sowie auch hier verstehen. Es war ein gutes Wort, was Herr Dr. Rieger gesprochen hat, das Sie heute vielleicht für richtig anerkennen, obzwar Sie sich seiner Zeit furchtbar dagegen enthusiasmirten, daß jeder Gebildete in Böhmen der deutschen Sprache mächtig sein soll, und ich wiederhole es: jeder Deutsche, der sich den öffentlichen Angelegenheiten des ganzen Landes widmet, sollte auch der böhmischen Sprache mächtig sein."

Mein Bericht über das Wesen und die Tragweite der neuen Sprachenverordnungen wäre unvollständig, würde ich nicht der mannichfachen Beschränkungen gedenken, die sie zu Ungunsten des Gebrauches der böhmischen Sprache enthalten. Es wird sich ergeben, daß diese Verordnungen durchaus noch nicht jene volle Gleichberechtigung und Gleichwerthigkeit reintegriren, die der verneuerten Landesordnung vom Jahre 1627 zu Grunde liegt, sondern nur eine ansehnliche Hebung jener inferioren Stellung bewirken, die der Sprache der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung in den Sudetenländern ungeachtet der gesetzlich anerkannten Parität bis zum heutigen Tage eingeräumt war. Die Reform erstreckt sich nur auf Behörden innerhalb des Königreiches Böhmen und der Markgrafschaft Mähren, also, kurz, wenn vielleicht auch nicht ganz zutreffend, gesagt, auf erste und zweite Instanzen. Die Centralbehörden in Wien (dritte Instanz, Ministerien) sind ausgenommen. Ausgenommen sind ferner alle Behörden, also auch die in Böhmen und Mähren befindlichen unteren Instanzen, die dem Kriegsministerium, dem Landesvertheidigung- und dem Eisenbahn-Ministerium unterstellt sind, so daß die neue Verordnung nur Geltung hat für politische Verwaltungbehörden und die Gerichts- und staatsanwaltlichen Behörden und dann auch — und Das ist ein Fortschritt gegen 1880 — für die den Ministerien der Finanzen, des Handels und des Ackerbaues unterstehenden Behörden im Königreich Böhmen und in der Markgrafschaft Mähren. Der Ausnahmen, die für den staatlichen Kassendienst, für die innere Manipulation der Post und Telegraphie und der ärarischen industriellen Etablissements festgestellt wurden, sei hier nur deshalb gedacht, damit ersichtlich sei, in wie überreichem Maße jeglicher, auch der sehr weit getriebenen Rücksicht auf die sogenannte Einheitlichkeit des Dienstes — oder, besser gesagt, der centralisirten Verwaltung — Rechnung getragen wurde. Und doch war diese Einheitlichkeit schon vor der neuen Sprachenverordnung vielfach nur Formsache. Die polyglotte Gemeinschaft der verschiedenen historisch-politischen Individualitäten, die nun einmal das österreichische Staatswesen darstellt, verträgt eben nur das allergeringste Maß stramm centralisirter Verwaltung, mag der Wille, zu centralisiren, noch so energisch und machtbegabt sein. Auf die Zeiten Maria Theresias und Josephs des Zweiten darf man sich heute nicht berufen; damals wurde zwar centralisirt, aber kaum noch verwaltet. Stets trat die böhmisch-deutsche Ländergruppe, die man geogra-

phisch als Sudetenländer, historisch-politisch als Länder der böhmischen Krone bezeichnet, als scharf determinirte Individualität auch in der Verwaltung auf, die sich eben so deutlich von den deutschen Alpenländern wie von dem polnischen Galizien und den slavisch-italienischen Küstengebieten unterscheidet. Und der zweisprachige Charakter der Verwaltung innerhalb dieser Länder, in den ersten und zweiten Instanzen, ist in der dritten Instanz nicht wegzuwischen, mag man da auch die deutsche Umrahmung von Protokollen beibehalten und Erkenntnisse deutsch beantragen, deutsch-böhmisch berathen und endlich in böhmischer Ausfertigung herausgeben. Es ist für alle ferner Stehenden kaum begreiflich, daß zum Beispiel bei den Verhandlungen des obersten Gerichtshofes in Wien, den die jetzige Sprachenverordnung gar nicht berührt, die betheiligte Partei böhmisch sprechen darf, während es ihrem Advokaten untersagt ist und dem Gerichtshof (Senat) diese Sprache doch vollkommen geläufig sein muß.

Dieser Zweisprachigkeit der Verwaltung will ich noch einige Worte widmen. Ich habe früher gesagt, es sei in allererster Linie der Sprachenstreit, der die beiden Nationen in den Ländern der böhmischen Krone entzweit, und dieser Streit drehe sich im letzten Grunde darum, ob die staatlichen Beamten beider Landessprachen kundig sein sollen oder nicht. Daß diese Zweisprachigkeit der Beamten absolut unvermeidlich ist, wenn allenfalls auch da und dort Ausnahmen, vielleicht zu irgend welchem Vortheil der „Nation“, aber zum größten Nachtheil der Beamten selbst, zuläßig erschienen, kann von den Deutschen nicht in Abrede gestellt werden, so lange Böhmen und Mähren je ein historisch überkommenes einheitliches Verwaltungsgebiet bilden. So lange die Vertreter der Deutschen diese Zweisprachigkeit verwerfen, bleibt ihnen kein anderer Ausweg übrig als der, die Trennung des einheitlichen Verwaltungsgebietes zu verlangen. Das ist für die Markgrafschaft Mähren ganz undenkbar, weil dort die relativ nicht zahlreichen Deutschen unter die böhmische Majorität so zerstreut sind, daß eine geographische Scheidung nie angestrebt wurde; im Gegentheil finden dort die Deutschen bei der einheitlichen Verwaltung ein viel besseres Fortkommen, weil sie stets Gelegenheit haben, die böhmische Sprache zu erlernen. Im Königreich Böhmen ist die Trennung in zwei oder drei Verwaltungsgebiete seit etwa fünfzehn Jahren zum Losungworte der Deutschen geworden. Seine Verwirklichung ist ein Ding der Unmöglichkeit. Erstens wird sich keine Verwaltung der Welt ein solches geographisches Gebiet ausgestalten, wie es die von den Deutschen besiedelten, bald überaus schmalen, bald breiteren, bald wieder ganz durchbrochenen und durchaus excentrischen Grenzgebiete Böhmens vorstellen. Zweitens sind selbst diese Gebiete, trotz allen statistischen Erhebungen der „Umgangssprache“ — nicht der Nationalität —, keineswegs rein deutsch, wenigstens nicht so deutsch, wie behauptet wird; Das haben neuerdings die letzten Reichsrathswahlen, bei denen in der allgemeinen Wählerklasse nach dem allgemeinen Stimm-

recht gewählt wurde, erwiesen. Drittens begegnet dieses Bestreben dem schroffsten Widerstande der Czechen, die an der auch von der Verfassung verbürgten Einheitlichkeit ihres Vaterlandes und an der Gleichberechtigung ihrer einst allein geltenden Sprache zäh festhalten; aber auch die Tradition der Monarchie, die unaufhörlich wirkenden, wenn auch nicht in jeder Zeit hervorbrechenden historisch-politischen Ideen und manche anderen politischen Rücksichten weisen diese Scheidungsgedanken nachdrücklich zurück. So bleibt es denn bei dem einheitlichen Verwaltungsgebiete und damit bei der Zweisprachigkeit der Beamten auch im Königreich Böhmen.

Die Frage, ob der Staat berechtigt ist, von seinen Beamten diese oder jene Qualifikation, auch was Sprachkenntnisse betrifft, zu verlangen, bedarf wohl gar keiner Erörterung. Dagegen ist zu fragen, ob die keineswegs neue, jetzt aber strenger formulirte Verpflichtung zur Zweisprachigkeit im gegebenen Augenblicke da und dort nicht hart einschlägt: Daß von Härte nicht gesprochen werden kann, beweist schon der Umstand, daß eigentlich erst nach einer Uebergangszeit von sieben Jahren von den neu anzustellenden Beamten die Kenntniß der beiden Sprachen verlangt wird, während die bis zum Juli 1901 Angestellten, so weit sie nur einer Sprache mächtig sein sollten, unbehelligt in ihrer Beamtenlaufbahn verbleiben und gar keine weiteren Nachweise ihrer Sprachkenntnisse zu erbringen haben. Von der bereits erwähnten Auffassung, die eine schroffe nationale Bedrückung darin erblickt, daß ein Beamter durch den Gebrauch der zweiten Sprache sich pflichtgemäß zu beflecken habe, darf füglich abgesehen werden. Und so bleibt nur davon zu sprechen, ob die Verpflichtung, die zweite Landessprache zu erlernen, nicht etwa den Zugang zur Beamtenlaufbahn eben wegen der praktischen Schwierigkeit dieser Erlernung allzu sehr behindert. Diese Frage ist nicht schlechthin zu verneinen. Im Gegentheil: es ist offen zuzugeben, daß — wie die Verhältnisse heute liegen — in Böhmen, im Gegensatz zu Mähren, die Kenntniß der zweiten Landessprache vielfach nicht leicht zu gewinnen ist. Das aber sei sofort konstatirt: die Schwierigkeit besteht für die deutschen Bewerber um Beamtenstellen gerade so gut wie für die böhmischen. Beide durchlaufen bisher — um hier nur von den juristisch Gebildeten zu sprechen — einen durchwegs einsprachigen Studiengang: von der Volksschule durch das ganze Gymnasium bis zum letzten Semester der Universität. Und die zweite Landessprache ist nicht einmal an der Mittelschule obligatorischer Lehrgegenstand. Erst bei den Staatsprüfungen hatten die Absolventen der böhmischen Juristenfakultät in Prag die Prüfung zum Theil in deutscher Sprache abzulegen, während für die Deutschen nicht einmal diese Verpflichtung bestand. Es ist daher nicht zu verwundern, daß bei dem Nachwuchs der Beamtenschaft, dem böhmischen wie dem deutschen, die Kenntniß der zweiten Landessprache in einen nicht zu leugnenden Rückgang gerathen ist. Abhilfe muß geschaffen

werden, im Interesse der Verwaltung und im Interesse der Beamten selbst; die Verhältnisse brauchen eben nicht so zu bleiben, wie sie heute liegen. Auf welche Weise reformirend einzugreifen ist, brauche ich hier nicht zu untersuchen. Aber daran ist festzuhalten, daß zur Beamtenlaufbahn Niemand gezwungen ist; wer sie erwählt, hat die vorgeschriebene Befähigung zu erwerben. Die Offiziere der österreichischen Armee haben doch auch außer der deutschen mindestens noch eine andere Volkssprache zu erlernen. Das Gesetz, durch das dem Unterricht in der zweiten Landessprache an den Mittelschulen der obligatorische Charakter entzogen wurde, hat in den sechziger Jahren eine deutsche Majorität aus irrig verstandenem Nationalismus geschaffen; in Mähren ist man bereits daran gegangen, es aufzuheben. Auch an den Hochschulen ist für die Erlernung der zweiten Landessprache Manches zu thun. Der neu eintretende Beamte hat nach der Sprachenverordnung selbst noch volle drei Jahre Zeit zur Erlernung der zweiten Sprache: durch Einberufung in das Gebiet, in dem die Sprache, deren er bisher nicht vollkommen mächtig ist, überwiegt, kann die Erlernung unendlich erleichtert werden. Wer dagegen einwendet, daß Dies oder Jenes schwierig oder komplizirt ist, mag Recht behalten. Allein schwierig und umständlich sind eben die Verhältnisse, denen sich die Verwaltung und ihre Erfordernisse anbequemen müssen. Eine einsprachige Verwaltung ist gewiß viel einfacher und leichter als eine zweisprachige, — aber man kann eben der bequemen Verwaltung zu Liebe aus einer zweisprachigen Bevölkerung keine einsprachige machen. Die ausgiebigste Erleichterung wird in dem Augenblick gegeben sein, wo der nationale Streit seinen antisozialen, gehässigen Charakter verloren haben wird, den er leider noch immer besitzt, wenn auch Anzeichen vorliegen, daß die Spannung abnimmt. Die sozialistischen Ideen drängen sich in den böhmischen Ländern mächtig in den Vordergrund des öffentlichen Bewußtseins, den bisher die nationale Idee fast ausschließlich beherrschte; Das haben die letzten Wahlen ganz unwiderleglich bewiesen. Der Sozialismus selbst erblickt in dem nationalen Streit kein trennendes Moment, er paßt sich vielmehr in seiner Organisation, Agitation und, wenn ich so sagen darf, Verwaltung vollauf der gegebenen Zweisprachigkeit an; gerade die deutsche Sozialistenpresse findet die neuesten Sprachenverordnungen entsprechend und erblickt in ihnen weder ein Unrecht noch einen Grund zur Beunruhigung. Bei den letzten Wahlen waren auf beiden Seiten Stimmungen wahrzunehmen, die den Schluß zulassen, daß die nationale Idee auch in Böhmen fähig ist, Rivalität, Spannung und nationales Selbstbewußtsein auch ohne Feindschaft und Fanatismus aufrecht zu erhalten. Man kann sein Volk lieben und fördern, ohne das andere zu hassen und zu verfolgen.

Prag, im April 1897.

Professor Dr. J. Kaizl,
Mitglied des Reichsrathes.

Johannes Brahms.

In Johannes Brahms erfüllte sich ein Gesetz, das der Entwickelungsgeschichte fast aller Künste, auch der der Musik, eigenthümlich ist. Die Summe und Mannichfaltigkeit der Kunstgattungen, aus denen die Musik besteht, konnten in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nur durch zwei große Künstler, durch Brahms und Wagner, erschöpft werden, wie vor anderthalb Jahrhunderten nur durch ein gleichzeitiges Nebeneinanderwirken von Bach und Haendel, vor einem Jahrhundert von Mozart und Beethoven alle Aufgaben der musikalischen Kunst erschöpft werden konnten. Dieses Gesetz hat, wie jedes Naturgesetz, seine Geheimnisse; aber man sieht: es ist da, — und man ahnt, was es will. Wagner gab mit allen Fähigkeiten den dramatischen Aufgaben, Brahms mit bewußter Konzentration den absoluten Kunstgattungen sich hin und erst die Summe der Errungenschaften Beider repräsentirt den vollen Inhalt der musikalischen Kunst in der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts. Ich kann mir nicht versagen, bei dieser Gelegenheit darauf hinzuweisen, daß beide Meister Das, was wir Programmmusik nennen und was aus Gründen tiefster Künstlerohnmacht heute gerade am Meisten kultivirt wird, nicht pflegten; sicherlich wäre es ihnen als eine Aufgabe der Kunst überhaupt nicht erschienen. Wer in der Musik Wagners und in seinen Schriften, wer in der Musik Brahmsens klug liest, wird finden, daß sie mit klarstem Bewußtsein die Programmmusik außer Acht ließen, wenigstens die von Berlioz und Liszt abstammende. Möge diese bewußte Enthaltsamkeit nun Allen, die aus dem Nebel der Selbsttäuschung nicht gern heraustreten, auch wenn sie das Licht sehen, nicht erst den kläglichen Gedanken nahelegen, mit „Till Eulenspiegel“ oder „Also sprach Zarathustra“ von Richard Strauß fange eine neue Kunst an, die über jene Meister hinausgehen will!

Die Moral des brahmsischen Wirkens läßt sich ungefähr in folgenden Betrachtungen ausdrücken. Vor Allem bewies er, daß die absolute Musik keineswegs für ein endgiltig verlorenes Gebiet der Kunst zu halten ist. Zwar hat Beethoven die Grenzen dieses Kunstgebietes abgesteckt und seine Regirung war sozusagen eine Glanzzeit, die nie mehr wiedergekehrt ist; doch bewiesen schon Schubert, Mendelssohn und Schumann, daß es im Lande Beethovens noch eine freie Meinungäußerung giebt. Es gehört dazu, wie sonst überall, nur das Gefühl, daß man selbst Einer ist, und die Lust, die Freiheit der Meinung sich zu nehmen. Trotz allen naiven Befürchtungen, Schumann habe mit seiner Sinfonie- und Kammermusik den letzten Rest von Freiheit verbraucht, bestätigt neuerdings Brahms mit seinen eigenen Werken, daß im Lande Beethovens die Freiheit noch immer nicht verschwunden ist und daß viel Schönes und Bedeutendes geschaffen werden kann, wenn man sich nur die Mühe nimmt,

von dieser Freiheit Gebrauch zu machen. Neben Beethovens werden Brahmsens Kammermusikwerke ihre Unvergänglichkeit bewahren. Seine Quartette, Quintette und Sextette, die ihm zuerst die großen Erfolge eintrugen, werden ihrem Schöpfer in nächster Zeit einen zweiten, noch schöneren Dienst zu erweisen haben. Brahms wird, wie Haydn, Mozart, Schumann oder irgend ein anderer Großer seiner Kunst, bald zu den Meistern der reinsten, harmlosesten Einfachheit und der schönsten Melodik gezählt werden. Aus dem verlästerten „Grübler" der jüngsten Vergangenheit wird ein wonnevoller Melodiezauberer werden, ein Mozart unserer Tage. Dieses Gefühl im Publikum zu wecken, ist seine Kammermusik zunächst berufen. Man wollte es nur nicht sehen, als er noch lebte, wie einfach und melodiös er ist. Nun werden sie es sehen müssen.

Wie die Melodien aller großer Meister, haben auch die Brahmsens jenen süßen Saft in sich, der eine Tonfolge erst zu einer Melodie macht. Wie in der Kunst der Sprache oder Schrift man unterscheiden dürfte zwischen Gedanken, die von eisiger Begriffskälte durchweht sind, weil sie mehr von abstrakten Begriffen als von Gesehenem oder Gehörtem, und den anderen Gedanken, die eben nur von gesehenen oder gehörten Dingen sprechen und so die farbige Sinnlichkeit des Lebens wiedergeben, — genau so lassen sich in der Musik abstrakte Tongedanken von Tongedanken unterscheiden, die Melodien sind. Beiden Gattungen von Gedanken ist Logik immanent, sonst wären sie überhaupt keine Gedanken. Während aber in den sozusagen begrifflichen Tongedanken die kalte Logik Alles ist, sieht man in den anderen, den Melodien, einen Saft wie Blut rinnen. Als kämen sie aus dem Munde eines blühenden Mädchens oder Jünglings und führten den Athem heißen Lebens in sich, so klingen die Melodien aller großen Meister. Sie sind auch in der absoluten Musik (also nicht blos z. B. im Liede) dem Gesange oder der Rede ähnlich und es beschleicht uns ordentlich Lust, zu den blutwarmen Tönen lebensvolle Worte zu denken. Das liegt einmal in der Natur der Melodie überhaupt. Nur die Melodiekraft ist es aber, die einen Tondichter als einen großen legitimirt. Dem Meister Brahms war eine große, eigenthümliche Melodiekraft gegeben und nur eine Unzulänglichkeit seiner Zeitgenossen bewirkte, daß man statt des üppigen Melodiebodens ein brachliegendes Feld mit dialektisch wucherndem Unkraut sah. Es wird aber, wie gesagt, bald anders kommen; und gerade die Melodik seiner Kammermusik wird den Blinden die Augen öffnen. Seine Sinfonien stehen an Bedeutung hinter den Kammermusikwerken zurück. Nicht etwa, weil ihre melodische Schönheit geringer ist, sondern, weil ihnen jene suggestive Kraft fehlt, die sowohl Ursache als Folge des großen Orchesteraufgebotes sein soll. Während mehre seiner Hauptwerke, wohl in erster Linie das „Deutsche Requiem" und die „Vier ernsten Gesänge", aus einer überaus kräftigen Anregung im Leben entstanden sind, scheint seinen Sinfonien eine solche An-

regung fast ganz gefehlt zu haben. Vielmehr schien er hier seine Inspiration fast nur von den Gesetzen der Kunst bezogen zu haben; er drang so tief in die Erkenntniß der Sinfonietechnik Beethovens ein, daß es ihm möglich wurde, sie fast ganz zu erreichen, in Bezug auf die Konzentrirtheit und Schlagfertigkeit der Gedanken, auf lebensvolles Vorwärtsstreben der sinfonischen Handlung und am Meisten in Bezug auf Das, was die Musiker eine organische, thematische Arbeitmethode nennen. Wohl gegen seine Absicht verräth der Inhalt der Sinfonien, daß ihre erste Ursache nicht, wie bei Beethoven, aus dem Leben stamme; aber nichts geht über das Schauspiel, wie Brahms im letzten Satz seiner letzten Sinfonie (der vierten) suggestive Wirkung auf den Zuhörer absichtlich meidet und genau das Gegentheil davon macht, was aus Wirkungrücksichten hier am Platze gewesen wäre. Nur wie um sich selbst einen künstlerischen Spaß zu machen, schrieb er an dieser Stelle eine groß angelegte Passacaglia. So drehte er dem modernen Publikum den Rücken und erging sich in Grüßen an die alte Kunst, besonders an Sebastian Bach, der immer sein großer Anreger war. Welches Zutrauen zu sich selbst, welche Selbstherrlichkeit des Künstlers spricht sich darin aus! So war Brahms immer: er dachte nicht an Beifall oder suggestive Wirkung, nicht einmal in den Sinfonien, die sie doch von Haus aus fordern, er dachte nur an die Kunst und verstieß gern gegen die Sensationenlust des Publikums.

Man wird sagen: er verstieß auch gegen unsere Zeit; es sei doch in einer nachbeethovenschen Sinfonie nicht mehr gestattet, mit alten Formen zu kokettiren. Nun ja, in gewissem Sinne haben die Leute, die so sprechen, Recht. Aber man bewundere die Klugheit und den Instinkt des Meisters, der, da er keinen dramatischen Vorwurf aus seinem Leben darzustellen fand und schließlich keine Kraft in sich fühlte, wie Beethoven, sinfonische Peripetien und Katastrophen zu schaffen, doch lieber noch alte Formen mit unfehlbarem, überlegenem Sinn ins Moderne rücken, als aus Verlegenheit und krankhaftem Ehrgeiz sinfonische Größe so zu heucheln oder zu stammeln versuchen wollte, wie etwa z. B. Bruckner.

Sein Charakter war männlich und er mißbrauchte niemals sein Genie dazu, in erster Begeisterung eine Arbeit zu verrichten, mit der nachträglich sein Verstand irgendwie unzufrieden gewesen wäre. Es war in ihm eine eigenthümliche Mischung von Nüchternheit, Klugheit und Vorsicht, die bisweilen bis zum Mißtrauen sich steigern konnte, und tief romantischem Sinn auf der anderen Seite. Nach dieser Mischung seines Naturells lebte und arbeitete er. Aus so glücklich gemischten Eigenschaften schöpfte er die Kraft, eine widrige Jugend zu überwinden, die ihm zu gleichen Theilen sein eigener Vater und die Armuth bereiteten. Doch in der Zeit dieser Jugend waren es wieder diese Eigenschaften, die aus dem romantischen Taumel seiner ersten

Werke ihn befreiten. Schon in den Jünglingsjahren hatte er die geniale Nüchternheit, sich zu sagen: „Du mußt immer wissen, was Du willst, und darfst wollen, was Du kannst; es wird für immer gut sein, was Du klar und gut gekonnt hast; scheue Dich nicht, an die Alten anzuknüpfen und von ihnen die unveränderlichen Stilgesetze anzunehmen, und Du wirst Dir die Ewigkeit erobern, wenn Du, den Alten nachahmend, neue Dinge nicht nur wollen, sondern auch können wirst, wenn Du bei klarstem Wollen Deinen neuen Gebilden ihren eigenen und einzigen vernunftgemäßen Stil zu geben vermagst." In diesem Bewußtsein ruhte er bald von seinem ersten Sturmlaufen aus, begann, die Alten und die Aeltesten zu studiren und auf seine eigene Originalität in freier Weise anzuwenden. Die Klugheit, die ihn zu den Alten führte, ließ ihn auch von ihnen das Beste nehmen: die Besonnenheit mitten in der Leidenschaft und die tiefsinnige Knappheit des Ausdruckes im reißendsten Melodienstrom. So kam es, daß seine Melodien, statt ins Unbestimmteste sich zu verlieren und dadurch sich wirklich zu verlieren, in enger Form festgebannt blieben. Wer den Meister so begreift, wird mir zugeben, daß gerade er Beethoven am Nächsten steht von Allen, die Beethoven gefolgt waren. Max Klinger aber that in seiner wundervollen Brahms-Phantasie dem Meister oft eigentlich Unrecht, da nämlich, wo er seine Romantik zu sehr hervorhob und ihn in Fernen mit sich fortriß, die Brahms am Liebsten nur von fester Stelle aus hätte herbeisehnen wollen.

Die selbe Klugheit, die im Leben ihn beschützte, vermittelte ihm in der Kunst das Beste der Alten. Er schritt im Leben durch ein Spalier von ergebenen Freunden und ergab sich doch nie einer Sentimentalität, die seine Männlichkeit befleckt hätte. Wohl war er zu starker Freundschaft und auch zu starker Liebe gestimmt, aber er wollte von dieser Disposition, die er doch nicht für eine schlechte Eigenschaft eines Menschen hielt, keinen Gebrauch machen. Er schätzte Freundschaft und Liebe am Höchsten — er bewies es ja in seinen Werken —, aber er traute sich offenbar die Kraft nicht zu, sie mit den Anforderungen, die die Kunst an ihn stellte, zu vereinbaren. Oder fand er vielleicht keine Gelegenheit zu einer glücklichen Vereinbarung? Er klagte nie, hielt sich von Gefahren fern und war ein ganzer Mann. Und so erhaben war seine menschliche Gesinnung und so tief sein Gemüth, daß sie seine Künstlerschaft zu so unsterblichen Thaten wie „Ein deutsches Requiem", „Vier ernste Gesänge", das „Schicksalslied", „Triumphlied" u. s. w. hinzureißen vermochten. Durch diese Werke sprach der große Mensch in ihm sich aus, in großer und neuer Weise. Hier sah man deutlich das Leben in seine Kunst hineinwirken, deutlicher als in seinen übrigen instrumentalen Werken in die, wie gewiß anzunehmen ist, auch oft Strahlen des Lebens hineinzitterten und sogar deutlicher sichtbar wurden als in seinen Liedern, die doch Fragmente seiner Lebensempfindung waren.

Man schalt ihn bei Lebzeiten einen Epigonen. Bald suchte man ihn Wagner gegenüberzustellen, bald einem Bruckner, überhaupt verglich man ihn sehr gern, nur um ihn besudeln, einen Epigonen, einen Zopf, einen Schützling Hanslicks schelten zu dürfen. Er selbst kümmerte sich gar nicht um das Gerede und Treiben der Cliquen. Ich erinnere mich einer unvergleichlich treffenden und ironischen Bemerkung von ihm, die am Besten erläutern wird, wie er über die üblichen leidenschaftlichen Künstlerrangirungen unserer Zeit dachte. Als ich nämlich einmal Gelegenheit hatte, ihm von Bruckner zu erzählen, und in meiner Erzählung die Namen Bruckner und Hugo Wolf sehr oft neben einander nannte, unterbrach er mich plötzlich, ironisch berichtigend: „So, ich denke, Hugo Wolf ist eine Spitze für sich?“ Ja, diese vielen „Spitzen für sich“, die wir heute haben!

Was das Epigonenthum Brahmsens anbelangt — versuchte doch erst kürzlich in einem falsch empfundenen Nachruf Herr Ludwig Speidel, dieses Epigonenthum als gar kläglich darzustellen! —, so erklärt sich diese Auffassung Brahmsens hauptsächlich daraus, daß der Mangel an schreiender suggestiver Wirkung und ein imputirter Mangel an farbigen Kolibri-Melodien von Kurzsichtigen für einen Mangel an Neuem überhaupt gehalten wurde. Man wird es zwar in der Literatur nicht begreifen, wenn Jemand ein Sonett in Ghaselenform oder eine Ballade in Sonettenform schreiben wollte, aber in der Musik, wo, wie die Einsichtlosen meinen, jede Verkehrtheit zur Kunst emporgeläutert wird, würde man es zur Abwechselung gern sehen, wenn Jemand aus einer Sinfonie ein vereinigtes Blasinstrumenten-Konzert mit freier Hand für jedes einzelne Instrument, aus einem Kammermusikwerk ein Orchesterstück, aus einem Lied eine Oper und aus der Oper eine ununterbrochene Orchesterparade mit ewig unterbrochenem Gedankenfluß machen wollte. So faßt man heute „Neues“ in der Musik auf, das „Nicht-Epigonenhafte“. Und Brahms versäumte wirklich, in diesem Sinne „Neues“ zu bringen, und gönnte neidlos, wie immer, diesen Ruhm Anderen. Er selbst begnügte sich damit, das vernünftige Alte vernünftig und doch neu zu wiederholen und in neuer, freier Weise zu steigern; er schämte sich nicht, unübertrefflichem Alten mit schwächerer Kraft, doch immer in neuer Weise nachzustreben, und konnte mit so geübten Kräften vielfach auch ganz Neues schaffen. Wenn erst seine Melodiekraft gefühlt und von diesem Gefühl aus die mangelnde suggestive Wirkung des Meisters durch eine starke, ehrliche autosuggestive Empfindung des Zuhörers ersetzt werden wird, dann wird man sehen, wie viel Neues dieser Epigone uns gebracht hat, — wie viel mehr als alle die Anderen, mit deren Namen man den Anfang einer neuen Tonkunst in unseren Tagen verbunden hat.

Wien. Dr. Heinrich Schenker.

Nietzsche und Brahms.

Unter dieser Spitzmarke lese ich in vielen Zeitungen eine tolle Fabelei des berner „Bund"-Redakteurs Dr. J. V. Widmann. Da ich die Dinge anders weiß als Widmann, so ist es meine Pflicht, das Ansehen beider großen Männer vor den Folgen dieser Fabelei zu schützen. Schon früher hat sich Herr Widmann als ein Palissot redivivus an Nietzsche vergangen: durch die Komoedie „Jenseits von Gut und Böse", mit der er den Deutschen bewies, daß man deshalb, weil man keinen Ernst hat, noch lange keinen Witz zu haben braucht. Jetzt, beim Tode Brahmsens, springt er wieder herbei, um dem sterbenden Löwen Nietzsche einen neuen Fußtritt zu geben, und zwar — auf Kosten des theuern Brahms. Die Sache ist folgende.

Nietzsche urtheilt (im „Fall Wagner") über Brahms von dem selben welthistorischen Gesichtspunkt aus, von dem aus er über Wagner urtheilt. Daß der reizlose, in keine Zukunft weisende Brahms dabei weniger gut wegkommt als Wagner, liegt auf der Hand. Dr. Widmann nun, der Nietzsches Gedankengang nicht recht folgen zu können scheint, nimmt an, dem Urtheil Nietzsches über Brahms müsse eine Verstimmung zu Grunde liegen, eine durch Brahms hervorgerufene Verstimmung! — gleichwie Richard Pohl, einige Jahre früher, sich gegen den „Fall Wagner" nicht anders zu helfen gewußt hatte als mit dem Einfall, Nietzsche habe eine Oper komponirt, sie Wagnern gezeigt, Wagner habe sie abfällig beurtheilt, folglich — sei Nietzsche ein Gegner Wagners geworden!

Der Grund jener von Brahms hervorgerufenen Verstimmung soll nach Dr. Widmann folgender gewesen sein. Nietzsche habe Brahms seinen „Hymnus an das Leben" mit der Bitte um Beurtheilung zugeschickt. Es dürfe nun — sagt Widmann — „sicher angenommen werden, daß Brahms bei der Rücksendung des Hymnus Nietzschen jedenfalls nicht für dessen Komponisteneitelkeit Schmeichelhaftes schrieb, vielleicht sogar, daß er das Musikstück ohne jeden Brief zurücksandte, wie er Das oft that, wo (!) ihm ein Aussprechen seines Urtheils peinlich war. Unter allen Umständen mußte sich Nietzsche ... sehr verletzt fühlen, und so läßt es sich begreifen, wenn er den frivolen Satz in die Welt schleuderte, Brahms besinge (!) die Melancholie seines eigenen Unvermögens."

Vom „Besingen" der Melancholie steht bei Nietzsche nichts; Dies ist jedoch Nebensache. Die Hauptsache, die ich zu sagen habe, bleibt: daß Nietzsche seinen Hymnus im Manuskript nicht an Brahms gesandt hat, daß Nietzsche Brahms nie um sein Urtheil über den Hymnus gebeten hat und daß noch viel weniger durch Brahms eine Zurücksendung des Hymnus an Nietzsche stattgefunden hat.

Die Geschichte des Hymnus ist kurz folgende: Er wurde anfangs August 1882, bei einem Aufenthalt in Naumburg, komponirt. Am ersten September 1882 sandte Nietzsche ihn mir nach Venedig, meinem damaligen Wohnsitz, wo er bis zum fünfundzwanzigsten Juni 1887 in meinem Gewahrsam blieb. An diesem Junitage schickte ich das Manuskript nach Sils-Maria. Am siebenundzwanzigsten Juni bestätigte mir Nietzsche den Empfang. Drei Wochen danach, am achtzehnten Juli 1887, meldete mir Nietzsche bereits, daß die Partitur bei E. W. Fritzsch in Leipzig gestochen werde. Brahms und Widmann weilten damals am Thuner See; mit Widmann stand Nietzsche seit einiger Zeit in Briefwechsel. Ich nehme an, daß Widmann gleich nach dem siebenundzwanzigsten Juni 1887 von Nietzsche brieflich befragt worden ist, ob er geneigt sei, den Hymnus Brahms im Manuskript zu zeigen. Widmann antwortete ausweichend; und so unterließ Nietzsche die Zusendung. Dagegen schickte er das Manuskript an Fritzsch nach Leipzig, der es sofort in Verlag nahm. Mitte Oktober 1887 trafen die fertigen Frei-Exemplare der Partiturausgabe bei mir in Venedig ein. Wie fast alljährlich, so war auch in jenem Jahre Nietzsche auf einige Wochen nach der Lagunenstadt gekommen (vom fünfzehnten September bis zum einundzwanzigsten Oktober 1887). In den letzten Tagen dieses Aufenthaltes machten wir ein Verzeichniß der Personen, denen der Hymnus zugesandt werden könne. Nietzsche hatte, gleich anderen Autoren, die Gewohnheit, Freunden und hie und da auch bedeutenden Zeitgenossen, obschon sie ihm nicht immer persönlich bekannt waren, seine neuen Veröffentlichungen als Zeichen seiner Hochschätzung zugehen zu lassen. So geschah es auch mit diesem Hymnus. Unter den Adressaten waren nach meiner Erinnerung Hofkapellmeister Levi in München, Mottl in Karlsruhe, Bülow in Hamburg, Dr. Karl Fuchs in Danzig, Ruthardt in Leipzig, Reg.-Rath Krug in Köln u. s. w. Auch an Brahms, als den größten der lebenden Musiker Deutschlands, ward ein Exemplar mit einigen Widmungworten gesandt. Und was that daraufhin Brahms? Er schickte nichts zurück, schwieg auch nicht, antwortete auch keineswegs beleidigend, sondern höchst manierlich, auf einer Visitenkarte, wie folgt:

Dr. Johannes Brahms

erlaubt sich, hierdurch seinen verbindlichsten Dank für Ihre Sendung zu sagen: für die Auszeichnung, als welche er sie empfindet, und die bedeutsamen Anregungen, welche er Ihnen verdankt. In hoher Achtung ergeben.

Bedenkt man, daß Brahms (was uns erst nachträglich bekannt wurde) im billrothschen Kreise manches unverständige, ungehobelte Wort über Nietzsche zu hören bekam und daß sein ganzes Wesen ihn von Nietzsche eher weg- als zu ihm hinziehen mußte, so hat man dem Billetschreiber für seinen guten

Willen zur Höflichkeit und Selbstüberwindung alle Anerkennung zu zollen. Und Nietzsche freute sich dieses Billets.

Es versteht sich nun für Jedermann von selbst, daß, wenn Nietzsche in seinem Urtheil über Brahms zu beeinflussen gewesen wäre, er durch Brahmsens Danksagung nicht anders als vortheilhaft gestimmt werden konnte. Aber Nietzsches Ansicht über Brahms stand längst fest, ehe er sie im „Fall Wagner" öffentlich aussprach, auch ehe er den Hymnus an Brahms sandte.

Wenn gleichwohl die gegen Brahms bezeigte Aufmerksamkeit nicht sofort verständlich sein sollte, so liegt Dies an Nietzsches Eigenart. Seine Urtheile sind Urtheile eines biologisch abschätzenden Weltenrichters und gehen weit über seine persönlichsten Zu- und Abneigungen hinaus. Weder verehrt, noch verurtheilt er in Bausch und Bogen. Sein grandioser Freimuth erlaubt ihm, die Rangstellung von Menschen und Werken innerhalb der großen Menschheitentwickelung nicht mit deren Rangstellung und Ansehen innerhalb eines kurzen Zeitabschnittes zu verwechseln. Ohne Zweifel war Nietzsche voll Ehrerbietung für Brahms; namentlich imponirte ihm sein niederdeutscher Ernst, seine harte, männliche Art, sein Verzicht auf das Faszinirende der planlosen Durcheinander-Musik, sein Sinn für Logik und Aufbau; freilich: Vieles auch fand er befremdend, unempfunden, leblos, steinern. Daß er, ein Jahr später (1888), im „Fall Wagner", fast nur seine Einwände gegen Brahms aussprach, geschah aus der Besorgniß, man möchte ihn, den scheinbar Wagner-Abtrünnigen, jetzt wohl gar in Verdacht haben, daß er sein musikalisches Ideal durch Brahms verwirklicht sehe. Diese Muthmaßung hätte thatsächlich weit daneben geschossen. Nietzsche vermißte an Brahms das Hinreißende, Entzückende, Phantastische, die schwellende Empfindung, Fülle der Einbildungskraft, den Klangzauber, über Alledem aber die Einfachheit, Faßlichkeit des wahren Genies und was daraus folgt: Licht, Heiterkeit, Glück, — also alles Das, was er der Musik der Zukunft wünschte.

Ich muß hier gleich hinzufügen, daß diese Musik der Zukunft durchaus nicht in den Bahnen der allerneusten Programm-Musik — etwa der münchener — liegt! Ich habe die Pflicht, Dies um so nachdrücklicher zu sagen, als diese münchener Musik sich ganz unverfroren neben Nietzsche hinstellt und Viele wohl gar glauben macht, sie spreche Etwas von seiner Seele aus! Wahrlich, das Unglück, das für Nietzsche in diesem Mißverständniß liegt, kann nicht größer sein! Es versteht sich auch ganz von selbst, daß, wenn Nietzsche noch Zeuge unseres Kunstlebens wäre, eine Musik mit dem Titel „Also sprach Zarathustra" sich nicht hervorgewagt hätte. Jetzt aber, da er fern vom Schauplatz ist, drängt sich genau alles Das an ihn, was er in Dicht- und Tonkunst kaum mehr erträglich fand. Und die Zuschauer? — oh sie bleiben ernst! auch noch, wenn Zarathustras Lachen, das über alle Himmel weg schallt oder sanft aus den

Tiefen seiner Seele quillt, ihnen von einer gestopften (gleich einem Kinderinstrument kingenden) Trompete vorgeführt wird! O culmen nugarum! o nausea!

Ich bemerke noch, daß Nietzsches Hymnus-Sendung (die Ende Oktober 1887 durch mich von Venedig aus erfolgte) und Brahmsens Antwort (datirt aus Wien, Anfang Dezember 1887) die einzigen Lebenszeichen geblieben sind, die beide Männer mit einander austauschten. Gar zu große Wichtigkeit wird man übrigens dieser Hymnus-Sendung kaum beizumessen haben. Beim nochmaligen Blättern in Nietzsches Briefen finde ich nämlich folgende Stelle, vom achtzehnten Juli 1887: „Kuriosum beiläufig: Dr. Widmann vom ‚Bund‘ hat mir geschrieben, recht theilnehmend; auch von Brahms, mit dem er zusammen ist (letzterer ‚lebhaft interessirt von Jenseits‘, jetzt im Begriff, sich Fröhl. Wissenschaft zu Gemüthe zu führen).“ Danach wäre die Hymnus-Sendung nur als ein Akt der Erkenntlichkeit für Brahmsens Beachtung der Schriften Nietzsches aufzufassen: damals wurden ja diese Schriften fast von Niemand gelesen, und so mußte die Nachricht, Brahms gehe an ihre Lecture, Nietzsche überraschen und zu Dank verpflichten: welchem Danke er eben durch die Hymnus-Sendung Ausdruck gab. Voilà tout.

Zum Schluß noch ein Wort über den Hymnus selbst. Widmann kennt ihn nicht, weiß auch nicht, daß er sowohl in Partitur als Klavierauszug der Oeffentlichkeit vorliegt. Nach Widmann soll sich Brahms über den Hymnus so ausgesprochen haben, „wie sich eben ein Meister über die Arbeit eines nicht ganz unbegabten Dilettanten vernehmen läßt“. Das ist ja äußerst vorsichtig ausgedrückt! Sollte Brahms wirklich nicht gemerkt haben, daß der Hymnus in seiner herben Schönheit ein wahres Meisterstück ist, erhaben in der Stimmung, klar in der Anlage, weise in der Chor- und Orchesterbehandlung, erschütternd in seiner Schlußwirkung? Wenn Brahms ein Genie war — und das Genie zeichnet sich durch seine Urtheilskraft, der gewöhnliche Mensch durch seine Urtheilslosigkeit aus —, dann muß ich annehmen, das angebliche Urtheil von Brahms stamme nur aus Widmanns Phantasie. Ich selbst urtheile nicht nur nach dem Lesen der Partitur, sondern nach einer trefflichen Aufführung des Werkes, der ersten und letzten, die bis jetzt stattfand. Die hiesige Museumsgesellschaft ist es, die den Ruhm hat, Nietzsches „Hymnus an das Leben“ zum ersten Male zu Gehör gebracht zu haben (am neunzehnten Oktober 1893). Wer weiß, wie lange nun wieder der vielgerühmte „initiativische Geist“ anderer Konzertinstitute sich zu besinnen hat, um diesem Beispiel zu folgen.

Annaberg im Erzgebirge. Peter Gast.

Ungarische Leiden.

Die Juden sind mit dem ungarischen Ministerpräsidenten Baron Banffy nicht zufrieden. Sie haben sich arg verrechnet. Sie glaubten, ein gutes Geschäft zu machen, als sie den Unternehmungen der Regirung sowohl beim Millennium als auch bei den letzten Reichtagswahlen große Geldopfer brachten. In das ungarische Abgeordnetenhaus wurden mehr als sechzig Abgeordnete gewählt, die bei mit der Regirung in Geschäftsverbindung stehenden Instituten leitende Stellungen hatten. Diese Wahlen wurden mit dem Gelde der betreffenden Unternehmungen bezahlt, die meistens in den Händen der Juden sind. Die Juden waren deshalb überzeugt, daß sie nun Millionen an Nutzen einheimsen würden, — zum Dank dafür, daß sie in den letzten zwei Jahren „der ungarischen Staatsidee" — oder vielmehr den Interessen der veralteten liberalen Partei — so große Geldopfer gebracht hatten. Kaum war denn auch der neue Reichstag zusammengetreten, so bestürmten die jüdischen Geldinstitute, jedes mit seinem Abgeordneten an der Spitze, den unglücklichen Banffy, der anfangs den Versuch machte, die ihn Belagernden mit schönen Worten zu besänftigen. Aber diese Herren sind praktische Leute, und je höflicher Banffys Ausreden waren, um so stürmischer und kecker wurden die Geldleute.

Zuletzt wurde die Sache Banffy zu toll. Er wurde grob und setzte die Herren einfach vor die Thür. „Zu mir", sagte Banffy, „soll kein Abgeordneter mehr mit einer Bitte um Protektion kommen. Ich werde an der Thür meines Empfangssalons eine Tafel anbringen lassen, auf der stehen wird: Gesuche von Abgeordneten werden nicht erfüllt, um Protektion zu bitten, ist nutzlos." Diese Aeußerung Banffys empörte die gierig Harrenden. Sie ließen sich durch die Haltung Banffys nicht abschrecken und drohten ihm, daß sie ihn auf Umwegen, mit Hilfe des wiener Rothschild-Konsortiums, zu Falle bringen würden. Aber der Ministerpräsident ist ein schlauer Mann; er gab seinen geheimen Verbündeten, der „äußersten Linken", einen Wink, — und siehe da, ein Sturm wurde in der Presse und im Parlament gegen die Abgeordneten entfesselt, die Geschäftemacher sind, trotzdem das Inkompatibilität-Gesetz das Abgeordnetenmandat mit der Bekleidung von leitenden Stellen bei Unternehmungen, die mit der Regirung Verbindungen unterhalten, für unvereinbar und unanständig erklärt. Banffy stellte sich über die doch von ihm angeregten Angriffe ganz entrüstet; aber er benutzte die Gelegenheit, um den Bedrängern seinen Standpunkt klar zu machen. „Wenn die Abgeordneten", sagte er, „in Folge der Hetze der Opposition nicht mehr Mitglieder von Geldinstituten sein dürfen, so werden bald nicht mehr Abgeordnete, sondern lauter dicke Juden in den Banken sitzen."

Der Minister-Präsident scheint also die seltsame Theorie zu vertreten, daß die Abgeordneten aus Patriotismus Geschäfte machen müssen, um dadurch der Macht der Juden auf geschäftlichem Gebiete beizukommen. Diese Auffassung ist wohl aber nicht ernst gemeint, sondern in usum delphini in die Welt gesandt, damit dadurch gezeigt werde, daß Banffy und Genossen nicht gesonnen sind, die Herrschaft der Juden ohne Weiteres anzuerkennen, sondern sie von den Geschäfte machenden Abgeordneten unterscheiden. Das ist aber nur Popularitäthascherei. Die Geschäfte machenden Abgeordneten sind ohne die Unterstützung der Juden

gänzlich impotent; sie dienen ja bei den Geschäften nur als Aushängeschild, das den Unternehmungen einen patriotischen Schein geben soll. Den Hauptzweck hat Banffy aber durch diese Hetze erreicht, da die Revision des Inkompatibilität-Gesetzes auf die Tagesordnung des Abgeordnetenhauses gestellt wurde. Banffy betonte, das zu schaffende neue Inkompatibilität-Gesetz müsse die Garantie bieten, daß aus dem Parlament nicht Männer hinausgedrängt werden, deren Verbleiben dort im Interesse des Landes liege; doch müsse das Gesetz auch darauf achten, daß keine unrechtmäßigen Einflüsse sich geltend machen. Worte, Worte, Worte, sagt Hamlet zu Polonius.

Banffy wird erreichen, daß er durch das neue Gesetz die gierigen Geldinstitute, deren Drängen ihm besonders unangenehm ist, vom Halse hat, ohne daß ihn deshalb die wiener Geldleute ins Gebet nehmen können. Aber im Ganzen und Großen wird das neue Gesetz eben so auf dem Papier bleiben wie das alte, seit zweiundzwanzig Jahren bestehende Gesetz, das niemals ernstlich durchgeführt wurde. Mit dem Ausgleich vom Jahre 1867 ist zugleichdie Korrup tion in Ungarn eingezogen. Die im Parlament künstlich geschaffene Mehrheit für den Ausgleich hat sich auch in späteren Jahren nur durch Vertheilung von Eisenbahn Konzessionen und ähnlichen Geschäftsbetheiligungen gehalten. Auch die oppositionellen Parteien wurden zur Vertheilung eingeladen, um damit ihr Schweigen zu erkaufen. Die Tisza Partei erhielt eine Eisenbahn (die von Strousberg gegründete Kaschau-Oderberger Bahn), die eine solche Mißwirthschaft ergab, daß später Tisza als Ministerpräsident 18 Millionen vom Parlament votiren lassen mußte, um die Herren Verwaltungräthe vor der Unannehmlichkeit eines Kriminalprozesses zu bewahren.

Koloman Tiszas System war stets, die Augen zu schließen, der Korruption nicht entgegenzutreten, und wenn ein Skandal drohte, ihn zu vertuschen. Diesem System des Vertuschens ist es zu verdanken, daß die Korruption einen ungeheuren Umfang annahm und zuletzt mit einem Cynismus betrieben wurde, der trotz allen Vertuschungversuchen zu Skandalen führen mußte.

Koloman Tisza ist schließlich trotz seinem unleugbaren staatsmännischen Geist vom „Wiener Hof" dupirt worden. Mit ihm kam zum ersten Male der Protestantismus, Das heißt: das Kern-Magyarenthum, ans Ruder, das seit dreihundert Jahren dem habsburger Hause opponirt hatte. Der wiener Hof hat Tisza die sogenannten Nationalitäten ausgeliefert. Rumänen, Serben, Slovaken durften nach Wunsch der Chauvinisten gemaßregelt werden, während Tisza von Wien aus genöthigt ward, die Honvedarmee in die gemeinsame Armee einzufügen und ein Heimathgesetz zu schaffen, das Kossuth expatriirte. Dieses Gesetz hatte dem Faß den Boden ausgeschlagen; die protestantischen Kern-Magyaren nahmen eine drohende Haltung an, so daß, um sie zu besänftigen, ein Ministerium Wekerle gebildet wurde, mit Szilagyi und den glänzendsten Intelligenzen der Partei; die religiösen Reformen, die obligatorische Civilehe u. s. w. sollten die Protestanten wieder versöhnen und sie der liberalen Partei zurückerobern. Dieser Versuch ist aber gescheitert. Der wiener Hof hat sein Ziel erreicht: die Liberalen waren abgenützt; sie mußten aber noch eine Pflicht erfüllen und den Ausgleich mit Oesterreich zu Stande bringen. Zu diesem Zwecke konnten nur Politiker zweiter Kategorie gebraucht werden und ein Mann wie Banffy, der selbst wohl noch jetzt am Meisten darüber erstaunt sein mag, daß er Ministerpräsident ist.

Im Eifer seines Gefechtes gegen die Nationalitäten merkte Tisza gar

nicht, daß man ihm den Boden unter den Füßen wegzog und die Kern-Magyaren der liberalen Partei entfremdete. Heute hat der wiener Hof das einst gefürchtete oppositionelle Kern-Magyarenthum gezähmt, denn alle seine leitenden Männer sind gänzlich abgenutzt und unpopulär geworden. Es hängt nun von der Krone ab, nach der Votirung des Ausgleiches eine neue Parteibildung zu Wege zu bringen und der Politik in Ungarn eine der in Oesterreich herrschenden Politik entsprechende Richtung zu geben. Sollte es gelingen, eine ungarische konservative Partei zu bilden, so wird diese Partei auch nur dann Etwas erreichen, wenn sie an ihre Spitze einen Mann stellen kann, der mit eiserner Hand die Korruption ausrottet und die Macht der Juden zu brechen vermag. Die Juden sind die Vermittler der Korruption; die hohen Herren, die sonst mit Entrüstung jede Art von Kurruption zurückweisen, wenn ein Christ ihnen Etwas zustecken will, nehmen von ihrem Juden die Provisionen gern an. Der Grund dieser Erscheinung ist der, daß die hohen Herren sich vor dem Christen, mit dem sie in gesellschaftliche Berührung kommen könnten, geniren würden, während sie mit dem Juden nicht zusammen kommen, — und wenn Das doch geschieht, der brave Jude es ganz natürlich findet, daß der hohe Herr sich einen kleinen Nutzen vergönnt. So lange in Ungarn die Juden herrschen, kann von der Durchführung eines Inkompatibilitätgesetzes keine Rede sein. Bis dahin bleibt das Losungwort: Enrichissez-vous! wie es ein Minister Louis Philippes einst dem Bourgeois-Parlament zurief.

Wenn nach Alledem aber der wiener Hof der Meinung wäre, die Ungarn seien mürbe genug gemacht, um eine Reaktion nach österreichischem Muster zu vertragen, so wäre Das eine arge Selbsttäuschung. Grundzüge des ungarischen Charakters sind: erstens die Liebe zur Freiheit und zweitens das Umschlagen der öffentlichen Meinung von heute auf morgen.

Ein gefügigeres Parlament als das jetzige kann man sich nicht denken; eben so wenig ist es möglich, ein Ministerium zu finden, das bereiter wäre, die freiheitlichen Institutionen zu beschneiden, um sich längere Zeit am Ruder halten zu können. So hatte das Ministerium Banffy z. B. die Absicht, die Preßfreiheit einzuschränken, da Banffy mit Sicherheit darauf rechnete, daß seine Mehrheit jeder wie immer gearteten Regirungvorlage zustimmen werde. Und dennoch ist die Vorlage schon im Justizausschuß gescheitert und der Justizminister sah sich veranlaßt, den gegen die Preßfreiheit gerichteten Paragraphen fallen zu lassen.

In dem Entwurf einer Vorlage über die Regelung der Schwurgerichte hatte die Regirung in den Paragraphen 35 eine Bestimmung eingeschaltet, die ihr die Ermächtigung ertheilen sollte, die Geschworenengerichte im ganzen Lande und zu jeder Zeit außer Wirksamkeit zu setzen. Dieser Paragraph wurde in heftigster Weise angegriffen; der Referent über die Vorlage erklärte, daß eine solche Verfügung mit dem ungarischen Staatsrecht unvereinbar sei, das ein Recht des Ministers, ein Gesetz im Verordnungwege aufzuheben, nicht kenne; die verlangte Ermächtigung widerspreche daher der ganzen Entwickelung der ungarischen Verfassung; in Oesterreich sei zwar eine ähnliche Verfügung in das Gesetz aufgenommen worden, Oesterreich sei aber ein Polizeistaat, dessen Staatsrecht von dem ungarischen wesentlich abweiche. Solche Institutionen, hieß es, dürfen wir nicht importiren. Der Justizminister konnte den Angriffen seiner eigenen Partei nicht widerstehen und mußte nachgeben. Er sah sich dazu hauptsächlich auch durch den Zwischenfall veranlaßt,

der sich bei der Enthüllung des Denkmals eines ungarischen Dichters ereignete. Graf Stefan Karolyi, ein tonangebender, steinreicher Magnat, noch unlängst Mitglied der liberalen Partei, hielt bei der Feier eine Rede, die wohl die Stimmung über das Ministerium am Besten kennzeichnet. „Es ist bei uns“, sagte er, „eine Strömung sichtbar, die wohl nicht das erste, aber ein neues Monstrum dieser jetzigen Regirung zur Welt zu bringen verspricht. Nicht die Betrüger, nicht die Schwindler, sondern den Gedanken will man ins Gefängniß sperren. Man will die Presse in Fesseln schlagen, eine der größten Errungenschaften des Jahres 1848 zertrümmern. Man will der Presse die Flügel beschneiden, sie aber weiter freie Presse nennen, wie sich die Partei, die dieses Attentat unterstützt, auch fernerhin liberal nennen will.“ Nach solchen Aeußerungen hielt es die Regirung denn doch für gerathen, den Rückzug anzutreten.

Außer der Korruption nagt noch ein anderer Krebsschaden an dem Körper des ungarischen Staates: der Agrar-Sozialismus. Kaum sind ein paar Jahre vergangen, seit ein ungarischer Minister im Parlament sagte: „Der Sozialismus überschreitet nicht die Grenze Ungarns.“ Heute steht der Sozialismus — und zwar einer der schlimmsten Art — in voller Blüthe in Ungarn und breitet sich immer mehr aus.

Im Alföld, der Kornkammer des Landes, ist das Eigenthum der Grundbesitzer von den Agrar-Sozialisten bedroht, so daß zur Erntezeit stets Militär bei der Hand sein muß, um Ausschreitungen der Sozialisten zu hindern. Nach dem beliebten Vertuschungsystem will die Regirung die Welt glauben machen, daß ausländische Sozialisten durch ihre Agitation die ganze Bewegung geschaffen haben und leiten. Das ist aber unwahr. Die Bewegung hat einen tieferen Grund und wäre auch ohne sozialistische Aufreizung von außen in Fluß gekommen. In der Kornkammer Ungarns herrscht Noth und Elend, der Feldarbeiter nagt am Hungertuch und wird zum Sozialisten; er giebt seinen letzten Kreuzer her, um Vereine zu bilden, die für die Gedanken Karls Marx Propaganda machen. In früheren Jahren dauerten die Feldarbeiten von der Erntezeit bis zum Schluß des Dreschens drei bis vier Monate. Jetzt ist in vier Wochen Alles zu Ende. Die Maschinen leisten eben heute die Arbeit, die früher den Arbeitern zufiel, die jetzt nur noch die Maschinen zu bedienen haben. Dadurch ist die Dauer der Arbeitperiode der Feldarbeiter auf vier Wochen beschränkt und trotz der Erhöhung des Taglohnes kann der Arbeiter in dieser kurzen Zeit nicht so viel verdienen, daß er davon elf Monate hindurch zu leben vermag. Er fordert deshalb eine bedeutende Erhöhung seines Taglohnes, die ihm der Arbeitgeber nicht bewilligen kann. In anderen Ländern, wo ähnliche Erscheinungen eingetreten sind, wandten sich die Feldarbeiter zur Fristung ihres Lebens während der arbeitlosen Zeit an die industriellen Unternehmer, deren es aber in Ungarn so wenige giebt, daß die Feldarbeiter dort kein Unterkommen finden können. Statt sich auf die ausländischen Agitatoren zu berufen und ihnen die Schuld an der Bewegung zuzuschreiben, sollte die Regirung lieber versuchen, durch öffentliche Bauten, Kolonisation im Innern des Landes u. s. w. Mittel und Wege zu finden, um den Feldarbeitern ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen.

Budapest. Graf Nikolaus Bethlen.

Selbstanzeigen.

Der grundlose Optimismus. Zweite Auflage. Dresden. Heinrich Minden 1897.

Ich habe mit diesem Buche eine Klärung der Gemüther beabsichtigt. Während man gedankenlos die Ansicht nachbetet, daß unsere Zeit nur praktische und materielle Ziele verfolge und sich von der Philosophie abgewendet habe, hat es in Wahrheit kaum jemals eine Zeit gegeben, die so tief und gründlich von unfruchtbaren Theorien und Ideen beherrscht oder vielmehr verfolgt war wie unsere Tage. Theorien und Ideen aber sind die wesentlichen Bestandtheile Dessen, was man Philosophie nennt.

Da gleichzeitig das menschliche Gemüth niemals aufhört — und heutzutage weniger als jemals —, mit der Hast und dem Drang rein utilitarischer Zwecke zu kämpfen, die Theorien an ihnen zu versuchen oder durch sie, durch diese — wie gesagt unfruchtbaren — Theorien, zum Siege und zum Heile gelangen zu wollen, so entsteht eine schauerliche Verwirrung oder Irreführung der Geister. Die allgemein verbreitete „Bildung" bringt das Bedürfniß mit sich, alle Thätigkeiten der Gesammtheit wie des Einzelnen mit Vernunftideen zu durchsättigen. Ueber ihre Wahl sollte ausschließlich das Denken entscheiden. Wie kann man jedoch eine so wenig einträgliche Beschäftigung der Mehrzahl der Menschen zumuthen? Die Zeit hat keine Zeit. Es werden daher Theorien, Vernunftideen, Tendenzen ohne eigene Prüfung fertig angenommen; nicht das Denken, sondern Zufälle, persönliche Verhältnisse, Neigungen und Leidenschaften entscheiden über die Wahl der Idee, Das will sagen: der Partei, der man sich anschließt. So giebt es eine Anzahl von Demokraten, Aristokraten, Ultramontanen, Freisinnigen, Materialisten, Idealisten u. s. w. und Keiner von Allen, die sich zu diesen verschiedenen Richtungen bekennen, wüßte mit vernunftgemäßer Sicherheit die blos logischen Gründe für seine Entscheidung anzugeben, die geistigen Bewegungmotive der von ihm repräsentirten Gesinnung einleuchtend darzustellen. Alle die genannten Parteien und Richtungen sind Philosophie, d. h. sie beanspruchen eine auf Weisheit begründete Rechtfertigung ihrer Existenz. Statt nun einzusehen, daß so viele einander absolut widersprechende Gegensätze politischer, sozialer und philosophischer Richtung niemals in eine allgemein befriedigende Einheit, neben der keine andere Gesinnung mehr bestehen könnte, durch die Entwickelung des menschlichen Geistes aufzulösen seien, glaubt vielmehr jede dieser Parteien und Gesinnungen, einst die Alleinherrschaft über die Welt gewinnen zu können, und widmet all ihr Können und Streben diesem wahnbethörten Glauben.

Ein vielgenannter, aber wenig anerkannter und noch weniger der Anerkennung würdiger Philosoph der Neuzeit hat erst neulich in einem Zeitungartikel beklagt, daß es an jener Einheit fehle, die er als Rettung aus dem Wirrwarr der sich ganz in Spezialwissenschaften auflösenden menschlichen Forschung hervorgehen lassen will. Die fabelhafte „Einheit", die er für möglich hält, soll aus der Metaphysik hervorgehen, als ob diese nicht von Heraklit bis zu Spinoza

und Leibniz sich als gänzlich impotent und unfruchtbar erwiesen hätte. Denn was diese Philosophen einer verschwindend kleinen Anzahl von Denkern in jeder Generation an Ideen vermittelt haben, ist in Bibliotheken aufbewahrt, die wieder nur von einer verschwindend kleinen Anzahl benutzt werden. Daneben aber stehen fest und unerschütterlich für Millionen die Burgen des Aberglaubens, die Festungen, in die sich das allgemeine Nichtdenken unangreifbar und unveränderlich zurückzieht.

Der Irrthum geht eben durch die Welt, daß bloße Vernunftideen den selben Anspruch auf untheilbare, allgemeine Einsicht hätten wie die Verstandesbegriffe, d. h. wie Mathematik und Naturwissenschaft. Wer leugnet, daß $2 \times 2 = 4$ ist oder daß der Donner früher entstehe als der Blitz, obgleich jener erst später als dieser wahrgenommen wird, — Der gehört einfach in das Narrenhaus; wer aber die Vernunftideen oder die spekulativen Systeme, angefangen von den ersten philosophirenden Griechen und reichend bis zu den letzten philosophirenden Deutschen, nicht als Wahrheit anerkennt, giebt erst die rechte Probe seiner Weisheit.

Die Vernunft ist das Höchste, was die Natur in Gestalt des Gehirnes hervorgebracht hat. Allein die Vernunft ist nicht von schöpferischer, sondern nur von ordnender Gewalt. Sie verbindet die einzelnen Erscheinungen, die der Verstand kraft der Kausalität, des Wechselspieles von Ursache und Wirkung, immer zahlreicher schafft, immer mehr erweitert, zu einem Zusammenhang und giebt ihnen einen Zweck ihres Vorhandenseins; sie prägt ihnen eine Idee auf. Daß aber diese Ideen der Vernunft selbst jemals wieder Erscheinungen werden, daß das spekulative Denken eine Wahrheit hervorrufen könnte, die, als Wirklichkeit gestaltet, allgemeine und nothwendige Einsicht wäre: Das ist der in doppeltem Sinne eitle Traum der Metaphysiker, deren Selbstbetrug schon daraus erkennbar wird, daß sie ihren Selbstbetrug für Wissenschaft ausgeben.

Kant hat die „Kritik der reinen Vernunft“ geschaffen und diese Kritik ist die Verurtheilung der reinen Vernunft, insofern sie die letzten Gründe des Daseins erkennen und gestaltend in die Welt eingreifen will. Kants eigene Schuld ist es, daß diese mehr psychologische und anthropologische als philosophische Entdeckung nicht zu einem herrschenden Prinzip der fernern Thätigkeit auf dem Gebiete menschlicher Erkenntniß geworden ist. Er selbst hat zur Abirrung von dieser allein erreichbaren Wahrheit verführt. „Ich sehe, daß wir nichts wissen können“, sagt Goethes Faust, und daß er Dies weiß, ist schon selbst eine Weisheit, die bei gehöriger Ausdenkung und Ausbeutung der kantischen Erkenntnißtheorie eine andere Geschichte der Philosophie aus sich geboren hätte, als sie bei den Nachfolgern Kants bis auf den heutigen Tag ans Licht getreten ist.

Ich habe mich bemüht, in meinem Buche „Der grundlose Optimismus“ die Seite der Erkenntnißtheorie zu beleuchten, die Kant sowohl durch seinen gelehrten Beruf als durch seine streng abstrakte Methode außer Acht zu lassen gezwungen war. Diese von ihm vernachlässigte und von mir hervorgehobene Seite ist die Alltäglichkeit, das Leben aller Menschen von Tag zu Tag, ihre Hingebung an den Genuß des Daseins, ohne daß dieses Dasein an und für sich einen Grund zum Genuß oder zur Freude aufzuweisen hätte. Die Lebensfreude ist ein grundloser Optimismus, der bei solchem Adjektiv die Unmöglichkeit einer Erkenntniß der letzten Dinge in sich schließt, aber im menschlichen Gemüthe, insofern es der bloßen Betrachtung sich zuneigen kann, einen unversiegbaren

Quell unbegriffener Seligkeit bildet. Daß ich mit den Erklärungen und Ausführungen dieser Art einigen Erfolg hatte, beweist vielleicht die nach verhältnißmäßig kurzer Zeit nothwendig gewordene zweite Auflage. Hieronymus Lorm.

Vom Wege. Skizzen. Verlag von Wilhelm Friedrich, Leipzig 1897.

In meinem Skizzenbuche wollte ich Gestalten und Bilder des Lebens mit den allernothwendigsten Zügen festhalten. Eine so mit den sparsamsten Mitteln vergegenwärtigte Situation wird in die scharfe Beleuchtung einer Augenblicksempfindung gerückt. Weil ich bestrebt war, dieser Situation den vollen Gehalt nuancirter Stimmung abzugewinnen und andeutend ohne eingehende Vorgeschichte und ohne breite Ausspinnung der Motive doch einen möglichst weiten Rück- und Ausblick zu gewähren, erhält manche Skizze den Charakter eines Gedichtes in Prosa.

Prag. Alfred Guth.

Henrik Ibsen. Ein literarisches Lebensbild von Henrik Jaeger. Mit Genehmigung des Verfassers aus dem Norwegischen übertragen, erweitert und selbständig fortgesetzt von Heinrich Zschalig. Zweite, vermehrte Auflage, Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minden.

Dr. Henrik Jaeger, dem ich die neue Auflage in dankbarem Andenken gewidmet habe, zählte als gewandter Erzähler, geistvoller Kritiker und bedeutender Literarhistoriker zu den hervorragendsten jüngeren Schriftstellern seines Landes. Großes Verdienst hat er sich namentlich durch sein Buch über Ibsen erworben, zumal er durch landsmännisch engeren Verkehr mit dem Dichter und den ihm nahe Stehenden in der günstigen Lage war, aus den besten Quellen zu schöpfen. In biographischer Hinsicht bietet darum sein Buch das Ausführlichste und Genaueste, was bis jetzt über den großen Bühnenerschütterer aus Skien erschienen ist. Eingehenderes dürfte bei seinen Lebzeiten auch kaum zu erwarten sein. Als kritischer Berichterstatter hat Jaeger mit historischer Berechtigung das Hauptgewicht auf das bereits abgeschlossene dramatische Schaffen Ibsens gelegt, die Zeit, da der ideale Baumeister noch „Dome und Kirchen baute“. Freilich darf man das Buch nicht als eine Art Baedeker in die Hand nehmen, um sich mit Hilfe des Inhaltsverzeichnisses schnell über das oder jenes „Stück“ Ibsens zu „orientiren“, wie eben auch Alle verkehrt handeln, die sich zu Ibsen selbst ähnlich verhalten und sich gegen ihn erklären, weil sie, mit einem Splitter von Andersens zerbrochenem Wahrheitspiegel im Auge, sich etwa nur die „Gespenster“ oder „die Wildente“ angesehen haben. Was meine Mitarbeit an dem Buche, namentlich nach Jaegers Tode, anlangt, so sei mir gestattet auf das Vorwort dieser zweiten, um vier Bogen vermehrten Auflage hinzuweisen. Daß ich mein Bestes that, um den Inhalt des Werkes zeitgemäß zu erneuern und zu ergänzen, brauche ich wohl kaum erst zu versichern.

Dresden. Dr. Heinrich Zschalig.

Kyritz-Pyritz in Australien.

Ueber Coolgardie und Kalgoorlie ließe sich mit bestem Erfolge eine Posse à la Kyritz-Pyritz schreiben. Im höchsten Grade bedauerlich für die industrielle Entwickelung der Goldfelder, aber höchst amusant für den vorübergehenden Zuschauer ist das Eifersuchtdrama zwischen unseren wichtigsten beiden Goldcentren. Bis vor etwa zwei Jahren war Coolgardie die unbestrittene Alleinherrscherin des Goldenen Westens von Australien. In der Coolgardie-Wildniß, fast hundert deutsche Meilen östlich von Perth, hatte Mister Bayley 1892 sein Alluvialgold eingeheimst und das erste Goldriff entdeckt. Bis hierher und nicht weiter drangen bei dem großen Wassermangel die Pfadfinder des nächsten Jahres vor und durchforschten die Umgegend der Bayley-Funde nach allen Richtungen. Als dann außer anderen Quarzadern die reiche Londonderry-Mine im Süden entdeckt war, da war die Zukunft der kleinen Coolgardie-Ansiedelung gesichert. Ueberraschend schnell füllte sich das Zeltlager im Skrubwalde; die Bäume fielen, das Gebüsch ward verbrannt und zwischen zwanzig bis dreißig Fuß hohen Waldhügeln, auf einem kaum übersehbar großen Staubfelde, dem Ideal eines Exerzirplatzes, entstand die Goldstadt Coolgardie. Kalgoorlie war damals noch ungeboren.

Immer frisch nachrückende Goldsucher überschritten natürlich die Bayley-Grenze bald. Auf wasserbeladenen Kameelen, Thee, Zucker, Brot, Reis und tinned-dog (Fleischkonserven) im Beutel, ritten sie nach Süden und entdeckten die Norseman-Felder, ritten sie nach Nordosten und fanden die Goldfelder von Hannans. Diese waren ungeahnt reich, ein Seitenstück zu den besten Minen, die je in Kalifornien, Südafrika oder im übrigen Australien bearbeitet wurden. Auf diesem Boden sind die Great Boulder, die Lake View, die Ivanhoe-Riffe zu suchen. Die Entfernung von Coolgardie betrug 28 englische, 7 deutsche Meilen. Wie gern hätte das junge Coolgardie seine Residenz wohl um diese Meilenzahl verlegt und sich so recht behaglich auf das Goldnest von Hannans gesetzt, just wie eine Henne, die goldene Eier ausbrütet! Dazu war es jetzt aber zu spät. Der Name Coolgardie war bereits zum Feldgeschrei erhoben, weit über die Ufer Australiens hinaus. Coolgardie durfte seinen Nimbus nicht muthwillig aufs Spiel setzen, durfte nicht vom Platze weichen, obwohl die Londonderry sich als ein Blender erwiesen hatte. Die Chancen standen trotzdem günstig.

Und Hannans, wie der reiche Golddistrikt im Nordosten sich nach seinem Entdecker nannte? Ja, dies Hannans war mit seinem Schicksal auch nicht zufrieden. „Wenn wir doch im Coolgardie-Busch gefunden wären", seufzten die schweren Goldriffe, „wie viel schneller kämen wir da ans Oberlicht!" . . „Wenn wir doch ‚Coolgarditen' hießen", stöhnten die Hannans-Pioniere, „da wären wir schon Städter und könnten Gold wie Sand und Sand wie Gold verkaufen!" Schlaflose Nächte gab es genug in jenen ersten Goldfeldzeiten, wo Alles noch im Zelt kampirte und Durst und Fliegen auch dem Müden keine Ruhe gönnten. Glühender Patriotismus war es wohl, der einem dieser Schlaflosen den Gedanken eingab, Coolgardie durch die Namenskonkurrenz zu übertrumpfen, das simple Hannans in ‚Kalgoorlie' umzutaufen. Kalgoorlie war der ursprüngliche Name für den Distrikt; kein Historiker konnte solcher Ortsbenennung ihr Recht bestreiten.

Fast mehr noch als das Gold von Hannans zog nun dessen neuer Name. Nun hatten die Australier nicht nur ihr Coolgardie, sondern auch ihr Kalgoorlie. Wie stolz es klang und doch auch wie geheimnißvoll: Coolgardie — Kalgoorlie! . . Ich aber dachte damals schon an Kyritz-Pyritz, ohne zu ahnen, wie Recht ich damit hatte. Unter der neuen Reklameflagge avancirte auch Hannans blitzschnell zur sogenannten Stadt und überflügelte als Minencentrum das nahe Coolgardie schon nach wenigen Monaten. Dafür aber besaß Coolgardie einmal sein Erstgeburtrecht; es blieb doch immer noch um ein gutes Theil populärer. Dann entwickelte es sich mehr und mehr zu einer wirklichen Stadt. Die großen Aktiengesellschaften des neuen Goldmarktes, die australischen Banken, die Hauptfirmen von Melbourne, Sydney, Adelaide, errichteten ihr stehendes Quartier in Coolgardie. Das Gouvernement, dessen Einnahmen durch die Goldfelder so rasch wuchsen, bedachte zuerst Coolgardie mit seinem Ueberschuß, indem es hier solide Staatsbauten ausführte. Auch die städtische Verwaltung that Alles, den Weltruf ihrer Goldstadt in Stein zu verewigen; sie ließ gleichfalls massiv bauen, ließ pflastern, Trottoirs legen und schuf außerdem eine elektrische Straßenbeleuchtung.

Dagegen konnte Kalgoorlie denn doch so schnell nicht aufkommen. Ich sah es zuerst im Mai des vorigen Jahres. Wirklich: es war noch das halbe Zigeunerdorf. Ein paar große Hotels, ein steinernes Massenbureau im Stile der Coolgardie-Chambers, mehrere in Angriff genommene Steinbauten, sonst ohne jeden städtischen Eindruck. Staubige, holprige Straßen mit ganz primitiven Geschäftshäuschen, Alles so unharmonisch, so unschön, daß man kaum glauben konnte, man stehe auf dem reichsten Boden der Erde. Gold hatten die Kalgoorliten, Das sah man auf Schritt und Tritt. Der Umsatz an der Börse war ein enormer, die Hotels drei- und viermal überfüllt. Wer der Bar am Nächsten stand, zahlte für die ganze umstehende Rotte, — ob bekannt oder nicht, gleich viel. Was man forderte, ob Champagner, anderen Wein, Bier oder Whisky, Das war ganz nebensächlich; die Hauptsache war, daß man trank, ein fideles Gesicht machte und „Kalgoorlie!" jubelte . . . Nie traf ich ein trotz allem Reichthum so armsälig hausendes Menschenvolk wie diese Bürger von Kalgoorlie im Mai 1896.

Der Vorsprung Coolgardies ward zum Ingrimm der Kalgoorlie-Pioniere ein schier unerreichbarer. Seit dem März 1896 hatte Coolgardie auch noch Eisenbahnanschluß nach Perth und Fremantle erhalten; Hauptstadt und Haupthafen Westaustraliens lagen also vor seiner Thür. So lange die eine Goldstadt wie die andere nur auf den Pferde-Frachtverkehr angewiesen war, ließ sich ein baldiges Ueberholen von der Kalgoorlie-Seite her wenigstens hoffen; doch mit der Eisenbahn konnte es, selbst wenn es die längsten Goldstelzen gebrauchte, den Wettlauf nicht aufnehmen. Das war bitter, doch vorerst unabänderlich.

Mit allem Pomp feierte Coolgardie die Eröffnung seiner Eisenbahnlinien Southern-Croß-Northam-Albany und Southern-Croß-Northam-Perth-Fremantle. Der Herr Gouverneur mit Gefolge, der Herr Premier-Minister mit seinem Stabe von Ressortministern, Bürgermeistern und Volksvertretern, die Repräsentanten aller großen Handels- und Industriefirmen tanzten um das goldene Kalb von Coolgardie und stimmten einen Lobgesang an, der an Napoleons Pyramidenhymnus erinnerte. In einer eigens für diesen Zweck erbauten Panegyrikushalle erklangen die hohen Lieder zum Ruhme Coolgardies, die jedem guten Kal-

goorlie-Patrioten wie Spott und Hohn ins Herz drangen. Drei Tage dauerte dies Feiern, an dem alles Volk der Stadt und Umgegend theilnahm. Gegessen, getrunken und getoastet wurde wie besser auf keiner Bauernhochzeit Mecklenburgs. Urbi et orbi ward es durch Kabeltelegramm verkündet: Coolgardie hat seine Eisenbahnen, Coolgardie ist das A und O Westaustraliens, des Goldenen Westens!

Das Alles mußte Kalgoorlie stumm über sich ergehen lassen. Aber: „Warte nur!" dachten die Kalgoorliten. „In diesem selben Jahre noch eröffnen wir unsere Eisenbahnen, die selben Linien, die dann Kalgoorlie-Northam-Albany und Kalgoorlie-Southern Croß-Perth heißen. Da, bei dieser Gelegenheit, wollen wirs Dir eintränken, Du holdes, hohläugiges Coolgardie! Wir werden Dir die Schminke vom Gesicht waschen; Deine Thränen sollen uns das Wasser dazu liefern! Die Welt soll erkennen, daß wir die wahren Centrumsmänner des Goldenen Westens sind, wir, die Goldleute von Kalgoorlie!" Endlich, am sechsten September, war der Revanchetag gekommen. Der selbe Fackeltanz nahte herauf. Diesmal aber flogen die Rockschöße in Kalgoorlie, wo der Wirbelwind noch um einige Grade stärker einsetzt. Hatte Coolgardie eine Festhalle für fünfhundert Hurrah-Schreier gehabt, so fanden in Kalgoorlie jetzt tausend Platz. Hatte Coolgardie mit Bayleys Goldminen aufgewartet, so produzirten die Kalgoorlie-Bürger nun ihre Great Boulder, Lake View, Brown Hill und Ivanhoe-Minen, die denn doch noch ganz anders ins Auge sprangen. Hatten die Coolgarditen ihren Gästen mit elektrischem Lichte heimgeleuchtet, so verfehlte Kalgoorlie nicht, jenen großartigen Rekord um ein halbes Dutzend Glaskuppeln zu überbieten. Und dann — was Coolgardie nicht vermocht hatte —: mit einem richtigen Wettrennen, mit einem Kalgoorlie-Cup sogar wurden die Ehrengäste überrascht! Was wollte Coolgardie nach diesen Treffern noch bedeuten? Doch der beste, der allerbeste Trumpf kommt erst. Von der ganzen Coolgardie-Sippe war nur der Mayor, der unvermeidliche Herr Bürgermeister, geladen. Kein Vertreter der Coolgardie Chambers of Commerce and Mines, kein Vertreter der Handels- und Industriewelt Coolgardies, nicht einmal der in Coolgardie residirende Unternehmer, der die Eisenbahn nach dem alten Hannans gebaut hatte, war am sechsten September in Kalgoorlie sichtbar. Nein, Kalgoorlie wollte à tout prix zeigen, daß es auf eigenen Füßen stehe, daß es ohne jeden Beistand Coolgardies Minencentrum und Eisenbahnstadt geworden sei, daß es aus ureigener Thatkraft zur erstklassigen Goldcity sich emporgeschwungen habe. Kyritz-Pyritz!

Nun, ein Erfolg war mit diesem Rivalisiren um die äußere Ehre gründlich erreicht. Die Spannung zwischen Coolgardie und Kalgoorlie hatte sich jetzt auch auf eine allgemein wichtige Angelegenheit übertragen. Beide Rivalen stritten sich um den nächsten fetten Eisenbahnbissen. Die bestehenden, bis Kalgoorlie vollendeten Goldfeldbahnen sollten bis zu dem nächsten bedeutenden Minencentrum, bis zu Menzies im hohen Norden, fortgeführt werden. Die Frage war nur, ob diese Fortsetzung in Coolgardie beginnen solle oder in Kalgoorlie. Aus Eifersucht gegen das verhaßte Coolgardie scheuten sich die Kalgoorliten nun durchaus nicht, für den Fall, daß ihnen die Beute nicht selbst zufiel, eine anderweitig projektirte Menzies-Linie zu befürworten, die von Southern-Croß ihren Ausgang nehmen würde. Coolgardie ist zweifellos der geschäftliche, der Handelsmittelpunkt der gesammten Goldfelder. Zwischen ihm und Menzies liegt außerdem ein reiches, wenn

auch nicht allzu reiches Minenland; ohne Eisenbahn ist eine erfolgreiche, sich bezahlt machende Bearbeitung dieses Distriktes nicht möglich. Aber Kalgoorlie wollte nichts unversucht lassen, eine Coolgardie-Menzies-Linie zu hintertreiben.

Die Entscheidung ist rascher gefallen, als erwartet werden konnte. Kalgoorlie hat gesiegt. Der Kalgoorlie-Menzies-Bahn gehört die Zukunft!

Kyritz-Pyritz! Mir will kein besserer, kein treffenderer Vergleich einfallen. Auch in Hinterpommern, in dem Machtbereich von Kyritz und Pyritz, ist viel Sand, der selbe lose Sand wie in Westaustralien, nur nicht roth gefärbt. Westaustralien aber hat, obwohl es kein Märchenland ist, thatsächlich diamantwerthe Goldminen, die auf einen Raum vertheilt sind, hundert- und mehr Mal so groß wie Hinterpommern. Nicht nur geographisch, auch geologisch ist das Kyritz-Pyritz-Spiel Kalgoorlies und Coolgardies also ein böser Schnitzer.

Der nackte Goldreichthum im Kalgoorlie-Gebiet ist unzweifelhaft der größere. Eben so unzweifelhaft aber ist Coolgardie das allgemeine Geschäftscentrum und wird ein zweites Johannesburg werden. Vom Standpunkt der Vernunft aus sollten beide Centren daher ihren Einfluß zum Besten der Gesammtheit verwerthen; aus Spießbürgern sollten Weltbürger werden. Unter dieser Voraussetzung nur kann sich verwirklichen, was Dr. A. Simon, einer der sachverständigsten Urtheiler über die Goldfelder und ihre Zukunft, als das nächstliegende allgemeine Ziel hinstellte: die sofortige Inangriffnahme einer Eisenbahnverbindung zwischen Esperanze-Bay, Norseman und Coolgardie. Von dem Werden oder Nichtwerden dieser Eisenbahn hängt die Zukunft der Goldfelder und ganz Westaustraliens im Wesentlichen allein ab. Erst der Ausbau des Esperanze-Hafens an der Südküste kann die so gewaltig anwachsende Bevölkerung der Kolonie mit preiswerthen und ausreichenden Nahrungmitteln versehen. Erst diese Bahnlinie ermöglicht die Verproviantirung der Goldfelder mit dem so unentbehrlichen Maschinenmaterial ohne Wegverzögerung und zu bezahlbaren Preisen. Reiches Goldland füllt den Raum zwischen Esperanze-Bay und Coolgardie. Fällt auf dieser Linie der Peitschen-Frachtverkehr, so ist Westaustralien abermals um so und so viele Millionen reicher. Leben und Blühen, ja die Dauer der gesammten Golddistrikte hängt von dieser Verkehrsader ab, die der Hauptader im menschlichen Körper gleicht. Indirekt ist jede einzige Mine, auch die nördlich und östlich von Coolgardie belegenen, an dem Nutzen betheiligt, den eine Esperanze-Bahn bringen muß. Aber von dem gegenwärtigen Gouvernement läßt sich kein energischer Kurswechsel erwarten. Man hat sich nach anderer Richtung bereits zu sehr engagirt. Das alteingesessene Publikum, das in Stadt und Land seine persönlichen Brotwünsche durch Sir John Forrest so trefflich unterstützt sieht, ist für höher geartete Ideale prinzipiell nicht zu haben. Dieser Theil der Bevölkerung bleibt engherzig und egoistisch sein Leben lang. Hilfe, rechtzeitige Hilfe, kann nur von den Goldfeldern selbst kommen. Dort ist die neue westaustralische Bevölkerung ansässig, deren Energie und Umsicht der alte Schlag seine fette Weide erst verdankt.

Der Mahnruf ist ergangen. Werden Kalgoorlie und Coolgardie die Streitaxt begraben? Ich hoffe: Ja, um des hochwichtigen Zweckes willen. Das Kyritz-Pyritz-Spiel war dann wirklich nur eine Posse aus der Kinderzeit.

Fremantle, West-Australia. Dr. R. Lehmann.

Pfälzer Weine.

Dem Reisenden, der mit aufmerkendem Blick durch die bayerische Pfalz fährt, werden in dem Gelände Veränderungen sichtbar werden, die allerdings schon seit Jahren herangereift sind, als Gesammterscheinung aber erst in neuerer Zeit auffällig werden. Dort wohnt eine wenig konservative, aber sehr intelligente Bevölkerung, die, um die natürlichen Vortheile ihrer Gegend auszunützen, sich nicht mehr auf den gering rentirenden Getreidebau, sondern auf den Weinbau verlegt. Kommt man von Weißenburg im Elsaß über Landau und Neustadt an der Haardt etwa bis nach Grünstadt — in diesen Gegenden wuchs ja immer viel Wein —, so staunt man über die riesige Vermehrung der Weinpflanzungen. Früher wurden nur die Bergabhänge in guten Lagen angebaut; jetzt ist Alles mit Reben bedeckt, bis in die Ebene und bis zum Rhein, wo die Pflanzungen von dem durch den Kies gelockerten Lehmboden begünstigt werden. Die alte Weingegend der Pfalz, westlich von der Eisenbahn, am Haardtgebirge entlang, dehnt sich beständig aus und geht schon über die Bahn hinaus, gen Osten. Der Erfolg solcher Umwandlung ist auch bereits äußerlich sichtbar; der Reisende fährt da durch Rebendörfer und prächtige Villen, die an den berliner Thiergarten erinnern, in denen aber vielleicht die Lebenshaltung nicht immer auf der Höhe der Zeit steht. Von den vielen Feldern, die man früher ringsum sah, ist kaum noch Etwas zu erblicken, nur selten sieht man einen Acker, ein Getreidefeld.

Den geschäftlichen Betrieb erkennt man schon aus der systematischen Rebenpflanzung. Nirgends noch viele hölzerne Stützen, sondern Eisendrähte an Steinen befestigt, die immer bleiben, während der ursprüngliche, unrationelle Betrieb diese Stützen jedes Jahr neu auswählen und zusammensetzen muß. Freilich wurde mir gesagt, diese regelmäßige Pflanzung und Ausnützung zeige sich besonders in den protestantischen Dörfern und sei da, wo die Bewohner katholisch sind, vielfach noch unbekannt. Im katholischen Rheingau geht ja überhaupt Alles noch gemüthlicher zu. Das Verfahren der Weinbauern zielt auf Massenproduktion und die Ebene mit ihren schlechteren Lagen erleichtert die Herstellung von billigen Weinen. Jeder Bauer baute dort auf seinen 10 oder 20 Morgen möglichst viel und en gros und verbessert dann mit gesetzlicher Erlaubniß seine Qualität mit Zucker und Wasser. So ermöglicht oft ein schlechtes Jahr eine größere Produktion als ein gutes, da saurer Wein mehr Wasser vertragen kann. Die Ausfuhr geht hauptsächlich nach Norddeutschland als billiger Haustrunk; auch ist der Verschnitt mit Rothweinen sehr beliebt, weil diese Pfälzer an sich keinen Charakter haben, also den anderer Weine nicht verändern. Im Elsaß und in Lothringen wird der etwas „verstochene" Geschmack des einheimischen Gewächses durch den weichen Geschmack des anderen Weines entsprechend gemildert.

Wie stark dieser Weinbau um sich greift, beweist die Thatsache, daß es jetzt dort Dörfer giebt, wo der Bauer keine Kuh im Stalle hat, also höchst unbäuerlich seine Milch von Fremden bezieht. Zu diesem Zweck sind die Molkereien da, — ein Beitrag mehr zu den ländlichen Großbetrieben. Ohne Viehzucht ist aber auch kein Dünger vorhanden und der künstliche Dung genügt nicht, so reichlich er auch bei der Rebenpflanzung angewandt wird und so genau die von den Fabriken gelieferten Rezepte befolgt werden. Deshalb läßt der Weinbauer

Stalldünger von den Landleuten am Rhein aufkaufen, die noch Acker- und Wiesenbau treiben; sogar per Bahn wird diese duftende Waare bestellt. Die Landleute nun, denen baares Geld zu lachen pflegt, geben wohl ihren Dünger für die Weinberge ab, aber er fehlt dann ihren eigenen Feldern, und bringt der Herbst kein Wachsthum, so beginnen die Klagen über den allgemeinen Nothstand.

Fast alle diese Weindörfer haben, wie ich höre, kostspielige Wasserleitungen, die meist nur durch eine Anleihe zu schaffen waren. Die Anlage bringt der Gemeinde große Vortheile, da der Wasserverbrauch natürlich ungewöhnlich groß ist. Von den allermodernsten Fortschritten, Elektrizität, Straßenbahnen u. s. w., ist noch wenig wahrzunehmen; nur die beträchtliche Verbreitung des Telephons fällt auf, das stets der Vorläufer aller anderen Fortschritte zu sein pflegt. Man würde in jenen Ortschaften ein noch dichteres Fernsprechnetz haben, wenn die Behörden nicht leider noch immer allzu viele Umstände machten. Ich spreche dabei nicht vom Geldpunkt, obgleich die Kosten noch hoch genug sind, sondern von den Weitläufigkeiten, bis man endlich sein gewünschtes Telephon hat. Deutlich merkt man aber, daß die rasch zu Wohlhabenheit gelangte Bevölkerung erst jetzt zum Bewußtsein ihres Erfolges kommt und mit höheren Lebensansprüchen zu rechnen beginnt.

Besonders wichtig sind natürlich die Kreditverhältnisse. Wie mir scheint, ist der pfälzer Weinbauer in Geldsachen recht gut bewandert und nach verschiedenen Systemen sind dort bereits Vorschußkassen entstanden. Eine gewisse Gefahr läßt sich dabei nicht bestreiten; ein ländlicher Kredit auf Grund einer weitverzweigten Solidarität kann schließlich doch auch einmal zu unfreiwilligen Zahlungen führen. Solche Kassen wären vielleicht weniger nothwendig, wenn nicht der kleine Weinbesitzer selbst rasch zum Spekulanten würde, d. h. nah oder fern Waare zukaufte. Das ist der Augenblick, wo er eine Zahlungfrist braucht, während die anderen Spekulanten und Kommissionäre meist baar zu bezahlen pflegen.

Auch die Thatsache dürfte interessiren, daß, während dort im Jahre 1883 erst 13265 Hektar dem Weinbau gedient haben, im Jahre 1895 bereits die Zahl von 15031 Hektaren erreicht war. Der Weinertrag stellte sich dabei auf weit über 200000 Hektoliter; doch gab es Jahre, wie z. B. 1890, wo bei geringerem Anbau die dreifache Ernte erzielt werden konnte. Von den elf Bezirksämtern der bayerischen Pfalz: Bergzabern, Frankenthal, Germersheim, Kaiserslautern, Kirchheimbolanden, Kusel, Landau, Ludwigshafen, Neustadt, Speyer und Zweibrücken, sind natürlich Neustadt a. d. H. und Landau die unvergleichlich größten Produzenten, die kleinsten sind Zweibrücken, Kaiserslautern und Ludwigshafen, trotzdem der letzte Name stark an unsere chemische Industrie erinnert. Die Haardtweine finden ihre Hauptplätze in Dürkheim und Hambach; dann folgen, in weiten Abständen, Deidesheim, Meisenheim, Wachenheim, Ruppertsberg u. s. w. In Landau ist überhaupt kein Platz, der auch nur annähernd die Produktion vieler Orte des eben genannten Bezirkes erreicht. Im Ganzen lautet das amtliche Verzeichniß der bayerischen Pfalz auf nicht weniger als 290 Wein bauende Orte. Es sei hier gleich bemerkt, daß unter den Weinen, die hohe Preise erzielen, neben der Gegend zwischen Eltville und Rüdesheim auch die Haardt nahezu ebenbürtig erscheint. Feines französisches Gewächs ist beträchtlich billiger zu kaufen als die eben erwähnten Sorten; so ist man in Trier bei Auktionen schon bis auf 13000 Mark für das Fuder gegangen und im Rheingau schon bis zu 15000

Mark, was über 20 Mark für den Liter ausmacht. Niemals sind sonst für einzelne Genreweine solche Preise angelegt worden und nie ist so viel Wein bei uns getrunken worden, der zugleich so billig war. Es lohnt, den Gründen für diese beiden Erscheinungen nachzugehen. Zunächst sind die großen Vermögen gewachsen und bei dem sinkenden Zinsfuß ist eine Geldsumme heute nicht mehr, was sie ehemals war. Dann aber hat die allgemeine Lebenshaltung, trotz unserer so oft und so falsch beklagten Uebervölkerung, sich auch in Speise und Trank erhöht. Wie unser Bierverbrauch, der Aktiengesellschaften und Schankpaläste geschaffen hat, stetig zunimmt, so verallgemeinert sich auch das Weintrinken. Sogar der hohe Zoll auf französischen Cognac hat dessen Einfuhr nicht vermindert. Erst diese erhöhte Lebenshaltung der mittleren und unteren Klassen hat die Verbilligung der gewöhnlichen Weine veranlaßt. Denn ohne rationelle Heizvorrichtungen wäre eine rasche Vergährung unmöglich und für diese Vorrichtungen sorgt die zweite Hand, der Spekulant und Großhändler, der schon im Herbst seine Waare kauft und dann mit der Verbesserung und Bearbeitung beginnt. Solche Mühe macht man sich eben angesichts des wachsenden Konsums, der ja heute bereits in noch so kleinen Städten Norddeutschlands das Entstehen zahlloser Geschäfte veranlaßt hat. An eine so ungeheure Ausbreitung des Zwischenhandels war früher gar nicht zu denken, heute aber beeilen sich die Verkäufer in der Pfalz um so mehr, weil ein Theil des gewiß nicht geringen Verdienstes in der Ersparniß der Zinsen und der Zehrungskosten liegt. Die feinen Sorten läßt man bekanntlich in ihrem natürlichen Prozeß möglichst ungestört.

Die guten pfälzer Weine gehen in alle Länder der Erde, die kleinen Sorten aber bleiben in Deutschland und werden namentlich im selbst weinreichen Elsaß gern getrunken. Früher soll es Mühe gekostet haben, z. B. Weine aus den Trauben der Jahrgänge 1889 und 1892 überhaupt, selbst mit Verlust, verkaufen zu können. Die maßgebenden Kaufleute klagten dann wohl über den allzu großen Nutzen der meisten Gastwirthe und über die wachsende Zunahme im Verbrauch deutscher Schaumweine, deren Qualität mit ihrem Preise beständig zurückgehe. Ich erwähne Das nur, weil es jetzt ja für patriotisch gilt, einheimische Schaumweine zu trinken, und weil sogar bei offiziellen Festen dieses Gewächs häufig auf der Tafel erscheint. Doch sind die Pfälzer selbst ehrlich genug, die veränderte Geschmacksrichtung des Publikums einzugestehen. Besonders mit Rücksicht auf den Preis würden vielfach leichte Weine verlangt, während die pfälzer Weine besserer Qualität als schwere Sorten angesehen werden, trotzdem ihr Alkoholgehalt den der Rheingauweine nicht übersteige. In der letzten Zeit scheint hier übrigens wieder eine Aenderung zum Besseren eingetreten zu sein.

Eine Weile wurde befürchtet, das wichtigste ausländische Absatzgebiet der Pfalz, die Vereinigten Staaten, könnte eingeschränkt werden. Wie lange wird es dauern, bis dieses mächtige Exportreich selbst Weine zu uns sendet, wie es schon jetzt ja nach England exportirt? In der Union bauen elf Staaten Wein und sie haben im Jahre 1896 die ungeheure Zahl von 180 Millionen Litern produzirt. Vor nun sechsundfünfzig Jahren betrug diese Produktion nur 564 000 Liter; die Hauptvermehrung liegt zwischen den Jahren 1870 und 1875 und noch mehr zwischen der Zeit von 1885 bis 1896. Die Phantasie der Amerikaner sieht ihr weites Heimathland bereits als fruchtbares Weinparadies der bewohnten Erde. Pluto.

Notizbuch.

Durch das Habsburgerreich schallen Jubelchöre. Die Sprachenverordnungen, die Schwierigkeit der Ausgleichsverhandlungen, die Verworrenheit im wiener Reichsrath: Alles wird von der Freude über das innige Verhältniß zum Zarenreich übertönt und die Börsenberichterstatter sogar, die eben noch in Luegers Thronbesteigung den bösen Anfang vom böseren Ende sahen und für Handel und Wandel schwarze Tage weissagten, trällern nun, wie muntere Lyriker im Mai, wundervoll lockende Liedchen. Was den Umschwung bewirkt hat? Der Kaiser Franz Joseph war mit dem Erzherzog, der, seit der leider noch immer laut gepriesene Kronprinz Rudolf an seinen wüsten Leidenschaften zu Grunde gegangen ist, als Erbe der habsburgischen Krone gilt, in Petersburg und wurde dort mit ungewöhnlicher Herzlichkeit aufgenommen. Im Allgemeinen thut man gut, den Werth solcher Monarchenbegegnungen, die sich in den letzten Jahren beträchtlich gehäuft haben, nicht allzu hoch anzuschlagen. Bei der Zusammenkunft der beiden Kaiser des europäischen Ostens hat es sich offenbar aber um Wichtigeres gehandelt als um eine belanglose dynastische Höflichkeit. In unzweideutigen Worten wurde der Welt verkündet, die Herrscher und ihre Minister hätten sich über ihre Orientpläne geeinigt und in der Behandlung der schon vorhandenen und etwa noch auftauchenden Balkanfragen sei die vollste Solidarität der beiden Kaiserreiche gesichert. Man nimmt den Mund ein Bischen voll, wenn man diesen Vorgang ein weltgeschichtliches Ereigniß ersten Ranges nennt, aber man würde seine Bedeutung unterschätzen, wenn man ihn kühl lächelnd in die höfische Festchronik verwiese. Für Oesterreich war die Auseinandersetzung mit Rußland längst eine Lebensfrage; und die Gefahr, diese Auseinandersetzung könnte auf friedlichem Wege unmöglich werden, wuchs in demselben Maße, wie die Weltmacht des Zarenreiches zunahm. Ist diese Gefahr jetzt für absehbare Zeit beseitigt, dann ist auch die Angstlinie Serajewo-Saloniki nicht mehr bedroht und den verantwortlichen oesterreichischen Politikern ist ein schwerer Stein vom Herzen genommen. Ob auch die Bewohner des Deutschen Reiches Ursache haben, sich dieser Wandlung der Dinge zu freuen? Fast möchte mans glauben, wenn man in deutschen Zeitungen liest, die petersburger Vereinbarung bedeute einen herrlichen Sieg der deutschen Diplomatie, und bald darauf französische Stimmen hört, die durch die innigere Verbindung der beiden Ostmächte beunruhigt scheinen. Doch diese Betrachtung haftet nur an der Oberfläche und kümmert sich nicht um die tieferen Zusammenhänge politischer Erscheinungen. Ein französischer Minister soll einem Abgeordneten, der sich über die neue russisch-oesterreichische Verständigung besorgt zeigte, geantwortet haben: Mais c'est la fin de la triplice! Der Mann mag vielleicht Recht haben. In dem Augenblick, wo Oesterreich einen Interessenkonflikt mit Rußland nicht mehr zu fürchten braucht, hat die Erhaltung des Dreibundes für den Donaustaat den wesentlichsten Theil des Werthes verloren. Der Dreibund ist, seit das Deutsche Reich ein Element der Unruhe und Unberechenbarkeiten geworden ist und der junge Herr Nikolaus als Zar von Europa die westlichen Länder durchreist hat, überhaupt nicht mehr populär; er fristet sein Leben, weil vorläufig noch Keiner sich offen von ihm lossagen will, man erzählt von Zeit zu Zeit, er sei jetzt fester und inniger als je vorher, aber man rechnet kaum noch ernsthaft mit ihm als mit einem wichtigen Machtfaktor und diese geringe Schätzung wird durch die petersburger Vereinbarung noch vermindert werden. Allmählich muß auch der blödeste

Blick erkennen, welche Einbuße wir in den sieben mageren Jahren deutscher Politik erlitten haben, und der Freiherr von Heyl sprach nur aus, was jeder nicht ganz Kurzsichtige empfindet, als er neulich im Reichstag sagte, er beneide Herrn Marschall von Bieberstein nicht um seine diplomatischen Erfolge. Was wir an Diplomaten, denen wichtige Posten anvertraut sind, heute aufzubieten haben, bleibt leider weit unter dem Niveau der Murawiew, Nelidow, Goluchowski, Szögyenyi und Aehrenthal; deshalb hat die Macht Rußlands sich über alles Erwarten gemehrt und deshalb ist Oesterreich in eine neidenswerthe Lage gelangt und findet die Bahn frei, wenn es zu der Politik des Fürsten Kaunitz zurückkehren will. Daß diese Entwickelung zum Schlechteren mit heißem Bemühen vertuscht und umgelogen wird, ist nicht wunderbar. Diese Versuche werden bis zu der Stunde fortgesetzt werden, wo wir völlig isolirt sind und das deutsche Volk, wie jetzt der Kaiser, seufzend fragen wird, ob es nöthig war, den Kelch bis zur Neige zu leeren.

* * *

Der Herausgeber der „Zukunft" hat den folgenden Brief erhalten:

Sehr geehrter Herr Harden, mein neulich von Ihnen veröffentlichter Artikel „Margarine" hat mich in Bismarcks Lage gebracht; auch ich muß, wie er regelmäßig nach dem ersten April, der Zeit- und Portoersparniß wegen zu einer summarischen Beantwortung vieler Zuschriften schreiten. Einige Agrarier haben es sehr übel vermerkt, daß ich das Bischen Charakter, das mir nach mehrjähriger politisch-publizistischer Thätigkeit in ihrem Dienst überhaupt noch verblieben war, neulich hier dadurch offenbarte, daß ich für die zweifellos gute Sache der Margarine rückhaltlos eintrat. Diese Leute häufen nun wegen dieses schändlichen Verrathes schwere Vorwürfe auf mein Haupt und heischen, in zum Theil geradezu beleidigenden Ausdrücken, Aufklärung über die Beweggründe meines Gesinnungwechsels. Ich erkläre darum hiermit öffentlich, daß ein Gesinnungwechsel bei mir überhaupt nicht vorgekommen ist, denn wenn man nichts hat, kann man auch nichts wechseln. Es ist — was bekanntlich nicht nur bei politischen Schriftstellern vorkommt — bei mir lediglich eine Frage des Geldbeutels, Das zu schreiben, was nach der gerade herrschenden Konjunktur relativ am Besten bezahlt wird, — und Das waren eben eine Zeit lang agrarische Hetzartikel. Nun hat aber kürzlich der Junkerbund, der mir so lange 10 Pfennige für die kleine Zeile bewilligt hatte, das Honorar auf 9 Pfennige herabgedrückt, wahrscheinlich, weil der Bauernbund Nord-Ost ihm bereits viele Mitglieder abspänstig gemacht hat. Das konnte ich mir aber als anständiger Mann und Vater von drei Kindern doch nicht bieten lassen; darum habe ich als feiner Geist, der die Zeichen der Zeit zu deuten versteht, meine Dienste den geheimen Oberbauern angetragen, die nun vom berliner Thiergartenviertel aus den Pommern und den Obotriten die Bedeutung einer Harke klarmachen. Herr Heinrich Rickert aus Putzig trug mir darauf sofort die Ehrenmitgliedschaft im antiagrarischen Schutzverbande an und Herr Dr. Pachnicke offerirte elf und einen halben Pfennig für die Zeile, Format Deutsches Reichsblatt, amtliches Organ des Bauernbundes Nord-Ost, und sogar zwanzig Pfennige, wenn es mir gelänge, die Spalten der „Zukunft" dem guten Zweck dienstbar zu machen. Da man mir obendrein noch die stille Hoffnung weckte, der Margarine-Mohr werde mir vielleicht eine kleine Extra-Provision zuschanzen, so konnte mein Entschluß nicht zweifelhaft sein. Leider hat sich die zuletzt erwähnte Hoff-

nung bisher nicht erfüllt; Herr Mohr soll, wie man mir sagt, den ganzen Artikel — ich meine nicht seine Margarine, sondern meinen Aufsatz — überhaupt nicht für echt halten und eher eine Schädigung des Oeltalgabsatzes davon befürchten. Ob er klüger ist als die allzu hitzigen Herren, die mich lasen und nicht verstanden?

Steglitz. Edmund Klapper.

* * *

Für die Griechen ist kaum noch irgend Etwas zu hoffen. Man hört, die Kaiser Franz Joseph und Nikolaus seien entschlossen, den König Georg und seine Familie zu schützen, aber dieser Entschluß wird die Schützlinge wohl nicht allzu lange vor dem Schicksal bewahren können, das dem Hause Bonaparte nach Sedan beschieden war. Und für die Hellenen steht heute schon Wichtigeres auf dem Spiel als die Erhaltung einer Dynastie, die zwar keine besonderen Sünden zu büßen, aber auch keine nützlichen Leistungen aufzuweisen hat: für sie handelt es sich um die Frage, ob sie wirklich der schamlosen und schändlichen Türkenwirthschaft ausgeliefert werden sollen. Sie sind nicht von den Türken geschlagen worden, in deren Reihen leider auch Deutsche fochten, sondern von den europäischen Mächten, die, nachdem sie so oft feierlich erklärt hatten, sie wollten die im Orient lebenden Christen schützen, ihren ganzen Einfluß nun gegen die Christen benutzten und, ohne lange erst nach Menschenpflicht und Völkerrecht zu fragen, die Geschäfte der Russen besorgten. Die Ehre der Griechen wäre selbst dann nicht befleckt, wenn sie von der türkischen Uebermacht besiegt worden wären — eine Panik, wie die griechische Armee sie bei Larissa erlebte, hat selbst die tapfersten Heere in dunklen Stunden schon befallen —, und sie verdienen um so weniger zum Schaden den Spott, als sie in ihrem sichersten Stützpunkt, auf Kreta, gelähmt waren und gegen das lieblich tönende europäische Konzert zu kämpfen hatten. Will man durchaus einen Sündenbock suchen, so mag man sich an Herrn Delyannis halten, der Alles gethan hat, um sein Vaterland wehrlos zu machen. Er bekämpfte jede Steuer, jeden Finanzvorschlag, durch den Trikupis dem Lande die Mittel zu besserer Rüstung und Wehrfähigkeit schaffen wollte, und erwarb, als der Mann, der das arme Volk vor der Vertheuerung der nothwendigsten Lebensmittel bewahrte, bei den Grundbesitzern, den Weinbauern und Oelhändlern hohen Ruhm. Jetzt hat der schlaue Demagoge die Ernte gesehen, die er bereitet hatte: als das bedrohte Volk sich für die kretischen Brüder und für die geistige Freiheit seiner Kinder erhob, fehlte das Geld an allen Ecken und Enden, für die Ausrüstung und Verpflegung der Truppen war nicht gesorgt und die schnell zusammengeraffte und schlecht genährte Schaar mußte dem ersten Schrecken zum Opfer fallen. Nur der hitzige Enthusiasmus, der in den ersten Wochen nach dem Kriegszuge des Obersten Vassos fühlbar wurde, hätte diese Mängel zu ersetzen vermocht; aber die menschenfreundliche Diplomatie der Großmächte sorgte dafür, daß die christlichen Hellenen ein hübsches Weilchen hingehalten wurden, — und das griechische Feuer erlosch inzwischen allmählich. Herr Delyannis ist gefallen und Herr Ralli ist an seine Stelle getreten. Aber was ist jetzt noch zu hoffen? Wenn in den Hirnen verständiger Politiker, ehe es zu spät ist, die Erkenntniß dämmert, daß die Westmächte einen beschämenden Fehler begangen haben, kann den Griechen das Schlimmste erspart bleiben. Im Uebrigen müssen sie warten, sich sammeln, emsig an der Gesundung ihrer Volkheit arbeiten und sich mit dem kargen Trost bescheiden, daß sie die Sympathie der gesitteten Mensch-

heit besitzen, die nicht durch Börsenspekulanten und wispernde Diplomaten vertreten wird. Für die europäischen Mächte, zu denen man Rußland nicht zählen darf, ist das Ergebniß der großen Aktion nicht gerade verlockend: sie haben alle Grundsätze, die sie sonst stolz bekannten, geopfert, den Fluch der Lächerlichkeit auf sich geladen und nichts erreicht als eine ungeahnte Stärkung der Türkenmacht. Der schwachsinnige Sünder, der im Yildiz-Kiosk haust, kann vergnügt schmunzeln und die Metzeleien munter fortsetzen und er wird, wenn ihm wieder Reformvorschläge unterbreitet werden, sich nicht einmal mehr die Mühe geben, eine ernste Miene zu zeigen und zu thun, als dächte er daran, das gebenedeite Osmanenreich auf Recht und Ordnung zu gründen.

* * *

Der Klatsch über die anonymen Briefe, die zu der dem beschränkten Unterthanenverstande unbegreiflichen Verhaftung des Herrn Leberecht von Kotze führten, will nicht zur Ruhe kommen und die sich weise dünkenden Männer, die wähnten, der Lärm werde bald verhallen, wenn eine öffentliche Gerichtsverhandlung vermieden werde, sehen sich nun schmählich getäuscht. Eben ist wieder eine Broschüre über die nachgerade recht langweilige Geschichte erschienen und das darin enthaltene „sensationelle Beweismaterial" wird in den Zeitungen wieder vor den neugierigen Blicken der Gaffer ausgebreitet. Ein Herr von Langen-Allenstein, den der grausame Tod inzwischen leider dem deutschen Volk entrissen hat, erzählt da, die Frau des Hofmalers Freyberg habe die schlimmen Briefe geschrieben. Die Behauptung klingt ganz und gar thöricht, denn die Briefe konnten nur von einem Privilegirten geschrieben oder inspirirt sein, der zu den intimsten Cirkeln der Hofgesellschaft gehörte und so Gelegenheit hatte, die wichtigsten und die winzigsten Vorgänge zu beobachten und Entschlüsse des Kaisers zu erfahren, ehe sie in die Oeffentlichkeit drangen. Auch die Indizien, die Herr von Langen anführt, sind von der dunkelsten Hintertreppe geholt, — genau wie in einer früheren Broschüre, wo der selbe ehrenwerthe Verfasser einen anderen Thäter zu wittern glaubte. Der deklassirte und in die Souterrains der Presse verschlagene Junker findet dennoch an manchen Stellen gläubiges Gehör, weil er im Dienst des Herrn Fritz Friedmann stand, der Herrn von Kotze in der Sache als Anwalt vertrat. Aber Herr Friedmann ahnte, wie sein eigenes leeres Buch beweist, selbst nicht, in welcher Richtung der Missethäter zu suchen sein könnte, und vermochte deshalb seinen Sekretär oder Detektiv nicht zu erleuchten. Er raunte Einiges von einer bösen Frau, die eine Schreibmaschine habe und der That dringend verdächtig sei, — und diese Andeutung hat Herr von Langen dann weiter geführt, wahrscheinlich, um eine persönliche Rache zu kühlen und ein gutes Geschäft zu machen. Auffällig ist nur, daß in der nach dem Tode des Verfassers veröffentlichten Schrift der Kriminalkommissar von Tausch als der Inspirator der Briefe bezeichnet und damit an Bemerkungen erinnert wird, mit denen Herr von Marschall seine Mohammedrede zierte. Der Leser hat den Eindruck, daß die neue Broschüre nur den Zweck hat, auch in der Briefgeschichte Herrn von Tausch als den eigentlichen Hauptsünder zu verdächtigen. Das ist kein Unglück. Hoffentlich wird die Untersuchung gegen den Kriminalkommissar nun auch auf diesen Punkt ausgedehnt. Wenn es gelänge, den Briefschreiber zu packen, dann würde man endlich wenigstens verstehen, welches wichtige politische Ziel mit der moabiter Haupt- und Staatsaktion erreicht werden sollte.

* * *

Die preußischen Minister haben seit einiger Zeit mit ihren Reden kein

Glück mehr. So oft eine wohlweise Excellenz im Borussenlande den Mund aufthut, hört man wundersame Mären und gewinnt Einblicke in eine Weltanschauung, die unter leidlich gebildeten Menschen mindestens ungewöhnlich genannt werden darf. Eine besonders erquickliche Leistung hat uns neulich Herr von Hammerstein-Loxten, der Minister für Landwirthschaft, Domänen und Forsten, geboten. Bei einem Festmahl, das die Eröffnung der Gartenbau-Ausstellung in Treptow verherrlichen sollte, hielt der Herr aus Hannover die folgende Rede, die nach mehr als einer Richtung so werthvoll und charakteristisch ist, daß sie der Vergessenheit entrissen werden muß: „Unsere Zeit krankt am Realismus, am Materialismus, am öden Parlamentarismus, am Parteiegoismus, an dem Hader konfessioneller und politischer Parteien mit einander, an den Folgen sich immer weiter ausbreitender destruktiver Tendenzen, die unser Volksleben vergiften. Um so erfreulicher ist in solcher Zeit die Wahrnehmung, daß doch auch ideale Bestrebungen im Leben unseres Volkes noch nicht erstorben sind. Idealismus ist Pflege der Kunst des wahrhaft Schönen. Die Gartenbaukunst ist eine den übrigen Künsten ebenbürtige Kunst, sie schafft natürliche Bilder, herrliche Farben, schöner, als sie des Malers Pinsel auf seine Leinwand zu zaubern vermag. Was die Gartenbaukunst auch in dieser Richtung zu leisten vermag, Das beweist auch Ihre Ausstellung. Darin liegt die große ethische Bedeutung Ihres Werkes. Der Idealismus darf im deutschen Volksleben nicht ersterben, dann blieben wir nicht mehr echte Deutsche. Rasten lassen Sie uns nicht, dies Ziel zu erstreben. Rasten wollen wir vor Allem nicht in der Verehrung und Liebe zu unserem allergnädigsten Kaiser, König und Herrn. Sr. Majestät, dem wärmsten Pfleger und Verehrer der Kunst, des Friedens Erhalter, wenn auch schon fern in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, Sr. Majestät, dem allzeit gerechten Schirm- und Schutzherrn aller Stände, Sr. Majestät, unserem Allergnädigsten Kaiser und Herrn, unseres geliebten deutschen Vaterlandes treuestem Behüter, Allerhöchst dem Deutschen Kaiser sei dies Glas geweiht. Se. Majestät, unser Allergnädigster Kaiser, König und Herr, Er lebe hoch, hoch, hoch!" Das ist, wie auch der nichtsnutzigste Nörgler zugeben muß, nicht eine einfache Bratenrede, sondern das Bekenntniß einer schönen Seele. Was Herr von Hammerstein unter dem Realismus und Materialismus versteht, den er den idealen Bestrebungen eines Gartenbauvereins gegenüberstellt, ist zwar sein Geheimniß geblieben und seine Aesthetik, die hurtig die Gartenbaukunst für allen übrigen Künsten ebenbürtig erklärt, wird auch bei Denen, die nicht auf Schopenhauer schwören, ein Schütteln des Kopfes bewirken. Aber wie herrlich ist das klingende Pathos der Rede, wie fein das Gefühl für die ethische Bedeutung hübscher Blumenarrangements! Man wird beinahe traurig gestimmt, wenn man bedenkt, daß dieser Philosoph, der das Leiden der Zeit so sicher diagnostizirt und mit so eindringlichem Verständniß den Weg zur Heilung weist, sich mit der Sorge für die Landwirthschaft, die Domänen und Forsten bescheiden muß. Wir wollen hoffen, daß er seine Gedankengänge bald in einem Buch deutlicher erkennbar macht und daß er trotzdem recht lange Minister bleibt. Ein Mann, der es fertig bringt, in einem Satz dreimal das Wort Allergnädigst, viermal das Wort Majestät und dazwischen noch allerlei andere Kostbarkeiten zu verwenden, ist in einer Zeit „sich immer weiter ausbreitender destruktiver Tendenzen" beim besten Willen nicht zu ersetzen.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 15. Mai 1897.

Der Redner Bismarck.

Ein halbes Jahrhundert ist heute seit dem weltgeschichtlich wichtigen Tage verstrichen, da Otto von Bismarck zum ersten Male als politischer Redner auftrat. Die Ritterschaft der Provinz Sachsen hatte ihn, als Vertreter des erkrankten Herrn von Brauchitsch, des Abgeordneten für den altmärkischen Kreis Jerichow, in den Vereinigten Landtag geschickt und der zweiunddreißigjährige Deichhauptmann gehörte im ersten preußischen Parlament nicht lange zu der still dahindämmernden Fraktion der stummen Hunde. Hesekiel hat uns den Bismarck von 1847 geschildert: „Eine hohe Gestalt von mächtigem Bau, das dichte Haar kurz geschnitten, das gesund geröthete Antlitz von einem starken blonden Vollbart eingerahmt, die blanken Augen etwas vorstehend, à fleur de tête, wie die Franzosen sagen: so stand er da, blickte einen Augenblick in die Versammlung und sprach dann schlicht, mitunter stockend, mit einem scharfen, zuweilen schneidenden, nicht eben angenehmen Klang in der Stimme." Man mag ihn sich ungefähr so vorstellen, wie Wilhelm Scholz auf dem ersten Bismarckbilde des Kladderadatsch ihn neben Gerlach und Stahl gezeigt hat; und so, als „der Erzschelm in Panzer und Schuppen", als der starre, reaktionäre Junker, der in der symbolischen Krebsrüstung einherschreitet und in der Linken seinen Stammbaum, in der Rechten eine Geißel hält, erschien er zuerst auch dem inneren Auge der wundervoll aufgeklärten Zeitgenossen. Die starke Intelligenz, die der gewaltige Blick doch verrieth, und der unbeugsame Wille, der dem blonden Märkerkopf die besondere

Prägung gab, blieb den vom liberalen Wahn geblendeten Mannesseelen verborgen und sie merkten auch nicht, daß seine Worte ganz anders klangen als anderer Männer Rede. Ihnen war er der beschränkte junkerliche Autodidakt, der als Corpsstudent nach alter Burschensitte gebummelt hatte, dessen lückenhafte Edelmannsbildung den Werth moderner Errungenschaften nicht zu ermessen vermochte und der sich nun erdreistete, eine weise, erleuchtete Versammlung zu seinen mittelalterlichen Idealen bekehren zu wollen. Die guten Leute, die von ihrer hellen Kulturhöhe spöttisch auf den zurückgebliebenen Jerichower herniederlächelten, ahnten nicht, daß dieser merkwürdige Junker mehr gelernt und gearbeitet hatte als mancher scheinbar moderner empfindende Mann vom Bürgerberge. Herr von Bismarck prahlte und prunkte freilich nicht mit seinem Wissen und wollte nicht mehr sein als ein treuer, in jeder Prüfung tapfer bestehender Vasall des Preußenkönigs; aber er hatte früh den Werth des quintilianischen Spruches erkannt: multa magis quam multorum lectione formanda mens, hatte in den besten Büchern alter und neuer Zeit der hungrig erwachenden Denkkraft Nahrung gesucht und gefunden, auf eigene Faust fleißig Geschichte und Geographie getrieben und dem jungen Geist still so eine Rüstung geschmiedet, die immerhin anders aussah als das Krebskleid, in das der witzige Zeichner ihn steckte. Die schwere, später mit unvergleichlicher Meisterschaft von ihm geübte Politikerkunst, die Grenzen des Erreichbaren zu erkennen, beherrschte er damals wohl noch nicht; aber er brachte sein junges Genie mit, eine frische, durch keinen Bureaukratendrill eingeschnürte und verkümmerte Auffassung der Dinge, den Sinn für das Wirkliche und Wesentliche und eine selbst erworbene Weltanschauung, die sich, so oft auch ihr Gesichtskreis durchbrochen oder erweitert wurde, nach kurzem Tasten stets wieder in die Einheit fand. Diese Geschlossenheit des Wesens stieß die Halben und Lauen natürlich ab: der neue Mann, der Alles persönlich nahm und keinen Hieb zaghaft einsteckte, wirkte zunächst als eine fremdartige, allem Hergebrachten feindliche Persönlichkeit, deren explosive Kraft die viellieben und getreuen Stände recht häufig in Aufruhr brachte. Stürmische Unterbrechungen, Tumulte, Zischen, Gelächter, laute Zeichen der Ungeduld waren während der ersten Reden Bismarcks gewöhnliche, von Jedem erwartete und fast von Jedem froh begrüßte Erscheinungen. Den klügeren Gegnern tagte mählich aber die Erkenntniß: sie witterten eine im Dunkel waltende, eine im goethischen Sinne dämonische Macht in dem reckenhaften Manne und versuchten nun flink, in dem noch fahlen, flimmernden Licht der neuen Oeffentlichkeit ihn zu einer komischen Figur herabzudrücken,

zu einem von hagerer Tragik gar nicht angekränkelten dickköpfigen Don Quixote aus der Altmarkt, mit dem, ohne ihm nur die derbe Haut zu ritzen, die Barbiere bald fertig werden würden. Was er sagte, war nicht komisch, war auch nicht, wie bei d'Israelis ersten Rednerleistungen, durch schrilles Pathos und fahrige Komoediantengeberden ins Groteske verzerrt; der Mann, der da stockend sprach, war aus einem Guß, vertrat die Staatsauffassung des Standes, in den er geboren war, und lockte durch keine Kluft zwischen Sein und Schein die immer rege Lachlust hervor. Doch schien der Versuch lohnend, ihm den Steckbrief eines rückständigen, keck ins Blaue schwatzenden Junkers zu schreiben und den Unbequemen so unschädlich zu machen. Und der Versuch konnte für eine Weile gelingen, weil Bismarck, der, nach Sybels hübschem Wort, eine politische Lehrzeit eben so wenig brauchte wie der junge Fisch eine Schwimmschule, eigentlich kein Redner war.

Kein Redner alten Stiles. Auch der Bescheidenste pflegt die Gaben, die ihm die Güte der Natur verlieh, nicht gering zu schätzen; und Bismarck hat schon als politischer Anfänger keinen Zweifel darüber gelassen, daß er den Werth der Beredsamkeit nicht hoch anschlägt, — nicht höher als etwa den Reiz eines kleines Fußes, der „manche Damen verleitet, zu enge Schuhe anzuziehen und die Füße vorzustrecken und sehen zu lassen; so, wenn Einer das Unglück hat, beredt zu sein, da hält er zu lange Reden und zu oft.“ Die Beredten vom Schlage Laskers und Windthorsts haben ihn zu oft gelangweilt und geärgert, als daß er in d'Alemberts und Emersons lautes Lob der Rhetorenleistungen einstimmen konnte; er hält es mit Macaulay und Kant und nahm die Wortschälle und sophistischen Rednerkünste stets mit dem äußersten Mißtrauen auf. Wahrscheinlich fühlte er früh, daß ihm das eigentliche Rednertalent fehlte. Der rechte Redner muß in jedem Augenblick über alle Register verfügen und im Stande sein, je nach Bedarf sich zu begeistern oder zu entrüsten, sich über sein natürliches Wesen hinaus zu steigern und die Hörer durch wuchtiges Pathos oder blendenden Witz in die Richtung seines Willens zu zwingen. Diese Fähigkeit, die wir bei allen berühmten Rednern, von Demosthenes bis zu Mirabeau und von Pitt bis zu Gladstone, finden, wird selbst die eifrigste Liebe bei Bismarck vergebens suchen; mit der gefährlichen Begabung, die über dem Richterspruch der kühl wägenden Vernunft unterworfene Dinge die Entscheidung gern dem ästhetischen Geschmack zuschiebt, blieb ihm aber auch der leidige Dualismus versagt, der in den gefeierten Rednern oft den Menschen und den Rhetor wie zwei verschiedene,

einander fremde Geschöpfe erscheinen läßt. Die innerste Einheit im Wesen Bismarcks wurde nie durch täuschende Künste angetastet; er denkt, er spricht und schreibt wie kein Anderer, aber er blieb sich selbst immer getreu und mühte sich nie, den Fuß auf ellenhohe Socken zu setzen. Er putzt seine Sätze nicht, verbessert nicht, nach der üblen Art forensischer Redner, unglücklich gewählte Wörter und polirt den Stil nicht zu blanker Glätte; der Satzbau bricht und bröckelt ihm zwischen den Lippen, weil der Gedanke schon vorausgeeilt ist und der Redner nicht nach den Erfolgen strebt, die formale Reize für flüchtige Stunden gewinnen: er will nicht als oratorischer Künstler gepriesen sein, sondern als nüchterner, mit Realem rechnender Politiker sein Ziel erreichen und begnügt sich deshalb damit, Das schmucklos auszusprechen, was ihm zu sagen unter bestimmten Umständen gerade nöthig und nützlich scheint. Noch jetzt pflegt er zu erzählen, er habe nie besser gesprochen als an den Tagen, wo er auf nüchternen Magen geärgert worden war und dann, ohne sich zum Redekampf zu rüsten, die halbe Flasche Sect getrunken hatte, die nach seiner Meinung dem Temperament des Norddeutschen fehlt; dann gab es keine Hemmung, kein zögerndes Erwägen einer Wirkung: frei schaltete die starke Individualität und tobte in wundervollen Gewittern sich aus. Das ist nicht die Art der betriebsamen Leute, die er einmal die kühnen Schiffer auf den Gewässern der Rede genannt hat; sie zimmern und zieren nach den Regeln der Kunst ihren Kahn, wählen die günstigste Stunde und steuern dann, mit dem gehörigen Ballast an Bord, ins Uferlose hinaus. Der Mann, der aus Frankfurt schrieb, er wolle, was der Bundestag allenfalls in fünf Jahren zu leisten vermöge, in einem Tage zu Stande bringen, wenn die lieben Kollegen sich nur entschließen könnten, vernünftig und wahrhaftig zu sein, sah mit einem an Verachtung grenzenden Unbehagen die lästige parlamentarische Sitte, lange, sorgfältig gefeilte Reden an Gegenstände zu verschwenden, über die in den Fraktionen doch schon die Entscheidung gefallen war. Ihm schien jeder zwecklose Kraftaufwand müssiger Kinder Spiel, aber er war, sobald es einem würdigen Zweck galt, stets, wie Prokesch später von ihm sagte, bereit, „die ganze und wohlgeordnete Phalanx seiner Mittel ins Feld zu führen“. So wirkte die Sache, die er mit seiner Ueberzeugung vertrat, fast immer stärker als die rednerische Kunst, die er dafür aufbot, und diese Wirkung steigerte sich, je mehr seine politische Persönlichkeit im Bewußtsein der Mitlebenden wuchs und allgemach den Vordergrund der deutschen Geschichte füllte. Den Abgeordneten für Jerichow konnten Schwätzer vom Stamme Varnhagens noch als eine lächerliche Junkergestalt bestaunen, als den frechen Wütherich, der

die großen Städte vom Erdboden vertilgen wollte und den Liberalen drohend zurief, das stolze Roß Borussia werde die parlamentarischen Sonntagsreiter bald in den Sand setzen; die reifere Ruhe des preußischen Ministerpräsidenten zwang zu ernster Betrachtung und die selben Leute, die vorher der Name des Herrn von Bismarck heiter gestimmt hatte, mußten sich nun gewöhnen, diesen Namen innig zu hassen. Das wurde ihnen nicht schwer, denn sie waren von Denen, die nach Goethes Ausspruch immer etwas Großes haben müssen, das sie hassen können, und die das ihnen unbequem Große, weil ihnen die Ehrfurcht fehlt, auf der Erde nicht dulden wollen.

Vielleicht wird die Literaturgeschichte, in deren Büchern der märkische Klassiker einen beträchtlichen Raum einnehmen wird, später verkünden, Bismarck habe einen neuen Stil der politischen Rede geschaffen. Einstweilen ists nur sein persönlicher Stil, der Stil einer Wesenheit, die in ihrem Ausdruck nicht von äußeren Umständen abhängig ist. Der einzige Mann, den die Thoren zum legendären Wärwolf umfälschen, hat die Naivetät und die lyrische Grundstimmung des Genies; er ist kein Pathetiker, kein Mann der großen, rollenden Phrase, kein eitler Rhetor, der sich am Hall der eigenen Worte berauscht. Er spricht heute, als ein machtloser, von Neid und Haß umheulter Verbannter, in seinem stillen Landhause genau so, wie er einst vor den Vertretern des von ihm geeinten Volkes, vor Kaiser und Königen sprach. Die musische Schwingung einer in Wonne und Weh mit Poetenkraft sich aussprechenden Leidenschaftlichkeit, der milde Humor des Weisen und die wilde Grazie des großen Satirikers, der unerschöpfliche Reichthum an packenden Bildern und die wunderbare Fähigkeit schnellster Gedankenassoziation: Alles ist ihm bis ins Greisenalter unversehrt erhalten geblieben. Früher tuschelten seine Gegner, er lasse sich von stillen Helfern die Reden mit Citaten füttern; Bucher und Schloezer lachten darüber und meinten, der Glückliche müsse erst geboren werden, von dem dieser Riese ein Almosen nehme. Wer auch nur einmal in der Nähe des Entlassenen geweilt hat, wird die Unsinnigkeit des Geraunes zu würdigen wissen. Das Gedächtniß, in dem die poetischen und die historischen Schätze aufgespeichert ruhen, ist dem Zweiundachtzigjährigen treu geblieben und liefert, ohne sich lange bitten zu lassen, noch heute jede Erinnerung und jedes Citat. Und auch die merkwürdige Gabe, jede Situation und jeden Menschen mit ein paar Worten scharf und schlagend zu charakterisiren, hat nicht durch eine Schwäche des Alters gelitten. Der Mann, der aus Chambord einst Haidekraut in die Heimath schickte und beschrieb, „wie purpurn diese von mir geliebte Pflanze dort blüht,

die einzige Blume in den königlichen Gärten", der den nächtigen Rhein und die blaue Donau, die Newa und den Adour mit dem Empfindungvermögen und der Wortgewalt eines Dichters schilderte, hat sich den Sinn für die prangende Herrlichkeit und die herbstliche Wehmuth der Natur bewahrt. Den gefürchteten Spötter, der Herrn von Radowitz den Garderobier der Phantasie Friedrich Wilhelms des Vierten nannte und die Geschichte von dem Herzog erzählte, der nach dem Urtheil seines Leibarztes zwar blödsinnig sei, aber trotzdem noch lange regiren könne, hat die Greisenruhe nicht gezähmt: wenn er von einem Fürsten sagt, er erinnere ihn immer an Auerbach — „Dorfgeschichten! Auf der Höhe!" —, von einem dunklen, mehr als einmal von der Gefahr der Erblindung bedrohten Ehrenmann, er habe stets Flecken auf der inneren Iris gehabt, wenn er die Eitelkeit eine erste auf der Ehre lastende Hypothek nennt, das ganze Wesen eines von hastigem Applausbedürfniß ruhelos umhergetriebenen Menschen in den knappen Satz zwängt: „Er möchte alle Tage Geburtstag haben", oder lächelnd erzählt, er sei sich bei seinem letzten Besuch in Berlin, in der Galakutsche zwischen den Kürassieren, wie ein wichtiger Staatsgefangener vorgekommen, — dann spürt der entzückt lauschende Gast den Hauch des Geistes, der einst, mit dem mächtigen Athem eines Sängers des bekränzten Gottes, zum Volk und zu Völkern sprach. Der durch die graziöse Schlichtheit des Wesens bezaubernde Mann, dem der Sinn für die Feierlichkeit fehlt, giebt sich selbst, wie ers damals that, und versucht nie, sich künstlich in höhere Stimmung zu steigern. Er ist mehr Causeur als Redner alten Stiles und wirkt nicht, wie etwa Herr von Bennigsen, durch ein getragenes Prologpathos oder, wie Windthorst, durch die zähe Kraft der Trivialität, sondern durch die Macht und Fülle einer Persönlichkeit, die sich ruhig gehen lassen kann und doch stets sicher ist, köstliche Gaben zu spenden. Was er sagt, ist erlebt, nicht erlesen, und wird auch dem Hörer zum unverlierbaren Erlebniß. So, ohne die Tünche der Heuchelei, sah ihn die deutsche Welt von der Maimitte des Jahres 1847 bis zu dem anderen Maitage, da er, zweiundvierzig Jahre später, zum letzten Male im Reichstag sprach, um dem trefflichen Herrn von Boetticher Hilfe zu leisten; und so grüßen ihn heute die Freunde, — den Einsamen, dessen gefaßtem Geist am Abend des Lebens wohl, wie Goethe von sich sagen konnte, bisher undenkbare Gedanken aufgehen, seligen Dämonen gleich, die sich glänzend auf den Gipfeln der Vergangenheit niederlassen.

Die Historiker der Aufklärung.

I.

Zwei methodische Fragen sind es, die heute vor Allem den denkenden Historiker bewegen, nachdem nur allzu lange von solchen Erörterungen überhaupt keine Rede gewesen war. Von der einen — der Frage nämlich, ob die Geschichte allein oder auch nur vornehmlich Staatsgeschichte sein soll — wird ein großer Theil Derer, die sich zur Geschichtschreibung nur rezeptiv verhalten, nicht ohne Weiteres glauben, daß sie überhaupt noch auf der Tagesordnung stehe. Denn in einem ganz berechtigten Drange hat die öffentliche Meinung der Gebildeten schon längst sich denjenigen Darstellungen mit Vorliebe zugewandt, die nicht nur vom Staat und seiner Geschichte, sondern auch von dem geistigen und materiellen Leben der Völker berichten. Nun ist man diesem Wunsche gerade in der historischen Literatur, die sich an größere Leserkreise wendet, gar nicht so selten nachgekommen; aber diese populären kulturgeschichtlichen Werke sind in der großen Mehrzahl noch schlechter gewesen, haben es noch mehr an Verständniß und vor Allem an Fleiß mangeln lassen, als Bücher dieser Art schon ohnehin zu thun pflegen. Es geschah, weil meist die Basis gründlicher wissenschaftlicher Forschung und die Muster fehlten, nach denen die Autoren dieser Schriften in der Regel ihre leicht gezimmerten Gebäude aufführen. In der That könnte man die ernsten allgemeinen Darstellungen in deutscher Sprache, die politische, geistige und wirthschaftliche Geschichte der Völker wirklich als gleich berechtigt neben einander stellen, noch bis auf den heutigen Tag an den Fingern eher einer Hand als zweier aufzählen. Noch reaktionärer als die Praxis aber ist die Theorie, die heute noch von der großen Mehrzahl der deutschen Historiker vertreten wird: sie will wohl alle erdenklichen Zweigwissenschaften dulden, der eigentlichen Geschichte aber als allein würdigen Gegenstand den Staat zuweisen. Ich habe vor ein paar Monaten versucht*), dies Thema in modernem Sinne zu besprechen; man kann dabei wohl allerlei falsche Argumente der Gegner widerlegen, zum positiven Beweise sich aber nur auf den untrennbaren inneren Zusammenhang alles Geschehens und vor Allem auf die schlichte Empfindung berufen, die Jeder, meine ich, haben muß, daß uns näm-

*) In der Deutschen Zeitschrift für Geschichtwissenschaft, herausgegeben von Seeliger. (Monatsblätter vom September und Oktober/November 1896). Auf den hier folgenden Blättern handelt es sich um Studien zur Geschichte der Kultur- und entwickelnden Geschichtschreibung, woraus man sich die getroffene Auswahl erklären möge.

lich die politische Vergangenheit der Völker an sich durchaus nicht mehr interessirt als ihre Geistesthaten und ihr materieller Zustand. Die zweite Streitfrage, die in dieser Skizze ebenfalls erörtert wurde, führt sehr viel tiefer ein in die innersten Probleme historischen Erkennens, ist auch bisher immer nur gestreift worden, seit Comte sie zuerst aufgeworfen hat. Der große Vorfechter empirischer Wissenschaft erklärte alle Geschichtschreibung, wie sie bis dahin Brauch gewesen sei, für lediglich beschreibend; er aber wünschte Entwickelungsgeschichte, d. h. eine solche, die nicht nur den Hergang der Dinge erzähle, sondern ihren ursächlichen Zusammenhang darlege. Den Begriff dieser entwickelnden Geschichtschreibung habe ich dahin begrenzen zu sollen gemeint, daß sie nicht nur, wie wohl auch die a potiori so genannte beschreibende Historie oft gethan hat, die äußere Verkettung der Ereignisse auffinden soll, die schon die Ueberlieferung selbst oder eine minder tief eindringende Erwägung an die Hand giebt, sondern daß sie immer und überall so weit wie nur irgend möglich rückwärts schauen soll. Nicht die kurzathmige Verknüpfung von Thatsachen, die man im Uebrigen als Fragmente aneinanderreiht, kann die Aufgabe des Geschichtschreibers sein, sondern die Aufsuchung der längsten Entwickelungreihen, der am Weitesten rückwärts reichenden Ursachenzusammenhänge.

Wie die Formulirung dieser Forderung mit mehr als einem allgemeinen psychologischen Problem, namentlich mit dem der Willensfreiheit und dem der Komplexheit und Undurchsichtigkeit unserer Handlungen, zusammenhängt, soll hier nicht von Neuem dargelegt, wohl aber ein Hilfsmittel für die Lösung der beiden Kontroversen herangezogen werden, von dem ich bisher nicht geredet habe: die Geschichte unserer Wissenschaft-Kunst selbst. Es ist an sich wichtig genug und liegt dem Historiker besonders nahe, am Meisten, wenn er Entwickelungsgeschichte zu schreiben gedenkt. Dennoch ist diese Seite der Angelegenheit wohl in dem — zeitlich voraufgegangenen — Streit über die Gebietsausdehnung und den Gegenstand der Historie, nicht aber in der Debatte über die Methode zur Sprache gekommen; und auch da, wo es zu der ersten Frage geschehen ist, läßt sich vielleicht noch Vieles nachtragen, Anderes in neue Beleuchtung ziehen.

Will man aber für die Entscheidung dieser beiden Streitfragen — über die Einbeziehung der geistigen und materiellen Kultur in den Bereich der allgemeinen Geschichte und über die Berechtigung des Entwickelungsgedankens in der Historie — überhaupt die Geschichte der Geschichtschreibung nutzbar machen, so muß zunächst mit allem Nachdruck darauf aufmerksam gemacht werden, daß es sich dabei im Grunde nur um eine Frage handelt. Die Geschichte der geistigen und wirthschaftlich-sozialen Verhältnisse kann nämlich im wahren Sinne historisch nur auf entwickelungsgeschichtliche Weise erfaßt und wiedergegeben werden: eine wesentlich beschreibende Geschichtschreibung wird immer dabei stehen

bleiben, Zustände zu schildern, d. h. Querschnitte neben einander zu stellen, nicht aber innerlich zu verbinden. So kann es denn nicht Wunder nehmen, daß die deskriptive Historie fast immer politische Geschichte gewesen ist: der nie abreißende äußere Zusammenhang staatlicher Ereignisse bot sich ihr von selbst als viel geeigneter für ihre Darstellungweise dar.

Kein Zweifel: auch bei einer ganz summarischen Uebersicht über die Geschichte der Geschichtschreibung, wie sie hier gegeben werden soll, scheint sich auf den ersten Blick die Wagschale durchaus nach der Seite der politischen wie der deskriptiven Historie zu senken. Ihre Anhänger können eine mehr als zweitausendjährige Tradition für sich geltend machen. Man wird auch gewiß, wie Schäfer sehr mit Recht ausgeführt hat, den Geschichtschreibern, die ihre eigene Zeit schildern, nicht eine Sonderstellung anweisen dürfen. Es ist schon nicht anders: das griechische und römische Alterthum, das Mittelalter und über zwei Jahrhunderte der neueren Zeit haben im Wesentlichen nur Staats- und nur deskriptive Geschichte gekannt. Selbst der große Mann, der an den Thoren aller Historie steht und der in gewissem Sinne eine Ausnahme zu machen scheint, Herodot, widerlegt in Wahrheit diesen Satz doch nicht. Treitschke sagte mir einmal, was Herodot an Kulturgeschichte biete, sei doch mehr geographisch-ethnographischen Charakters, er habe seinen Griechen die Zustände der fremden Völker beschreiben wollen, weil sie ihnen unbekannt waren, nicht, weil er das Feld historischer Betrachtung erweitern wollte. Und so war es wohl in der That: nach dem Schematismus moderner Wissenschaft hat Herodot in den Abschnitten seines Werkes, in denen er auf diese Dinge zu sprechen kommt, Völkerkunde, nicht Kulturgeschichte überliefern wollen. Der beste Beweis dafür ist, daß er über die griechischen Zustände, sobald also dieser Gesichtspunkt nicht in Betracht kam, sehr schnell hinweggegangen ist; er macht über sie nur einige gelegentliche Bemerkungen. Auch sonst wird man, bei sorgfältiger Nachforschung, vielleicht noch mancherlei Spuren und Ansätze kulturhistorischer Betrachtung finden, bei den Griechen etwa und im Zeitalter der Renaissance, aber für das Gesammtbild der historiographischen Entwickelung können sie nicht in Betracht kommen.

Eine andere Frage ist freilich, ob diese frühen Stadien der Geschichte der Geschichtschreibung ohne Weiteres als mustergiltig für unsere Tage anzusehen sind, und ich möchte sie verneinen. Denn um von den Griechen auszugehen, so wäre es gewiß müssig, ein Wort zum Lob ihrer geistigen Kultur zu sagen; aber eben so unbefangen muß doch hervorgehoben werden, daß sie in vielen Stücken empirischer Wissenschaft nicht über die Elemente hinaus gedrungen sind. Wie ihre Naturkenntniß in den Schatten gestellt ist durch die Ergebnisse der neueren Wissenschaft, so war auch ihre Kunde von den wirthschaftlichen und sehr vielen sozialen Vorgängen gering. Ein geistiger Grundzug macht sich bemerkbar, die Neigung, bei dem sinnlich Greifbaren stehen zu bleiben,

mehr mit dem Auge des Künstlers, des Poeten, die Dinge zu sehen als mit dem des tiefbohrenden Gelehrten. Ihre Philosophie scheint Dem zu widersprechen, aber auch sie hat in ihrem empirischen Erkennen immer vor ganz bestimmten und oft nicht allzu weit gezogenen Schranken Halt gemacht, und wer von ihrer Kunst auch nur einige Kunde hat, wird diesen sinnlich-naiven Charakter ihrer Geistesbeschaffenheit doch immer wieder aus aller Herrlichkeit ihrer Bildwerke hervorleuchten sehen. Wollte man es plump ausdrücken, man müßte doch sagen, ihre Skulpturen seien weit mehr mit dem Auge als mit dem Kopfe geschaffen. Für die Kunst war damit gerade die förderlichste Voraussetzung einer gesunden, von des Gedankens Blässe nicht allzu sehr angekränkelten Entwickelung gegeben, nicht aber für die Wissenschaft, deren Wesen eben ein von Grund aus rationales sein soll. Und so blieb denn auch ihre Historie auf einem Niveau stehen, das künstlerisch zwar die höchste Vollendung, wissenschaftlich aber doch in mehr als einer Richtung naive Beschränkung bedeutete. Inwiefern dadurch auch die Abgrenzung des Gegenstandes der Geschichtschreibung beeinflußt wurde, ist leicht darzuthun.

Daß ursprünglich Dichtkunst und geschichtliche Ueberlieferung Eins waren, ist oft genug erwiesen; und so ist denn nicht wunderbar, daß auch die älteste Gestalt der Geschichtschreibung vielfach durch diesen ihren Ursprung bestimmt worden ist. Der Poet aber wird von allen Ereignissen der Vergangenheit die auswählen, die den geeignetsten Stoff für dichterische Behandlung darbieten, also Alles, was das Gemüth bewegt und die Phantasie anregt. So haben denn nicht allein alle Epiker, sondern auch alle ältesten Geschichtschreiber — auch sie waren vielleicht Geschichtsänger — zuerst und am Oeftesten von so eindrucksvollen Dingen gesungen und gesagt, von großen Thaten, von Kriegen und Heldenkämpfen. So aber blieb es auch später: die starken, in die Augen fallenden Ereignisse blieben die Lieblinge aller Geschichterzählung. Sie hallte wieder von Krieg und Kriegsgeschrei; und auch, als man von der inneren Geschichte der Staaten zu sprechen begann, redete man am Liebsten von den jähen Wechselfällen der Staatsumwälzungen. Zuweilen war wohl, namentlich wenn es sich um sehr auffällige Sonderbarkeiten handelte, von Verfassungeinrichtungen und Zuständen die Rede; bei gesteigertem Interesse schritt man auch zu wirklich verfassungsgeschichtlichen Mittheilungen fort. Aber niemals ist man doch auf den Gedanken gekommen, Verfassung oder Verwaltung in gleicher Kontinuität historisch zu betrachten wie die äußeren Schicksale der Staaten. Wo sich Anläufe dazu finden, haben sie meist im Interesse theoretisch-politischer Betrachtung stattgefunden, man hat sie auch als Anhang der eigentlichen, d. h. der politischen Geschichte angefügt, aber dann blieb es wieder bei rein deskriptiven Zustandsschilderungen und jedenfalls sind sie nie ein wirklich integrirender Bestandtheil der Aufgabe der Historie geworden. Vollends aber

die noch leiser und unmerkbarer fortschreitenden Entwickelungen des Rechtes, der wirthschaftlichen und geistigen Kultur zu beobachten, dazu gelangte man nicht. Wohl wurden auch über diese Dinge zahlreiche Notizen überliefert, hier und dort faßte man sie auch ad hoc zusammen, aber in den Rahmen historischer Gesammtbetrachtung wurden sie nie aufgenommen. Gewiß hat Thucydides*) zuweilen auch Verfassunginstitutionen geschildert und nicht selten von inneren Kämpfen berichtet, aber aus welchen Verhältnissen heraus die Entstehung der streitenden Parteien zu erklären und zu verstehen ist, davon sagt er nichts. Auch die Staatsverwaltung berührt er wohl, aber nur, wo sie in unmittelbarer Beziehung zur auswärtigen Politik steht. Selbst die so oft gerühmte Einleitung enthält doch nur einige ganz fragmentarische Bemerkungen über die ältesten Zustände. Weiter noch ist vielleicht Polybius gedrungen: er hat in seinem großen Werke den Staatseinrichtungen ganze Abschnitte gewidmet; ja, er hat von der Sittlichkeit der Völker als einem Faktor in der Geschichte geredet, aber auch er freilich blieb bei dem Zustande stehen. Wenn er auch mehrere Sätze über die verschiedenen Stadien der Sitten oder der Verfassungen aufgestellt hat und von ihrem Wandel redet, so kommt er doch nirgends zu einer entwickelnden Darstellung dieser Dinge, die auf den Kausalzusammenhang und die Veränderung der Zustände hinwiese. Insbesondere sein großer Exkurs über die römische Verfassung giebt im Wesentlichen nur einen Quer-, keinen Längsschnitt. Ueberhaupt bleibt seine Geschichtschreibung pragmatisch, d. h. sie ist vornehmlich der auswärtigen Politik gewidmet, — mit der Methode, wie man wunderlicher Weise oft behauptet hat, hat der Ausdruck nichts zu thun.

Die geistige und wirthschaftliche Kultur ließen diese großen Historiker alle fast ganz bei Seite; fehlt es auch nicht an gelegentlichen Ausführungen und Bemerkungen, etwa über materielle Zustände, so hat doch keiner von ihnen daran gedacht, diesen Dingen ihr volles Recht zu gönnen.

Und wie die Griechen auch auf der Höhe ihrer geistigen Entwickelung nicht über diesen naiven, künstlerisch-poetischen Standpunkt hinausgekommen sind, so geschah es auch den Römern. Wie wunderbar ist doch, daß dieses produktivste von allen Völkern, die Recht geschaffen und gesetzt haben, niemals zu einer wahrhaft historischen Auffassung der Rechtsentwickelung durchgedrungen ist. Im Gegentheil, nicht einmal für die Betrachtung der Verfassung und Verwaltung drang man über die Griechen hinaus; was auch Dionys von Halikarnaß und Dio Cassius darüber geschrieben haben: tiefer in den

*) Für das Folgende vergl. die Abhandlung Ritters (Studien über die Entwickelung der Geschichtschreibung, Hist. Ztschr. LIV [1885] S. 9 ff.), die wenigstens die alte Historie in Bezug auf ihre Thätigkeit auf verfassungsgeschichtlichem Gebiet geprüft hat.

Nexus der Ereignisse dringt man nicht ein. Tacitus vollends war so sehr Individualist, daß er all seine Kraft auf die Schilderung einzelner führender Persönlichkeiten konzentrirte und auf sie zuletzt Alles zurückführen wollte. Die Sittenschilderung, die er giebt, ist mehr um ihrer pädagogischen Wirkungen willen unternommen, ganz ähnlich wie die aus den selben Gründen so stark die ethische Seite hervorkehrende Einzelcharakteristik bei ihm, bei Livius und Sallust. In der Erforschung des Kausalzusammenhanges und in der Erweiterung des Gebietes historischer Darstellung gedieh man nicht weiter.

Nur von einer einzigen Schrift des Alterthumes darf in diesem Sinn gesprochen werden, die bisher noch bei Seite gelassen worden ist: von dem „Staat der Athener". Freilich kann es auch nur bedingungweise geschehen, denn wie der Verfasser dieses Buches kein Historiker war, so ist es selbst auch eben so sehr zu theoretisch- und praktisch-politischen wie zu geschichtlichen Zwecken geschrieben. Aber — Das kann gar nicht stark genug hervorgehoben werden — es bedeutet einen ungeheuren Fortschritt historischer Erkenntniß im Gegensatz zu aller übrigen Geschichtschreibung des Alterthumes. Mögen ihm auch die verschollenen Schriften der Atthidographen vorgearbeitet haben: es ist doch das einzige antike Geschichtwerk, das einem Zweige der inneren Geschichte gewidmet ist, und eben so das einzige, das in gewissem Sinne entwickelungsgeschichtlich und nicht im Wesentlichen beschreibend vorgeht. Wer im Zusammenhang von Studien zur Geschichte der Geschichtschreibung, wie sie hier unternommen werden sollen, zur Lecture dieses Buches gelangt, ist der Bewunderung voll und zugleich nicht wenig erstaunt, daß man seine aristotelische Herkunft bestritten hat, weil es zu unbedeutend sei. Und fragt man nach den Ursachen dieser ganz exzeptionellen Leistung, so wird man doch dazu gelangen, mit Wilamowitz*) auf die systematischen Zwecke dieser Schrift und ihres Verfassers hinzuweisen. Ich war besonders erfreut, hier den selben belebenden Einfluß philosophischer Erkenntniß auf die Geschichtschreibung wirksam zu finden, den ich, wie sogleich auseinandergesetzt werden soll, als das hauptsächlichste Agens der Historie des achtzehnten Jahrhunderts ansehen zu dürfen glaube. Der Zusammenhang ist leicht zu erweisen, im Allgemeinen soll davon noch die Rede sein. In dem besonderen hier vorliegenden Falle führt die allgemeine staatstheoretische Schrift des Aristoteles, die „Politik", ohne Weiteres darauf hin: von systematischer Theorie zu systematisch verfahrender und also entwickelnder Geschichtschreibung ist der Weg nicht weit. Auch die „Politik" enthält historische Beispiele; sie sind freilich nur fragmentarischer Natur, ganz entsprechend ihrem alleinigen Zweck, als praktische Belege für theoretische Darlegungen zu dienen. Aber schon erweist sich das Entwickelungprinzip hier und da wie unbewußt wirksam.

---

*) Aristoteles und Athen I (1893). S. 370, 380.

Wenn Aristoteles darlegt, wie Demokratien sich unvermerkt in Oligarchien verwandeln können, setzt er einen Vorgang voraus, der als historischer nur auf entwickelungsgeschichtlichem Wege in dieser seiner Eigenart erfaßt werden könnte. Unternahm es nun aber Aristoteles weiter, eine wirklich bestehende Verfassung zu schildern, so lag es vollends nahe, dieser Darstellung einen historischen Unterbau zu geben: aus einer Kombination beider Absichten ist die Schrift vom Staat der Athener entstanden. Schon jener ursprüngliche Zweck bedeutet einen gewaltigen methodischen Fortschritt: es war der erste Versuch deskriptiver Staatswissenschaft; die historische Schilderung aber, die ihn stützen soll, war eine noch gewaltigere geistige That: es war die erste Verfassungsgeschichte, d. h. eine Grenzerweiterung in Hinsicht auf den Gegenstand, und eine Eroberung in Hinsicht auf die Methode der Geschichtschreibung. Denn damit war erstlich zum ersten Male systematisch von der inneren Geschichte eines Volkes die Rede; Dies aber konnte zum Zweiten, da es sich um organisch wachsende Institutionen handelte, nicht wohl anders als in entwickelungsgeschichtlichem Sinne geschehen. Wie alle wahrhaft großen wissenschaftlichen Entdeckungen, hat sich auch diese gleichsam unwillkürlich vollzogen. Daß der erste Schritt auf einem neuen Wege nur zögernd und tastend gethan wurde, daß dieser Versuch noch vielfach unvollkommen ausfiel, wird Niemanden Wunder nehmen dürfen. Oft wird freilich erst ein Stadium rein beschreibend an das andere gefügt, nicht selten aber wird auch ein allgemeiner ursächlicher Zusammenhang aufgewiesen. Und eben so oft fällt die systematische Durchdringung eines bestimmten Zustandes auf — wie etwa der solonischen Verfassung —, die eben die Voraussetzung für die Aufspürung jener Kausalverkettungen ist. Mögen auch mancherlei Detailfehler das Buch entstellen, seine schlechthin ungeheure Bedeutung für die Geschichte der Wissenschaft kann dadurch nicht im Geringsten gemindert werden. Wie leicht könnte man etwa Voltaire, wenn er in einem weiter zurückliegenden Zeitalter gelebt hätte, die Autorschaft seines Essai sur les moeurs absprechen, wenn man einzelne Irrthümer als hinreichende Argumente ansähe. Aber freilich: die weitere Entwickelung der Wissenschaft wurde leider nicht durch dies große Beispiel gefördert; keiner von den nachlebenden Historikern hat ihm nachgeahmt. Einige Bemerkungen bei Polybius, die ähnlich wie die „Politik" von den langsamen Wandlungen der Staatsverfassung sprechen, könnte man vielleicht allein anführen. Eine entwickelnde Geschichtschreibung hat es auch nach Aristoteles im Alterthum nicht gegeben.

Nicht im Mindesten erstaunlich aber ist es für Den, der sich das Wesen der antiken Geschichtschreibung vergegenwärtigt, daß die germanisch-romanischen Völker, die in diesem, wie in so vielen anderen Stücken, erst an den Anfang der von den Alten durchlaufenen Bahn gestellt wurden, in anderthalb Jahrtausenden eben so befangen blieben in einer mehr poetischen,

mehr schildernden als erklärenden, wissenschaftlichen Auffassung der Geschichte. Wie hätte es anders sein können, da doch die größten Geschichtschreiber des Mittelalters wie der beginnenden Neuzeit nicht einmal die wundervolle Form der ersten antiken Geschichtwerke zu erreichen vermochten!

Das neue Element, das das Christenthum der geistigen Kultur eingefügt hatte, bot gewisse Keime zu einem neuen Aufschwunge dar, aber eben aus dem überhaupt, geistig wie sozial, gebundenen Grundcharakter des Mittelalters ist zu verstehen, daß sie nicht gedeihen konnten. Selbst Otto von Freising ist doch nicht über die Aufstellung eines ganz äußerlichen Entwickelungschemas in Anlehnung an die fabelhaften Weissagungen der jüdischen Propheten hinweggedrungen; trotz seiner teleologischen Betrachtungweise, die — wie alle Teleologie — sehr leicht zu einer systematischen und im weiteren Gefolge entwickelnden Geschichtauffassung leitet, blieb dies Gerippe ohne Fleisch und Blut und gewann deshalb kein eigenes Leben. Eher verwunderlich ist vielleicht auf den ersten Blick, daß auch die große Bewegung der Geister zu Beginn der neueren Zeit hierin keinen Wandel geschaffen hat. Wohl hat die Renaissance die historischen Studien vielfach belebt, auch ihren Bereich, wenigstens so weit die Geschichte des Alterthumes in Betracht kam, nach mehr als einer Richtung erweitert. Aber erstens war die Autorität der wieder belebten Antike viel zu groß, als daß man auch nur den Versuch gewagt hätte, sie zu übertreffen; und dann blieb man, wo man auch wirklich der Geschichtschreibung neue Objekte zuführte, bei „Antiquitäten“ stehen. Der Name ist für die Sache bis in unsere Tage hinein charakteristisch geblieben: man behandelte die Notizen, die man sammelte, vor Allem als an sich merkwürdige Kuriositäten, auf deren historischen Zusammenhang es zunächst nicht ankam. Die klassische Philologie des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts bis auf Vossius hat die mannichfaltigsten Themata der geistigen und materiellen Kulturgeschichte, auch des Verfassunglebens der Alten, erörtert, aber man ließ es bei der Stoff- und Nachrichtensammlung in der Regel sein Bewenden haben, wenn auch hier und da schon ein Blitz hellerer Erkenntniß durch das dicke Gewölk der Notizenanhäufung bricht.

Das achtzehnte Jahrhundert aber brachte die Wendung und es wird immer eine der bemerkenswerthesten Thatsachen in der Geistesgeschichte Europas bilden, daß die Aufklärung, auf die unser historisches Säkulum oft so mitleidig herabblickt, in der Theorie und zum Theil auch schon in der Praxis der Geschichtschreibung den größten Gebietszuwachs eroberte, der ihr je zu Theil wurde, und daß sie ihr außerdem eine völlig neue Methode gab.

Denn — Das ist charakteristisch — auch hier, bei dem Durchbruch der neuen Behandlungweisen, zeigt sich die Frage der Ausdehnung der Historie mit der ihrer Methode aufs Innigste verknüpft; oft treffen beide Entwickelung-

reihen in den selben Vetretern zusammen: die Pioniere der Kulturgeschichte sind meist auch die ersten Entwickelunghistoriker. Und es ist auch nicht wunderbar, daß gerade dies philosophisch gestimmte, durch und durch rationalistische Zeitalter den stärksten Fortschritt in einer angeblich rein empirischen Wissenschaft herbeiführte. Wir haben uns nur zu sehr daran gewöhnt, abstraktes und konkretes Forschen, deduktives und induktives Denken zu einander in Gegensatz zu bringen; in Wahrheit beeinflussen beide Methoden einander sehr viel mehr, als diese schroffe Gegenüberstellung annehmen läßt. Dafür giebt es keinen besseren praktischen Beleg als die wunderbare Wirkung, die damals die rein systematischen Tendenzen dieser Epoche auf die Belebung der historischen Studien ausgeübt haben. Auch der innere Zusammenhang ist klar zu erkennen: eben wer von der Philosophie dieser Zeit herkam, konnte das Fragmentarische der vorhandenen Geschichtschreibung am Ehesten erkennen. Zu systematischen Anforderungen paßte weder das damals übliche Aneinanderreihen von Rohstoff, noch eine allein politische Geschichtschreibung. Da überdies das ästhetische Niveau auch der bedeutendsten Geschichtwerke der neueren Zeit ein durchaus nicht hohes war, verschärfte sich die zunächst einmal auf die Materie gerichtete Aufmerksamkeit noch und man konnte um so weniger sein Genügen finden. Für den geistigen Rahmen, mit dem die Vertreter der Aufklärung an die Historie herantraten, bot sie zu wenig Stoff; die Mehrzahl der sauber quadrirten und übersichtlich eingetheilten Felder des ganz systematischen Wissens der Zeit blieb leer, wenn die damalige Geschichtschreibung sie ausfüllen sollte. Und eben so leicht ist der innere Zusammenhang zwischen dem nun erst auftauchenden Entwickelungprinzip und der Philosophie der Epoche aufzuweisen. Der selbe Zug zum System, den die Historie im Querschnitt nicht befriedigen konnte, weil sie nur vom Staat und einigem Antiquitäten-Gerümpel wußte, machte sich auch für den Nexus der Dinge in ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge — im Längsschnitt also, um im Bilde zu bleiben — geltend und stieß hier ebenfalls auf tote Masse. Für das Nacheinander bedeutet der Kausalzusammenhang ein ähnlich zureichendes Prinzip der Ordnung — und also auch der Systematik — wie für das Nebeneinander die Vollständigkeit.

In dem wunderbaren Gemisch von genialen neuen Gedanken und wunderlichen Absurditäten, das Vico „die neue Wissenschaft von der gemeinsamen Natur der Völker“ nannte, scheint doch der Gedanke des Entwickelungprinzipes zum ersten Male aufgeblitzt zu sein. Der heißblütige produktive Neapolitaner war eine der glücklich-unglücklichen Gelehrtennaturen, die man nur mit den vorzeitigen Erfindern — etwa der Dampfmaschine vor James Watt — vergleichen kann. Sie eilen ihrer Epoche an Einsicht weit voraus und werden doch der übermächtig in ihnen aufsprudelnden neuen Ideen nicht so weit Herr, daß sie sie zu einem durchsichtigen und einheitlichen System ab-

zuklären und damit erst zu allgemeiner Anerkennung zu bringen vermögen. Solche Männer werden gewöhnlich hundert oder, wenn ihnen das Schicksal nicht wohl will, auch erst zweihundert Jahre nach ihrem Tode berühmt, nachdem ihnen zu ihren Lebzeiten die zünftigen Vertreter ihrer Disziplin bis zum Ueberdruß häufig nachgewiesen haben, sie seien unbrauchbare Thoren und ihre Werke höchst unwissenschaftlich. Es ist rührend, wie viele wunderbare Ahnungen zukünftiger Forschungergebnisse sich in diesem krausen Buche finden, so vor Allem die Antezipation der Homer-Kritik, der schon Friedrich August Wolf ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt hat. Und merkwürdig: auch die Idee der Entwickelung ist Vico nicht als solche schlechthin aufgegangen, sondern sie ist von ihm im Grunde sofort übersprungen worden, seine Forderungen gehen noch weit über sie hinaus. Sehnsüchtig, wie nach ihm Comte und Buckle unter dem Gelächter der Banausen gethan haben, strebt er sogleich nach der Aufdeckung von Gesetzen der Menschheitentwickelung. Er meint, wer dieser Wissenschaft nachdenke, Der könnte sich selbst jene höhere ideale Geschichte aufbauen, nach der alle äußerlich erkennbaren Schicksale der Völker verlaufen, nur nach der Schlußformel dovettero, debbono, dovranno. Und wenn nicht nur diese, sondern unzählige Welten geschaffen würden, so ruft er triumphirend aus, diese Folgerung würde genügsame Beweise aufbringen müssen. Aber über diesem hoch in den Wolken liegenden Ziel, das zu erweisen dem forschenden Drange der Menschheit vielleicht nie beschieden sein wird, vergißt er die dazwischen liegenden Stufen historischer Erkenntniß nicht. Daß in der Präsumption der Gesetzmäßigkeit implicite der Entwickelungsgedanke — d. h. mit anderen Worten das Prinzip der unbedingten Kausalität — enthalten ist, Das ist ihm nicht im Mindesten unklar. Zwar spricht er einmal verächtlich von der tauben Kette von Ursachen und Wirkungen, aus der sich nach der Meinung mancher Philosophen alles Geschehene zusammensetze, aber hier leitet ihn nicht ein logisches Bedenken, sondern die teleologische Voraussetzung, unter der er sein ganzes System als eine rationale Theologie, als eine Wissenschaft von dem Wirken der Vorsehung Gottes auffaßt. Doch allzuviel Einfluß auf seine Forschung gewährt er diesem teleologisch-theologischen Prinzip seines Systemes nicht. Wohl meint er, die Allmacht Gottes sei der Ausgangspunkt alles Geschehens, aber er nimmt von ihr an, daß sie sich nach bestimmten Gesetzen entfalte. Eine Auffassung, die ganz dem Deismus dieses Zeitalters entspricht, aber noch heute der Beachtung unserer Theologen und eben so der Heißsporne unter den Theoretikern der deskriptiv-individualistischen Historie empfohlen werden kann, die Beide in dem Wahn befangen sind, als seien Darwinismus und Entwickelunglehre unvereinbar mit religiöser oder idealistischer Weltanschauung. Der überzeugte und kirchlich devote Katholik Vico nahm im Gegentheil an, daß sich in der Erhabenheit des von Gott gewollten Geschickes über die Velleitäten

der Menschen und in der dem Einzelnen oft völlig verborgenen Schicksalsführung die Allmacht des höchsten Wesens gerade recht deutlich offenbare.

Aus diesen Theorien hat er nun nicht gesäumt, einige praktische Konsequenzen für die wirkliche Geschichtauffassung zu ziehen. Freilich sind sie, wie es nicht anders bei diesen ersten phantastischen Versuchen sein konnte und wie sich noch öfter bei gleichem Anlaß wiederholen sollte, zu einem Theil übel mißglückt, aber mehr als ein Anlauf zu wahrhaft entwickelungsgeschichtlichen Anschauungen findet sich auch in diesen Details. Vor Allem macht er einen Versuch zur Herstellung einer Chronologie der Menschheitgeschichte, und so abenteuerlich der Versuch ausgefallen ist, es leuchtet aus ihm doch die Erkenntniß heraus, die noch heute sich immer wieder und wieder aufdrängt, daß schon eine recht aufgebaute chronologische Unterlage der entwickelnden, d. h. vergleichenden Historie Ergebnisse liefert, die der fragmentarischen Methode der Individualisten nimmermehr zufallen würden. Dann macht er den Versuch, Entwickelungstufen der Menschheit aufzustellen, und begeht dabei natürlich den Fehler, der noch bis auf den heutigen Tag den meisten universalhistorischen Betrachtungen anhaftet — nämlich den, immer von einer Entwickelungreihe zu reden, wo verschiedene von einander getrennt gehalten werden müssen —, aber an einem entscheidenden Punkte vermeidet er doch diesen elementarsten Irrthum: er unterscheidet zwischen der Geschichte vor und nach Christus. Mag ihn dabei auch seine religiöse Teleologie bestimmt haben, gerade dadurch und durch seine These, daß die Völker nun den schon vollendeten Kreislauf der Entwickelung von Neuem hätten beginnen müssen, beweist er doch, daß ihm eine dunkle Ahnung von der Gedoppeltheit und dem Parallelismus der griechisch-römischen Geschichte einerseits und der der germanisch-romanischen Völker andererseits aufgestiegen ist. Ueberall aber, und Das bedeutet sehr viel, ist das Entwickelungprinzip die Basis seiner Ausführungen, sei es nun, daß er ein Götter-, ein Heroen- und ein „menschlich-vernünftiges Zeitalter“ unterscheidet, oder ein Priester-, ein aristokratisches und ein „human-demokratisches“ Regiment als Stufen der Staatsentwickelung aufführt. Oder aber er redet von dem ökonomischen Fortschritt der Menschheit in Kombination mit dem intellektuellen, oder er erklärt geradezu seine Wissenschaft für eine Geschichte der menschlichen Bedürfnisse: das Leitmotiv, das Alles durchtönt, bleibt das selbe. Vico war der erste Historiker, der überall organisches Wachsthum, nicht einzelne Thatsachen sah, und das Stoffgebiet, das sein Interesse umfaßte, war schon fast so groß wie das der modernen Kulturgeschichte, — so sehr sein Werk auch nur Programm blieb.

Professor Kurt Breysig.

Zwei Erzieher.

Garin und der Rembrandt-Deutsche.

Unsere zeitgenössische Kunst und Dichtung ist dazu verurtheilt, frühzeitig abzusterben. Unsere am Lautesten tönenden Namen werden für die Nachwelt blechern klingen, unsere größten Werke welk dastehen. Und zwar sehr bald. Die griechische Kultur lebt noch, in und um uns, nach zweitausend Jahren; die Kultur der germanischen Gothik und der Renaissance — der norditalienischen, der süddeutschen, der holländischen, der englischen, der nordfranzösischen — lebt noch, in und um uns, nach vierhundert Jahren; die Kultur unseres eigenen Jahrhunderts aber werden Viele von uns, in und um sich, erlöschen fühlen, ehe wir selbst noch mit dem Leben zu Ende sind. Und es handelt sich dabei nicht einmal um Jahrtausende, Jahrhunderte oder Jahrzehnte oder um irgend ein Zeitmaß überhaupt; es handelt sich um Lebendiges oder Totes, um Steine oder Brot. Und wenn man nach dem Grunde fragt, warum denn wohl unsere zeitgenössische Kunst und Dichtung von Anfang an dazu verurtheilt war, frühzeitig abzusterben, so ist die Antwort kurz und bündig die: weil sie dem Zeitgeist statt dem Erdgeist entstammt. Nur was in der Erde wächst, kann Nahrung werden. Der Zeitgeist hat sich aber von der Erde gelöst und ist darum auch steril geworden. Die zeitgenössische Kultur ist eben steinernes Konglomerat und gar keine lebendige, duftende, saftstrotzende Fruchtbildung, womit die Menschen sich laben könnten.

Kein Land ist von einer diesem Zeitgeist entstammenden Kunst und Dichtung verhältnißmäßig so wenig berührt worden wie Deutschland. Das ist nicht Schwäche, sondern Stärke, — kein Verlust, sondern ein Gewinn. Der Importartikel aus dem Norden, dem Westen und dem Osten waren freilich sehr viele und sehr mannichfaltige; aber nichts schlug Wurzel. Alles stand eine Zeit lang in Blumentöpfen, fing dann an zu welken und verdorrte schließlich. Einheimische Epigonen wimmelten hervor; aber es waren meistens ungenießbare Pilze, — zum Wegwerfen. Es gab hier überhaupt keine großen künstlerischen Geister; oder wenn es solche gab, so waren sie nicht einzufangen für den fahrenden, fahrigen, ganz oder halb fremden Geist. Der kunstschaffende Erdgeist hier ließ sich nicht, wie z. B. im skandinavischen Norden, im wachen Zustande übermannen; er schlief nur seinen gesunden und ungetrübten Schlaf während des gewaltigen leeren Spektakels oder schuf im Stillen, verborgen und geräuschlos, in Boecklin, Thoma und Oberländer. Daher ist es auch gekommen, daß in Deutschland zuerst der Geist heimischer Scholle und eingeborener Volksart sein verdunkeltes Herrenrecht wieder zur Geltung bringt, und zwar mit überlegener Wucht im weitesten Umfange, im tiefsten und innerlichsten Sinne, wo es sich nicht mehr blos um Dichtung etwa oder um

Politik oder sonst etwas Einzelnes handelt, sondern um die einheitliche Wurzel der Gesammtkultur. In den beiden deutschen Büchern „Rembrandt als Erzieher, von einem Deutschen“ und „Dulcamara, von Paul Garin“ ist der Erdgeist wieder sein eigener Kulturträger geworden.

Sie sind Beide Pseudonyme, „Der Deutsche“ und „Paul Garin“; sie wollen wohl damit sagen: Ich will hier nicht in Betracht kommen, denn durch mich spricht ein Größerer, unser guter Erd- und Kulturgeist, und das Buch soll die Geltung haben, als ob mir nur die Zunge gegeben wäre für Das, was in uns Allen als gebundenes Lebensgut da ist. Und sie haben auch Recht darin: sie bezeichnen mehr als zwei Individuen; es ist eine ganze Rasse, die in ihnen erwacht und im stillen Selbstgespräch über sich klar wird. Sie stehen Beide auf der Höhe von Wissen und Durchgebildetheit; sie sind auch in dieser Hinsicht wie der gesammte Stamm, dem sie gehören, in seiner Blüthe. Der Eine ist ein starker Dichter, der Andere ein starker Psycholog. Der Eine ist Protestant, der Andere Katholik; der Eine ein Norddeutscher, der Andere ein Süddeutscher. Aber sie sind Beide gleich große Patrioten, die einander ergänzen, — Patrioten im Namen des Heiligen Geistes, von dem sie erfüllt sind und der durch sie zum Volke spricht. Beide — diese zwei ausgeprägt individuellen Persönlichkeiten — verkörpern sozusagen das Deutschland unserer Tage mit dessen Norden und dessen Süden; und sie wandern vorbildlich zusammen den gemeinsamen und einheitlichen Kulturweg in die Zukunft hinein. Sie reduziren die letztverflossenen paar hundert Jahre auf ihr richtiges kleines Maß und knüpfen, ganz wie Thoma in seiner Kunst, über sie hinweg an alte, einheimische Erdgeistkultur an. Der Ausgangpunkt ist eins, der Weg eins, das Endziel eins.

Unsere Zeit, sagt der Rembrandt-Deutsche, ist eine Zeit des Verfalles: sie krankt an Mangel an Synthese, Mangel an Formungskraft, Mangel an Monumentalität, Mangel an großen Persönlichkeiten. Was ihr also fehlt, ist: der aus dem Volkskern hervorgewachsene, ganze, adelige Mann, der große Künstler wie Rembrandt. Unsere Zeit, sagt Garin, ist eine Zeit des Verfalles: sie krankt an den Konsequenzen der Reformation, sie geht den Weg des Protestantismus ins Absurde. Was ihr also fehlt, ist: die Kirche mit ihrer auf Psychologie und Ueberblick basirten festen Leitung. Aber der Mann und Künstler des Einen und die Kirche des Anderen sind dem Wesen nach eins. Der Rembrandt-Deutsche will den Mann als das Ganze; Garin will die Kirche als das Feste; in ihnen Beiden — dem Mann und der Kirche — fühlt sich das Volk selbst als ein festes Ganzes.

Das centrale Zeitgebrechen ist in beiden Fällen das selbe: die Auflösung des Glaubens, die Auflösung der Erde, die Auflösung von allem materiell und psychisch Ganzen und Festen. Das zum Mehl gemahlene Korn

kann nicht mehr wachsen; unter dem Brennglas kann auch nichts wachsen. Der Zeittypus ist auch für die beiden einander ergänzenden Antipoden der selbe: der Spezialist, der „Freidenker", der Professor. Während aber die Auflösung für den Rembrandt-Deutschen eine Auflösung des Weltbildes bezeichnet, ist sie für Garin eine Auflösung des Zusammenhanges. Daher bei Jenem die Forderung von Kunst, bei Diesem die Forderung von Einsicht. Der Kulturbringer heißt der neue Rembrandt; der Kulturbringer heißt die sich ewig verjüngende katholische Kirche. Eine gesunde Kultur soll geschaffen werden, — eine Kultur, die ein einheitliches Gebilde darstellt und in der die höchste Welt- und Menschenkenntniß souverain waltet.

Der vollständige Titel von Garins Buch lautet in seiner anscheinend altfränkischen Ausführlichkeit: „Dulcamara. Harmlose und unmaßgebliche Gedanken über Gott und die Welt, Religion und Philosophie, Kunst und Wissenschaft, Gesellschaft und Politik und vieles Andere, von Paul Garin." Darunter steht als Motto ein Ausspruch Heinrichs des Vierten von Frankreich: „Ores je dis une chose, ores je dis une autre chose." Außerdem erfährt man durch das Titelblatt, daß der Verleger des sonderbaren Buches schwerlich unter den oberen Zehn der betreffenden löblichen Zunft in Deutschland mitzählt, sondern in Regensburg, also einer Stadt residirt, die in Verlegergeschäften Stuttgart, Leipzig oder Berlin bedeutend nachsteht, zum Ersatz dafür aber die alte feste Burg der einheimisch katholischen Kultur und Macht bezeichnet. Wenn man dann weiter geht und das Blatt wendet, stößt man auf folgendes Vorwort, das einem an die üblichen Vorworte unserer Dichter und Denker gewöhnten Ohr ziemlich fremdartig klingt:

„Bevor Du, lieber Leser, in diesem Buche blätterst, schenke diesen wenigen Worten, welche ich an Dich richte, ein aufmerksames Gehör. Mit Dem, was Du lesen wirst, will ich Dich nicht belehren und nicht bekehren, nicht antreiben und nicht zurückhalten; ich will Dir nicht beistimmen und nicht widersprechen, Dich nicht belästigen und Dir nicht schmeicheln. Am Allerwenigsten aber möchte ich Dich kränken oder Dir irgend Aergerniß geben, denn Deine Person ist mir theuer und Deine Meinung heilig. Ich möchte all Das, was Wille ist an Dir, in voller Ruhe lassen und zur Ruhe wünschen für die paar Stunden, welche Du den folgenden Betrachtungen schenken willst. Dann giebst Du auch meinen Worten, wo sie Dir seltsam scheinen, keinen engen und kleinen Sinn und fühlst wohl da und dort, wo sie Deinen Beifall haben, Etwas von dem Genuß, der unter allen am Meisten werth ist, genossen zu werden. Und wenn Du findest, daß Dies und Das im Widerspruche stehe mit Diesem und Jenem, so nimm es nicht übel und denke, daß alle Dinge der Welt, sogar das ganze Leben, süß und bitter zugleich sind, giftig und heilsam — Dulcamara. So hoffe ich, wir werden gute Freunde sein."

Und wenn man die letzte Seite des starken Bandes umgekehrt hat und glaubt, zu Ende zu sein, und eben die Augen schließen will — zum Nach-

denken und Nachsinnen auf eigene Faust, willig-unwillig —, dann wird man noch konfus beruhigt durch ein ganz unerwartetes „Nachwort an den Leser“:

„Wenn Du mich, lieber Leser, unverdrossen begleitet hast bis zu diesen Zeilen und wenn Du auf dem langen Wege nicht einmal daran gedacht, als sei das Wort an Dich gerichtet, wenn Dir unabläßig das Gefühl gegenwärtig war, als hörest Du nichts als die Selbstgespräche eines Unbelauschten, deren absichtlosen Fluß durch Beifall zu begleiten die Sitte eben so verbietet wie durch Widerspruch zu stören, dann danke ich Dir von Herzen. Ich glaube, Du bist mein Freund geworden und verhehlst es nun nicht, wo und wie Dich das Leben anders belehrt und inwiefern ich geirrt. Vielleicht hörst Du mich dann ein ander Mal lieber. Leb' wohl!“

Das Anfangskapitel, das gewissermaßen der Einleitung einer Predigt gleichkommt, ist eine Auslegung des metaphysischen schwerwiegenden Spruches: „Was wir wissen können, ist nicht der Mühe werth, und was der Mühe werth ist, können wir nicht wissen“; und in welchem Geist die Auslegung geschieht, geht schon aus dem ersten Satz hervor: „Daß der Mensch kein irdisches Geschöpf ist, wird durch nichts mehr bewiesen als dadurch, daß er in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes auf Erden von den irdischen Dingen so viel wie nichts erfahren kann.“ Und auf der letzten Seite des Buches formt sich der große und einheitliche Grundgedanke hart und fest, klingt er aus fein und leise:

„Immer deutlicher und immer allgemeiner entwickelt sich das Gefühl: Wir dürfen nicht mehr getrennt bleiben. Wir müssen uns vereinigen, wir müssen in unsere Gedanken und Gefühle wieder eine Alle umschlingende Uebereinstimmung bringen, wir müssen uns wieder einmal zusammenschließen . . . Wir müssen aus Häretikern, die sich Etwas herausnahmen, Katholiken werden, die sich dem Ganzen rückhaltlos hingeben. Wir müssen katholisch werden, nicht heute, nicht morgen und nicht in einem Jahre und auch nicht in einem Jahrhundert. Aber am Ende, wie Moltke sagt, Jeder zu seiner Zeit, wenn er reif ist. Wenn wir indessen den Einen und Anderen mit aufrichtigem Sinne seines Weges wandeln und dabei bei der Verkörperung des Katholizismus im Schoße der Kirche selbst anlangen sehen, so wollen wir ihn wegen seines freien und ruhigen Geistes, dem kein irdischer Schein sein letztes Ziel und den einfachsten Weg dahin verhüllen mag, beglückwünschen.“

Das Bild von dem Manne, der so schreibt — in dieser Form und mit diesem Inhalt, die sich decken wie nur bei den organischen und den historisch geformten Bildungen —, steht vor uns in klarer, reiner Zeichnung: das Bild des weltmännischen Sohnes der Kirche, der ein vollendeter Meister in jener auserlesenen, schwierigen Kunst der Kirche ist: zu den Aermsten im Geiste und zu den Ueberreichen im Geiste mit den selben Worten sprechen zu können, und zwar so, daß sie Beiden geistiges Brot werden.

Als Gegenstück zu diesem Bilde hebt sich ein zweites Bild, das Bild des Verfassers von „Rembrandt als Erzieher“, mit seltsamer Kontraststärke.

Auf dem Titelblatt sitzt der holländische Meister vor uns in seiner ganzen Leibhaftigkeit, wie er sich selbst gemalt und wie wir ihn kennen und verehren: fast rustikal derb und zugreifend gerade in seinen großen, breiten Gesichtszügen, vierschrötig und ausdrucksvoll, massiv und beseelt, voll überschäumender Lebenskraft, die sich nur in der Form der Kunst zähmen und zügeln konnte, — wie die ganze Renaissance. Das Motto des Buches bildet den denkbar schroffsten Gegensatz zu dem Garins: „Es waltet in jeder Zeit ein geheimes Bündniß verwandter Geister. Schließt, die Ihr zusammengehört, den Kreis fester, daß die Wahrheit der Kunst immer klarer leuchte, überall Freude und Segen verbreitend.“ Die prachtvollen Sätze der Einleitung fallen wie wuchtige Hiebe, folgen taktfest auf einander wie aufmarschirende Kolonnenreihen; und der Schluß theilt uns die feierliche Andachtstimmung des Abends vor dem Tage mit, wo das Schicksal eines Volkes entschieden werden soll:

„Der heimliche Kaiser, auf den wir warten und der unsere alten Volksanschauungen zu neuen Geisteswaffen umschmieden soll, wie die besten Toledoklingen aus alten Hufeisen geschmiedet werden: möge er kommen! Die Heilmittel, deren das deutsche Volk bedarf, um sich der geistigen Misere der Gegenwart zu entziehen, lassen sich nicht ohne Kampf erringen; es giebt daher nur eine Losung: Bindet die Klingen! Viele Gegensätze haben sich jetzt im deutschen Geistesleben mit einander zu messen, in ehrlichem Kampfe, aber auf Leben und Tod; und das deutsche Volk wird über den Ausgang richten: sein Wort entscheidet.“

Hier Garin, da der Rembrandt-Deutsche, — sie sehen sehr unähnlich aus. Alles an ihnen sieht sich unähnlich. Die Temperamente sind verschieden, die Art und Weise, zu sprechen und sich zu geberden, ist ganz verschieden, auch wenn sie genau das Selbe zu sagen haben. Sie sind eben zwei ausgeprägte Individualitäten, zwei ebenbürtige Männer, die stets sich selbst gleich bleiben, auch wenn sie das Selbe wollen. In der tiefsten Tiefe unter und in ihnen Beiden geht der selbe große, breite und starke Strom, dessen dunkles, volles Rauschen an unser Ohr steigt wie ein Ton, ein Lied, ein Psalm, — vom Zusammenschließen.

Zusammenschließen: Das ist Beider Losungwort. Der Ausgangspunkt und die Begründung dieser Forderung sind bei Beiden die selben: die inneren Verhältnisse und Vorgänge im heutigen Deutschland. Hören wir, wie sie sie auffassen und schildern. Das Rembrandtbuch fängt an:

„Es ist nachgerade zum öffentlichen Geheimniß geworden, daß das geistige Leben des deutschen Volkes sich gegenwärtig in einem Zustande des langsamen, Einige meinen auch: des rapiden Verfalles befindet. Die Wissenschaft zerstiebt allseitig in Spezialismus; auf dem Gebiete des Denkens wie der schönen Literatur fehlt es an epochemachenden Individualitäten; die bildende Kunst, obwohl durch bedeutende Meister vertreten, entbehrt doch der Monumentalität und damit ihrer besten Wirkung; Musiker sind selten, Musikanten zahllos. Die Architektur ist die Achse der bildenden Kunst, wie die Philosophie die Achse alles wissenschaft-

lichen Denkens ist; augenblicklich giebt es aber weder eine deutsche Architektur noch eine deutsche Philosophie. Die großen Koryphäen auf den verschiedenen Gebieten sterben aus; les rois s'en vont. Das heutige Kunstgewerbe hat, auf seiner stilistischen Hetzjagd, alle Zeiten und Völker durchprobirt und ist trotzdem oder gerade deshalb nicht zu einem eigenen Stil gelangt. .... Zudem ist die gesammte Bildung der Gegenwart eine historische, alexandrinische, rückwärts gewandte; sie richtet ihr Absehen weit weniger darauf, neue Werthe zu schaffen, als alte zu registriren. .... ‚Die Theile haben sie in der Hand, fehlt leider nur das geistige Band'. .... Den Bewohnern eines Reiches, wie das neu entstandene deutsche, steht es sicherlich nicht an, sich achselzuckend als Epigonen zu bekennen und auf einen Fortschritt in den eigentlich entscheidenden Fragen des geistigen Lebens zu verzichten. .... Man macht heutzutage Entdeckungen in Ostafrika, aber es giebt in Deutschland selbst weit wichtigere Entdeckungen zu machen; es genügt nicht, daß die Deutschen sich als Staatsbürger entdeckt haben; sie sollten sich auch als Menschen entdecken."

Und in „Dulcamara" heißt es:

„Die innere Lage Deutschlands ist heute trostlos zum Verzweifeln. Nirgends Kraft, nirgends Wille, nirgends That, wie Blei ein allgemeiner Marasmus in allen Gliedern, das Gefühl der Zusammengehörigkeit aufs Tiefste gesunken. Wo früher große Aufgaben breite Schichten des Volkes zu gemeinsamer Arbeit verbanden, wo diese gemeinsame Arbeit in Jedem die Pflicht für das Ganze mehr oder minder klar und unablässig vor die Seele hielt, da löst heute das Einzelinteresse fast jeden Verband, es giebt fast so viele Parteien, wie es Stände, ja Handwerker und Geschäfte giebt, und in jeder Partei fast so viele Fraktionen wie Personen. Wie wenn eine allgemeine Sprachverwirrung das ganze Volk getroffen hätte, so spricht Alles durcheinander und schreit seine Wünsche und Beschwerden aus und Keiner versteht mehr den Anderen. .... Und in der Verzweiflung, die Dinge und Ereignisse und die Menschen im gemeinsamen Vaterlande wieder verstehen zu lernen, läuft Alles auseinander und weg von dem unvollendeten Thurmbau. .... Wir müssen es mit ansehen, wie das Gift der Niedertracht und Selbstsucht ohne Abfluß, und ohne daß sich irgend am Körper des Volkes die Kraft zur explosiven Ausscheidung zeigte, sich selbst verstärkend und in jede letzte und äußerste Verästelung des Organismus vordringend, den Bestand des Ganzen bedroht. .... ‚Wenn doch unser Volk sich ermannen möchte', ist der Nothschrei eines tiefbekümmerten Herzens, das das Uebel richtig im ganzen Volke sucht und eben auch nur das ganze Volk in seiner Gesammtheit zur Heilung berufen und im Stande erachtet. .... Bleibt nur die Mahnung an den Einzelnen, daß ein Jeder sich auf die drangvolle Zukunft durch das Aufgebot all seiner moralischen Kräfte, durch die unablässige Arbeit an der eigenen Vervollkommnung, durch die hingebendste Aufopferung an die Pflicht des Augenblickes und an den Kreis seiner nächsten Umgebung, durch den höchsten Aufschwung der Selbstentäußerung, deren seine Seele fähig ist, im Stillen vorbereite, daß dann die Stärke der Individuen dem schwachen Ganzen über die Gefahr der Auflösung hinweghelfe."

Die Einheitlichkeit der Auffassung in diesen beiden Zeitschilderungen

ist greifbar; nur der Gesichtspunkt ist verschieden. Die Individuen sollen zu Menschen erzogen werden, sagt der Rembrandt-Deutsche; die Individuen sollen zu Stützen und Reinigern des Ganzen erzogen werden, sagt der Verfasser von „Dulcamara". Das ist dem Wesen nach Eins: die Individuen sollen dahin erzogen werden, daß das Ganze statt einer aufgelösten Masse eine feste und gesunde Bildung darstelle. Der Unterschied ist vorerst nur der, daß der Eine mehr als Künstler und Kulturbildner, der Andere mehr als Psychologe und Moralist spricht. Nach dem Einen sollen die Einzelnindividuen das Individuelle in sich entwickeln, schulen und steigern, indem sie sich dabei nach dem einen großen schöpferischen Musterindividuum bilden und damit zugleich in sein lebendiges Kunst- und Kulturwerk organisch-harmonisch eingegliedert werden. Nach dem Anderen wieder sollen die Einzelnindividuen das Allzuindividuelle, das an ihnen haftet, abstreifen, damit sie Alle zusammen eine einheitliche, gleichartige Masse bilden, durch deren Einwirkung alle zersetzenden Pilz- und Fäulnißstoffe unschädlich gemacht werden. Das Volk muß erzogen werden zum Zusammenhalten in der Zukunft-Krise. Dieses Mahnungwort lautet gleich. Aber wer soll diese Erziehung handhaben; durch wen soll das Volk erzogen werden? „Durch wen?" fragt der Rembrandt-Deutsche; und antwortet: „Durch sich selbst." Und er fügt hinzu: „Und wie? Indem es auf seine eigenen Urkräfte zurückgreift." Diese Weisung stimmt auch mit der, die Garin giebt; denn sie sagt so ziemlich das Selbe, was er in seiner Sprache unter „Anerkennung des Rechtes der Vergangenheit" versteht. Aber er fragt sich doch weiter: Wer soll die Initiative ergreifen? Wer soll die Individuen zur Einkehr in sich selbst ermahnen? Wer soll sie zur Selbstkenntniß und Selbstwürde erziehen? In welche, in wessen Händen soll die Leitung gelegt werden? Wo — geographisch und kulturell — soll der Schwerpunkt dieser erzieherischen „Kulturpolitik" liegen? Und nachdem diese Frage einmal aufgeworfen ist, gehen die beiden Erzieher, der Norddeutsche und der Süddeutsche, der Protestant und der Katholik, der träumerische Kulturseher und der überweise Menschendeuter, sofort bedeutend auseinander.

Bei Garin sind Gedankengang und Standpunkt folgender: „Alle innere und äußere Schwächung, welche Deutschland in den letzten Jahren erfahren, hat ihren letzten Grund darin, daß es seine Machtstellung nicht einem inneren Werden, sondern dem Erfolge der Gewaltthätigkeit verdankt." Mit anderen Worten: die Herrschaft Bismarcks, dieses „geistvollsten Barbaren, den die Welt je gesehen" und der „niemals die Spur eines Sinnes für feinere Kultur verrathen", trüge Schuld. Diese Herrschaft habe im Süden schon jetzt vollständig abgewirthschaftet, stehe dagegen im Norden noch ziemlich in Blüthe. Das heiße wieder, daß der Süden jetzt zu sich selbst gekommen und im Begriffe sei, seinem Wesen getreu, die Rolle des Führers in Deutschland zu übernehmen.

Ob aber der Norden sich diesem Zuge des Geistes so zum Nutzen des ganzen Vaterlandes beugen werde, wie einst der Süden dem Andringen der Macht?

„Die Antwort liegt auf dem Schoße der Götter; sie enthält die Zukunft Deutschlands. Es ist heute leicht, zu sagen, daß uns nur der Militarismus des Nordens von dem Deutschen Bunde hat befreien können; aber es ist fast eben so leicht, heute schon vorauszusagen, daß uns nur der Süden von dem geistigen Elend, welches der Militarismus über Deutschland gebracht hat, befreien könne. Wenn die äußere Gestalt des Vaterlandes nicht ohne Bismarcks scheulose Gewaltthätigkeit, ein Zug, der so wenig in dem deutschen Wesen liegt, daß es nicht leicht etwas Anderes mehr verabscheut, gewonnen werden konnte, so ist andererseits doppelt sicher, daß diese Gestalt nur dadurch erhalten werden kann, daß sie sich durch die wahrhaft germanische Gesinnung und Gesittung des Südens vergeistigt. Wir sind verloren, wenn dem Süden nicht die Kraft erwächst, das ungeheure Exsudat, womit der Norden den Organismus unserer Völker durch den Militarismus belastet hat, wieder aufzusaugen.“

Der Rembrandt-Deutsche sagt dagegen aus:

In dem heutigen Deutschland hat der erdgeborene Niederdeutsche, der ein erdgeborener Aristokrat ist, durch seine Hauptvertreter, Bismarck — in dem sein Wesen einmal wieder zur Person geworden — und Moltke, politisch wie militärisch die Führung übernommen; es ist nur naturgemäß, daß die geistige wie künstlerische Strömung nachfolgt. Die Bewegung von 1848, mit ihren zum Theil bis in die Gegenwart reichenden Nachwirkungen, hatte ihren geistigen Schwerpunkt in Oberdeutschland, das hierin eine Filiale von Frankreich war; jetzt ist die innerdeutsche Hegemonie auf Nord- und Niederdeutschland übergegangen, das hierin eine Kolonie Hollands sein sollte. Wie sich um die Wende des vorigen Jahrhunderts aus der geistigen eine politische Wiedergeburt Deutschlands vorbereitete, so hat sich um die Wende dieses Jahrhunderts aus der politischen eine geistige Wiedergeburt vorzubereiten. Politisch hat Deutschland sich von Nordosten, künstlerisch sollte es sich von Nordwesten her regeneriren. Auf die mittelalterliche Hegemonie der Schwaben: der Sueven, der Schweifenden, ist die neuzeitliche Hegemonie der Sachsen: der Sassen, der Seßhaften, in der deutschen Politik gefolgt; und auch auf dem Gebiet der kunstschaffenden Phantasie wird der den Niederdeutschen eigenthümliche schlichte Hausverstand unzweifelhaft bessere Früchte tragen als die hochfliegende Weisheit schwäbischer Philosophen aus dem Anfang dieses Jahrhunderts. Ritterthum und Minnesänger waren in Süddeutschland zu Hause; Reformation und die deutsche Schriftsprache stammen aus Mitteldeutschland; das Zeitalter der Kunst und vorzüglich der bildenden Kunst wird wahrscheinlich in Norddeutschland erblühen. Der Schwerpunkt des deutschen geistigen Lebens bewegt sich offenbar von Süden nach Norden. Die Kostümmalerei, die nachgeahmte Renaissance und das Kunstgewerbe von heute sind uns im Wesentlichen aus dem deutschen Kunstsüden, mit seinem Centralpunkt München, zugekommen; diese

Richtungen — oder richtiger: Moden — des deutschen öffentlichen Lebens stellen ein letztes Aufflackern der bisherigen geistigen Hegemonie des Südens gegenüber der künftigen des Nordens dar. In der heutigen deutschen Kunst steht, wie im alten Deutschen Bund, eine junge, werdende Großmacht einer alten, sinkenden Großmacht gegenüber. Der erstarkende Norden fordert sein Recht von dem alt gewordenen Süden, wie einst Preußen von Oesterreich. Die Niederdeutschen haben jetzt das Erbtheil des Arminius anzutreten. Neben diesen historischen Gründen bezeugen Das auch prähistorische, neben der hellsten Gegenwart zugleich auch die dunkelste Vergangenheit: denn mehr und mehr kommt die neueste ethnographische Forschung zu dem Resultat, daß der früheste Ursprung der arischen Rasse nicht am Ganges, sondern an der Nordsee zu suchen ist; und wo der physische Keim, da liegt auch die geistige Blüthe der echten weltbeherrschenden Rasse.

Diese beiden Ausführungen klingen ja ziemlich unvereinbar im Hauptpunkt. So schlimm, wie es aussieht, ist es nun freilich nicht, wenn man nur ordentlich dahinter kommt. Für Garin ist Norddeutschland und Preußen identisch; und das Verhältniß zwischen seinem Norddeutschland und seinem Süddeutschland ist zum Verhältniß zwischen militaristischer Emporkömmlingsbarbarei und alter Kultur vereinfacht. Hierdurch kann jedoch die Auffassung des Rembrandt-Deutschen nicht das Mindeste einbüßen. Gewiß behauptet er die Hegemonie Norddeutschlands gegenüber Süddeutschland schroff; der Begriff Norddeutschland aber ist für ihn nicht etwas Homogenes wie für Garin und noch weniger identisch mit dem Begriff Preußen: das Niederdeutsche in seinem eigentlichen, reinen und echten Wesen bezeichnet für ihn sogar einen Gegensatz zum Preußischen, einen Gegensatz, der in vielen und entscheidenden Hinsichten völlig so tief ist wie für Garin der zwischen Norddeutschland und Süddeutschland. Der Rembrandt-Deutsche scheidet reinlich zwischen dem ostelbischen und dem westelbischen Norddeutschland, — eine Scheidung, die für Garin gar nicht existirt; und die niederdeutsche Zukunftkultur, von der er träumt, ist eine nordwestgermanische, die ihren geistigen Schwerpunkt in der stammesverwandten alten holländischen Kultur hat und unter deren wesentlichen Aufgaben sich auch die befindet, den spezifisch preußischen Geist in seinem eigenen Bilde umzuschaffen. Preußen ist auf seiner Kulturkarte genau das Selbe, was es geographisch und historisch ist: eine germanische Kolonie auf slavischem Grunde, eine an Zahl geringe Herrenkaste unter einer einheimischen Bevölkerung fremder Rasse; deshalb ist seine Forderung: Preußen soll germanisirt werden, soll germanisch verbauert, germanisch verholländert werden. Kein Mitsprecher im heutigen deutschen Geistesleben hat das einseitige und ungermanische Element im preußischen Militärgeist — den „Unteroffiziersgeist" — so hart und gerecht abfällig verurtheilt wie dieser „Norddeutsche", — und zwar

in seiner Eigenschaft als echter reiner Niederdeutscher, dem das sympathische Verständniß für das gute Eingeborene in diesem Geiste dessen Entartungsformen und Schattenseiten doppelt auffallend und doppelt verhaßt machen muß.

Wenn man also feststellen will, wohin nach den auseinandergehenden Auffassungen von Garin und dem Rembrandt-Deutschen die Hegemonie innerhalb Deutschlands verlegt werden soll, so sind die beiden entgegengesetzten Pole nicht als Nord- und Süddeutschland oder als Nieder- und Oberdeutschland, sondern als Süd- und Nordwestdeutschland zu fixiren. Was Preußen betrifft, so sind Beide, der Niederdeutsche und der Oberdeutsche, darin einig, daß es in der deutschen Geistesentwickelung nicht die Führerrolle spielen darf. Und gerade der Niederdeutsche hat Das am Tiefsten empfunden und am Klarsten formulirt. Nach ihm ist das Verhältniß zwischen Preußen und Deutschland das zwischen Form und Inhalt, Knochenbau und dem ganzen lebendigen Organismus.

Der Unterschied, der mit den Namen und den Begriffen Nord- und Süddeutschland verbunden ist, ist nicht, wie für Garin, ein Unterschied zwischen neuer Barbarei und alter Kultur, auch nicht, wie für den Rembrandt-Deutschen, ein Unterschied zwischen einer abgewirthschafteten und einer sich bildenden Kultur; es ist ein Unterschied zwischen zwei verschiedenen Kulturen, die vor vierhundert Jahren einmal gleichzeitig ihre Ebenbürtigkeit zeigten: die germanische Meerlandskultur und die germanische Binnenlandskultur, die angelsächsisch-batavische Kultur mit Shakespeare und Rembrandt und die süddeutsche Kultur mit Dürer. Garin steht auf seinen Kultur-Ahnen, wenn es sich um Deutschlands Zukunft handelt; aber auch der Rembrandt-Deutsche steht, mit gleichem Stolz und mit gleichem Recht, auf seinen. Um aber das gemeinsame Wesen dieser beiden Kulturen; das Gemeinsame in ihnen und das Gemeinsame unter ihnen, die gemeinsame germanische Stammesseele und die gemeinsame germanische Muttererde, zu finden und zu fühlen, wäre vielleicht nur nöthig, daß ein so vollbürtiger Vertreter der süddeutschen Kultur und des süddeutschen Geistes wie Garin sich in die Werke des englischen Dichters und holländischen Malers vertiefte und daß ein so vollbürtiger Vertreter der niederdeutschen Germanen in ihrer besten und feinsten Eigenart, wie der Rembrandt-Deutsche, den Männern und Meistern der süddeutschen Renaissance die Gerechtigkeit widerfahren ließe, die man in seinem Buche vermißt. Dann würde der Rembrandt-Deutsche die „eigenen Urkräfte der Völker“ und Garin seine „Anerkennung der Rechte der Vergangenheit“ — der gesammtgermanischen Zukunftkultur zum Nutzen — in weiterem und tieferem Sinne auffassen.

Zusammenschließen: Das ist das gemeinsame Losungwort Garins und des Rembrandt-Deutschen. Erziehung zum Zusammenhalten: Das ist das gemeinsame Mahnungwort Beider. Das Allzuindividuelle abzustreifen, ge-

bietet der Eine; das gute Individuelle zu entwickeln, zu schulen, zu steigern, räth der Andere; Das ist gar kein Gegensatz. Und damit ist zugleich die Frage der Hegemonie von vorn herein gelöst, — die Hegemonie, wie sie in den beiden Büchern umstritten wird, ist sekundärer Art, ist „politischer" Kulturkampf. Der größte, umfassendste, höchste, tiefste Geist ist nämlich zugleich auch der allerlokalste Geist. Ein ganzer Stammesgeist kann nur aus der engsten Heimatherde hervorwachsen. Das den ganzen Volksstamm umfassende Wesen kann sich nur aus der lokalen Eigenart entwickeln. Das Kulturgenie eines Volksstammes wurzelt in der Erde fest, mehr als alle anderen Geschöpfe; aber es hat auch Ueberblick, mehr als alle anderen Geschöpfe, — und zwar einen inneren Ueberblick: denn es trägt in sich seine ganze Rasse, ist die Rasse in individueller Verkörperung.

Der gute Genius des Rasseninstinktes, — er ist der beste Erzieher, der zuverlässigste Leiter, der schöpferischste „Kulturpolitiker", — überall und zu allen Zeiten. Das Fleckchen Erde, dem er entsprossen und wo er in einem Menschen zum Vorschein gekommen ist, soll Gesammtheiligthum des ganzen Stammes sein, wo es sonst auch liegen mag, im Norden oder im Süden. Wo auch der Stammesgeist aus einem einzelnen Geist leuchtend und wärmend hervorlodert, da soll der ganze Stamm sich zusammenschaaren; denn diese Feuersäule kann nur einen Weg gehen: den aus der fremden Bildungwüste hinein in das Land der Heimathkultur.

Diese Auffassung ist im Grunde auch die des Rembrandt-Deutschen. Das zeigt sich, sobald er auf seiner Wanderung nur ein Bischen weiter gelangt und sich auf einem Gebiet befindet, von wo aus der Ausblick umfassender ist und der Mittelpunkt der ganzen Bildung sich sichtbar hervorhebt. Wenn er die germanische Kulturmacht, die germanische Kulturhegemonie, unter dem Gesichtspunkt der Konfession betrachtet, so endet er so ziemlich da, von wo sein angeblicher Antipode Garin ausging. Die Scheidung läßt sich hierbei nicht so reinlich und einfach vornehmen wie zwischen einem Nord- und einem Süddeutschland; das ostelbische Schlesien ist ja z. B. zum großen Theil, das westelbische Westfalen sogar ganz katholisch und große Strecken von Süddeutschland sind paritätisch. Wenn also von diesem Standpunkt aus das Recht der geistigen Führerschaft, des kulturellen Uebergewichtes, entschieden werden soll, so zwingt Das, innerlichere und tiefer einschneidende Grenzen zu ziehen als die geographischen der Elbe- und der Mainlinie. Der Rembrandt-Deutsche, der immer aus den eigenen Tiefen schafft, vertieft sich hier bis zur höchsten, durchsichtigsten Klarheit. Und sein intimstes Kulturideal, seine ganze Auffassung vom Wesen des Deutschen, des Germanen, führt ihn über seinen Protestantismus hinaus und zwingt ihn — mit der guten Gewalt des ungebrochenen Rasseninstinktes —, an jene geschichtlichen Bildungen, die hinter

der Reformation liegen, anzuknüpfen, um einer germanischen Zukunftkultur die Voraussetzungen organischer Entwickelung zu ermöglichen. Der Geist, der aus ihm in seinem Buche redet, giebt sich zwar gern und beflissen und mit einem gewissen derben Stolz den Anschein, als ob er rein und streng protestantisch sei; er feiert oft Luther als den „Mann", der „weiblichen" katholischen Kirche gegenüber. Dann stellt er sich aber zunächst über die beiden Konfessionen, läßt ihnen beiden Gerechtigkeit widerfahren, charakterisirt und beurtheilt. „Der Protestant", heißt es z. B., „betont mehr das enge Gewissen und der Katholik mehr das weite Herz; der rechte Mensch aber soll Beides haben; man wird es den Völkern wie dem Einzelnen überlassen müssen, sich mehr für diese oder jene Richtung des inneren Lebens zu entscheiden." Seine endgiltige Auffassung von Luther, Katholizismus und germanischer Zukunftkultur formulirt er am Ende seines Buches folgendermaßen:

Gerade im Marien- und Heiligenkultus liegt ein ausgesprochen germanischer Zug — ein deutscher Erdgeruch —, den Luther etwas zu rasch abgelehnt hat; möglicher Weise werden die Deutschen, wenn sie sich auf ihr Deutschthum besinnen, Dessen wieder inne werden; jedenfalls aber wird in einem Zeitalter, das der Kunst gewidmet ist, der vorwiegend künstlerischen Religion, dem Katholizismus, ein geräumiger Platz gewahrt werden müssen. . . . Wenn die künftige deutsche Bildung, vor die Alternative ‚Bild oder Buchstabe' gestellt, sich für den ersten Faktor entscheidet, so dürfte dem Katholizismus dabei eine wichtige Rolle zufallen. Denn er hat nicht mit der Vergangenheit gebrochen; er hat sich die alt- und urdeutsche ‚Bild'-Gesinnung bewahrt, welche der Protestantismus verbannte. Hier liegt der tiefste Keim der deutschen Seele. Er heißt: Anschauung, nicht Spekulation; Empfindung, nicht Verstand; er heißt: Schaffen. Katholizismus und Protestantismus stehen sich gegenüber wie künstlerisches Gefühl und künstlerischer Kalkül: dieser ist unentbehrlich; aber jenes — entscheidet. . . . Die Geschichte schreitet auch über große Persönlichkeiten fort; sie ist noch mächtiger als Luther; die deutsche Volksseele ist noch mehr als ihr erstgeborener Sohn. In die schöpferischen Tiefen jener gilt es jetzt zurückzutauchen; es gilt wieder einmal an die Erde zu appelliren; dann wird die Gestalt Luthers bleiben, indem sie sich verschiebt. Sie kann sich dem geistigen Wachsthum des deutschen Volkes nicht entziehen. Auf religiösem Gebiet und vom höchsten Standpunkt aus gesehen, wird es Luther wahrscheinlich eben so wie Lessing ergehen: er wird als eine nothwendige, aber negative Größe zu gelten haben, an deren Stelle späterhin eben so nothwendige, aber positive Größen treten müssen. Die ‚dritte Reformation' führt in ihren letzten Konsequenzen nicht nur über den geringeren, sondern auch über den größeren der beiden Männer hinaus, — zurück zu dem milden, poesievollen, deutschen, aristokratischen Gemüthsleben des Mittelalters; zurück zu den tiefen mütterlichen Instinkten der frühesten christlich-germanischen Periode; zurück zu der starken, streitbaren, kindlichen, bildsamen und bildersehenden Seele der ältesten Deutschen. Aber diesem dreifachen Zurück entspricht auch ein dreifaches Vorwärts. . . . Die dritte Reformation wird somit Luther näher stehen als Lessing; und dem Mittelalter näher als Luther; und dem deutschen Charakter näher als dem Mittelalter.

Kurz, sie wird auf das Deutschthum in seiner reinsten, frühesten, ursprünglichsten Form zurückzugehen haben. Die deutsche Seele will ihr Recht!"

Man lese nun, in unmittelbarem Anschluß an diese Ausführungen des Rembrandt-Deutschen, folgende, dem Schlußkapitel von „Dulcamara" entnommenen Betrachtungen:

„Die Entwickelung von Luther zu den Encyclopädisten, zu David Strauß und Feuerbach, zum reinsten Materialismus und Atheismus war völlig unvermeidlich. . . . Die Reformation ist an ihrem letzten Ziele, an dem Ende ihrer göttlichen Mission, die Augen der Menschheit wieder auf die irdische Seite unseres Daseins und deren Unentbehrlichkeit gelenkt zu haben, damit sie sich, mit neuen Erfahrungen gestärkt, der Entwickelung der geistigen Seite von Neuem zuwenden könne, angelangt. Und merkwürdig genug wird diese Aufgabe, nachdem die Reformation die Behauptung des Rechtes des Einzelnen bis zu Darwins Kampf ums Dasein, zu Nietzsches Uebermenschen, zum modernen Manchester-Liberalismus, zum Kapitalismus und Materialismus, fortgeführt, von der letzten Frucht, dem Sozialismus, von einer politischen Richtung, welche sich zudem für unvergleichlich materialistisch hält, aufgenommen, wobei sie im Uebereifer das Recht der Allgemeinheit gegenüber dem Recht des Einzelnen bis zu dessen Vernichtung proklamirt. . . . Jene Proklamation enthält aber im Grunde genommen nichts Anderes als die Einsicht, daß die Menschheit die Noth des Einzelnen nicht über einen gewissen Betrag darf steigen lassen, ohne sich selbst aufzugeben, ihre Forderung ist nichts weiter als ein Ausdruck des Selbsterhaltungtriebes der Gesammtheit. Die Kirche hat völlig Recht mit ihrer Behauptung, daß den selben Ruf das Christenthum bereits erhoben und sie nie aufgehört habe, ihn immer von Neuem zu erheben. Sie hat es aber bis jetzt unterlassen, diesen Ruf, wie die Zeit es fordert, gewissermaßen um einen Ton höher zu erheben, vielleicht, weil sie den alten Zusammenhang mit den alten obersten wirthschaftlichen Kräften noch nicht völlig gelöst oder den Zusammenhang mit den neuen Kräften dieser Art noch nicht gefunden hat. Aber sie wird ihn finden, zweifellos, wenn auch in anderer Form als früher, wenn sie auch nicht mehr wie einst Kaiser und Könige und die Großen des Landes zur Gründung und Beschenkung von Klöstern und Abteien, zu Pfründen und Benefizien und zu allen möglichen Werken einer in alle Schichten des Volkes sich ergießenden Charitas wird zu bestimmen haben und wenn ihr auch der heute Alles beherrschende Egoismus alle Handhabe zu versagen scheint. Denn es sind psychologische Probleme, deren Lösung zu jenem Ziele führt, Probleme von solcher Art, für welche die Kirche eine unerreichte Meisterschaft von je her gezeigt hat. Diese Meisterschaft stammt aus einem Wesenszug des Katholizismus, der, wie jener der Anerkennung und Behauptung des Rechtes der Allgemeinheit gegenüber dem Einzelwillen und Einzelrecht, in gleicher Höhe von keinem anderen menschlichen Streben erreicht wird, aus der Anerkennung des Rechtes der Vergangenheit. Indem die Kirche verkündet, daß sie ihren göttlichen Auftrag nur durch das Zusammenwirken aller geistigen Kräfte ihrer Gemeinschaft der Vergangenheit und Gegenwart zu erfüllen im Stande sei, stellt sie ihre Thätigkeit und ihren Beruf auf die überhaupt denkbar breiteste Basis. Sie erklärt das Gesetz ihrer eigenen Entwickelung geradezu für identisch

mit dem Gesetz der Entwickelung der Menschheit und ihre unendliche Fähigkeit, sich mit den beweglichsten aller Formen der Organisation an das große allgemeine Wachsthum der Menschheit anzuschmiegen, bestätigt diesen Anspruch . . Diese beiden Wesenseigenschaften, vermöge welcher die Kirche den Sinn ihres Daseins auf die ganze Menschheit, auf die denkbar breiteste Basis stellt und zugleich in innigster Anschmiegung an die Entwickelungsgesetze der Menschheit in nie unterbrochener Berührung an deren Entwickelung theilnimmt, verleihen ihr ihre Dauer und Unüberwindlichkeit."

Wie man sieht, decken sich die Entwickelungsfiguren der beiden scheinbar antipodischen Geister vollständig. Die kulturelle Entwickelunglinie, die von der lutherischen Reformation bis zu den heutigen Bildungen hinab führt, bezeichnet für sie Beide eine bereits ausgelaufene, eine große geschichtliche Kurve, mit deren Endpunkt die Menschheit auf den Ausgangspunkt zurückgelangt ist, um — durch Erfahrungen bereichert — von diesem Punkte aus sich neue Gebilde zu schaffen. Der Protestantismus ist nach Garin nur eine Häresie innerhalb der katholischen Kirche, eine Häresie wie andere Häresien, nur daß sie sich über die halbe Welt und durch vier Jahrhunderte erstreckt, und wie andere Häresien mit einer göttlichen Mission versehen. Der Protestantismus, wie er sich entwickelt hat und seinem Wesen nach auch konsequent entwickeln mußte, bezeichnet für den Rembrandt-Deutschen einen Abfall der germanischen Seele von ihrer innersten und heiligsten Natur. In beiden Fällen aber ist er gewissermaßen eine Sünde gegen den Heiligen Geist gewesen, unter deren Fluch die Menschheit jetzt leidet. Eine neue Erlösung thut den Völkern Noth; ein Quell der Wiederbelebung in Geist und Herzen muß wieder aus dem harten Stein geschlagen werden. Aber wo? Auf jenem Punkt in der geschichtlichen Entwickelung, wo die „neue Zeit" einmal einsetzte und wohin wir jetzt eben zurückgelangt sind. Auf diesem Punkt vollzog sich einst eine Brechung; was diesseits liegt, ist lauter Gebrochenes; was aber hinter der Brechung liegt, ist eben jenes organische Ganze, das damals für Jahrhunderte gebrochen wurde, das jedoch jetzt in seiner ganzen Fülle wieder schwillt und lebt, seitdem die Menschheit zu schmelzen anfängt. Was ist denn dieses lebendige Wesen, das heute zu neuem Leben ersteht? Die „deutsche (germanische) Seele" nennt es der Rembrandt-Deutsche; die „Katholizität" nennt es der Verfasser von „Dulcamara". Hinter diesen beiden Worten steckt aber der selbe Sinn: jener Geist, der einst die mittelalterlichen Kirchen baute, wo das Individuum sich religiös werkthätig ein- und unterordnete, um Unendliches und Unsterbliches zu schaffen, wo der germanische Stammesgeist und der religiöse Geist in Eins zusammengeschmolzen waren. Diesen Gesammtheitgeist voll individueller Lebendigkeit wieder zu erwecken, darin liegt die Mission des kulturellen Erlösers. Die Worte wiegen dagegen nicht schwer. Der neue Rembrandt wird eins sein mit der alten Kirche. Die „dritte Reformation", von der der Rembrandt-Deutsche träumt, wird mit jener „neuen Phase des Katholizismus" zusammenfallen, die Paul Garin inaugurirt; Beide bezeichnen die pangermanische Zukunftkultur.

Schliersee.

Ola Hansson.

Neu-Lamarckismus.

Es ist ein bekanntes Schicksal großer Männer, daß sie, weil sie ihrer Zeit und deren Verständniß vorausgeeilt sind, von den Mitlebenden nicht verstanden werden und in das Grab sinken, ohne den Triumph ihrer Ideen erlebt zu haben. Erst eine späte Nachwelt läßt ihnen die Gerechtigkeit widerfahren, die ihnen im Leben versagt war. Eins der hervorragendsten Beispiele dieser Art bildet der geniale Vorläufer Darwins, der Franzose Lamarck, der bereits im Anfang dieses Jahrhunderts, also lange vor Darwin, in seiner „Philosophie der Thierlehre" (1809) die Grundzüge der heute geltenden Entwickelungtheorie der organischen Welt gegenüber dem damals noch feststehenden Dogma von der Unveränderlichkeit der Art aufgestellt und vertheidigt hatte. Bis dahin hatten nur sehr vereinzelte Stimmen der Gelehrten die Meinung geäußert, daß die jetzigen Lebensformen durch allmähliche Umbildung aus früher dagewesenen hervorgegangen sein möchten. Aber sie konnten dem allgemeinen Vorurtheil gegenüber eben so wenig durchdringen wie die Stimme Lamarcks selbst, der es sogar erleben mußte, daß man einige Schwächen seiner Beweisführung benutzte, um seine ganze Theorie dem Gespött der Zeitgenossen preiszugeben. Die philosophische Betrachtungweise der Natur, die Lamarck vertheidigt hatte, mußte der rein empirischen Richtung, wie sie von dem großen Cuvier hauptsächlich vertreten wurde, weichen; und es mußten nach dem bekannten Streit, der am zweiundzwanzigsten Februar 1830 in der pariser Akademie zwischen Cuvier und seinem Kollegen Geoffroy-St. Hilaire, einem Vertreter der philosophischen Richtung, ausgefochten und zu Gunsten Cuviers entschieden wurde und an dem bekanntlich Goethe ein so großes Interesse nahm, dreißig ganze Jahre vergehen, bis durch Darwins berühmtes Werk über den Ursprung der Arten die Frage wieder von Neuem vor das Forum der wissenschaftlichen Welt gebracht und nun gegen Cuvier entschieden wurde.

Der arme Lamarck sollte diesen Triumph seiner Ideen freilich nicht erleben. Er starb arm und vergessen am achtzehnten Dezember 1829, nachdem er die letzten siebenzehn Jahre seines Lebens in Folge der Pockenkrankheit erblindet zugebracht hatte, in einem Alter von fünfundachtzig Jahren. Besondere Freude oder Genugthuung würde ihm aber auch der glänzende Erfolg von Darwins Auftreten schwerlich bereitet haben, da Darwin in seinen Versuchen einer Erklärung der Ursachen der Arten-Umwandlung einen ganz anderen Weg betrat als sein Vorgänger und an die Stelle der von Lamarck angenommenen Selbstthätigkeit des Individuums vielmehr dessen passives Verhalten gegenüber den umändernden Einflüssen betonte, während er allerdings in Bezug auf Vererbung, Anpassung, Verwerfung des Artbegriffes und der Katastrophen-Lehre und einiges Andere mit ihm einig war. Dagegen that er

durch seine berühmte Lehre von der natürlichen Zuchtwahl oder Auslese im Kampf um das Dasein einen sehr großen und bedeutsamen Schritt über Lamarck hinaus.

Aber auch die anfangs bewunderte und in den Himmel gehobene Lehre Darwins mußte die Ungunst der Zeit und der Kritik erfahren. Namentlich glaubte man die allgemeine Giltigkeit der natürlichen Zuchtwahl und ihren bestimmenden Einfluß auf die Bildung neuer Arten mehr oder weniger in Zweifel ziehen zu sollen, ohne daß man jedoch wagte, diese Zweifel auf die Giltigkeit der durch philosophische Gründe gestützten Entwickelungtheorie selbst auszudehnen. Die Theorie als solche scheint im Urtheil aller Berufenen festzustehen, während über die inneren Vorgänge und bestimmenden Gründe der Entwickelung die Meinungen sehr weit auseinandergehen.

Bei einem solchen Zustand der Dinge war es nur natürlich, daß man sich wieder den halb vergessenen Lamarck in das Gedächtniß rief und sich die Frage vorlegte, ob er nicht mit seiner Theorie in so manchen Punkten mehr das Richtige getroffen habe als Darwin selbst. In der That hat sich auf die Resultate dieser Untersuchung eine ganze Schule des Neu-Lamarckismus gegründet, die namentlich in Amerika unter den dortigen, über ein großartiges paläontologisches Material verfügenden Gelehrten namhafte Vertreter gefunden hat. Einer der Bedeutendsten unter ihnen ist der Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie an der pensylvanischen Universität, E. D. Cope, der in seiner ausgezeichneten Schrift über die Ursachen der organischen Entwickelung (Chicago, 1896) dem großen französischen Forscher sein volles Recht angedeihen läßt. Lamarck hat, wie Cope ganz richtig sagt, zuerst nachgewiesen, daß „die Natur, indem sie nach und nach, mit dem Niedersten beginnend und mit dem Höchsten endend, alle Arten von Thieren hervorbrachte, stufenweise deren Organisation verbessert hat und daß diese Thiere, indem sie sich über alle Theile der bewohnbaren Erde verbreiteten, dem Einfluß der sie umgebenden Medien unterworfen und durch diesen Einfluß in Bildung und Gewohnheiten verändert wurden." Als Ursachen dieser Umänderung nennt Lamarck hauptsächlich Gebrauch und Nichtgebrauch der einzelnen Theile oder Organe im Verlauf langer Zeiträume und Uebertragung der so bewirkten Veränderungen durch das Mittel der Vererbung. Als hervorragendstes Beispiel für die Wirkung von Gebrauch und Nichtgebrauch der Organe wird das der blinden Höhlenthiere angeführt, deren Sehorgane durch den beständigen Aufenthalt in der Dunkelheit verkümmert oder unbrauchbar geworden sind. Beweis für diese Auslegung ist, daß die Augen der Jungen dieser Thiere bedeutend größer im Verhältniß zum Körper sind als bei den erwachsenen Thieren, bei denen sich oft in höherem Alter jede Spur des Organs verliert, und daß ihre Embryonen oder Keimzustände zum Theil normal entwickelte Augen haben.

Uebrigens hat Lamarck, wie Professor A. S. Packard von der Brown-

Universität in einem vortrefflichen Artikel über Neu-Lamarckismus nachgewiesen hat, auch den Einfluß der natürlichen Zuchtwahl Darwins bereits in Rechnung gezogen. Seine Ansichten und Beispiele sind leider oft karikirt oder mißverstanden worden. Wenn er z. B. behauptet, daß Vögel, die genöthigt waren, ihre Nahrung im Wasser zu suchen, ihre Eigenheiten nach und nach diesem Bedürfniß anpaßten, so will er nicht sagen, daß ein einzelner Vogel nach und nach Schwimmfüße oder verlängerte Beine oder einen langen Hals bekommen habe, sondern, daß dieses Resultat nur im Laufe einer langen Reihe von Generationen durch Bevorzugung der angepaßten Individuen erlangt werden konnte. Oder wenn man Lamarck die Behauptung zuschreibt, daß die Giraffe durch stetes Ausrecken ihres Halses nach dem Laub hoher Bäume den langen Hals erworben habe, so ist auch Das nicht ganz richtig. Lamarck sagt nur, daß die Giraffe in trockenen, oft grasleeren Steppen lebt und daher genöthigt ist, ihren Hals stets nach dem Laube hoher Bäume auszustrecken, und daß, wenn diese Gewohnheit durch eine lange Reihe von Generationen fortgesetzt wird, die vorderen Gliedmaßen länger als die hinteren werden und der Hals verlängert werden muß. Darwin erklärt dieses Verhältniß bekanntlich daraus, daß einzelne, durch längeren Hals bevorzugte Individuen in Zeiten des Mangels oder der Dürre ihre Genossen überlebt und diesen Vorzug auf ihre Nachkommen vererbt haben. Aber diese natürliche Auswahl im Kampf oder Wettbewerb um das Dasein ist nicht eine vera causa oder ein thätiger Faktor. Er ist nur ein Ausdruck für die Resultate einer Reihe von Faktoren, die Lamarck bereits ausfindig gemacht hatte, obgleich ihm die großartigen Hilfsmittel der modernen Morphologie, Embryologie, Physiologie, Paläontologie und die Thatsachen der geographischen Vertheilung unbekannt waren. Diese Faktoren sind: die Aenderungen des Mediums oder der umgebenden Umstände, wie Wohnung, Klima, Boden, Nahrung, Temperatur, Beleuchtung u. s. w. und Anpassung an sie im Laufe sehr langer Zeiträume; das (im lamarckischen Sinne vielfach mißverstandene) Bedürfniß; Gebrauch oder Nichtgebrauch der Theile oder Organe; der (allerdings nicht so deutlich wie bei Darwin gekennzeichnete) Wettbewerb um die Lebenshaltung; die (eben so stark wie von Darwin betonte) Vererbung entstandener Varietäten; die Festhaltung solcher Varietäten durch Kreuzung gleichgearteter Individuen; die geographischen Wechsel, — Alles in Verbindung mit der Annahme einer vielleicht heute noch fortdauernden Urzeugung der niedersten Lebensformen in frühester Zeit und des Bestehens eines Gesetzes fortschreitender Entwickelung neben einzelnen oder vielen Fällen der Degeneration oder Rückbildung. Lamarck verwarf auch bereits die bis auf Lyell herrschend gebliebene Theorie der großen geologischen Katastrophen und Revolutionen, polemisirte gegen die Annahme einer besonderen „Lebenskraft“,

erklärte den „Instinkt" als Folge ererbter Gewohnheit, das Zellengewebe für die Mutter alles Organischen und das Nervensystem für die Mutter aller Akte der Intelligenz. Endlich erklärte er den Willen für niemals wahrhaft frei.

Man sieht, wie weit Lamarck in seinen naturphilosophischen Ideen seiner Zeit vorausgeeilt war; und wenn der sonst so gerechte Darwin seinem großen Vorgänger nicht die volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, so erklärt sich Das nach Packard vielleicht daraus, daß er dessen Schriften nicht gründlich genug studirt hat. Packard nennt Lamarck einen wahren Propheten der Zukunft, der fünfzig Jahre zu früh für seine Zeit gelebt hat. Nur seine ausgezeichneten Arbeiten in der systematischen Zoologie trugen ihm Anerkennung und den Namen des französischen Linné ein. Rechnet man zu Dem, was uns Lamarck hinterlassen hat, die kolossale Vermehrung unserer Kenntnisse und die Erweiterung unserer Gesichtspunkte seit jener Zeit hinzu, so bewegt man sich auf dem Felde der Naturbetrachtung, das der Neu-Lamarckismus betreten hat. Er ruht nach der Meinung seiner Parteigänger auf einer viel umfassenderen Basis als der Darwinismus, dem ohne die von Lamarck angeführten Faktoren der Boden fehlen müßte, auf dem das Spiel des Wettbewerbes und der natürlichen Zuchtwahl vor sich gehen soll. „Es ist klar", sagt Packard, „daß diese lamarckischen Faktoren zusammen die Fundamente bilden, auf denen die natürliche Zuchtwahl ruht; denn ohne deren Wirksamkeit würden uns jene Ansammlungen von Pflanzen und Thieren fehlen, die das Feld für die Wirkung der darwinischen Prinzipien bilden." Natürliche Auswahl kann nicht die Ursache, sondern nur die Folge der Veränderungen oder Alternativen sein, zwischen denen sie auswählt. Die Darwinianer stellen sich vor, daß hier und da eine nützliche Varietät oder Spielart erhalten oder eliminirt und daß sie so lange gepflegt oder gehegt worden sei, bis daraus eine neue Art wurde. Aber der Gegner der natürlichen Zuchtwahl verlangt, daß nützliche Abänderungen, um dauernd werden zu können, in einer enormen Anzahl von Individuen auftreten, die alle eine kleine Verbesserung in der selben Richtung zeigen. Und Das ist es gerade, was Lamarck betont hat. Die Veränderungen müssen nach ihm der Art in Masse gemeinsam sein und sie müssen durch eine Aenderung in den physikalischen oder biologischen Einflüssen herbeigeführt sein, die alle — oder wenigstens eine große Anzahl — Individuen einer Spezies nöthigten, neue Gewohnheiten anzunehmen, und so die Umwandlung einer Art in eine andere begünstigten. Es ist eine große Schwäche und Inkonsequenz des Darwinismus, daß individuelle oder zufällige Aenderung oder Spielartenbildung, die der ganze Gang der Natur durch Kreuzung oder durch den Tod untauglicher Individuen zu verwischen strebt, der Vorläufer neuer Arten sein soll. Allerdings mag Das mitunter vorkommen; aber es bildet dann eine Ausnahme, die die Regel bestätigt. Gewöhnlich wird der Darwinismus in populären

Kreisen als gleichbedeutend mit der Entwickelungtheorie genommen, obgleich Das ein großer Irrthum ist. Darwin hat nur eine der Seiten des großen Prozesses aufgedeckt, während Lamarck die soliden Grundlagen errichtete, auf denen die natürliche Zuchtwahl ruht.

Obgleich nun ein prinzipieller Gegensatz zwischen Darwinismus und Neu-Lamarckismus nicht zu bestehen scheint, der eine vielmehr als eine Ergänzung des anderen betrachtet werden kann, so dürfte doch von zahlreichen Anhängern Darwins Widerspruch zu erwarten sein, ungeachtet des Umstandes, daß Darwin inzwischen selbst die Erklärung abgegeben hat, daß er den von Lamarck so stark betonten Einfluß der äußeren Lebensbedingungen auf die Umänderung der Naturwesen zunächst zu gering geschätzt habe. „Der größte Irrthum, den ich begangen habe", so schrieb er am dreizehnten Oktober 1876 an den Professor Moritz Wagner in München, den Vater der Migration-Theorie, „ist nach meiner jetzigen Ueberzeugung der, daß ich auf den direkten Einfluß der Nahrung, des Klimas u. s. w., ganz unabhängig von natürlicher Zuchtwahl, nicht genug Gewicht gelegt habe. Als ich mein Buch schrieb — und noch einige Jahre später —, konnte ich keinen guten Beweis von der direkten Einwirkung der äußeren Lebensbedingungen auf die Art finden. Jetzt sind derartige Beweise in reichem Maße erbracht." Auch haben inzwischen die Forschungen über Heteromorphose gezeigt, daß man durch geschickt angestellte Experimente einzelne niedere Thierformen zwingen kann, an Stelle eines verloren gegangenen Organs ein anderes, nach Bau und Funktion von jenem verschiedenes Organ wachsen zu lassen. Was hier die Kunst thut, konnte in geologischen Zeiten die Natur wohl noch viel leichter leisten.

Das hohe Interesse, das die gebildete Welt der Lehre Darwins und Allem, was damit zusammenhängt, entgegenbringt, mag es rechtfertigen, wenn in Vorstehendem der Versuch gemacht wurde, das Interesse des Publikums auch auf diese neueste Phase in der Beurtheilung der organischen Entwickelunglehre zu lenken. Das zu erwartende Resultat der dadurch veranlaßten Erörterungen hat wahrscheinlich Professor Eimer in Tübingen richtig gekennzeichnet, als er sagte: „Nach meiner Auffassung sind die physikalischen und chemischen Veränderungen, die die Organismen während ihres Lebens durch Anwesenheit oder Abwesenheit von Licht, durch Luft, Wärme, Kälte, Trockenheit oder Feuchtigkeit, Nahrung u. s. w. erleiden und die sie durch Vererbung auf die Nachkommen übertragen, die ursprünglichen Elemente für die Entstehung der mannichfachen Veränderungen der organischen Welt und die Entstehung neuer Arten. Aus dem dadurch gelieferten Material machte dann der Kampf um das Dasein seine Auswahl. Die Veränderungen aber stellen sich, einerlei auf welche Art, einfach als Folge des Prinzipes des Wachsthumes dar."

Darmstadt. Professor Ludwig Büchner.

Zwiegespräch.

„Kunz von der Rosen, mein Narr, allein
Auf dem Söller im bleichen Mondenschein?
Du scheinst zu träumen?
Sieh dort im Saal den Kerzenglanz,
Das Fest und den lachenden Reihentanz —
Du wirst ihn versäumen."

„Kaiser, mein Kaiser, schon graut der Tag
Und aus dämmernder Tiefe der Glocken Schlag
Beginnt zu läuten;
Ich starrt' in den nebelnden weiten Raum,
Da träumt' ich einen schweren Traum —
Nicht mag ich ihn deuten."

„Kunz von der Rosen! Und graut der Tag,
So laß uns vergessen Sorg' und Plag'
Beim fröhlichen Reiten.
Laß satteln mein Roß; und der Ritter Schaar
Mit wehenden Fähnlein für Lust und Gefahr
Mag uns geleiten."

„Kaiser, mein Kaiser, laß mich zu Haus!
Ich kann nicht ins blühende Feld hinaus
An Deiner Seiten;
Ich hasse der höfischen Ritter Schaar:
Sie reden zu viel — und sie reden nicht wahr;
Das gäbe ein Streiten."

„Kunz von der Rosen, so woll'n wir hindann
Mit den Knappen zum fernen, dunklen Tann,
Den Eber zu jagen.
Wenn die Meute bellt durch den stillen Wald,
Wenn der Speerwurf dröhnt und das Hifthorn schallt —
Das wird uns behagen!"

„Kaiser, mein Kaiser — nicht in den Tann,
Da seh' ich immer den greisen Mann,

Den einsamen, ragen, —
Den Mann, der Dir Reich und Krone gewann,
Und seiner Augen brennenden Bann
Den kann ich nicht tragen —"

„Kunz von der Rosen, mein trauriger Mann,
Kunz von der Rosen, mein Narr, sag' an,
Was soll ich machen?
Du siehst Gespenster am hellen Tag,
Dich schreckt des eignen Herzens Schlag —
Wo blieb dein Lachen?"

„Kaiser, mein Kaiser, wohl ward ich alt,
Gefurcht ist die Stirn und schon weht es kalt
Um des Tages Neigen —
Gott geb' Dir Glück und Sonnenschein
Auf Deinen Weg — mich laß allein —
Und laß mich schweigen . . .

Hamburg. Theodor Suse.

Brahms und Nietzsche.

Herr Peter Gast hat die in einem Feuilletonaufsatze des „Bund" von dem Unterzeichneten ausgesprochene Vermuthung, Nietzsche habe sich in seiner Komponisteneitelkeit durch Brahms gekränkt gefühlt und deshalb seinen bekannten Ausfall gegen Brahms drucken lassen, eine „tolle Fabelei" genannt, aber durch seinen Aufsatz im vorigen Heft der „Zukunft" meine Vermuthung im Gegentheil nur zur Gewißheit erhoben. Denn er veröffentlicht den Text einer Visitenkarte, auf der Brahms für die „Sendung", die Nietzsche an ihn gerichtet hatte, dem Sender zwar „verbindlichst" dankt, von „empfangener Auszeichnung" und sogar „von bedeutsamen Anregungen" spricht, den Hymnus selbst jedoch nirgends nennt, so daß Nietzsche, der damals an Brahms auch sein neuestes Buch*) gesandt hatte, nicht mit Sicherheit wissen konnte, ob die — übrigens recht vorsichtigen — Worte „bedeutsame Anregungen" irgend eine Werthschätzung seiner Musik enthielten. Da nun Nietzsche von seinem musikalischen Können eine sehr

*) Brahms an Widmann in einem Brief vom Februar 1888: „Dieser" (im Satz vorher ist von Nietzsche die Rede) „schickte mir nicht blos seine Hymne, sondern auch sein neuestes Buch!"

hohe Meinung hatte — er sagt im „Fall Wagner“: „Ich kenne nur Einen Musiker, der heute noch im Stande ist, eine Ouverture aus ganzem Holze zu schnitzen: und Niemand kennt ihn“, er aber meint hier sich selbst —, so konnte ihm das zwar sehr höfliche, kluge, aber auch reservirte, nur von einer „Sendung“ sprechende, nirgends den Hymnus auch nur erwähnende Billet von Brahms nicht genügen. Zwar sagt Herr Peter Gast, ohne diese Behauptung übrigens zu beweisen, die Karte von Brahms habe Nietzsche gefreut. Nun: auch wenn Nietzsche wirklich im ersten Augenblick sich über die artige Form des Billets gefreut haben sollte, so ist mir nur zu bekannt, wie leicht bei Nietzsche ein solcher erster Eindruck ins Gegentheil umschlug. Am vierten Februar 1888 schrieb mir Nietzsche aus Nizza einen drei Seiten langen Brief, in dem er einem Aufsatze, den mein Freund Karl Spitteler im Sonntagsblatt des „Bund“ über Nietzsches Schriften veröffentlicht hatte, das größte Lob spendete: „Was für ein feiner Kopf! wie gern man sich von ihm tadeln läßt!“ u. s. w. Und Nietzsche wünschte, ich möchte den Aufsatz verschiedenen Personen (Georg Brandes, Professor Heinzen, Professor Deußen, Dr. C. Fuchs) schicken. Aber schon am fünften Februar schrieb er mir, ich solle Das unterlassen, der Artikel von Spitteler sei taktlos, was ich aber Spitteler verschweigen möge. Und am vierzehnten Februar schickte er mir eine Postkarte, auf der mit den von ihm gebilligten Worten eines Freundes Spittelers Aufsatz als „ein Gemisch von richtiger Witterung und Oberflächlichkeit, von Achtung und Unverschämtheit, von Ernst und Trivialität“ bezeichnet wurde; und diesmal ermächtigte mich Nietzsche, diese Aeußerung Spitteler mitzutheilen. So wetterwendisch war der große Philosoph. Es ist daher durchaus statthaft, anzunehmen, daß die Karte von Brahms, selbst wenn sie anfangs Nietzsche genügt haben sollte, ihm nachträglich, weil über seine musikalische Leistung gar nichts darauf gesagt war, als eine kühle, höfliche Ablehnung erschien, die ihn ärgerte.

Uebrigens scheint mir, daß, wenn ich die höchst verletzenden Worte, die Nietzsche über Brahms so bald nach der Hymnussendung drucken ließ, durch Annahme von etwas „Allzumenschlichem“ bei Nietzsche zu erklären suche, ich dem auch mir trotz seinen menschlichen Schwächen hoch stehenden Manne gerechter werde als Herr Peter Gast, der es ganz natürlich zu finden scheint, daß Nietzsche sich über Das „freut“, was Brahms ihm geschrieben, und bald nachher den großen Tondichter öffentlich in Worten angreift, die Brahms aufs Tiefste verletzen mußten. Herr Peter Gast hat sie in seinem Aufsatz klüglich bei Seite gelassen; hier stehen die Hauptstellen: „Was liegt noch an Brahms! . . . Sein Glück war ein deutsches Mißverständniß: man nahm ihn für einen Antagonisten Wagners — man brauchte einen Antagonisten! Das macht keine nothwendige Musik, Das macht vor Allem zu viel Musik! Wenn man nicht reich ist, soll man stolz genug sein zur Armuth! . . . Er hat die Melancholie des Unvermögens; er schafft nicht aus der Fülle, er durstet nach der Fülle“ u. s. w. Wenn Nietzsche wirklich über die Aufnahme, die sein Hymnus bei Brahms fand, sich gefreut und also Brahms gegenüber einen Funken von Wohlwollen empfunden hätte, so wäre es ihm unmöglich gewesen, den Meister mit Worten, die, wie z. B. das unpersönliche: „Das macht vor Allem zu viel Musik“, achtunglos sind und Brahmsens ganze Bedeutung für die deutsche Musik zu erschüttern suchten, so feindsälig zu überfallen. Ich wiederhole, daß ich besser als Herr Peter Gast für Nietzsches guten Ruf sorge, wenn

ich annehme, daß gekränkte Eitelkeit, der man so Vieles zu verzeihen pflegt, die Quelle dieses fast bestialischen Angriffes war.

Nun noch ein paar Worte auf die vom Herrn Peter Gast gegen mich persönlich gerichteten Ausfälle. Meinen Artikel im „Bund" datirte ich von einer Station der Gotthardbahn; ich hatte, als ich ihn schrieb, Nietzsches Buch: „Der Fall Wagner" nicht vor mir und citirte also Nietzsches Ausspruch so, wie ich ihn in der Kölnischen Zeitung mit den Worten: „Brahms besinge die Melancholie seines eigenen Unvermögens" unrichtig wiedergegeben fand. Da ich aber in meinem Artikel hervorhob, daß ich auf einer Reise begriffen sei und der Leser eine etwa vorkommende Ungenauigkeit entschuldigen müsse, so war es vom Herrn Peter Gast wenig ritterlich, mir dieses ungenaue Citat vorzuwerfen. Wenn er ferner mein Eintreten für Brahms mit den Worten umschreibt: „Widmann springe herbei, dem sterbenden Löwen Nietzsche einen neuen Fußtritt zu geben," so mache ich Herrn Peter Gast darauf aufmerksam, daß sich mein Artikel gegen die Skribenten der Kölnischen Zeitung und des Temps richtete, die in dem Augenblick, da der edle Meister Brahms eben erst die Augen geschlossen hatte und noch nicht einmal unterm Boden war, bereits Alles daran setzten, sein Andenken und seinen Ruhm bei den Zeitgenossen mit giftigen Worten zu schädigen. Sollte ein ihm nahe stehender Freund, dessen Herz in jenen Tagen voll Thränen war, Dies schweigend geschehen lassen? Da nun in jenen Artikeln Nietzsches Ausspruch über Brahms als Waffe benutzt wurde, war es unvermeidlich, diesen Ausspruch so zu beleuchten, wie er mir erschien und noch heute erscheint.

Herr Peter Gast spricht aber von einem „neuen" Tritt, den ich dem sterbenden Löwen Nietzsche versetzt haben soll. Unter dem früheren meint er mein gegen die sogenannte Herrenmoral Nietzsches gerichtetes Malatesta Schauspiel, das er eine „Komoedie" nennt. Nun ist mir mitunter schon hier und da von Nietzscheanern dieses Theaterstück als Pietätlosigkeit gegenüber dem Unglück des kranken Philosophen ausgelegt worden, während doch jeder Vernünftige einsehen müßte, daß man gegen einzelne Gedanken oder gegen eine Doktrin eines die Zeit mächtig bewegenden Philosophen sehr wohl Stellung nehmen kann, ohne daß man damit der Persönlichkeit des betreffenden Denkers zu nahe treten will. Mir wäre es freilich auch für meine bescheidene Person und im Hinblick auf jene Dichtung lieber, Nietzsche befände sich noch heute im Vollbesitz seines Denkens, — auch auf die Gefahr hin, daß ich seinen sausenden Schwerthieb zu spüren bekäme, statt daß man mir immer wieder mit dieser plumpen, geschmacklosen Anklage entgegentritt, die mich unwillkürlich an gewisse Worte denken läßt, die mir Nietzsche am fünfzehnten September 1887 aus Sils-Maria schrieb und mit denen ich diese mir aufgedrängte Polemik beschließe: „Was die Worte des Herrn Spitteler angeht, so darf man dergleichen feine Sachen dem heutigen Deutschen eigentlich nicht zumuthen. Es steht nicht zum Besten mit dem ‚deutschen Geiste.' Ich selbst, wenn ich eine Reise nach Deutschland nöthig habe, mache mir vorher immer erst mit einem naturwissenschaftlichen Spruche Muth, zum Beispiel:

Um das Rhinozeros zu sehn,
Beschloß nach Deutschland ich zu gehn.

Mit ergebenstem Gruße Ihr Nietzsche, philosophus".

Bern. J. V. Widmann.

Selbstanzeigen.

Die Rechte des Angeklagten. Ein Rathgeber und Wegweiser im Strafprozeß. Von Fritz Hartwig. Verlag von Arthur Bergmann, Breslau, Adalbertstraße 26. Preis 75 Pf.

Ich, der unterzeichnete Verleger, hatte im vorigen Jahre einen Beleidigungprozeß zu bestehen. Ich sollte in einem öffentlichen Vortrage Jemanden über die Grenzen des gesetzlich Zulässigen hinaus kritisirt haben. Ich fühlte mich aber unschuldig, — wenigstens hatte ich nicht die unsinnigen Aeußerungen gethan, die mir in die Schuhe geschoben wurden. Vor Gericht unterlag jedoch mein reines Gewissen; die Zeugen fanden Glauben und ich wurde verurtheilt. Die Zeugen waren sicher unparteiisch; sie wollten mir nicht Unrecht thun; das Unglück war nur, daß sie meine Worte gehört, aber den Sinn nicht begriffen hatten. Durch irgend welche Einflüsse waren sie zu der Ueberzeugung gelangt, meine Rede habe so gelautet, wie sie dem angeblich Beleidigten hinterbracht worden war. Ich legte Berufung ein und hoffte, in der zweiten Instanz Gelegenheit zu finden, den Irrthum aufzuklären. In der neuen Verhandlung erfuhr ich jedoch zunächst eine große Enttäuschung. Es schien, als sollte ich gar nicht so richtig zum Wort gelangen; wiederholt wurde ich mit der vorwurfsvollen Bemerkung unterbrochen, daß die Zeugen doch nicht Etwas behaupten würden, das sie nicht wüßten. Schon hatten die Richter sich erhoben, um in das Berathungzimmer zu schreiten, da verlangte ich mit lauter Stimme, daß ich noch einmal gehört werde. Ich erklärte, daß ich ein armer Arbeiter sei, der nichts weiter zu verlieren habe als seine Ehre, und ich bat, man möge mir noch weitere Gelegenheit geben, meine Ehre zu vertheidigen. Der Vorsitzende fragte, was ich noch wünschte, worauf ich verlangte, daß ich an die Zeugen selbst einige Fragen richten dürfe. Das wurde mir gestattet; und als ich nun den Zeugen das in Rede stehende Bruchstück meines Vortrages so wiederholte, wie ich es damals von der Tribüne aus gehalten hatte, und als ich sie auf ihren Irrthum aufmerksam machte, da mußten sie mir beistimmen. Sie gaben zu, sich geirrt zu haben, — und die Folge war, daß ich freigesprochen wurde. Gerade um die selbe Zeit ereignete es sich, daß ein junges Mädchen, das wegen Diebstahls verurtheilt worden war und einen guten Theil der Strafe bereits abgesessen hatte, im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochen wurde und daß der Richter, Herr Amtsrichter Schlebrügge in Breslau, bei der Begründung des Urtheiles sagte: „Daß die Angeklagte unschuldig verurtheilt worden ist, daran ist das Gericht weniger schuldig als die Angeklagte selbst. Sie hat sich so schlecht vertheidigt, daß der Gerichtshof unter den obwaltenden Umständen an ihre Schuld glauben mußte.“ Dieser Vorfall und mein eigenes Erlebniß brachten mich auf den Gedanken, daß es gerecht wäre, wenn jeder Angeklagte von Staats wegen einen Vertheidiger bekäme. Ich weiß am Besten, wie unsäglich schwer es mir wurde, das Gericht und die Zeugen zu überzeugen, daß sie im Irrthum seien und daß mir schweres Unrecht geschehe, und ich bin fest überzeugt, daß es tausend

Anderen an der nöthigen Ruhe, Entschlossenheit und sprachlichen Gewandtheit gefehlt hätte, um diesen schwierigen Beweis zu führen. Unter dem Eindruck dieser und anderer Vorkommnisse reifte in mir der Gedanke, eine Schrift schaffen zu helfen, die allen armen Angeklagten ein werthvoller Rathgeber sein solle, die nicht die Mittel besitzen, einen Vertheidiger zu honoriren. Bestärkt wurde ich in diesem Gedanken, als ich in der „Zukunft" einen Artikel aus der Feder des Herausgebers las, worin unter Hinweis auf eine Tagebuchstelle von Hebbel über den Werth von Zeugenaussagen einige mir richtig scheinende Sätze standen. Der Zufall fügte es, daß ich Gelegenheit fand, mit einem vorzüglichen Kenner unseres Strafgerichtswesens über meine Gedanken zu sprechen, und es gelang mir, ihn zur Abfassung einer solchen Schrift zu bewegen. Da ich nicht bald einen passenden Verleger dafür fand, entschloß ich mich kurzweg, einen eigenen kleinen Verlag zu gründen, und ich übergab das Buch, das allererste meines Verlages, der Oeffentlichkeit. Es ist volksthümlich und leicht faßlich geschrieben und enthält auf engem Raum eine reiche Summe praktischer Belehrungen. Was das Buch will und soll, geht aus den Motiven hervor, die zur Herausgabe führten. Allgemein wird ihm nachgerühmt, daß es eine fesselnde Lecture auch für die Glücklichen sei, die keinen praktischen Gebrauch davon zu machen brauchen. Da ich noch keinen Anschluß an den Buchhandel habe, erfolgt die Versendung direkt durch mich.

Breslau. Arthur Bergmann.

Konrad Ferdinand Meyer. Sechs Vorträge. Verlag von P. Reich, Basel.

In dieser Schrift wird versucht, das Dichterwerk Meyers in seiner Gesammtheit ästhetisch zu würdigen. Eine besondere Sorgfalt wurde darauf verwendet, die Lyrik Meyers von ihren ersten Aeußerungen an bis zu der endgiltigen Redaktion in dem Band der „Gedichte" auf ihre formale Umprägung und stoffliche Konzentration hin zu prüfen und für das Gebiet der historischen Erzählung die Grenzen abzustecken, die die Arbeit des Geschichtschreibers von der des Dichters trennen. Zu diesem Zwecke ist der Verfasser bei einer Anzahl der Erzählungen auf die Quellen oder wenigstens auf die Motive zurückgegangen, von denen das Werk seine Inspiration empfangen hat. Für den kurzen biographischen Theil der Arbeit gaben fast ausschließlich die eigenen, an verschiedenen Stellen gedruckten Mittheilungen des Dichters die Grundlage ab. Die Vorträge suchten sich von allem einseitigen und billigen Panegyrikuston frei zu halten; auch die aufrichtigste Bewunderung eines Dichters kann die Verpflichtung kritischer Prüfung nicht aufheben.

Basel. Dr. Hans Trog.

Baron Max. Roman aus Berlin W. Verlag von Hugo Steinitz, Berlin.

Als ich die Rougon-Macquart, die Geschichte einer Familie aus dem zweiten Kaiserreiche, das beispiellose Riesenwerk Zolas, gelesen hatte, da war ich nur von dem einen Gedanken, dem einen Wunsch erfüllt, Aehnliches schildernd zu schaffen. Es durchzuckte mich wie ein glühend heißer Rausch begeisterten Strebens. So mag es den kleinen Vulkanen ergehen, die in einer plötzlichen

Eruption versuchen, den Bergriesen nachzustreben, die mit schneebedeckten Häuptern in die Wolken ragen und in heiliger Ruhe herabsehen auf die kleinen Kümmernisse dieser Welt. Der Zwerg wollte dem Riesen nacheifern. Aber bald schien das weite Reich, das Zola uns in seinem Cyklus erschlossen hat, zu groß, — unfaßbar für meinen Blick! Das Volk in seiner Arbeit, seinem Schaffen zu zeigen, an all dies Gewaltige kann ich schwirrender Thiergartenvogel mich nicht wagen. Schon eher kann ich mich heimisch in einem Milieu finden, wie der Homer des Romanes es uns in „La Curée“ in „L'Argent“ zeigt. Freilich: ihm war es vergönnt, nach großen Modellen zu schaffen; er durfte in Saccard Bontoux, in Hamelin Lesseps wiedergeben und auch Gundermanns Gestalt war einer weltbeherrschenden Geldmajestät nachgebildet. Als ich zu denken anfing, da hatte der Interessanteste unter unseren neuen Finanzkünstlern, Strousberg, längst sein Wilhelmstraßenpalais verlassen, hatte der Napoleon der Börse längst den abschüssigen Pfad betreten, der von den Lissa-Tuilerien zum moskauer St. Helena führen sollte. Andere, kühler Rechnende sind an seine Stelle getreten; ein neues Geschlecht herrscht auf den Trümmern, die die schlimmen Gründerjahre hinterließen! Ich habe versucht, in der Gestalt des Barons Max einen durch die Erziehung verdorbenen, vielleicht ursprünglich nicht schlecht veranlagten Sprößling eines rasch emporgestiegenen Millionärgeschlechtes zu schildern. Der kaum die äußeren Allüren des Gebildeten wahrende Geldaristokrat strauchelt nur allzu bald über einen ihm unbegreiflichen, sonst unter Gentlemen selbstverständlichen Ehrbegriff. Aber auch in diesem — dann auf den unterminirten Boden der Internationale hinausgeschleuderten — entarteten Don Juan glimmt und flammt noch immer der ererbte erobernde Erwerbssinn. Und weil es dem erschlafften Decadenten an thätigem Unternehmungsgeist fehlt, leuchtet das trüb flackernde Flämmchen der Geldgier dem schachernden Sparsystem, das er nun auf das kleinliche Feld persönlichen Geizes verlegt. Wie ich den traurigen Helden meines Buches als das Produkt einer auf den trügerischen Unfehlbarkeitdogmen von Protzenthum und Geldmacht beruhenden Erziehung erscheinen lasse, so endet auch der geistig und körperlich Untergehende verzweifelnd, fast bereuend, sicher aber unbewußt sühnend an dem Grabe seiner Erzeuger, denen er viel zu danken hat, die ihm aber noch mehr schuldig geblieben sind. Ich habe Bilder, die das Leben mir bot, benutzt und versucht, Gestalten zu schaffen, die an einem anerzogenen Dünkel der erfolgreichen Parvenus krankten, Menschen, die untergingen in nichtsthuerischem Lotterleben, glückliche Spekulanten, die fast voll Ahnenstolz auf die ihnen Nachstrebenden blickten, und wenn die eigene Million ganze zehn Jahre früher erjobbert war, sich in lächerlicher Ueberhebung fragten, ob die Anderen auch noch ihres erhabenen Umganges würdig seien. Als Emile Zola die Widmung meines Buches angenommen hatte und ich ihm dankend sagen konnte, sein Name an der Spitze meines Romanes heiße, einem unbekannten, vielleicht ganz tapferen Soldaten sei es vergönnt, unter der Fahne eines großen Feldherrn zu kämpfen, da antwortete er mir, sein Name sei zwar kein Kriegszeichen, doch wünsche er, daß er mich zum Siege führe.

Truth.

Unsere Auswanderer.

Die Regirung des Deutschen Reiches denkt gewiß nicht daran, Etwas zu thun, das den großen Dampfergesellschaften in Hamburg und Bremen ernstlichen Schaden zufügen könnte. Auch soll hier der Weitblick des Ministerialdirektors Reichardt nicht bestritten werden, der von Berlin aus für alle überseeischen Gebiete die jährliche Zahl der Einwanderer bestimmen will, als ob die Leistungen der Menschen ohne Unterschied überall gleich wären. Aber es ist vielleicht angebracht, einmal zu prüfen, was uns glücklichen Besitzern einiger erfinderischen Geheimräthe in unserem Auswanderungwesen noch fehlt. Allzu viel ist es nicht.

Wir müßten längst Landgesellschaften haben, die, wie die englischen, in ihrem Machtgefühl nicht schon gesättigt sind, sobald sie einen Auswandererstrom nach einem ihnen gerade passend dünkenden Erdstrich zu lenken vermocht haben, sondern die selbst in der Lage sind, den Auswanderern Boden anzubieten und ihnen dazu noch Geld zu leihen. Nie sind in Downingstreet so viele Sitzungen abgehalten worden wie in unserer Wilhelmstraße, wenn es sich darum handelte, die Hochfinanz zu einer Bahn in Ostafrika zu überreden; aber während die englischen Unternehmer ihre Schienenwege selbständig durchführen, kommen unsere Bahnprojekte leider fast niemals zu Stande und sie werden in den Bankbureaux auch gar nicht „seriös" genommen, trotz den ergebenen Mienen, die der Minister vielleicht erblickt. Unserem Beamtenthum fehlt eben die Erkenntniß der Grenzen, an denen die Bankwelt Halt zu machen hat. Bei uns wird Alles gern finanzirt, unter der Bedingung, es in raschem oder mittlerem Tempo wieder auf den Markt bringen zu können. In London ist der Geldmann ein persönlicher, muthiger Unternehmer und die Aktiengesellschaft ist ihm nur Form. Es hat eine Zeit gegeben, wo der Brite in überseeischen Angelegenheiten genau so zaghaft war wie heute unsere Bankherren in Berlin und Frankfurt, aber darüber sind Jahrhunderte vergangen. So hilft den Engländern bei der Kolonistenarbeit die vielhundertjährige Tradition und ferner ihr Reichthum, der sich besonders in der geringeren Zersplitterung des erforderlichen Kapitals zeigt; der britische Bankier pflegt für sich und einen engen Kreis von Geschäftsfreunden Summen zu zeichnen, die für deutsche Begriffe ungeheuer sind.

Ist in Indien oder Australien etwa eine neue Bahn wünschenswerth — die allererste hat natürlich auch Lehrgeld gekostet —, so reist ein Kaufmann oder Ingenieur nach London und legt seine Berechnungen vor: diese Ausfuhr-Produkte gedeihen in jener Gegend, so theuer stellen sich die Wagenfrachten und um so viel billiger würde eine Bahn spediren können. Die Ziffern sind so klar, daß rasch wenigstens eine grundsätzliche Entscheidung getroffen werden kann. Bei uns würden solche praktischen Erwägungen auf unfruchtbaren Boden fallen, da unsere großen Kapitalistenkonsortien zwar eine anderswo ganz unerhörte vielseitige Thätigkeit entfalten, aber immer nur mit der Losung: herein und heraus. Das begreifen aber unsere Behörden nicht und schmeicheln sich, künftig auch auf kolonialem Gebiet die Leute zu großen Geldwagnissen bestimmen zu können. Wenn nun die Vereinigten Staaten von Nordamerika unsere Bauern noch wie früher willkommen

hießen, dann brauchten wir uns um Bodengesellschaften nur wenig zu kümmern; gegen den Strom, der sich von selbst in ein freies Land mit civilisirter Verwaltung ergießt, vermöchte ein ganzes Geheimrathsviertel nichts. Jetzt sind aber die besten Zeiten deutscher Auswanderung nach der großen Republik längst vorbei; auch das Volk der Union sucht sich abzuschließen und selbst so umfassende Landverkäufe, wie sie die Northern-Pacific-Bahn vornimmt — und früher sogar gegen die Vorzugsaktien als Zahlung —, dürften nicht allzu vielen Deutschen reizvoll erscheinen.

Unter solchen Umständen wäre es schon nützlich, unseren Auswanderern mit Rath und That an die Hand zu gehen. Aber wirkliche Vormundschaften, wie sie jetzt mit Hilfe eines Gesetzes bestellt werden sollen, dürften dazu doch wohl kaum geeignet sein. Nur Privathilfe könnte wirksam helfen. Warum sollte es unmöglich sein, in einem Reiche mit zweiundfünfzig Millionen Menschen eine Reihe gut fundirter Landgesellschaften zu gründen? Diese Gesellschaften müßten den Boden billig kaufen können, wenn sie große Strecken auf einmal erwerben und dann in Blocks ausschneiden. Das können, wie z. B. in Kanada, sogar Leute ohne Vermögen thun, die für ihre ausstehende Kaufsumme und den Vorschuß für Geräthe, Saat u. s. w. eine Sicherheit auf das Grundstück selbst geben. Können dann die Zahlungbedingungen schließlich nicht eingehalten werden, so müssen die Leute eben weiter wandern. Das geht in der neuen Welt ganz gut, denn der Fremdling hängt noch nicht zu fest an der Scholle und ist eher als in der Heimath geneigt, in einer anderen Gegend sein Glück zu versuchen. Nur unter der Bedingung einer nachhaltigen Hilfe ließe sich von der Einwirkung auf unsere europamüden Bauern einiges Gute erwarten; aber politischen Dank darf man dafür nicht fordern. In Transvaal könnte man kleinen Bauern vielleicht zu einem einträglichen Gemüsehandel verhelfen; wenn diese Leute sich aber dann dem vorgeschrittenen englischen Element verwandter fühlen als den Buren, — welcher unserer Reichstagabgeordneten kann es ihnen wehren? Natal ist englisch; aber das herrliche Klima dieses Landes könnte auch deutschen Kolonisten geschäftlich höchst zuträglich sein. Für das Gedeihen der britischen Kolonisationgesellschaft in Natal spricht die Thatsache, daß die Vorzugsaktien acht Pfund Sterling für fünf Pfund notiren, während die Stammaktien allerdings lange unter pari standen. Sonst braucht man Auswanderer nicht nach Südafrika zu ziehen, denn die Glücksjäger kommen ganz von selbst; und wenn sie, wie jetzt in Johannesburg, vielfach vom „Pump" leben, weil sie Alles verloren haben, so pflegen solche Zustände bald zu verschwinden.

Die Engländer unterscheiden zwischen politischer Machtsphäre und solchen Gegenden, die für Einwanderung geeignet sind. Sie denken in Indien und Egypten nicht an Kolonisation, trotzdem sie dort gewiß mehr Landsleute brauchen könnten. Hauptsächlich kommt für sie und ihre Rivalen Kanada, Australien, vielleicht noch Neufundland und, wegen des Zuckerbaues, die Insel Mauritius in Betracht. Und wie groß sind oft solche Landgesellschaften, für die der englische Minister des Auswärtigen keinen Finger zu rühren braucht! Die Canada North West Co. Limited besitzt 7⅓ Millionen Dollars; die Aktien stehen zwar schlecht, sind aber keineswegs aussichtlos. Denn der Engländer ist praktisch und nur da, wo wirkliche Gewinnchancen zu finden sind, kommt es ziemlich rasch zu Aktiengesellschaften. Die große kanadische Gesellschaft, die fortwährend ihre Aktien verkauft und sie auch als Zahlung für Land annimmt, kauft bis zu hundert Quadratmeilen auf einmal und giebt das Land in kleinen Blocks wieder ab. Sie hat Großes geleistet, aber dabei so wenig Staatsschutz ge-

nossen, daß z. B. die Canadian Pacific-Bahn ihr Konkurrent als Landverkäufer sein darf. Uebrigens besteht die älteste Landgesellschaft in Kanada schon seit den zwanziger Jahren; es giebt dort auch sonst noch eine ganze Reihe bekannter Gesellschaften, die zum Theil mit zwei und vier Millionen Dollars arbeiten. Im britischen Amerika leiten meist Schotten die Einwanderung und Kenner halten sie für noch geeigneter dazu als Engländer. Auch für Australien arbeiten zahlreiche Gesellschaften, von denen die Land and Finance-Co. über vier Millionen Pfund Sterling verfügt und die Pastoral-Co. bei ihrer Viehzucht bis zu zwei Millionen Pfund gehen kann. Die Engländer beschränken sich dabei nicht mehr auf ihre Kolonien: schon vor zwölf Jahren wurde für Texas die Freehold Land and Investment-Co. mit drei Millionen Pfund gegründet; Chairman ist der Marquis of Tweedale und die Shares sind, statt wie gewöhnlich auf ein Pfund, sogar auf zehn Pfund ausgestellt. Ein Reingewinn war bei dieser Gesellschaft noch immer zu verzeichnen. Und auch für Argentinien giebt es Landgesellschaften. So hat die Southern Land-Company bei noch nicht 300000 Pfd. Kapital etwa zwei Millionen Acres in Chubut und Rio Negro direkt zur Kolonisation angekauft. So offenherzig ist man aber auch jenseits des Kanals, daß sich einzelne besonders gewagte Unternehmungen ruhig die Firma: Adventurers of . . . . beilegen.

Und bei uns? Außer der Aktiengesellschaft Hermann — was hat der Teutoburger Wald mit Brasilien zu thun? — ist wenig zu merken gewesen. Diese Gesellschaft hat einige hunderttausend Mark für Rio Grande do Sul verwendet, wo es längst eine eingesessene deutsche Bevölkerung giebt; schließlich aber ging die Sache nicht und ein Theil des wieder herausgezogenen Kapitales wurde zum Ankauf eines Landgutes in Deutschland benutzt. Die neue hamburger Gründung für Brasilien wird hoffentlich gedeihen; nur darf das Land von vorn herein nicht zu theuer sein. Das Alles aber genügt nicht annähernd, so lange unsere Regirung vor einer Gesammtbetheiligung des Volkes zurückbebt, d. h. die Ausgabe von Zwanzig-Mark Aktien wie ein Wasser ansieht, das keine Balken hat. Es könnten ja der Regirung Ausnahmevollmachten ertheilt werden, wie etwa bei den Lotterien, so daß die Gefahr einer Ausnutzung an den Börsen ausgeschlossen wäre.

Auch für die Verwendung deutscher Kräfte außerhalb des Ackerbaues könnte viel geschehen. Die Arbeiter aus Wales, die vorübergehend nach Transvaal ziehen, aber dort bei ungenügendem Vermögensausweis abgeschoben werden, haben den Schutz des Herrn Chamberlain so nachdrücklich genossen, daß der Präsident Krüger schließlich nachgeben mußte. Wie viele Deutsche könnten bei dem Unternehmen der Anatolischen Bahnen Beschäftigung finden, — einer deutschen Gesellschaft, die unter 4000 Angestellten nur 19 Reichsangehörige hat! Für die 50 Stationen könnte man schon 100 höhere Beamte brauchen, die wahrscheinlich so ehrlich wie die Levantiner wären, und die Verwaltung der Stationen könnte dabei noch sparen. Auch unsere großen Industrien, besonders die elektrotechnische, sollten in fernen Ländern an die Heranziehung deutscher Beamten denken und so dem Auswandererstrom das Bett bereiten.

Pluto.

Feuerzauber.

Jean Goujon, den die Enthusiasten des sechzehnten Jahrhunderts den französischen Phidias nannten, hat nicht geahnt, welcher traurige Ruhm seinem Namen einst noch beschieden sein sollte. Der hugenottische Reliefkünstler, der von der altrömischen Plastik und von Cellini die entscheidende Anregung empfing und durch heitere Anmuth den Beifall der Maecenaten gewann, ist den Besuchern des Louvre nicht unbekannt und seine Diana, seine Nymphen werden noch jetzt als Denkmale einer nicht gerade schöpferischen oder fruchtbaren, doch in ihrer schwungvollen Künstlichkeit nicht uninteressanten Zeit geschätzt. In den dreihundertundfünfzig Jahren aber, die seit seinem ersten Bildhauererfolge verstrichen sind, ist sein Name nicht annähernd so oft ausgesprochen worden wie in der letzten Woche: nach ihm ist die Straße genannt, in der am vierten Mai ein rasch aufflackerndes Feuer den Wohlthätigkeit-Bazar der vornehmen pariser Welt verzehrte und mehr als hundert geputzte Menschen unter gräßlichen Qualen ins Flammengrab sinken ließ, und die Schreckenskunde hat den Namen Jean Goujon selbst Denen ins Ohr geheult, die für Kunstgenüsse weder Muße noch Stimmung haben. Die Alarmglocke klingt eben lauter als das Raunen der Kunstgeschichte, — und am Strang der Alarmglocke ist diesmal besonders kräftig gerissen worden. In unzähligen Telegrammen und Artikeln sind die einzelnen Phasen der Unheilsstunden geschildert worden, und wenn man den Zeitungen glauben dürfte, hätte der Brand eine ganze Menge kühl beobachtender Augenzeugen gehabt. Das Alles entspringt natürlich der emsig für Zeilensold schaffenden Reporterphantasie und ist bestimmt, eine aus Blut und wirbelnden Flammen gewebte Vision noch röther zu färben. Die äußersten Schrecken der Katastrophe wären verhindert worden, wenn auch nur ein erheblicher Theil der zu mondäner Geselligkeit Vereinten die Ruhe bewahrt hätte. So oft ein ähnliches Unglück die Herzen bewegt, heißts in den nicht betroffenen Ländern, nur der nationale oder lokale Leichtsinn, die lüderliche Schlamperei, von der wir, die nicht Heimgesuchten, völlig frei sind, habe das Furchtbare verschuldet; so lautete das Trostsprüchlein nach dem Ringtheaterbrand, nach der Massenkatastrophe auf dem Chodinka-Felde, so lautet es jetzt nach dem Brand in der Rue Jean Goujon. Jedes neue Unglück aber lehrt, daß alle Vorsichtmaßregeln, auch die scheinbar schlauesten, die Wirkung versagen und daß der panische Schrecken der Masse den Untergang bereitet. Die Psychologie der Menge, der eng zusammengepferchten Schaar, die sich für kurze Stunden als eine homogene Gemeinschaft fühlt, ist nicht von dem Kleid abhängig, in das die Namenlosen sich hüllen; ihre Lehren gelten für zerlumpte Muschiks wie für prangende Damen aus der Gesellschaftschicht, die durch das heilige Recht der Geburt oder des Besitzes zur Herrschaft gelangt ist. Ein Funke zuckt auf, — und lichterloh schlägt aus dem gestörten Bewußtsein gleich die Flamme empor; ein Ruf fällt mit Raketengezisch in heiße Sinne, — und die Bestieninstinkte erwachen, stacheln zu thierisch toller Wuth und tragen die brünstig nach der Erhaltung des Lebens Lechzenden über zertrampelte Leichen in den sicheren Tod. Diese Erfahrung ist alt; neu aber und kaum weniger beängstigend als die Schreckenskunde selbst ist das Schauspiel, das wir nach dem pariser Brande sahen und das uns zeigt, wie das schlichte Menschenempfinden sich immer mehr in Klassengefühle spaltet. Früher hätten alle Schichten der civilisirten Völker sich in der Trauer um die Opfer des Unheils vereint und sogar der Kellerbewohner hätte den zierlichen Damen, die zu unkenntlichen

Klumpen verbrannt waren, eine Thräne oder doch einen mitleidigen Seufzer gespendet. Heute schont das Toben des Klassenkampfes nicht einmal die schwarze Ruhe der vom Thränenthau feuchten Trauerstraße. Die Holden, deren soignirte Leiber die gierige Flamme fraß, sollen, so verkünden ihre Klassengenossen, auf dem Felde der Ehre den Tod der Helden gestorben sein, eine pomphafte Totenfeier ward ihnen in Notre Dame gerüstet, Herr Felix Faure gab bei den Hinterbliebenen seine Karte ab, manche Monarchen folgten dem Beispiel des Deutschen Kaisers und sprachen direkt, ohne den Umweg durch die Botschafterpaläste zu nehmen, dem Präsidenten der Republik ihr Beileid aus und sogar der Grand Saigneur der Türkei, der doch mehr Menschen morden ließ, als das Feuer in Jahrhunderten dahingerafft hat, spielte winselnd den mitleidig gerührten Menschenfreund. Dieser Aufwand mußte in dem anderen Lager den Widerspruch wecken. Grollend meldete sich in allen Ländern das Proletariat und fragte, weshalb die tröstende Theilnahme sich nicht geregt habe, als ganze Schaaren von Lohnarbeitern in ihrem Beruf das Leben ließen, als erst vor wenigen Jahren 230 Bergleute in Karwin starben, ohne des kümmerlichen Daseins sich je gefreut, ohne für ihre Wittwen und Waisen zu sorgen vermocht zu haben. Die Einheit des Mitgefühles, die dem einfachen Menschensinn so natürlich scheint, will sich nicht einstellen und die übertreibende Tendenz, mit der auf beiden Seiten gearbeitet wird, schafft Erbitterung, wo stille, innige Trauer angebracht wäre. War es wirklich nöthig, die zerstörten Rümpfe der unseligen Frauen und Jungfrauen auf Paradebetten zu strecken und für heldischen Ruhm aufzuputzen? Lutetias liebliche Kinder wollten im Bazar de la Charité ihre neuen Frühjahrstoiletten zeigen, sich amusiren und ein Bischen flirten und von Allen dachten wohl nur Wenige an den wohlthätigen Zweck des Budenmarktes. Daß sie im Mai, die Meisten auch im Mai ihres Lebens, jäh aus der üppigen Luxuswelt scheiden mußten, sichert ihnen den Anspruch auf unser Mitleid und man braucht, um ihr furchtbares Ende unserem Empfinden näher zu bringen, ihr Gesellschaftspiel nicht erst künstlich zur Heldenthat aufzubauschen. Und auch die Wortführer des Proletariates könnten die lauten Lungenleistungen sparen. Es ist leider wahr: das Unglück der Aermsten wird noch immer nicht so beachtet wie ein Schicksalsschlag, der die Privilegirten trifft, und der Lärm, der neulich im deutschen Norden ertönte, weil ein Bergwerksbesitzer das Loos seiner Leute getheilt hatte, trieb Manchem die Schamröthe ins Gesicht. Aber das mitleidige — oder, wenn der Ausdruck willkommener ist: das wehleidige — Gefühl für den Jammer der Armen ist in den letzten Jahren doch stärker geworden, als es in rauherer Zeit der Kapitalistenmoral war; und man sollte, ehe man Herrn Faure und die anderen Staatshäupter schilt, klüglich bedenken, daß die Formen der Mitleidsäußerung sich nach den Bräuchen der Gesellschaftschicht richten müssen, der sie gelten. Die trauernden Grafen und Millionäre erfreut die Visitenkarte des Herrn Faure und die Theilnahme fremder Souveraine, den verwaisten Proletarierfamilien kann nur blankes Geld die Nothlage erleichtern. Daß aber das Menschenempfinden sich immer heute in Klassengefühle spaltet, daß selbst die entfesselte Himmelskraft, die Hekatomben ins Grab weht, noch dazu dienen muß, mit prasselndem Feuerzauber die besondere Vortrefflichkeit der einzelnen Klassen zu bestrahlen, ist die düsterste Lehre des Brandes, dem der fast schon vergessene Name des anmuthigen Meisters Jean Goujon nun einen späten, blutigen Ruhm zu danken hat.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 22. Mai 1897.

Der Burggraf.

Wiesbaden schien ein paar Tage lang das Centrum der deutschen Welt geworden zu sein. Wenigstens brachte die liebe Presse aus keinem anderen Ort des Erdkreises, nicht einmal aus Konstantinopel, Athen und Domokos, so viele und so lange Depeschen wie aus der lieblich zu schauenden Stadt des Neroberges, in deren blühendem Bereich ein deutscher Imperator und Rex nun auf die Maienbirsch nach Kunstgenüssen ging; und die Zahl und Länge der Telegramme bestimmt im gläubigen Sinn der guten Bürger und getreuen Abonnenten heutzutage doch den weltgeschichtlichen Werth der Ereignisse. Wenn trotzdem irgend ein im Geist Armer, der die bedeutendsten Daten der deutschen Geschicke verschläft, aufgescheucht jetzt erst fragen sollte, welches wichtigen Vorganges Schauplatz die Schmuckstadt der Pensionäre denn eigentlich war, so sei ihm, ohne Härte, doch in tadelndem Ton, erwidert: Das Drama „Der Burggraf", das der preußische Artillerie-Hauptmann Herr Joseph Lauff verantwortlich zeichnet, wurde zum ersten Male aufgeführt und das ganz ungewöhnliche Interesse, das der Kaiser für diese Aufführung zeigte, hatte genügt, um sie in Neu-Byzanz mit dem Nimbus eines großen Ereignisses zu verklären. Wie in alter Zeit den Päpsten und Imperatoren, die zum magnum passagium aufriefen, in hellen Haufen die Völker folgten und selbst von den Grenzen der Mongolei die Massen zuströmten, so brach jetzt eine unermeßliche Kulihorde über den Main und erkletterte flink das Taunusgelände, an dessen schützende Wand das moderne

Mattiacum sich lehnt. Nicht eine starke, den poetischen Schatz der Volkheit mehrende Dichterthat wurde erwartet — in den Tagen Willehalms und der Tante Charleys knüpft die Hoffnung ihr feines Gespinnst längst nicht mehr an höfische Kunst —, sondern eine bunte Sensation, die im grauen Einerlei einer kraftlos keuchenden kleinlichen Politik die stumpfen Nerven vielleicht aufrütteln könnte; und der ruhige Beobachter merkte bald, daß die politische Neugier sehr viel reger als die literarische war. Nun ist es vollbracht: der Burggraf hat die Bühne beschritten, die dreihundertundsechzig neuen Kostüme sind bei wechselnder Beleuchtung vorgeführt worden, das Publikum hat, nicht gerade begeistert, doch in loyaler Ergebenheit, der nicht mißzuverstehenden plakatirten Weisung gehorcht, sich in seinen Beifallsäußerungen durch die Anwesenheit des Kaiserpaares nicht im Mindesten stören zu lassen, und die Ungeduldigen, die nicht warten wollen, bis die schöne Geschichte uns auch in Berlin angethan wird, können das Burggrafenbuch schon jetzt gierig verschlingen ... Und nun zeigt sichs, daß der Instinkt den Harrenden die rechte Richtung gewiesen hatte. Das Patriotenfestspiel, das sich mit seinen wunden Versfüßen und seiner asthmatischen Anlage auf der steilen Höhe der ernsten Dramatik nicht behaupten könnte, ist literarisch ganz und gar unbeträchtlich und dürftig; es erinnert, mit seiner kindlichen Theaterpsychologie, seiner wahrscheinlich auf dem Wege von Sedan nach Mantinea gefundenen Auffassung geschichtlicher Zusammenhänge und seiner Sucht, Geistererscheinungen zu verwerthen und nach Bedarf Prophezeihungen zu spenden, an Raupachs zu schlimmem Ruhm gelangte Stauferdramen und stimmt selbst den wohlwollenden Hörer oder Leser manchmal, besonders an den Stellen, wo der Verfasser, in den Spuren des Herrn von Wildenbruch, der deutschen Seele die Zunge zu lösen versucht, zu heiterem Behagen. Ihm fehlt die unsinnige Ueberschwänglichkeit, die Hugos Burgraves entstellt, aber auch der lyrische Reichthum, der dieses Zerrbild aus der Barbarossazeit mit glitzernden Juwelen putzt; es ist die harmlose Uebung eines nicht unbegabten Dilettanten, der vorher, wie sichs gehört, seine Herodias und Inez de Castro geleistet und mit emsigem Mühen die Papierblumen der sogenannten schönen Sprache gezüchtet hat und der nun, da ihm ein hoher Auftrag geworden ist, mit sicherem Artilleristenblick gleich erkennt, welche Effekte er aufs Korn nehmen und welche rhetorischen Wirkungen er um jeden Preis treffen muß. Die Farben der Preußenfahne müssen erklärt werden: also sieht der brave Mann, der die deutsche Seele verkörpert, in visionärer Entrücktheit einen schwarzen Adler und ein weißes Licht, das „bis zum Zenith" empor-

steigt; die glorreiche Zukunft der Zollern muß, weil sie diesmal nicht im Bilde gezeigt werden kann, mindestens doch geahnt werden: also sieht der selbe wackere Mann einen güldenen Königsreif, der sich auf das Haupt des Burggrafen herniedersenkt und dem deutschen Land friedlichen Schlummer — im Ernst: Schlummer — verheißt; und eine Voraussagung des deutsch-österreichischen Bündnisses darf nicht fehlen: also muß die Verwandtschaft der Zollern und Habsburger nachdrücklich betont und auf den kommenden Tag verwiesen werden, wo Habsburg im Osten und Zollern im Westen die heiligsten Güter der Völker Europas bewachen wird. Das ist die gewöhnliche Art aller Patriotenfestspiele und die Weise klingt hier nicht hohler als sonst. Der Zweck der Haupt- und Staatsaktion war wohl nur, bewegte Bilder aus der ältesten Zollernzeit vorzuführen und mit tönenden Reden zu begleiten, die den Geist des Betrachters nicht von dem Schaugepränge ablenken; und da das Ziel offenbar nicht im Bereich der Kunst lag, wäre es ungerecht, mit aesthetischen Bedenken das laute Vergnügen zu stören. Der Kunstkritiker mußte aus Wiesbaden das Gefühl heimbringen, daß seine Reise nutzlos war; den Sinn des Politikers aber konnte das Festspiel zu ernsten Erwägungen stimmen, — als Symptom einer politischen Anschauung, die im Deutschen Reich jetzt leider recht häufig bemerkbar wird.

Der Oberflächenbetrachter könnte glauben, das geräuschvolle Spiel entstamme dem bewußten Wunsch, die in Preußen herrschende Familie zu preisen und im Walten der Weltgeschichte die Ubiquität des Zollernaares nachzuweisen. Das wäre ein Irrthum: die Empfindung, deren Widerhall er befremdet und bang vernimmt, wurde unterhalb der Bewußtseinssphäre gezeugt, im nächtigen Reich der Mystik, und färbte nicht nur den engen Bezirk der Sinne, in dem der Stammesstolz seinen Sitz hat, sondern den ganzen Gesichtskreis der Weltanschauung. Dieser Welt fehlt das Volk, fehlt die rastlos wimmelnde Masse, die, wie unklug in jedem Augenblick auch ihr Beginnen scheint, schließlich in langer und stiller Arbeit doch die Bedingungen des Handelns und Denkens wirkt, die allein die Möglichkeit einer vorwärts führenden Entwickelung gewähren. Große Persönlichkeiten durchbrechen mitunter die in dieser heimlichen Arbeit geschmiedete Kette und zwingen ganze Völker in das Gesetz ihrer Individualität. Wer alles Geschehen aber von Auserwählten geplant und vollendet sieht und die Träger dieser geheimnißvollen Teleologie in einer besonders begnadeten und zur Führerschaft geweihten Familie zu erkennen wähnt, Der verirrt sich in das Dunkel politischer Mystik, wird Handlanger bald für Helden, Helden für Handlanger

halten und verliert für die gemeine Wirklichkeit der Dinge mählich den freien Blick. Wenn die Auffassung geschichtlicher Vorgänge, der das Burggrafenspiel sein Eintagsleben dankt, der bewußten Absicht entspränge, das Weltbild willkürlich zu ändern, dann wäre sie, als ein künstliches Produkt des Treppenwitzes, ernster Betrachtung nicht werth; sie ist gefährlich, weil sie aus einem festen, inbrünstig irrenden Glauben geboren ward. Im deutschen Land sah es nach der Stauferzeit, am Ausgang des dreizehnten Jahrhunderts, wirklich nicht so aus, wie Herr Lauff sichs im kindlichen Gemüth vorstellt, und in dem Volk, das sich ihm in einem ekstatisch zum Thron hinaufstarrenden Bürger verkörpert, lebten ganz andere Wünsche und Kräfte. In diesem Lande durchwühlte der alte Kampf zwischen Sacerdotium und Imperium das Erdreich; und die Geschicke dieses Volkes, dessen Schichten sich sozial und wirthschaftlich mehr und mehr differenzirten, wurden nicht durch die Entschlüsse eines kleinen nürnbergischen Burggrafen bestimmt, der damals kaum eine höhere Bedeutung hatte als heute etwa ein Dohna oder Eulenburg. Nach dem Tode Richards von Cornwallis, des schlaffen Weichlinges, der den letzten Staufer nur um vier Jahre überlebt hatte, war im Reich das Bedürfniß nach einem neuen König oder Kaiser recht gering; die freien adeligen Herren, die den Ausbruch eines Kampfes zwischen Städten und Territorien fürchteten, und einzelne Theile des unselbständigen Bürgerthumes ersehnten wohl einen starken Schirmherrn, aber ohne den Eingriff des Papstes, der eine bis ins Innerste der Kurie zu Gunsten Philipps von Frankreich gesponnene Intrigue rechtzeitig vereiteln wollte, hätte die herrscherlose Zeit wahrscheinlich noch eine hübsche Weile gedauert. Gregor der Zehnte hatte in einem von ihm abhängigen König der Deutschen früh das festeste Bollwerk gegen den immer drohenden Uebermuth Frankreichs erkannt und sich deshalb eifrig nach einem starken und dennoch bequemen Reichsoberhaupt umgesehen. Die Drohung des Papstes, dem deutschen Land, wenn es nicht schnell selbst den Thron vergab, nach eigener Willkür einen Herrn zu setzen, trieb die Fürsten zur Wahl; und da Ludwig von Bayern, der dem unglücklichen Konradin ein getreuer Vormund gewesen war, ihnen zu mächtig und von zu harter Willenskraft schien, wählten sie Rudolf von Habsburg, von dem ein stilles und bedächtiges, nicht aber ein starkes, jeden kecken Anspruch niederzwingendes Regiment zu erwarten war. Auf ihn hatte der Burggraf Friedrich von Zollern, sein Vetter, zuerst die Blicke der Kurfürsten gelenkt; aber sein Bemühen wäre fruchtlos geblieben, wenn Rudolf nicht dem Papst und den Elektoren als der bequemste Mann erschienen wäre, und man muß

der Geschichte Gewalt anthun, um behaupten zu können, der Graf von Habsburg habe dem Zollern die Krone zu danken gehabt. Hätte Graf Friedrich nur das Wohl des Reiches bedacht, dann wäre er für den Bayernherzog eingetreten; weil er aber die Willensrichtung der geistlichen und weltlichen Fürsten kannte, neben denen er ein recht winziger Herr war, benutzte er klug die Gelegenheit, um ganz sacht einen Verwandten, der ihm einst nützlich werden konnte, in den Vordergrund zu schieben. Er war ein tapferer Mann und erwarb auf dem Marchfelde später hohen Ruhm; doch er wußte auch sein Hausinteresse stets schlau zu wahren und dachte gewiß nicht daran, die Wahl des Habsburgers nur deshalb zu betreiben, weil „geharnischt selber sind ihm die Gedanken und eisern ist die Faust". Dieses falsche Bild vom Wesen Rudolfs schwebt nur dem renommirenden Burggrafen der Festspielwelt vor, in der es keine Menschenschwachheit und keine irdischen Interessen giebt und die nichts kennt als hohe Gefühle und lärmendes Prologpathos. In dieser entmenschten, von mystischem Gewölk verdüsterten Welt führen vom Strahl des Himmelsglanzes umleuchtete Herrscher dumpfsinnige Schaaren herrlichen Tagen entgegen und in ihr ist ein Zollerngraf möglich, den der Erzbischof von Mainz zum Kaiser küren möchte und dessen ahnendes Auge die Dinge erschaut, die sechshundert Jahre später das zufällig in den Besitz der Macht gelangte Genie aus Träumen in Wirklichkeit wandeln sollte.

Das ist ein Spiel, meint Mancher und will nicht merken, daß die Spur der fremdartigen Weltanschauung, der das Spiel entstammt, auch im deutschen Alltagsleben immer deutlicher sichtbar wird. Die Auffassung, die den leeren Spielereien der Herren Knackfuß, Wildenbruch und Lauff die besondere Färbung giebt, ist längst auch in unserer politischen Wirklichkeit eine ernst zu nehmende Macht geworden; die nüchterne Erkenntniß der vom Interesse gelenkten Kräfte schwindet allgemach und an ihre Stelle schleicht eine unklare Mystik, die von den Auserwählten Wunder erhofft, Ursache und Wirkung des einfachsten Geschehens verkennt und den schweifenden Sinn so lange in die Irre schleppt, bis er zum Kampf um politische Nothwendigkeiten unfähig geworden ist. Jeder neue Tag erneut die schreckende Erfahrung; und dem Festspielbesucher, der von Wiesbaden nach Berlin heimkehrt, drängt der Vergleich sich auf. In den Mittelpunkt des Ausstattungstückes sah er einen in der Heldenrüstung einherstolzirenden Mann gestellt, den die Geschichte nur als einen Episodisten von Durchschnittswuchs kennt, und im Vordertreffen des Kampfspieles, das ihn in Berlin empfängt, erblickt er einen müden Herrn, der mit

Duldermiene die Rolle des Staatsretters mimt. Es wird ihm schwer, für einen der beiden Kämpfe ein starkes Gefühl aufzubringen, denn er weiß, daß die Schicksale der Völker nicht von den Zufallsstimmungen der Begnadeten abhängen, die für eine Weile sich in den Vordergrund drängen, bald aber für immer vergessen werden. Ob Friedrich von Zollern sich für Wittelsbach oder für Habsburg entschied: diese Frage war für das alte Reich im Grunde so gleichgiltig wie für das neue die von Augenblickswünschen geleitete Absicht Chlodwigs zu Hohenlohe. Noch immer beherrscht der weltgeschichtliche Zwist, der in Aulis schon, in der Mythenzeit, zwischen Imperium und Sacerdotium die Kluft aufthat, noch immer bestimmen soziale und wirthschaftliche Differenzirungen das Werden und Wachsen der dunklen Gewalten, die Völker zur Höhe führen oder jäh in den Abgrund reißen. Wenn in einem Volk nicht der Wille und die Kraft zum Kampf gegen feindliche Gewalten lebt, dann werden die kleinen Mittel geschäftiger Leute, die Umsturzvorlagen und Vereinsgesetze, stets die Wirkung versagen und von der zähen Speise, die sie in ihren Volksküchen bereiten, wird nichts übrig bleiben als ein bitter Nachgeschmack ... Das Element, das der spähende Blick in dem politischen Festspiel des Artillerie-Hauptmannes vergebens sucht, ist in den sechshundert Jahren, die uns von der Burggrafenzeit trennen, zu einem Machtfaktor erstarkt, der aus der Geschichte nicht mehr zu tilgen ist und den die lautesten Optative nicht beseitigen, nicht durch mystische Hoffnungen und Wünsche ersetzen können. In der stillen Schmuckstadt der Pensionäre kann der Wahn wachsen, das hohe Trachten erleuchteter Herren habe den Völkern die Wege gewiesen, und mit ihm kann der Irrthum entstehen, der in den Kleinen die Träger der Entwickelung sieht und die Großen, die wirklichen Exponenten der nationalen Sehnsucht, achtlos bei Seite schiebt. Aber das moderne Mattiacum ist nicht das Centrum der deutschen Welt und die Vorstellungen der wiesbadener Hofbühne üben auf die Weltanschauung eines mündigen Volkes keinen zwingenden Zauber. Wir brauchen, wenn wir für den harten Kampf der Interessen die Rüstung bewahren wollen, andere politische Vorstellungen und müssen uns wieder in das Bewußtsein gewöhnen, daß die Mystik, die das Burggrafenspiel gebar, im hellen Licht unserer Tage wohlthätig wirkende Kräfte nicht zum Leben zu wecken vermag.

Die Historiker der Aufklärung.

II*).

Ganz neue Ideen tauchen wohl öfters gleichzeitig oder doch ohne Zusammenhang in verschiedenen Köpfen auf, aber sie reifen nicht so schnell, wie man wohl meinen sollte, wenn auch der erste, entscheidende Anstoß schon gegeben ist. In dem Vierteljahrhundert, das die Erscheinungjahre der Nuova scienza und des Esprit des lois — 1725 und 1748 — trennt, hat sich kein wesentlicher Fortschritt vorbereitet: Montesquieu, dessen Beeinflussung durch Vico bisher doch wohl noch nicht nachgewiesen ist, steht eigentlich noch auf dem alten Standpunkt. In dem ersten Kapitel seines Werkes, das freilich einer anderen, zunächst systematischen Materie gewidmet ist, finden sich beide ausschlaggebenden Elemente der Theorie des großen italienischen Soziologen und Geschichtphilosophen wieder: das Entwickelungprinzip, aber auch die christliche Teleologie. Auch bei ihm setzt sich Gott selbst die Regeln, nach denen er die Welt erhält; ja, es tritt sogar ein Rückschritt ein, denn Montesquieu meint, die Menschen seien nur als physische Wesen diesen Gesetzen unterworfen. Dann aber durchbricht er wieder, inkonsequent genug, diesen Satz, redet auch von geistigen Gesetzen, z. B. dem des Gottesbewußtseins, und seine Praxis vollends ist getragen von der Ueberzeugung, daß sich die Institutionen der Völker organisch entwickeln. Vermeint er doch sogar, daß er die Grundprinzipien gefunden habe, aus denen sich die Geschichte der Völker von selbst ergebe. Fruchtbarer als diese wieder viel zu weit greifende These waren wohl die Versuche, durch die er gewisse thatsächliche Kausalzusammenhänge, insbesondere zwischen der Natur eines Landes und der Eigenart des in ihm wohnenden Volkes, darlegte, wie Jean Bodin schon vor ihm gefordert hatte, zuletzt aber hat man den Eindruck, als ob dieser Geist wohl in Einzelnem klarer, im Ganzen aber weit ärmer gewesen sei als Vico.

In einem Stücke aber treffen sie — von ganz verschiedenen Seiten her — zusammen; Beide sind dem letzten Zweck ihrer Forschungen nach Systematiker, der Eine Soziologe, der Andere theoretischer Politiker, und Beide kommen doch zur Entwickelunglehre, also einem im höchsten Sinne historischen Prinzip. Nur darin ging Montesquieu über Vico hinaus, daß er in seinen Considérations vom Jahre 1734 einen Versuch wirklicher Geschichtschreibung machte. Auch dieser Versuch ist ganz von entwickelunghistorischen Grundsätzen beherrscht, denn

*) S. „Zukunft“ vom 15. Mai 1897.

die Gründe der Größe und des Verfalles des römischen Reiches sind hier in der That vor Allem in organischen Entwickelungreihen, politischer oder ethischer Art, aufgesucht.*) Und es ist sehr bemerkenswerth, daß hier sogleich auch der zweite zum ersten Schritt gefügt wurde. Die „Betrachtungen" sind nicht allein entwickelungsgeschichtlich, wenigstens im weiteren Sinne des Wortes, abgefaßt, sondern sie sind auch der erste Anlauf zu allgemeiner Historie. Denn wohl ist der Zweck ein vorwiegend staatsgeschichtlicher — und in der Darstellung überwiegt er auch durchaus —, aber wie breitet sich nach allen Seiten das Bild aus: nicht nur die innere Politik ist berücksichtigt, die religiösen Angelegenheiten, wirthschaftliche Dinge sind herbeigezogen, vor Allem aber ist eben so sehr der Geist des römischen Volkes, seine moralische Entwickelung, Gegenstand der Untersuchung wie das Schicksal seines Staates, oder vielmehr dieses ist im Wesentlichen auf jene zurückgeführt.

Unzweifelhaft aber war dieser erste Versuch noch sehr weit entfernt von systematischer Durchführung. Ganze Kulturgebiete waren noch bei Seite geblieben und Montesquieu hat auch schwerlich bewußt ein so weitgestecktes Ziel verfolgt. Ihn hatte wohl ein systematisches Bedürfniß vorwärts getrieben, aber im Einzelnen hatte ihn nur die Intuition des Praktikers geleitet. Voltaire dagegen hat zwar noch nicht nach allen Richtungen die Grenzsteine der Geschichtschreibung so weit hinausgerückt, wie es überhaupt möglich war, aber er ist doch sehr viel systematischer vorgegangen. Unter ihm ist in Wahrheit der erste große und mit Bewußtsein organisirte Eroberungzug der Kulturhistorie unternommen worden. Denn in dieser Gebietsausdehnung liegt Voltaires hauptsächlichstes Verdienst um die Geschichte. Man könnte versucht sein, es ihm zu schmälern im Hinblick auf Bossuets Discours vom Jahre 1681, aber von dieser eben so geistlos-geschwätzigen wie grob-tendenziös gefärbten Kompilation wird in diesem Zusammenhange doch nicht ernstlich die Rede sein dürfen. Es sei denn, daß man den Plan allein, ganz abgesehen von der Ausführung, rühmen wollte, der denn in der That wohl auf Voltaire nicht ohne Einfluß geblieben ist. Eher verdient erwogen zu werden, ob Voltaires historische Thätigkeit nicht in erster Linie etwa ihrer entwicklungsgeschichtlichen Richtung wegen betrachtet werden müßte. Und allerdings hatte er die Absicht, sie

---

*) „Es giebt allgemeine Ursachen," sagte er einmal sehr nachdrücklich, „theils moralischer, theils physischer Natur, die in jedem Reiche wirksam sind und es heben, halten oder stürzen. Alle Zufälle sind von diesen Ursachen abhängig, und wenn der Zufall einer Schlacht, d. h. eine besondere Ursache, einen Staat zu Grunde richtete, so gab es immer eine allgemeine Ursache, welche bewirkte, daß dieser Staat durch eine einzige Schlacht zu Grunde gehen mußte, — mit einem Worte: die Hauptentwickelung (l'allure principale) der Dinge zieht alle besonderen zufälligen Ereignisse nach sich." Kap. 18.

einzuschlagen; er spricht es ausdrücklich aus: alle Geschichte müsse die Entwickelung und Vervollkommnung der Menschheit behandeln. Aber es blieb doch im Wesentlichen bei dem Programm. Sein Essai sur les moeurs et l'esprit des nations, 1740 von ihm begonnen und 1756 und 1769 in verschiedenen Gestalten ausgegeben, trägt diesem Prinzip wohl in einzelnen Bemerkungen Rechnung, aber im Ganzen ist er zu sprunghaft, zu fragmentarisch, zu sehr aus einzelnen Notizen zusammengesetzt, als daß man ihn entwickelungsgeschichtlich nennen könnte. Vor Allem sich selbst, als im Flusse der geistigen Strömung befindlich und von ihr getragen, zu erkennen, war diesem Träger der Aufklärung nicht im Mindesten gegeben. Ueberall, namentlich in religiösen Dingen, ist er geneigt, den Maßstab der eigenen Zeit als absoluten an alle anderen Phasen anzulegen. Immerhin ist doch auch das theoretische Programm, das er aufstellt, bemerkenswerth, und zwar vor Allem deshalb, weil hier, wie bei dem Verfasser der Pucelle nicht verwundern kann, die christliche Teleologie Vicos und Montesquieus verschwunden ist. Doch nicht um ganz beseitigt zu werden, sondern nur um die Richtung zu wechseln: denn bei ihm setzt unzweifelhaft die Bewegung ein, die über Turgot und Herder zu Comte und Buckle führt, die intellektualistische Teleologie, die den geistigen Fortschritt der Menschheit überall beweisen will und ihn trotzdem zugleich schon zur Voraussetzung hat. Auch hierin birgt sich unzweifelhaft ein Kern des Richtigen, nämlich das tiefdringende Bestreben, den Geist jedes Zeitalters zu erforschen, und Voltaire hat dies ehrgeizige Wort erst geprägt; aber indem auch er doch schon prinzipiell, wenn auch noch nicht so systematisch wie etwa Turgot, die Idee eines Fortschrittes präsumirt, ist die teleologische Verunstaltung der Geschichtschreibung als einer reinen Erfahrungwissenschaft schon gegeben. Das Entwickelungprinzip ist zwar implicite anerkannt, aber darüber hinaus ist ein Ziel gesteckt, dessen Verfolgung die Historie in ihrer Unbefangenheit nur zu stören und abzulenken geeignet ist. Außerdem gelangte Voltaires Praxis in dieser Richtung nicht allzu weit über Andeutungen hinaus.

Trotzdem wird man den Historiker Voltaire mit Hermann Grimm als einen schöpferischen Genius ansehen müssen. Denn wenn ihm auch nicht gegeben war, die Methode der Historie zu vertiefen: ihren Bereich hat er ausgedehnt, wie kein Anderer je vor oder nach ihm. Sein Essai wendet sich von der Bevorzugung der politischen Geschichte, die bis dahin immer und überall in den allgemeinen Darstellungen geherrscht hatte, mit so starker Wendung ab, daß in langen Abschnitten die Kulturgeschichte, die Betrachtung von Religion und Sitten, Volkscharakter u. s. w. im Vordergrunde steht. Voltaire hatte schon 1740 für seine Geschichtschreibung die Parole ausgegeben: Warum immer nur die Geschichte der Könige? Die der Nationen muß geschrieben werden. Und in das Vorwort zu seinem Siècle de Louis XIV schrieb er elf Jahre später das

epochemachende Wort, er wolle nicht die Handlungen eines einzelnen Menschen, sondern den Geist des Zeitalters schildern. Hier blieb es nicht bei dem Programm; fast die Hälfte dieses Buches behandelt die innere Geschichte Frankreichs: Verfassung und Verwaltung, Kirche, Kunst und Wissenschaften. Der systematische Fortschritt, den diese Einbeziehung fast aller Zweige der Kulturgeschichte in ein allgemein-historisches Werk bedeutete, war ungeheuer. Und die Schranken dieses Vorstoßes, die etwas äußerliche Angliederung dieser Abschnitte, die mit den anderen, der auswärtigen Politik gewidmeten Kapiteln noch nicht zu einer organischen Einheit verschmolzen waren, die in beiden Theilen noch vielfach roh-individualistische, fragmentarische Schilderung, der Mangel an langen Entwickelungreihen, — dies Alles kann den ungeheuren Gewinn nicht vergessen lassen, den dieser echteste Sohn der Aufklärung, des philosophischen und unhistorischen Jahrhunderts par excellence, der Geschichtschreibung errungen hat.

Doch mit diesen beiden großen Namen ist die französische Episode in diesem Stadium der Entwickelung der Historie geschlossen. Turgot*) hat doch nur die theoretischen Anschauungen über das Entwickelungprinzip von Neuem erwogen und — man kann kaum sagen: — gefördert. In seiner Schrift Sur les progrès successifs de l'esprit humain ist zunächst freilich die Basis der Ausführungen Vicos beibehalten: die Anerkennung der uneingeschränkten Kausalität alles Geschehens. Aber andererseits ist der Entwickelungprozeß einseitig eingeschränkt. Nicht nur allein in dem Fortschritt der menschlichen Ideen, sondern sogar nur in dem der wissenschaftlichen Erkenntniß sieht Turgot den Kern der Menschheitgeschichte. Die intellektualistische Tendenz ist hier also noch gesteigert, ohne daß es im Uebrigen an mancherlei Fortschritten fehlte; so wäre etwa die Einführung des Milieubegriffes — circonstances — zu nennen und seine Heranziehung zu den bedingenden Faktoren der Volksanlage und der Beschaffenheit des Landes.

Inzwischen aber hatte in England eine Bewegung eingesetzt, die, nicht unabhängig von der französischen, doch eine wesentlich praktischere Richtung einschlug. Hume, der die theoretische Fraglichkeit aller Kausalität so glänzend dargethan hat, war als Geschichtschreiber zwar noch nicht Vertreter einer systematischen und konsequent vorgehenden Entwickelung- oder Kulturgeschichte, aber er hat, von Montesquieu, mit dem er in persönlichem Meinungaustausch stand, wesentlich beeinflußt, doch wichtige Konzessionen gemacht. Seine Ge-

---

*) S. über ihn Waentig, Auguste Comte und seine Bedeutung für die Sozialwissenschaft (1894) S. 93 ff., ein Buch, in dem überhaupt die Skizze der Geschichte des Entwickelungprinzips in dieser Zeit, wie sie etwa schon bei Windelband (Geschichte der Philosophie [1892] S. 414 ff.) sich findet, mehrfach erweitert ist. Vergl. auch die Vorrede von Gans zu Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (Werke III[3] [1848] S. IX ff.).

schichte der Stuarts, die 1754 zu erscheinen begann, ist freilich zum größten Theil politische Geschichte, in der alten Chronistenart und nach roh-individualistischer Auffassung geschrieben, aber immerhin sind diesem Gros in jeder größeren Abtheilung kurze Abschnitte über Verfassung und Verwaltung, materielle und geistige Kultur beigefügt. Doch bleiben sie weit an Umfang hinter den analogen Theilen des Siècle de Louis XIV zurück; und in der Geschichte der Tudors, dem nächstfolgenden Werke, sind sie sogar noch mehr eingeschränkt. Auch Gibbon, dessen römische Geschichte erst 1776 zu erscheinen anfing und deshalb nicht nur unter dem Einfluß Montesquieus, sondern auch dem Voltaires stand, spricht doch vornehmlich von den politischen Ereignissen, in chronikalischer Aufeinanderfolge und wesentlich deskriptiver Auffassung; nur der leitende Gedanke der Feindschaft gegen das entstehende Christenthum als den großen Störenfried des römischen Weltreiches, tritt, wie er, materiell betrachtet, kulturellen Inhaltes ist, im Großen und Ganzen in entwickelungsgeschichtlicher Form auf. Von allen drei Vertretern der klassischen englischen Geschichtschreibung ist Robertson am Weitesten gekommen. Allerdings ist sein Karl der Fünfte im eigentlichen Haupttheil wesentlich politisch-deskriptiver Natur; dafür aber ist die großartige Einleitung dieses Buches, die fast zwei Fünftel des Ganzen umfaßt und einen Ueberblick über die gesammt-europäische Geschichte seit Beginn des Mittelalters darbietet, vielleicht das reifste und durchgebildetste Produkt nicht nur der englischen Schule, sondern der entwickelnden und Kultur-Geschichtschreibung des achtzehnten Jahrhunderts überhaupt. Denn das Thema ist im Wesentlichen die Geschichte der Verfassung, der Sitten, des geistigen, insbesondere des religiösen Lebens und die Auffassung eine weit ausholende, voll von großen Perspektiven; noch tastend, noch nicht systematisch, aber zuweilen doch mit weitem Blick von hohem Standpunkte aus ganz lange Entwickelungreihen zusammenfassend, — mit einem Wort: eine Schrift, die dem wahrhaft modernen Historiker hundertfältig stärkere Anregungen giebt als manches Buch, wenn nicht die meisten Bücher von Ranke. Und da dem schottischen Prediger, dessen Werk 1769 erschien und im Uebrigen ganz unter Montesquieus und noch mehr Voltaires Einfluß stand, der antichristliche Fanatismus des großen Aufklärers und seines Nachahmers Gibbon fremd war, so war eine der Fehlerquellen, die die Auffassung Jener oft so unhistorisch macht, für ihn nicht vorhanden.

Und neben der bedeutenden Praxis ist auch die Theorie zu Worte gekommen, und zwar von der selben Seite her, von der in Vico schon der entscheidende Anstoß gekommen war, von der Soziologie. Denn deren erster großer Systematiker ist doch Adam Ferguson; weit klarer als Vico und doch eben so gedankenreich, Montesquieu weit überlegen, hat er in seinem Essay on the history of civil society vom Jahre 1767 zum ersten Male in geord-

neter Uebersicht die Grundlehren einer Gesellschaftwissenschaft vorgetragen. Die Bezeichnung history ist hier freilich nur in dem übertragenen Sinne gebraucht, den Buffon schon zwanzig Jahre zuvor für den Titel seiner histoire naturelle angewandt hatte, aber der seiner tiefsten Behandlung nach historische Gedanke des Entwickelungprinzips beherrscht das Buch doch ganz und gar und es ist voll von geschichtlichem Beweismaterial. This progress, sagt er von der überall in der Natur herrschenden Abstufung und ihrem langsamen Werdegang, in the case of man is continued to a greater extent, than in that of any other animal. Not only the individual advances from infancy to manhood, but the species itself from rudeness to civilization. Und in Anwendung auf das politische Leben wiederholt und verschärft er, — sicher selbständig — Vicos Gedanken von dem den Menschen unbewußten Wirken der Vorsehung in ihnen, indem er sagt, die Staaten entwickeln sich gewöhnlich dann am Meisten, wenn ihre Lenker es am Wenigsten glauben, — ein tiefes Wort, das man unseren Individualhistorikern von heute wohl einmal zu nachdenklicher Betrachtung entgegenhalten könnte. Gar nicht stark genug kann hervorgehoben werden, daß Ferguson überhaupt das Entwickelungprinzip zuerst in aller Reinheit erfaßt hat. Denn bei ihm ist weder von theologischer noch von intellektualistischer Teleologie die Rede; in dem eben so organischen Wachsthum der Natur sieht er die einzige zureichende und fördernde Parallele für die Entwickelung der Menschheit. Als ein reiner Empiriker im höchsten Sinne ist er vielleicht der erste Verkünder der Anschauung, die heute die modernen Köpfe unter den Naturforschern wie unter den Vertretern der Geisteswissenschaften beherrscht. Aber von der Erreichung des Zieles, das die Theorie hier setzte, war die Praxis noch sehr weit entfernt, auch die Robertsons. Ferguson selbst hat eine römische Geschichte geschrieben, die doch noch ganz in den Kinderschuhen der alten Chronisten-Geschichtschreibung steckt. Sie folgt rein beschreibend den Ereignissen und ist vor Allem den äußeren und persönlichen Thatsachen gewidmet; weder kultur- noch entwickelungsgeschichtliche Ambitionen des Verfassers kommen zum Vorschein.

Zuletzt kamen die Deutschen zum Worte; aber, wenn sie auch spät auftraten: daß es nicht Geringes war, was sie in die Wagschale zu legen hatten, ahnt man, sobald nur die drei großen Namen genannt werden, an die ihr Antheil an dieser geistigen Bewegung geknüpft ist. Winckelmanns Geschichte der Kunst des Alterthumes ist 1764, Mösers Osnabrückische Geschichte 1768, Herders Ideen sind 1784 bis 1791 erschienen.

Herders Schrift, von der man, trotzdem sie die letzte ist, doch als von der allgemeinsten wird ausgehen müssen, kommt gewiß die denkbar größte Bedeutung in der Geschichte des Geisteslebens zu; aber wer von der Formulirung des Programmes, das er für die Historie aufstellt, ausgehen wollte, würde

Das nicht erkennen. Ist es doch nicht allzu weit über die Forderungen Vicos, Montesquieus, Voltaires hinausgedrungen, hinter Ferguson sogar in gewissem Sinne zurückgeblieben. Aber Herder zeichnet vor allen seinen Vorgängern Eines aus: die in seinem deutschen Gemüthe wurzelnde Fülle seines historischen Sinnes. Der historische Sinn ist, meine ich, die Fähigkeit, zeitlich oder ethnisch ganz fremde Verhältnisse nicht mit dem Maßstabe der eigenen Zeit, des eigenen Volkes zu messen, sondern in höherem oder geringerem Grade sie aus sich selbst erklären, sich in sie selbst hineinversetzen, das eigene, tausendfach durch sein Milieu bestimmte und bedingte Ich bis zu einer gewissen Grenze abstreifen zu können. Diese Fähigkeit aber, dazu wird man immer gelangen, ruht nicht allein auf verstandesmäßiger Ueberlegung, sondern entspringt mehr noch vielleicht aus einer gewissen Anpassungfähigkeit, deren Grund im menschlichen Herzen zu suchen ist. Sie ist am letzten Ende Hingabe der eigenen Eigenthümlichkeit an Andere und, wie alle Hingabe, eine Aeußerung des Gemüthes und, um es ganz deutlich herauszusagen, des liebenden Gemüthes. Nietzsche, auch in seinen Antipathien ein untrüglicher Maßstab, wußte wohl, warum er die Objektivität so haßte; er schmäht sie, nach seiner Weise den Gegensatz mit furchtbarer Leidenschaft heraustreibend, als eine niedrige „gelehrte Neugier", als ein knechtisches Sich-Erniedrigen vor fremder Eigenart und er hat von seinem Standpunkt aus Recht. Wir aber nennen, worauf er schilt, Güte und Hingabefähigkeit des Herzens. Die Deutschen haben seitdem diese Eigenschaft noch oft und vielleicht allzu oft bewährt, Herder aber, in vielem Betracht der deutscheste von allen Führern unserer Literatur, hat sie auf dem weiten Felde der Universalgeschichte zuerst bethätigt. Auf ihn geht der historische Sinn des nächsten Zeitalters recht eigentlich zurück: Voltaire und Montesquieu besaßen ihn noch nicht. Deshalb ist Herders Werk ein Grenzstein in der Geschichte der Historie, deshalb wird man sagen können, daß er das Entwickelungprinzip, das jene Anderen mehr verstandesmäßig gefunden und erkannt als völlig in sich aufgenommen hatten, erst wahrhaft mit Fleisch und Blut umgeben habe, obwohl er die Theorie nicht allzu viel weiter gefördert hat. Denn in der That, die meisten Elemente seiner Geschichtauffassung finden sich bei Vico und Montesquieu schon. Um ein Beispiel anzuführen: die Einwirkung des Klimas auf die Völker, die er sehr sorgfältig verfolgt, war schon vor ihm als maßgebend erkannt. Ja, das Entwickelungprinzip ist bei ihm nicht so rein und voraussetzunglos herausgestellt wie bei Ferguson. Freilich geht auch er aus von einer Betrachtung der gesammten Natur, in deren Zusammenhang er das Menschengeschlecht mitten hineinstellt. Aber seine Folgerungen stecken voll teleologischer Hintergedanken und Voraussetzungen: die Vorsehung — oft nennt er sie Gott, oft auch Natur — wird als ein Wesen angesehen, das der menschlichen

Entwickelung bestimmte Endzwecke gesetzt hat.*) Verwahrt er sich auch einmal gelegentlich gegen die Unterschiebung bestimmter Zwecke**), die theologische Teleologie bleibt doch das Leitmotiv. Wie bei Vico bestimmt die Vorsehung die Gesetze, nach denen sich alles Geschehen vollzieht.

Aber wenn auch Herder in diesem Stück auf dem alten Niveau stehen blieb, so leuchtet doch ein, daß der Entwickelungsgedanke selbst durch diese untergeschobenen Zwecke in keiner Weise geschädigt wird. Und daß Herder ihn so entschlossen und konsequent festhält, ist wichtig in Kombination mit dem Umstande, daß er sich der Mannichfaltigkeit der Erscheinungen des Völkerlebens so rückhaltlos hingab. Denn — Das ist ein weiterer Fortschritt gegenüber Vico und Montesquieu — es ist sehr viel schwieriger, diese centrale Idee festzuhalten, wenn man sich, wie Herder es that, die kaum übersehbare Fülle verschiedener nationaler Entwickelungreihen vorstellt, als wenn man, wie Jene, immer von einer eingebildeten einheitlichen Entwickelung des Menschengeschlechtes redet. Und wie weit schweist Herders wahrhaft universalhistorische Uebersicht, neben der Rankes Weltgeschichte uns sehr umgrenzt und beschränkt erscheint! Alle Naturvölker zieht er heran; und die Reihe der Kulturnationen, die er berücksichtigt, ist viel länger als die der bei Ranke auftretenden: auch die Länder Ost-, Mittel- und Südasiens sind einbezogen. Dazu aber ist die kultur- und entwickelungsgeschichtliche Betrachtungweise in einem Maße zur Geltung gebracht wie niemals zuvor und kaum jemals später. Nicht als ob schon alle Konsequenzen aus dem Entwickelungprinzip gezogen wären; dazu verfährt die Darstellung viel zu summarisch und essayistisch-willkürlich, dazu ist auch das Interesse Herders an bestimmten Entwickelungreihen, wie der Verfassung-, der Wirthschaftgeschichte, nicht rege genug. Aber das Ziel schwebt überall vor Augen. Und wie ganz kulturgeschichtlich ist dieses Werk: man übersehe nur die Disposition des dreizehnten Buches, das der griechischen Geschichte gewidmet ist. Den geographischen und ethnologischen Voraussetzungen, der Sprache, Mythologie und Dichtkunst, den Künsten, der Wissenschaft ist je ein Abschnitt gewidmet; mit dem Gegenstand aber, der nach dem heutigen Credo die Hauptsache ist, mit der politischen Geschichte, beschäftigen sich nur zwei Kapitel, das eine, über die Sitten und

---

*) S. z. B. Ideen Buch VIII, 5 (Werke, herausgegeben von Suphan XIII [1887] S. 341).

**) S. die bei Waentig (Comte S. 34) angeführten Stellen; doch kann man die hier angenommene scharfe Scheidung zwischen der Weltanschauung der ersten Theile der Ideen und der der späteren, wie mir scheint, nicht acceptiren. Es ist auch im dritten Theile noch von Zwecken die Rede (z. B. Buch XV, 1 und XV, 5, Ausgabe von 1794 III S. 364, S. 432) und die Gesetze der Vorsehung in der von Waentig selbst citirten Stelle sind schließlich nicht wohl anders als zweckmäßig erfüllt zu denken.

Staatsweisheit der Griechen, noch dazu in systematischer Form und im Grunde weit mehr kultur- als staatsgeschichtlich; nur das zweite redet von den „Veränderungen" Griechenlands und giebt eine summarische Geschichte der politischen Schicksale der Hellenen. Wahrlich, es ist wunderbar, daß unsere Fragment- und Individualhistoriker, die Theoretiker des Chronikstiles, für Herder nicht schon einen besonderen Scheiterhaufen errichtet haben. Verdient hätte er ihn.

Denn freilich: sein Buch ist ganz und gar beherrscht von den systematischen Bedürfnissen und Anschauungen seines Zeitalters. Die eigenthümliche Größe Herders, wie noch manches anderen solchen Januskopfes unter den führenden Geistern, besteht vielleicht vor Allem darin, daß er den historischen Sinn hatte, den das neunzehnte Jahrhundert in der von ihm gezeigten Form angewandt hat, und daß er doch ein echter Sohn seiner eigenen Epoche ist. Auch darin ist er so recht vorbildlich für die Historie der Zukunft, wie ich sie mir denke, er ist eben so sehr Soziologe und Psychologe wie Geschichtschreiber. Aus der Berührung mit diesen beiden Disziplinen, die unter den systematischen Wissenschaften im Verein mit der Ethik und Aesthetik den historischen Studien am Ehesten verwandt sind, kann diesen nur Gutes kommen. Denn so hartnäckig sich nach Rankes Vorbild die gesammte politisch-individualistische Schule der Historiker von ihnen ferngehalten hat und sie bis auf den heutigen Tag noch verwirft, so nachdrücklich hat Herder sie in seine Darstellung hineingezogen. Und es ist doch bemerkenswerth: darin steht er ganz auf der selben Linie mit Vico und Montesquieu, über die sein historischer Sinn ihn in anderer Beziehung so weit hinweggehoben hat; seine Ideen sind fast eben so sehr ein System der Gesellschaftwissenschaft und der Psychologie wie ein Abriß der Weltgeschichte. Ueber die Organisation des menschlichen Geistes, der Sinnlichkeit, über die Sprache finden sich hier die tiefsten Bemerkungen; die historischen wie die systematischen Abschnitte sind voll von sozialtheoretischen Erwägungen, — ja, noch mehr: Geographie, Biologie, Botanik und Zoologie sind, ganz wie Spencer in seiner Synthetischen Philosophie es ein Jahrhundert später systematischer gethan hat, hier schon mit aller historischen und philosophischen Betrachtung zu einer geistigen Einheit verschmolzen. Das geistige Band, das uns moderne Historiker mit allen Naturforschern, sofern sie sich mit Darwins Geist erfüllt haben, einigt, Herder hat es schon um sein unsterbliches Werk geschlungen.

Und so kann nicht wundernehmen, daß der methodische Standpunkt, von dem er ausgeht, durchaus der des Entwickelungprinzipes, der unbedingten Kausalität ist. Er sieht in der Menschheitgeschichte nur einen integrirenden Bestandtheil der Entwickelung der gesammten Natur, — hat man doch immer den Eindruck, als ob ihn von der Idee Darwins nur noch ein ganz kleiner Schritt trenne; er betont sehr nachdrücklich, daß alle Handlungen der Menschen, auch die kleinsten und auch die scheinbar willkürlichsten, in diese Kette un-

entrinnbarer Nothwendigkeiten als Glieder gefügt sind Das sind Aeußerungen, die Jeder von den heutigen korrekten Individualhistorikern nur unter heftigen Protesten wird aufnehmen dürfen und in denen sich dem modernen Leser die ganze ahnungvolle Größe Herders offenbart.

Wie fruchtbar aber dieses Zeitalter der deutschen Literatur war, wird erst ganz offenbar, wenn man neben Herders weit hinausschweifendes universales Werk Justus Mösers Arbeit stellt, die, so unendlich viel beschränkter in ihrem Objekt, an Tiefe der historischen Auffassung und an Produktivität der Gedanken jenem nicht allzu weit nachsteht. Der Gegensatz zwischen den beiden Männern ist des höchsten Interesses werth: der Eine gelangte von einer vor Allem gefühlsmäßigen Begeisterung für die Einheit und die Mannichfaltigkeit des Menschengeschlechtes zu historischem Sinn, den Anderen aber führte eine sehr viel begrenztere Liebe, die zu seinem Vaterland und zu seiner Heimath, zu einem ähnlichen Ziele. Deutsche sind sie Beide im prägnanten Sinne des Wortes, die Empfindung leitete Beide, aber die Wege, auf denen sie wandelten, waren sehr verschiedene: der Eine verlor sich in die wolkigen Höhen einer wahrhaft universalen Betrachtung, der Andere blieb ganz auf dem festen, wohlvertrauten Boden des Landes, in dem er wurzelte und dem er mit aller Leidenschaft seines stark schlagenden Herzens anhing. So waren denn auch die Ergebnisse ihres Arbeitens verschiedene, ohne daß man verkennen dürfte, daß sie unter eine höhere geistige Einheit zusammenzufassen sind.

Auch bei Möser muß Programm und Ausführung auseinander gehalten werden. Jenes ist ein ungemein weitgehendes. Denn was zunächst die Ausdehnung der Historie angeht, so ist er voll davon, daß alle rein politische Geschichtschreibung einseitig sein muß. In dürren Worten verlangt er in der Vorrede zu seiner Osnabrückischen Geschichte gerade die Kombination von geistiger und materieller Geschichte mit der politischen, gegen die heute noch die Reaktionäre unter den deutschen Historikern sich sträuben. Und das Entwickelungprinzip ergab sich ihm, dem Autodidakten, der Voltaire ungerecht hart verurtheilte, auf eine ganz originelle Weise aus dem eigenen Bedürfniß seiner Forschung. Er, der sich, obwohl er Jurist und Beamter war, ganz als niederdeutschen Bauern fühlte, war, gleichsam unwillkürlich, durchdrungen von der Anschauung, daß der „gemeine Landeigenthümer“ doch im Grunde noch das Selbe sei oder doch sein sollte wie zu des Tacitus Zeiten. Die Stetigkeit der agrarischen Verhältnisse, denen sich seine ganze Vorliebe zuwendet, brachte ihm ohne alle Vermittelung die Idee bei, daß es sich hier um eine einheitliche Entwickelungreihe handle, deren organisches Wachsthum nun vor Allem zu verfolgen sei. So ist ihm der Kern der deutschen Geschichte das Schicksal des ursprünglich freien Bauern, — eine Auffassung, aus der es uns anweht wie deutsche Waldesluft und urgermanischer Freiheitsinn. Wenn er dabei zugleich sich gegen alle Arbeit

zweiter Hand erklärt, in unverkennbarem Angriff gegen Voltaire, so bereitete er damit einer zu den ersten Quellen herabsteigenden Forschung den Weg, ohne übrigens so einseitig wie jüngere Gegner allgemeiner Geschichtschreibung sich selbst nun wirklich an diese Forderung zu halten. Auch seine zweite Vorschrift, der Historiker solle nur die Ereignisse selbst wirken lassen, nicht aber über sie urtheilen, hat er zum Glück selbst nicht befolgt. Auf der anderen Seite ist, was nun seine Praxis erfüllte, begrenzter, als was er im Allgemeinen als wünschenswerth hingestellt hat: seine Osnabrückische Geschichte umfaßt nur die älteste Zeit und das frühere Mittelalter und bei solcher territorialen Beschränkung war eine Ausbreitung über alle Gebiete der Kultur nicht wohl möglich; aber entwicklungsgeschichtlich ist seine Auffassung doch. Und daß sie es ist, ist um so werthvoller, als sie hier zum ersten Male nicht auf die großen allgemeinen Zusammenhänge, sondern auf ein ganz bestimmtes Gebiet, das der Sozial-, Verfassung- und Wirthschaftgeschichte, angewandt wurde. Eben die glänzendsten Resultate des Werkes sind denn auch auf diesen Ursprung zurückzuführen, und wenn sie auch ihrer Tragweite nach bescheidener waren als die von Herders Ideen, so waren sie in vielen Stücken auch sicherer.

Wer von Herder und namentlich von Möser her zu Winckelmann gelangt, kommt wie in eine andere Welt. Er ist auch viel mehr als Jener und sehr viel mehr als Dieser ein Kind des achtzehnten Jahrhunderts. Bei ihm findet sich, was immer wieder als Charakteristikum dieser Zeit betont werden muß, das wunderbare Zusammenwirken von systematischer, theoretischer Forschung mit historischer Betrachtung, und zwar in noch viel höherem Maße als später bei Herder. Die entscheidenden Einflüsse, unter denen Winckelmann gestanden hat, weisen denn auch vor Allem auf die großen Franzosen zurück: auf Montesquieu, dessen Lehre über den Zusammenhang von Geographie und Geschichte den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hat, und — ein schöner Beweis für den manchem Historiker so verhaßten innersten Zusammenhang zwischen Natur- und Geisteswissenschaften — auf Buffon.

Das nämlich muß gerade an Winckelmanns Werk mit allem Nachdruck und zuerst hervorgehoben werden, daß er eben so sehr eine theorethische Aesthetik wie eine Kunstgeschichte schreiben wollte. Die starken Fesseln, die er seiner Erkenntniß damit angelegt hat, sind vor Allem das Produkt dieser geistigen Voraussetzung: er sah in der griechischen Kunst nicht das Produkt einer — wenn auch noch so hoch entwickelten — Epoche, sondern das absolute Ideal, das damals verwirklicht worden sei und dem alle spätere Kunstübung nur immer wieder nachstreben müsse. Dieser Gedanke ist in sich unwissenschaftlich und namentlich unhistorisch — denn die Geschichte leitet keineswegs, wie ihr Nietzsche sehr mit Unrecht vorgeworfen hat, zum Historismus hin — und es ist bekannt, daß er damit nicht allein in diesem Punkt die

Aesthetik, sondern auch, was noch sehr viel schwerer wiegt, die Kunst selbst, und diese in ihrer Gesammtrichtung, in ganz falsche Bahnen zu drängen geholfen und ihr unsäglichen Schaden gethan hat. Für die Aesthetik aber wurde dieser Nachtheil völlig aufgehoben durch den sehr viel größeren Nutzen, den ihr die bei Winckelmann im übrigen vorherrschende Verbindung der Theorie mit fruchtbarster Empirie brachte. Und seiner historischen Forschung vollends ist die Kombination mit systematischem Denken im höchsten Maße förderlich gewesen: daß dieser erste große Wurf der Kunsthistorie nicht irgend einem Fragment der Kunstentwickelung, irgend einem einzelnen Künstler galt, sondern sogleich der gesammten Kunstgeschichte eines großen Volkes, darüber kann man sich nicht genug freuen.

Die Kunstgeschichte ist ihrem Begründer noch heute den größten Dank dafür schuldig, daß er ihr sogleich diese Richtung gegeben hat. Denn es ist gar nicht zu sagen, wie sehr sie in ihrem Fortschritt von vorn herein gehemmt worden wäre, hätte ein radikaler Individualhistoriker ihr den entscheidenden Anstoß gegeben. Die höchst persönliche Färbung, die jedes Kunstwerk an sich hat und über die ein nicht systematisch geschultes Auge allen Zusammenhang vergißt, legte auf diesem Gebiete die Gefahr einer im Detail oder im Fragment untergehenden biographischen Forschung besonders nahe und unser „historisches" Jahrhundert hat alle Ursache, gerade für diese Gabe seinem oft so hochmüthig abgeschätzten Vorgänger dankbar zu sein. Denn aus Winckelmann sprach sein Zeitalter. Dessen Auffassungweise leitete ihn zuerst zu einer theoretischen Aesthetik und von ihr zu einer ganz umfassenden Betrachtung der gesammten Kunstübung der Griechen und zur Vorbereitung auch der der Egypter, Phönizier, Perser, Etrusker. Dieser historische Theil, der zur Hälfte mit jenen theoretischen Auseinandersetzungen verschmolzen ist, ist ausgezeichnet schon durch seine erschöpfende, alle Zweige der künstlerischen Thätigkeit einbeziehende Disposition. Auf diesen Plan aber, wie überhaupt auf den Gedanken, einen so ungeheuren und dazu noch nicht im Mindesten bearbeiteten Stoff mit einem Schlage in Angriff zu nehmen, konnte nur ein so systematisch angelegter Kopf kommen.

Einem solchen Geist aber ergab sich zum Zweiten auch ohne Weiteres eine entwickelungsgeschichtliche Auffassung: wer einen so großartigen Grundriß erdachte, Der mußte auch von der Einheit und Totalität des Längsschnittes seines Gebäudes eine lebendige Anschauung haben. So gelangte er vor Allem zu der neuen, grundlegenden Unterscheidung der aufeinanderfolgenden Stile der Griechen, einer der größten Geistesthaten, von der die Geschichte der Historiographie überhaupt weiß. Denn was heute selbstverständliche Voraussetzung für alle derartige Forschung erscheint, war zuerst eine ungeheure Errungenschaft. Aber auch sonst ist sein Buch voll von entwickelungsgeschicht-

lichen Ideen: er führt das Entstehen der griechischen Kunst überhaupt auf den Einfluß des Klimas, auf bestimmte Eigenschaften und auf politische Institutionen des hellenischen Volkes zurück und er hält auch sonst an dem Zusammenhange zwischen der allgemeinen Kultur- und der Kunstentwickelung fest, kommt fort und fort auf sie zurück.

* * *

In gewissem Sinne hat Winckelmann von den drei großen Bahnbrechern der deutschen Kultur- und Entwickelungsgeschichte den größten Erfolg davongetragen: denn, nicht so eng begrenzt wie Mösers Buch und nicht so hoch hinaus, vom festen Boden exakter Arbeit losgerissen, ins Weite schweifend wie Herders Ideen, verband sein großes Werk den höchsten Flug des Gedankens und der kombinirenden Phantasie mit einer noch heute stupenden Sicherheit in der Einzelforschung. Hat er doch die Wissenschaft, der er diente, schlechthin begründet; was vorher an kunsthistorischen Forschungen geleistet worden ist, ist des Namens kaum werth. Wohl war Winckelmann von der Tendenz seines Jahrhunderts auf Auffindung absoluter Wahrheiten geleitet und Das, was in Herder und Möser der historische Sinn gewirkt hat, das Verständniß für eine ganz weit abliegende Kultur, ist ihm, dem echten Sohn seiner Zeit nur durch die — gewiß falsche und im Grunde unhistorische — Autosuggestion vermittelt worden, daß die Arbeit, die er unternahm, nicht dem temporären Erzeugniß einer Epoche, sondern dem Fleisch gewordenen Kunstideal selbst gelte. Doch haben ihn sicherlich gerade diese systematisch-deduktiven Neigungen erst so weit gefördert, daß er — hierin Herder ähnlich — Theorie und Geschichte zu einer höchst fruchtbaren Vereinigung zusammenzufügen verstand. Mit den beiden anderen großen deutschen Historikern seiner Epoche aber ist ihm gemeinsam, daß sein Werk, wie die ihrigen, eben so sehr dem entwickelungsgeschichtlichen Gedanken wie der Ausdehnung des Arbeitplanes der Historie auf das Gebiet der Kulturgeschichte den Weg bereitete. Bald darauf freilich — und davon wird zunächst die Rede sein müssen — sollte eine ganz anders gerichtete Strömung der Wissenschaft die Schätze, die diese Generation vom Grunde gehoben hatte, achtlos bei Seite spülen und, wie es schien für immer, von der Oberfläche wieder versinken lassen; aber inzwischen ist auch ihre stärkste Gewalt schon wieder gebrochen. Und von Neuem tauchen die Namen Voltaires und Winckelmanns und Herders auf und leuchten in ihrem alten, unauslöschlichen Glanze.

Professor Dr. Kurt Breysig.

Getreidehandel und Termingeschäft.

Die Ausführung des Börsengesetzes, das den börsenmäßigen Terminhandel in Getreide und Mühlenfabrikaten verbietet, hat bis jetzt, selbst bei den Gegnern dieses Terminhandels, wenig Befriedigung gezeitigt. Wenn von den Agrariern als wünschenswerth erstrebt wird, den staatlichen Börsenkommissar möglichst überall an den Börsen Aufsicht führen zu sehen, so muß man sich die Frage vorlegen, welcher Nutzen hieraus erwachsen kann. Dem gewiegtesten Fachmann ist es unmöglich, an der Börse zu erkennen, ob ein eben abgeschlossenes Geschäft ein solides Getreidegeschäft oder ein verbotenes Börsentermingeschäft ist, insofern darunter das reine Differenzgeschäft oder die gewerbsmäßige Ausbeutung unerfahrener Spieler verstanden wird. Denn diese Ausbeutung kann man nicht aus einem Abschluß an der Börse herleiten, sondern nur aus einer Kette von Geschäften, die theils an, theils außerhalb der Börse geschlossen werden. Außerdem geschieht diese bewußte oder unbewußte Ausbeutung mit vertheilten Rollen. Das Kommissionhaus, das für Rechnung auswärtiger Kunden kauft, hat vielleicht gar keine Ahnung davon, welche Gründe den Arbitrageur bewegen, ihm den Termin zu verkaufen, während dieser, auf seinen eigenen Vortheil bedacht, sich nicht den Kopf darüber zerbrechen wird, woher die Leute, die ihm den Termin abkaufen, ihren Nutzen nehmen werden, zumal ihm selbst ja kein unerfahrener Spieler, sondern ein respektables Kommissionhaus gegenübersteht. Und wenn der Kaufmann seine „Arbitrage" nicht anders lösen kann als dadurch, daß er den Terminmarkt durch Heranziehung von Waare wirft, so wird kein Fachmann im Stande sein, Das als eine direkte Ausbeutung der bona fide Spielenden nachzuweisen, — geschweige denn ein Börsenkommissar, dem jede praktische Erfahrung mangelt.

Noch merkwürdiger als das Institut des Börsenkommissars erscheint mir die Betheiligung der Landwirthe im Börsenvorstand und die Art der Bestimmung über die Festsetzung der Preise. Denn offizielle Preisnotirungen giebt es nur an Terminbörsen; in dem Bestreben, diese abzuschaffen, aber die offiziellen Notirungen beizubehalten, liegt demnach für den Fachmann zum Mindesten etwas Auffälliges. Da es bisher im Geschäftsverkehr zwischen Landwirthen und Getreidehändlern vielfach Gebrauch war, den Verkaufspreis des Getreides zu dem an der Börse für Loco-Waare notirten Preise unter Abzug von Fracht, Provision u. s. w. festzusetzen, so liegt hierin vielleicht der Grund, weshalb diese Landwirthe von einer persönlichen Einwirkung auf die Preisfeststellung einen Vortheil für sich erhoffen. Aber in Wirklichkeit ist dieser Schluß trügerisch. Der Händler wird den Loco-Börsenpreis nur so lange als Basis gelten lassen, wie er dabei seinen Vortheil sieht. Bessere Notirungen allein können demnach dem Landwirthe keine besseren Preise bringen, weil der Händler stets nur den Preis bezahlen kann, bei dem er Etwas verdient oder zu verdienen hofft. Wenn der Landwirth glaubt, daß der Händler ihn übervortheile, so giebt es dagegen nur ein Mittel, nämlich: nicht einem Händler sich anzuvertrauen, sondern an verschiedenen Plätzen mit verschiedenen Händlern Verbindung zu suchen und das Getreide dem Händler zu verkaufen, der am Meisten dafür bezahlt; genau so, wie es jeder Kaufmann machen würde.

Im soliden Getreidehandel giebt es keine Feststellung von Preisen; man pflegt da über abgeschlossene Geschäfte zu berichten, sofern die kontrahirenden

Parteien die Bedingungen und den Preis nicht geheim halten wollen, wozu sie unzweifelhaft das Recht haben. Solche Marktberichte sind für den Fachmann von untergeordneter Bedeutung; namentlich lernt er den Werth der eigenen Waare nicht aus Marktberichten, sondern aus den Geboten der Käufer kennen. Ueber die Lage des Weltmarktes wird er weniger durch eine Aufzählung der an fremden Plätzen abgeschlossenen Geschäfte als durch Offerten und Ordres unterrichtet. Für den Kaufmann existirt der „Börsenvorstand“ nur als Repräsentant des Handels und vielleicht als Hüter der Ordnung im Börsenlokal. Die Geschäfte selbst kann der Börsenvorstand weder beeinflussen noch kontroliren, da in Bezug auf Kauf und Verkauf nur das eigene Urtheil eines Jeden in Betracht kommen kann. Die Einrichtung des Börsenkommissariates und die Betheiligung der Landwirthe im Börsenvorstand muß deshalb als eine gänzlich verfehlte Maßregel betrachtet werden, die Niemandem Nutzen zu bringen im Stande ist und die mit der Frage des börsenmäßigen Terminhandels in gar keinem Zusammenhange steht. Eines nur wurde durch diese Maßregel erreicht: nahezu dem ganzen deutschen Getreidehandel wurde das neue Gesetz verleidet, trotzdem unzweifelhaft feststeht, daß gerade dieser Handel den größten Vortheil von der Aufhebung des Börsenterminhandels haben muß. Wird doch dadurch ein Pseudohandel beseitigt, der seinen Nutzen nicht in der Vertheuerung der Waare, wie jeder solide Kaufmann, sondern in der gewerbsmäßigen Ausbeutung unerfahrener Spieler findet und so den soliden Handel in seiner Existenz bedroht. Der Getreidehändler, der den Müller, und der Müller, der den Bäcker übervortheilt oder ausbeutet, handelt gegen sein eigenstes Interesse, das darin bestehen muß, seinen Käufer vor Allem kaufkräftig zu erhalten. Und in demselben Verhältniß steht der Landwirth zum Händler. Nur wenn der Händler verdient, ist er im Stande, dem Landwirth gute Preise zu zahlen. Deshalb ist mir von allen Argumenten, die die Börsenterminhändler für sich anführen, keins erbärmlicher und verächtlicher erschienen als die Behauptung, daß sie es billiger als der solide Händler machen können. Als ob es darauf ankäme! Als ob der Landwirthschaft mit dem Nutzen des Zwischenhandels geholfen wäre!

Wenn angesichts der Unzulänglichkeit des neuen Gesetzes die Frage in ernstliche Erwägung gezogen wird, ob die sogenannten Anschaffungsgeschäfte nicht aufzuheben seien, d. h. jene Geschäfte, durch die sich der solide Getreidehandel zur Lieferung von Waare verpflichtet, ohne sie vorher erworben zu haben, so muß vor Beschreitung dieses Weges nachdrücklich gewarnt werden. Abgesehen davon, daß der sogenannte Nachweis des Verfügungrechtes praktisch unmöglich durchgeführt werden kann, wäre die Forderung gleichbedeutend mit dem Verbote jeder Spekulation à la baisse. Wenn man aber à la hausse spekuliren darf, muß man auch à la baisse spekuliren dürfen, es sei denn, man beabsichtige eine wirkliche Knebelung des Handels und ein Heraufbeschwören mittelalterlicher Zustände.

In der ganzen civilisirten Welt verfolgt man mit Interesse die in Deutschland auf Abschaffung des Terminhandels gerichteten Bestrebungen. Handelt es sich doch in Wirklichkeit nicht um dessen Abschaffung in Deutschland allein, sondern um dessen Abschaffung in der ganzen Welt. Und daß zur Erreichung dieses großen Zieles der Börsenkommissar, die Landwirthe im Börsenvorstand und der Nachweis des Verfügungrechtes die richtigen Mittel nicht sind, erkennen allmählich auch vielfach schon die Männer, die diese Maßregeln bisher befürworteten.

Wenn wir das Börsentermingeschäft mit dem soliden Getreidegeschäft auf Lieferung vergleichen, so finden wir für den Terminhandel die folgenden äußerlichen Kennzeichen: erstens muß ein Börsenplatz als Erfüllungort des Kontraktes bestimmt sein; zweitens muß das Geschäft in Terminwaare geschlossen sein; drittens muß es nach den Geschäftsbedingungen geschlossen sein, die an dem betreffenden Börsenplatze für den Terminhandel festgesetzt sind; viertens muß an der betreffenden Börse für Geschäfte dieser Art eine offizielle Preisnotirung erfolgen. Mit diesen äußerlichen Kennzeichen ist aber juristisch nicht viel anzufangen, weil sie uns vor die Fragen stellen: „Was ist ein Börsenplatz? Was ist Terminwaare? Welche Geschäftsbedingungen kennzeichnen den Terminhandel als solchen?" Und selbst wenn man im Stande wäre, diese Begriffe auf das Genaueste festzulegen: könnte dann der Terminhandel nicht neue Formen finden, um die alten Geschäfte fortzusetzen, wie wir es jetzt in Berlin erleben? Und wenn man definirte: „Jedes Getreidegeschäft auf Muster ist ein solides Getreidegeschäft", — könnte dann nicht der Terminhandel ein Muster aufstellen und sagen: „Von jetzt an wird nur noch solche Waare gehandelt, die mindestens diesem Muster entspricht, folglich ist unser Handel kein börsenmäßiger Terminhandel mehr und wir können lustig weiterspielen"?!

Wenn wir den wesentlichen Unterschied zwischen Börsentermingeschäft und Getreidegeschäft auf Lieferung ins Auge fassen, so finden wir, daß das erste es dem Käufer und Verkäufer so leicht wie möglich macht, die Ablieferung und Uebernahme effektiver Waare zu vermeiden — thatsächlich werden mehr als neun Zehntel aller Börsentermingeschäfte durch Zahlung der darauf ruhenden Differenzen erledigt —, während das solide Getreidegeschäft sich unter der stillschweigenden Voraussetzung vollzieht, daß der Käufer die gekaufte Waare empfängt und daß der Verkäufer die verkaufte Waare liefert, widrigenfalls er für allen daraus entstehenden Schaden verantwortlich ist (nicht nur für die eventuelle Preisdifferenz). Wenn man sich nun vergegenwärtigt, daß jede Getreideterminbörse früher ein Getreidemarkt war, der sich allmählich durch immer regere Betheiligung der Spieler erst zu einer Terminbörse entwickelte, so sehen wir, daß der wesentliche Unterschied zwischen solidem Getreidehandel und Terminhandel gleichbedeutend ist mit dem Umstande, daß bei dem ersten nur Sachverständige, bei dem zweiten Sachverständige und unerfahrene, einer sachverständigen Beurtheilung nicht gewachsene Spieler betheiligt sind.

In Wirklichkeit haben die für den Terminhandel charakteristischen Geschäftsbedingungen niemals einen anderen Zweck gehabt als den, Spieler heranzulocken, und wo Das gelungen ist, da blüht der Terminhandel, wo es nicht gelungen ist, da konnte kein Terminhandel Fuß fassen. Berlin hat die Terminbörsen, die früher in Köln, Stettin und Breslau bestanden, lahmgelegt, weil es verstand, deren Spieler-Kundschaft an sich zu ziehen. Viele Getreidemärkte haben, neidisch auf die Kommissionen, die die großen Terminbörsen unzweifelhaft verdienen, versucht, es diesen nachzumachen. Aber der Name „Börse" und die Einführung der Börsenusancen können den Terminhandel nicht hervorbringen, so lange der Spieler fehlt, der Leben in die Bude bringt. Ich erinnere in dieser Beziehung nur an das mannheimer Fiasko*) und an das jüngere Rotterdams.

*) Daher der mannheimer Börsenwitz: „Nacht muß es sein, wo Friedlands Sterne strahlen!"

Hieraus aber folgt, daß, wenn ein Weg gefunden wird, den Spieler fernzuhalten und die reinen Differenzgeschäfte als solche zu entlarven und zu unterdrücken, die Terminbörsen sich in solide Getreidemärkte zurückbilden müssen.

Um diesen Weg zu finden, müssen wir uns die Frage vorlegen, welcher Sachverständige ein Interesse daran haben kann, an einem Terminbörsenplatz Getreide zu verkaufen oder zu kaufen, um es an diesem Orte zu liefern oder zu empfangen, und zwar zu den dort für Terminwaare festgesetzten Bedingungen. Jeder Fachmann wird hierauf der Wahrheit gemäß nur antworten können: „Außer den diesen Platz bewohnenden Getreidehändlern Niemand." Und so ist es in der That. Ich behaupte auf Grund meiner langjährigen Erfahrung, daß alle an den Terminbörsen abgeschlossenen Geschäfte, sofern sie von Jemandem kontrahirt werden, der an dem betreffenden Platze seinen Wohnsitz nicht hat, reine Differenzgeschäfte sind, bei deren Abschluß die ganz bestimmte Absicht bestand, niemals zu liefern oder zu empfangen. Einzelne Ausnahmen von dieser allgemeinen Regel wären leicht zu berücksichtigen. Bei Getreidemärkten aber, die keine Börsen sind, kommen Abschlüsse zu den für den Terminhandel charakteristischen Bedingungen überhaupt nicht vor. Es wären also die reinen Differenzgeschäfte zu verbieten und als solche reinen Differenzgeschäfte hätten ohne Weiteres zu gelten: alle Geschäfte an einem Getreidemarkte des In- oder Auslandes, die zu den an diesem Markte für das Termingeschäft festgesetzten Bedingungen für Rechnung von Personen oder Firmen abgeschlossen werden, die an dem betreffenden Ort ihren Wohnsitz nicht haben. Und zwar muß zu den für das Termingeschäft festgesetzten Bedingungen namentlich gehören, daß der betreffende Platz als Erfüllungort des Kontraktes in Bezug auf Lieferung und Zahlung der Waare gilt. Jeder, der solche Geschäfte für eigene oder fremde Rechnung abschließt oder abschließen läßt, jeder Agent, der solche Geschäfte an Getreidemärkten des In- und Auslandes vermittelt, ferner jedes Kommissionhaus, das Ordres auf solche Geschäfte vom In- oder Auslande ausführt, müßte einer Strafe unterliegen. Eine Strafe von 3% vom Werthe der kontrahirten Waare würde, wie mir scheint, genügen, um durchaus prohibitiv zu wirken.

Dieses Verbot dürfte keine Anwendung finden auf Geschäfte, bei denen der Kontrahent nachweist, daß er die gekaufte oder verkaufte Waare thatsächlich bezogen oder zur Ablieferung gebracht hat; zweitens auf Geschäfte, die zu einer der folgenden vier Bedingungen: frei in Käufers Schiff, frei auf Waggon, Kost und Fracht, cost, freight and insurance, geschlossen sind; drittens auf Geschäfte, bei denen dem Käufer ein Kredit gewährt wird oder wo die Zahlung gegen Verschiffungdokumente stipulirt ist; viertens, wenn die Geschäfte an solchen Orten abgeschlossen sind, wo für die kontrahirte Waarengattung eine offizielle Preisnotirung nicht erfolgt oder wo besondere Bedingungen für das Termingeschäft überhaupt nicht bestehen.

Ein solches Verbot würde nicht so weit gehen wie das Verbot des börsenmäßigen Terminhandels, weil es den Getreidehändlern eines Platzes erlaubte, unter sich so viel hin- und herzuhandeln, wie es ihnen beliebte. Denn wenn auch die Getreidehändler im Allgemeinen zu anderen Geschäftsbedingungen verkaufen, als sie einkaufen — wodurch gerade ihre Thätigkeit eine produktive wird —, so kommt es doch, namentlich in aufgeregten Zeiten, vor, daß ein Kontrakt ohne

Aenderung der Konditionen mehrmals die Hände wechselt und es ist gewiß wünschenswerth, in dieser Hinsicht dem Handel nichts in den Weg zu legen. Der Umstand, daß der Spieler an der Börse des Ortes weiterspielen dürfte, an dem er seinen Wohnsitz hat, ist so unbedeutend, daß er das Einschlafen des Terminhandels nicht verhindern würde. Denn wenn man sich vorstellt, daß an der berliner Börse nur Berliner, in New-York nur New-Yorker, in Wien nur Wiener spielen dürften, so kann der Fachmann über die Folgen gar nicht im Zweifel sein. Mit der Absperrung der auswärtigen Spieler würde gerade das Element, das gewerbsmäßig ausgebeutet wird, wegfallen; die Terminbörsen würden als solche ihre Bedeutung auf dem Weltmarkte verlieren und nur noch den Einfluß ausüben, der ihnen als Geber oder Nehmer wirklicher Waare zukäme.

Auf der anderen Seite würde durch ein solches Gesetz zunächst in Deutschland mehr erreicht als durch das einfache Verbot des börsenmäßigen Terminhandels, weil es jedem in Deutschland Ansässigen verbieten würde, an einer fremden Börse zu spielen. Diese reinen Differenzgeschäfte, die von Deutschland aus an fremden Börsen abgeschlossen werden, sind viel umfangreicher und bedeutender als die deutschen Termingeschäfte. Jedes Kommissionhaus in New-York, Chicago, Wien, Budapest, Paris und Amsterdam hat auf allen größeren Plätzen Deutschlands seine Vertreter, deren Aufgabe es ist, dem Kommissionhause „Klienten" zuzuführen. Was kann die Unterdrückung des börsenmäßigen Terminhandels in Deutschland nützen, wenn es Jedermann freisteht, in New-York, Chicago, Wien, Budapest, Paris oder Amsterdam „Deckung" zu nehmen und das Getreide in Deutschland um so viel billiger zu verkaufen, wie es diesen Spielplätzen einfällt, die Preise zu werfen? Das Verbot, an fremden Börsen zu spielen, ist unumgänglich nöthig, um dem Gesetz erst seine volle Wirksamkeit zu sichern.

Außerdem würde durch ein solches Gesetz der § 764 des Bürgerlichen Gesetzbuches eine Verbesserung erfahren, deren er dringend bedarf. Dieser Paragraph lautet: „Wird ein auf Lieferung von Waaren oder Werthpapieren lautender Vertrag in der Absicht geschlossen, daß der Unterschied zwischen dem vereinbarten Preise und dem Börsen- oder Marktpreise der Lieferungzeit von dem verlierenden Theile an den gewinnenden gezahlt werden soll, so ist der Vertrag als Spiel anzusehen. Dies gilt auch dann, wenn nur die Absicht des einen Theiles auf die Zahlung des Unterschiedes gerichtet ist, der andere Theil aber diese Absicht kennt und kennen muß." Wenn also ein Börsenspekulant verliert, steht ihm die Erklärung frei, daß er das Geschäft als Spiel betrachtet habe, um seinen Gläubigern ein Schnippchen zu schlagen. Dieser sogenannte „Spieleinwand" ist geeignet, zur Unehrenhaftigkeit zu verleiten, statt sie zu verhindern. Einem Betrüger bietet er die Möglichkeit, an einer Börse à la hausse, an einer anderen à la baisse zu spekuliren, den Gewinn auf der einen Seite einzustreichen, den Verlust auf der anderen aber nicht zu bezahlen. Mit der fast in allen Ländern bestehenden Praxis, die reinen Differenzgeschäfte in Waaren mit dem Spiel auf eine Stufe zu stellen, d. h. sie gesetzlich zu ignoriren, muß gebrochen werden. Und zwar deshalb, weil die Folgen dieser Differenzgeschäfte in volkswirthschaftlicher Beziehung ungleich verhängnißvoller sind als die Folgen des Spieles.

Antwerpen. F. Hammesfahr.

Marie Gerdes.

Was dem Revolverschuß der Pianistin Marie Gerdes und der eigenthümlichen Wehrhaftigkeit des Einjährig-Freiwilligen Reibenstein in hohem Grade das öffentliche Interesse zugewendet hat, ist neben der Beliebtheit der Künstlerin die Einmischung politischer und ethischer Parteien. Als der Fall bekannt wurde, suchten die Einen Reibenstein in die Gattung der Brüsewitze einzuordnen und auf die Schuldliste des Militarismus zu setzen, während die Anderen das zweifarbige Tuch zu waschen glaubten, wenn sie an dem jungen Manne die „Schneidigkeit“ rühmten, das Mädchen aber „moderner“ Gesinnung beschuldigten. Solche einseitige Auffassung verräth die Absicht, weniger der Wahrheit zu dienen, als Vortheile für die eigene Partei herauszuschlagen. Wenn auch Reibensteins militärischer Stand und gewisse Anschauungen der Künstlerin — wie es natürlich ist — Einfluß auf die Ereignisse geübt haben, so treten doch Umstände in den Vordergrund, die unsere Aufmerksamkeit einem ausgebreiteten sozialen Gebiete und auch der pathologischen Abtheilung der Seelenkunde zuwenden.

Marie Gerdes, die begabte und gebildete Tochter einer guten Familie in Bremen, kam als ganz junges Mädchen nach Berlin, um mit Hilfe eines geringen Vermögens ihre musikalische Ausbildung zu vollenden und dann als Künstlerin — oder wenigstens Klavierlehrerin — ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Bald hatte sie nicht nur für sich, sondern auch noch für zwei jüngere Schwestern zu sorgen, die sie aus drückenden Familienverhältnissen zu sich nahm, gutherzig und tapfer, wie sie war. Das kluge, phantasievolle, sympathische Mädchen fand Achtung und Freundschaft bei der aufstrebenden künstlerischen und literarischen Jugend. Doch kann man nicht sagen, gewisse „revolutionäre“ Anschauungen der „Modernen“ hätten in Marie Gerdes einen empfänglichen Boden gefunden. Weit näher als den Modelehren von „Herrenmoral“ und „Uebermenschenthum“ stand sie den Ideen einer Epoche, die etwa in Heyses „Kindern der Welt“ ihren Ausdruck gezeitigt haben.

Sie wäre nicht Weib gewesen, hätten in ihrem Denken nicht auch rosige Träume von Liebe und Ehe eine Rolle gespielt. Und nun frage ich: Kann ein junges Mädchen, das selbständig in Berlin lebt, Künstlerblut in den Adern hat und über die Philisteransichten hinaustrachtet, nicht leicht dazu gelangen, ihren Roman zu erleben? Wäre es nicht sogar verwunderlich, wenn das Kapitel Reibenstein die erste Liebestragoedie in dem Roman dieses leidenschaftlichen und vertrauensseligen Frauenherzens darstellte? Ich werfe diese Frage auf, weil die Partei Reibenstein — wie anonyme Briefe an Zeitungredaktionen verrathen — die Taktik befolgt, das Vorleben des Mädchens nach Möglichkeit zu diskreditiren. Es kann ja sein, daß im Leben der vierundzwanzigjährigen

Künstlerin schon vor dem Falle Reibenstein eine schmerzliche Herzenserfahrung liegt, an deren näheren Umständen heuchlerische Prüderie Anstoß nimmt. Der gerechte Menschenkenner aber muß sagen: wenn ein junges Mädchen aus dem geschilderten Milieu moralisch Spießruthen zu laufen hat, kommt es schwerlich ganz heil davon; und gerade was hier zur Belastung dienen soll, ist zur Entschuldigung geeignet: denn ein Weib, das schon einmal schwer enttäuscht wurde, wird geneigt sein, Thaten der Verzweiflung zu begehen, wenn ein neues Liebesband unter roher Hand zerreißt.

Marie Gerdes liebte den zweiundzwanzigjährigen Handlungsgehilfen Reibenstein, wurde seine verlobte Braut und glaubte, schon im Herbst vorigen Jahres werde die Hochzeit sein. Es war kein Wunder, daß sie sich dem flotten jungen Manne ergab. Von besonderer Bedeutung ist dabei der Umstand, daß sie seit Jahren im Hause der Eltern Reibensteins als Klavierlehrerin, sogar als Freundin verkehrte und der Mutter des jungen Mannes ein fast kindliches Vertrauen entgegenbrachte. Gegen den Wunsch des Paares wurde die Hochzeit hinausgeschoben, weil Reibensteins Vater von ihm verlangte, er solle erst sein Militärjahr abdienen. Damals ging die zagende Braut mit dem Plane um, sich in einem Staate trauen zu lassen, wo die väterliche Einwilligung nicht nöthig ist. Im Herbst trat nun Reibenstein seinen Militärdienst an und so war die Hochzeit zunächst hinausgeschoben. Das letzte Weihnachtfest verlebte er noch mit seiner Braut, die ihrer Entbindung entgegensah. Um die Februarmitte reiste sie nach Bremen und gab vier Wochen später einem Kinde das Leben. Schon einen Tag nach ihrer Abreise von Berlin hatte der skrupellose junge Herr mit einer neuen „Braut" sich verlobt, die auch seiner einflußreichen Mutter besser paßte als die Klavierlehrerin. Ahnunglos kehrte Marie Gerdes nach Berlin zurück und erfuhr nun plötzlich die Treulosigkeit Reibensteins, — noch dazu in roher Form.

Ist schon so die furchtbare Aufregung, in die sie nun gerieth, verständlich, so mußte einen besonderen Beitrag dazu ihre Mutterschaft liefern. Sie hatte künftig für ein Kind zu sorgen, dessen Vater mit seinen hundert Mark Monatsgehalt voraussichtlich für Jahre unfähig, jedenfalls unlustig zur Erfüllung seiner Pflicht sein würde. Sie stellte sich vor, die Unehelichkeit werde nicht nur für das Kind ein Unglück sein, sondern sie, die Mutter, als Künstlerin und Lehrerin in anständigen Kreisen unmöglich machen und dem Elend überliefern. Da mag sich in ihr ein Vorgang abgespielt haben, den ein Zeuge des traurigen Falles mir mit folgenden Worten kennzeichnet: „Wie das Thier sich wehrt, wenn Du ihm sein Junges nimmst oder bedrohst, so auch das edelste Thier, der Mensch, und zwar um so eher, je edler er ist. Denn die gemeine Natur läßt sich treten, aber die starke Rasse reagirt." Um die Art dieser Reaktion verständlich zu machen, muß festgestellt werden, daß die junge Mutter

wenige Tage vor dem Revolverschuß ihr Kind entwöhnt hatte, an Fieber litt, von einem Schreikrampf befallen worden war, drei Tage ohne rechte Nahrung und Schlaf in qualvollen Grübeleien verbracht hatte, also nicht die volle Zurechnungsfähigkeit besessen haben kann. Dafür spricht auch die Bekundung, daß sie erst drei Tage nach der That auf den Gedanken kam, das Gericht könne sich mit ihr beschäftigen.

Daß nun die Verzweifelte darauf verfiel, einen Revolver zu sich zu stecken, dürfte mit ihrem Temperament und der Romantik ihrer Lebensauffassung zusammenhängen. Ihre aktive Natur, die sich dem Psychologen schon in der männlichen, fast heroischen Art ihres Klavieranschlages verrieth, suchte die furchtbare Gemüthsspannung in einer jähen That zu entladen; und der Revolver galt ihr längst als der Mittler eines geheimnißvollen Ausweges aus den Dissonanzen der Lebensmusik. Sie hatte, anfangs wohl mehr in spielender Theorie, sich den Grundsatz gebildet, das Glück zu genießen und dem Unglück tapfer zu widerstehen, aber unter Umständen frei und tapfer aus dem Leben zu scheiden. Daß sie mit Ueberlegung darauf ausging, Reibenstein zu erschießen, als sie in Begleitung ihrer Schwester in dessen Wohnung kam, erscheint noch höchst fraglich. War sie überhaupt eines deutlichen Wollens fähig, so wollte sie wohl die Waffe als ein Sinnbild ihrer Verzweiflung dem Ungetreuen vorhalten und, wenn er unerschütterlich bliebe, vor seinen Augen sich selbst erschießen. Auch dürfte in ihrer nervösen Ueberreizung die Idee aufgetaucht sein: „Wenn ich, ein schwaches Weib, diesem Soldaten imponiren soll, so muß ich wie er eine Waffe, sogar eine überlegene, tragen; erst so bin ich gerüstet für alle Fälle, die aus der Situation sich entwickeln können.“ Wie Vieles mag durch den gemarterten Mädchenkopf gegangen sein! Vielleicht auch Vorstellungen aus dem Reiche einer Kunst, die mit Begeisterung gewisse „Naturrechte“ über die geschriebenen Gesetze erhebt. Vielleicht spielte eine heimlich wühlende, antreibende Rolle das Motiv vom „ungetreuen Knaben“, den das verlassene Mädchen zur blutigen Vergeltung zieht. Was in Volksliedern, Romanen und Bühnendichtungen verherrlicht wird, mag diese phantastisch schwärmende Künstlernatur beeinflußt haben.

Ueber den Vorgang, der sich unter vier Augen abspielte, während die Schwester in den Vorraum des Zimmers hinausgetreten war, sind wohl die beiden Betheiligten selbst im Unklaren, da sie anscheinend kopflos handelten. Es heißt, Reibenstein habe nach nach einem knappen, von seiner Seite rücksichtlos geführten Wortwechsel plötzlich gefragt: „Du hast wohl einen Revolver bei Dir?“ In der nächsten Minute habe er den Revolver in der Hand des Mädchens gesehen und nun mit dem Seitengewehr, das mit dem Koppel auf dem Tische lag, auf das Mädchen losgeschlagen und zunächst dessen Arm getroffen, worauf der Schuß gefallen sei. Durch weiteres Schlagen

wurde Marie Gerdes entwaffnet und am Kopfe, an beiden Augen und am Arm so erheblich verwundet, daß sie blutend zusammenbrach. Die Verwundung sucht Reibenstein dadurch zu erklären, daß die Scheide vom Seitengewehr abgeflogen sei. Wahrscheinlich aber hat er vom Leder gezogen, — schon deshalb, weil ein Seitengewehr, das in der Scheide steckt und ein Lederkoppel mit sich schleppt, zum schnellen Hantiren nicht geeignet ist. Noch als Marie Gerdes kampfunfähig am Boden lag, hielt der Soldat die Klinge zum Einhauen erhoben, schwang sie sogar gegen die Schwester Lina, die — ein zartes Mädchen — mit einem Regenschirm als einziger „Waffe" in der Hand hereinstürzte.

Bei aller Rücksichtlosigkeit läßt Reibensteins Benehmen eher auf ein schwächliches als auf ein schneidiges Herz schließen. Nicht nur, daß es ihm an moralischen Mitteln zur Entwaffnung des Mädchens gebrach: nicht einmal die physische Kraft verstand er wie ein rechter Mann zu brauchen. Zu seinen Gunsten läßt sich annehmen, daß die Angst vor dem Revolver in ihm einen rohen Vertheidigunginstinkt entfesselte, den wohl die meisten Menschen als atavistische Anlage in sich tragen, doch bei echter Bildung zu zügeln wissen. Reibensteins ängstliche Haltung mag auch das Mädchen zum Schuß getrieben haben, wenn dieser nicht durch blindes Muskelspiel oder selbstmörderisch abgefeuert sein sollte. Kann nicht der jähe Angriff des unnatürlichen Liebhabers und Vaters die Entrüstung der zertretenen Mutter zu einer verhängnißvollen Aufwallung, zum plötzlichen Schießen auf den Verabscheuten gebracht haben? Welcher Mensch von Selbstkritik ist im Stande, mit Bestimmtheit zu wissen, wie er in außerordentlicher Lage und hochgradiger Verzweiflung handeln würde? Bequem und oberflächlich ist die Behauptung: „Ich hätte Dies gethan, Jenes unterlassen." Unter der Oberfläche eines jeden Charakters liegt eine Masse dunkler Triebe, von der gelegentlich Etwas aus der Verborgenheit des Unbewußten emporwallt. Sollte nicht Marie Gerdes das unzurechnungfähige Opfer solcher Aufwallung sein?

Wie ein plötzlicher Schmerz an einem Gliede unseres Körpers anzeigt, daß da Etwas nicht in Ordnung ist und daß die Besinnung helfend eingreifen soll, so hat der Revolverschuß des Mädchens die öffentliche Aufmerksamkeit auf eine kranke Stelle unseres sozialen Körpers gelenkt. Die volkswirthschaftliche Entwickelung räumt dem Weibe immer mehr ökonomische Selbständigkeit ein. Doch eine schwerfällige Gesetzgebung und Durchschnittsmoral bleibt hinter diesem Fortschritt zurück. In rechtlicher Hinsicht ist das Weib noch gar zu sehr vernachlässigt und unterdrückt. Das zeigt sich auch in unserem Falle. Unter dem Schutz des Gesetzes und dem beifälligen Lächeln des gemeinen Haufens kann unter Umständen der Mann erhobenen Hauptes die lästigen Folgen einer Liebschaft auf das Weib abschütteln; und das Martyrium der unehelichen Mutterschaft wird dem Weibe nicht etwa erleichtert,

sondern erschwert. Wie Krähen auf einen wunden Hasen, so hacken die Philister und auch zopfige Beamte auf das „gefallene“ Mädchen ein. Mit ihrem Revolverschuß hat Marie Gerdes die öffentliche Meinung alarmirt und sich zu Denen geflüchtet, deren Gerechtigkeit höher und lebensvoller entwickelt ist als ein Paragraphensystem und die zu unterscheiden vermögen zwischen persönlicher Schuld und Dem, was wesentlich die Mangelhaftigkeit des sozialen Körpers gesündigt hat. Möchte ein Hauch solcher Gesinnung in Denen leben, die über Marie Gerdes zu richten haben! Möchten sie nicht nur Richter, sondern zugleich Erzieher sein! Möchten sie nicht eine mißhandelte Mutter vollends in den Abgrund der Verzweiflung stoßen, der Ehrlosigkeit und dem Elend überliefern und durch eine lange Haft von der Künstlerin auch noch Das vernichten, was die Klinge eines Reibenstein übrig gelassen hat!

Friedrichshagen. Dr. Bruno Wille.

Die pariser Salons.

Seit der letzten Aprilwoche sind die Salons offen. Abgesehen etwa von Fantin Latour, der immer noch interessirt, kann man sich im Salon der Champs Elysées fragen, ob seit dem letzten Jahr überhaupt die Bilder gewechselt wurden oder ob man sich etwa den Witz gemacht hat, den ganzen Kram, wie er war, hängen, stehen und liegen zu lassen und nur den vernissage zu erneuern. Der war natürlich glänzend: Sarah Bernhardt — sie macht jetzt auch in Skulptur, und gar nicht so schlecht, wie sie dürfte —, die Prinzessin Chimay (princesse Rigo-lo), die Otero, die Mérode, Liane de Pougy, — kurz, alle süßen, feuchten Weiber von Paris. Man trägt jetzt Moiréarten, zumal ein Grün und ein Lila, — entzückend; das Lieblingsmodell Henners hatte einen Hut, von dem man träumen konnte. Wenn sich die Leute entschließen könnten, statt der Bilder ihre Modelle zu schicken! Es ist nicht schlechte Kunst, was sie malen, es ist Bosheit.

Damit haben wir den alten Salon erschöpfend behandelt und begeben uns in den neuen, den auf dem Marsfelde, wo man auch auf ähnliche modellsüchtige Gedanken kommen kann; noch mehr, denn hier leuchtet es nur so von Nacktem, es ist eine wahre Lust, wenn auch keine, die sich lediglich auf die Augen beschränkt. Ich sprach vom „neuen Salon“. Man muß Das nicht zu genau nehmen. Es giebt in vielen Städten eine Neue Straße, die dreihundert Jahre zählt, im Gegensatz zu der Alten Straße, die eben noch älter ist . . Aber manchmal kommt doch ein junger Bursche diesen alten Weg gegangen, selten zwar, immer seltener, aber dieser Zufälle wegen nimmt man gern noch die Unmasse Schund hin.

Der Salon hat diesmal Etwas riskirt, das ihm anzurechnen ist: er hat in der Salle de Repos, an bevorzugter Stelle, einem jungen Künstler Raum geschafft, einem der Jüngsten: Maurice Denis. Ohne sich Phantastereien hinzugeben, kann man in der Zulassung der bisher arg angefeindeten Kunst, die Denis vertritt, ein Symptom für eine sehr tief gehende Aenderung erblicken, die sich in der französischen Kunst vollzieht oder wenigstens vorbereitet. Denis gehört

zu dem Nachwuchs der großen Franzosen, die nie auf dem Marsfelde ausstellen, aber den Kurs der französischen Malerei ihrer Zeit bestimmt haben: Monet, Renoir, Degas. Diese Großen haben die vornehme französische Malerei, ein Gebiet, das mehre Generationen, eine ruhmreiche Tradition, sorgfältig bearbeitet hatten, so hoch gebracht, mit ihrem Anhang jede Lücke, die ihnen ihre Vorgänger noch gelassen hatten, so vollkommen ausgefüllt, daß den Nachgeborenen nichts mehr zum Erobern übrig geblieben zu sein scheint. Dennoch fährt Frankreich fort, Maler hervorzubringen, und unter den zehntausend Künstlern, die Paris beherbergt, giebt es immer noch ein halbes Dutzend Solcher, die etwas Neues zu sagen haben. Dieses halbe Dutzend hat sich jetzt gleichzeitig mit den großen Salons in der kleinen Galerie Vollard der rue Laffitte zu einer Ausstellung vereinigt, die trotz dem Marsfeld-Salon einiges Interesse verdient. Hier findet man Bonnard, Lacombe, Ranson, Roussel, Sérusier, Vallotton, Vuillard und Maurice Denis. Gemeinsam ist Allen die Ueberzeugung, daß mit dem Impressionismus nichts mehr zu machen ist; Alle setzen sich daher in einen mehr oder weniger scharfen Gegensatz zu ihren großen Vorgängern. Bonnard und Vuillard lieben dunkle schottische Töne, in denen namentlich Vuillard reizvolle Interieurs zu behandeln versteht. Roussel ist ganz und gar Schotte geworden, seine duftigen Landschaften könnten in Glasgow entstanden sein. Die übrigen Vier gehören unter einem gewissen Gesichtswinkel zusammen. Sie haben entdeckt, wo man bei der französischen Malerei ansetzen kann, ohne bereits Vorhandenes zu wiederholen. Was der Impressionismus bei Verfolgung seiner — natürlich einseitigen — Ziele aus dem Auge verlor, verlieren mußte, was überhaupt der französischen und europäischen modernen Tradition, je weiter sie sich entwickelt, desto mehr abhanden kommt, Das ist: die Linie. Hier haben diese Jungen, die nicht nur Talent, sondern, was in der modernen Kunst immer nöthiger wird, auch Intelligenz besitzen, angepackt. Der Maler Vallotton geht auf die reine Kontur des großen Ingres zurück; Sérusier, Ranson und Denis erfinden für ihre Konturen einen freien Stil, den sie malerisch behandeln. Dieser Stil ist der äußerliche Ausdruck für die starke Reaktion gegen den Realismus, der in Frankreich während zweier Generationen Literatur und Kunst gefesselt hat und dessen Niedergang am Frühsten in England erfolgte, am Spätesten in Frankreich entschieden werden mußte. Die Elemente, die diese Reaktion in Frankreich begünstigen konnten, waren in der französischen Kunst, die in ihren besten Epochen immer realistisch war, nicht vorhanden. Die pariser Jungen, die der Kunst den Rhythmus zurückerobern wollen, sind daher auf fremde Nationen angewiesen. Es ist kein Zufall, daß germanische Völker, England mit seiner Kunst, Deutschland mit seiner Literatur, den Galliern zu Hilfe kommen müssen, — das selbe Deutschland, das während der Glanzzeit des pariser Realismus immer im Gefolge Frankreichs marschirte. Dieses Eingeständniß öffnet eine weite Perspektive, selbst über die Aesthetik hinaus: man kann in ihm mindestens ein Symbol, wenn nicht ein Symptom, für tiefer gehende Wandlungen erblicken, die ein zwingenderes Interesse beanspruchen als die Dinge im Kunstleben.

Maurice Denis trat im vorigen Jahre bei der Eröffnung von Bings Salon zum ersten Male mit einem größeren Werk in die Oeffentlichkeit, einem für ein Schlafzimmer bestimmten gemalten Fries, den er „Frauenliebe und Leben“

nannte. Schon der (deutsche) Titel verräth die bewußte literarische Richtung, die Peladan berühmt gemacht hat. Man mag über die Fumisterie des Sâr denken, wie man will; sein literarischer Werth ist nicht groß, er ist der Sudermann der Franzosen, mit etwas raffinirterer Sentimentalität und etwas gelenkerem Geschlechtssinn, jedenfalls aber hat er zeitpsychologische Bedeutung. Dieser Mann beschrieb in — glaube ich — sieben Romanen die „décadence latine" und gründete gleichzeitig den Rose-Croix-Salon, in den nur Werke von ausgesprochen „idealistischer" Tendenz zugelassen wurden. Diese Rosenkreuz-Ausstellung ist im Laufe der Jahre zum Spielplatz eines heillos impotenten Dilettantismus geworden und nicht der Rede werth; aber das Prinzip hat sich erhalten: die jungfranzösische Literatur vertritt es Mann für Mann und in der Kunst des jungen Maurice Denis kommt es zur Reife und zwingt zur Anerkennung. Damit wird das Prestige der reinfranzösischen Kunst angebrochen, — von einem Franzosen. Es läßt sich in der That nicht mehr halten, denn es giebt keine Entwickelung über die heutige französische Kunst hinaus. Man braucht kein Sâr zu sein, um in der ungeheuerlichen Raffinirtheit dieser Kunst, in dem blendenden Farbenzauber, in den Frankreichs Malerei das Ende des Jahrhunderts taucht, das Abendroth eines untergehenden Gestirns, das herannahende Ende einer glänzenden Kultur, einer ruhmreichen Rasse zu erblicken, die sich bankerott amusirt. Auch Maurice Denis ist nur ein Uebergang zu dem Neuen; denn es handelt sich in letzter Instanz nicht um eine neue Malerei, sondern um eine neue Kunst, die überhaupt die ganze abstrakte Malerei über den Haufen wirft, sich ohne Bilder behilft, ohne Salons, ohne Salonbesprechungen, und nur dekorativen Schmuck will, praktische Kunst, die noch zu etwas Anderem als nur um ihrer selbst willen da ist.

Schon die stilisirten Körperlinien des Denis haben nichts Französisches mehr, noch weniger die Stoffe, die er behandelt. In den Bildern der Galerie Vollard schildert er das junge Familienglück, die Mutter mit dem Kinde; er malt eine Wöchnerin, der man das Neugeborene zeigt; zwei gratulirende Freundinnen kommen dazu. Auf allen Gesichtern ganz naive Freude; die Wöchnerin spreizt die Finger in kindlicher Bewunderung: man glaubt, Aehnliches schon bei Quentin Metsys oder einem noch Aelteren gesehen zu haben. Dieser Archaismus an sich wäre nichts Besonderes, man sieht sich bald das gequälte Primitive über, so oft bekommt man es in allen Tonarten vorgesetzt. Aber wie dieser Archaismus bei Denis verwandt ist, Das ist neu. Diese der Linie nach für unsere Begriffe unmöglichen Gestalten werden durch eine fabelhaft kräftige, körnige Malerei wahrscheinlich gemacht. Und hier kommt der Franzose zu seinem Recht. Die unerschöpfliche Palette der Pointillisten wird aufgeboten, Farben, die an sich eben so unmöglich sind wie die Zeichnung, ein Nonsens wird auf den anderen gepfropft, — und dadurch wird das Ganze wahr und lebendig, so sicher richtig, wie eine an sich unmögliche Verkürzung von Degas richtig ist. Das ist also etwas Anderes als die Stilisirung der Engländer. Eine von Aubrey Beardsley gezeichnete Frauenfigur ist zuweilen nichts als eine Gewandfalte, unter der unmöglich ein normaler Körper Platz hat; trotzdem kann die Zeichnung, durch den Ausgleich der Linienverhältnisse, so wirksam werden, daß man auf die Wahrscheinlichkeitkontrolle verzichtet und sich an dem anschmeichelnden Linienspiel genügen läßt. Nie wird man auf die Vermuthung kommen, der Künstler hätte so gesehen, wie etwa Degas seine Tänzerinnen sieht; er

hat etwas Anderes vorgehabt, eine mehr oder weniger ornamentale Wirkung, und die ist ihm gelungen. Dieser Denis dagegen wünscht wörtlich genommen zu werden. Zwischen den violetten und gelben Farbensymphonien dieses Jungen und der glänzendsten Koloristik irgend eines Alten liegt eine Welt, die uns gehört, nicht den Alten. Nie kann man Denis mit den stilisirenden Engländern in einen Topf werfen; diese Engländer sind Zeichner, Denis ist Maler. Mit dieser fast unbegreiflichen Verquickung von Kontur und Farbenimpressionismus macht Denis die gewagtesten Experimente möglich. Er hat auf dem Marsfeld das Portrait einer Dame, ein Arrangement in Lila, mit drei Ansichten der selben Figur auf einem Bilde, — der selbe Mensch, aber in verschiedenen Posen; man kann in der Idee nichts weniger Reales und nichts Archaistischeres erfinden. Ich zweifle sehr an der Portraitähnlichkeit, denn auf einem anderen Bilde findet man die selbe Person, diesmal in hellrosa und orangenen Tönen, wieder in drei Posen, von denen zwei ganz nackt sind. Es ist eben etwas Anderes beabsichtigt und man kann sich unmöglich dem neuen dekorativen Zauber dieser schwebenden Gewänder, der unendlichen Grazie der Bewegungen und dem warmen und zugleich kühnen Reiz der leuchtenden Farben entziehen. In einem dritten Bild ist ihm wirklich ein Portrait geglückt. Es ist er selbst mit seiner Frau am Frühstückstisch in seinem Garten in Saint-Germain-en-Laye. Hier ist die Spur entlehnten Stils völlig persönliches Eigenthum des Künstlers geworden. Wieder verdankt er es der Farbe und der körnigen Art, wie sie gemalt sind. Der Gesammtton ist dunkler. Die Personen sind wieder lila auf dunkel orange-grünem Laubgrund und hinter den Bäumen dehnt sich ein fast schwefelgelbgrüner Himmel aus. Herr Ludwig Pietsch hätte seine Freude daran. Man merkt die Gothik nicht mehr und doch ist noch etwas Fremdes in dem Bild, etwas seltsam Fremdes, das zugleich zutraulich berührt. Die Beiden sitzen an dem Tisch gar nicht wie Pariser, die Früchte auf dem Teller, der zwischen ihnen steht, sind nicht frischer, sonniger, reiner als ihre Gesichter; in dem Garten hinter ihnen schwebt die selbe Stimmung, ein Frühling, wie ihn nicht der Boulevardier kennt, eine gottvolle Reinheit und Keuschheit. Frühling, Stimmung, Keuschheit: man wird glauben, die Kritik eines deutschen Werkes zu lesen. Wo bleibt Degas, Lautrec, wo bleibt Paris? Wer kommt hier auf Stimmungen? Stimmungen giebt es, Stimmungen, um zu einem der vielen süßen Mädchen zu gehen, die Banque de France in die Luft zu sprengen, eine Zeitung zu gründen, — transitive Stimmungen. Das Intransitive ist deutsch, man kann sich nicht enthalten, vor diesen Bildern an Thoma zu denken, freilich nicht an einen, der, wie der Unsere, immer keusch war, nein, an einen, der Paris gekannt hat, die Stadt der Leiden und Laster, und sich mit all seinen Schätzen in die Einsamkeit begiebt, um mit ihnen ein reines Leben zu beginnen. Es ist nicht die darbende Enthaltsamkeit des der Welt abgewandten Einsiedlers, nicht die gottfürchtige Demuth des Naiven, sondern die Weisheit des geläuterten Instinktes, der sich der glänzendsten Mittel der Welt bedient, um ohne die Welt fertig zu werden. Das Naive in Denis erstreckt sich nicht auf die Kunst, mit der er es zum Ausdruck bringt, und ist deshalb nur um so ehrlicher. Es ist keine Blague mehr, auch nicht Das, was der perverse Spleen eines Huysmans uns vorsetzt und was bald schon nicht mehr modern ist. Hier steckt nicht nur Ueberzeugung dahinter, sondern Kraft und Glaube; und dieser Glaube aus Kraft ist wohl eine der seltsamsten Früchte unseres Jahrhundertsendes.

Die Bilder von Denis hängen da, wo im vorigen Jahre Puvis seine Gemälde und Studien ausgebreitet hatte. Puvis ist krank, er hat nicht ausgestellt und man entbehrt ihn kaum. Seine Rolle ist abgerundet und wird nichts Neues mehr zeigen. Er ist in der dekorativen Malerei Frankreichs der Erste gewesen und sein Beispiel hat nicht wenig fördernd auf Leute wie Denis gewirkt. Nicht seine Art; gerade wenn man an Puvis denkt, der seine stilistischen Anregungen an der in Frankreich stets populären griechischen Quelle holte, tritt der germanische Einfluß in Denis deutlich hervor.

Verwandte Bestrebungen sind im diesjährigen Marsfeld-Salon nicht selten. Der Nancyer Prouvé hat einen großen dekorativen Fries für das Rathhaus in Issy-les-Moulineaux gemalt, den er La vie nennt, ein beliebter Titel der jungen Dekorativen; die Liebe in den verschiedenen Altern. Auf einem hellila Grund von Bäumen — Lila ist Mode — gruppirt sich dreimal in orange-braunen Tönen ein heiteres Volk von Männern, Frauen und Mädchen um schwach stilisirte Bäume. Die ganz dünn aufgetragene Malerei wirkt auch etwas dünn; es ist kein Puvis, es ist nicht die reife Oekonomik, die eminente Platzvertheilung, der vornehme Geschmack des Meisters, es ist noch weniger ein Denis. Dieser Prouvé ist eines der modernen Universaltalente, die Alles machen. Er hat verschiedene Skulpturen auf der Ausstellung, Lederarbeiten, kunstgewerbliche Bronzegegenstände und schließlich Malereien, darunter Portraits. Aber es ist bei ihm wie bei den meisten Modernen nicht die überschäumende Kraft der Renaissancemeister, sondern Schwäche, die Vieles angreift, weil sie Eins nicht fertig machen kann, ein molluskenhaftes Ausdehnungvermögen, dem es an Konzentration fehlt. Diese Malerei giebt den denkbar günstigsten Eindruck von Prouvés dekorativen Anlagen. Sie ist harmonisch gedacht und gemacht und trotz der Größe ohne die Prätension, die viele andere Arbeiten des Künstlers entstellt.

An dieser Stelle sei noch aus dem alten Salon eine sehr große dekorative Landschaft von Laurens erwähnt, die besser hierher gehörte und in großen Linien und breiten Flächen echt dekorative Begabung verräth.

Auburtin mit zwei leidlichen dekorativen Panneaux — badende Frauen am Felsengestade — und Ménard verfolgen ähnliche Ziele. Von Ménard sprach ich schon im vorigen Jahre hier bei der selben Gelegenheit. Er hat diesmal ein geschmackvolles Panneau in Halbrund, L'automne, dann die sehr weiche und nackte Halbfigur einer Frau vor dem Meer und eine sehr schöne Landschaft mit einer Heerde von Kühen unter einem Himmel, dessen Wolken fast roccoco wirken, ausgestellt. Seine feine Koloristik kommt noch mehr in seinen Pastellen in der diesjährigen Pastellisten-Ausstellung bei Petit zur Geltung, wo er mit Besnard, Jeanniot und allenfalls noch Lévy-Dhurmer die einzigen künstlerischen Werthe vertrat. In die weiche, fast mystische Stimmung, die Ménard beherrscht, hat Henry Duhem zwei Bilder getaucht; eine schlummernde Lämmerheerde in einem feinen, braun-grünen Ton und, ebenfalls in ganz sanften Tönen, wandelnde Mönche in einem Klostergarten. Aman-Jean hat ein Triptychon ausgestellt, rechts die Schönheit, links die Poesie, in der Mitte ein Frauenportrait; das Ganze athmet die rührende Impotenz, mit der Aman-Jean eine Zeit lang Erfolg hatte. Mit einer großen dekorativen Malerei ist diesmal auch Lerolle neben unqualifizirbaren kleineren Gemälden vertreten. Eine grüne Wiese mit Frauen; jenseits dehnt sich der

bekannte Lila-Wald aus. Das Bild ist nicht schlechter als eine gute Tapete. Künstlerischer wirkt eine dem Genre nach ähnliche Komposition von P. Lagarde für das Hotel de Ville: der See aus dem Bois de Boulogne mit seinen Schwänen, seinen schönen Baumgruppen an den Ufern und seinem stillen Wasser. Das jenseitige Ufer hüllt ein feiner lila Nebel ein. „Wie der Thiergarten!" sagte ein berliner Lokalpatriot und hatte nicht ganz Unrecht; nur wird ein solcher Thiergarten noch nicht in Berlin und noch weniger für ein berliner Rathhaus gemalt. Die Technik ist fast Pointillismus in fein gestimmten Tönen. Seiner großen dekorativen Begabung wegen gehört auch Brangwyn hierher. Er hat außer einem Bilde, das die den Heiland am Pfahl verunglimpfenden Spötter darstellt und in dem er diesmal lebhaftere Farben, namentlich ein stärkeres Roth, in seiner gewohnten Technik anwendet, eine große Teppichvorlage, „Le roi du chantier", geschickt, in der sich Linie und Farbe zu einer seiner gelungensten Gobelinwirkungen vereinen.

Neben diesen im Prinzip neuen dekorativen Malereien tritt die abstrakte Kunst im Salon immer mehr — wenigstens der Qualität nach — zurück. Der große Kollege Brangwyns, Whistler, hatte sich zwar angemeldet, fehlt aber bis jetzt noch. Auffällt, daß alle deutschen Sozietäre des Salons diesmal fern geblieben sind. Thaulow ist wieder ganz tiefblau; ein Schiffsquai in Dieppe, auf dem Kohlen ausgeladen werden, mit fahlweißen Zugpferden zwischen blauschwarzen Kohlenhaufen, in einer schmutzig grauen Atmosphäre, giebt ihm den denkbar besten Vorwurf. Man hat nicht immer den Eindruck, daß es Thaulow leicht wird; manche seiner Sachen haben etwas Gequältes; ich zweifle daran, ob er sich weiter entwickeln wird. Fabelhaft gemalt sind zwei Portraits von Zorn, ein Herrenportrait, modern vom Scheitel bis zur Sohle, scheinbar mit einem einzigen Pinselstrich hingewischt und dabei fein bis in die kleinsten Details. Das Modell hat das eine Auge halb zwinkernd geschlossen, um schärfer zu sehen, und so möchte man selbst das Bild anschauen. Das andere stellt eine Dame dar, die ebenfalls geradeaus sieht, — auch eine, die nicht so leicht an gebrochenem Herzen sterben wird. Sie sitzt in einem von ein paar bunten Blumenflecken belebten blauen seidenen Kleide, das sich auf dem blauen Fußboden ausbreitet. Die eine Hand ruht auf dem gelbweißen langhaarigen Fell eines Hundes. Das Bild hat Etwas von der Rasse dieses wundervollen Köters. Die drei Bilder Boldinis wirkten wie Kitsch; und Besnard erscheint lappig daneben trotz aller Eleganz, die er in sein gelungenstes diesjähriges Portrait, das des jüngsten Daudet, zu legen gewußt hat. Selbst die rhythmische Kostümkunst Alexanders verliert an exotischem Reiz; sie ist noch immer sehr geschickt, aber Kostüme werden gar zu schnell altmodisch. Ueber den Blender La Gandara waren sich verständige Leute nie unklar. In seinen vier Damenportraits, die alle gleich groß, alle ganze Figuren, alle ähnlich kostumirt sind, ist nur noch der Empire-Spleen übrig geblieben. Helleu scheint die kalte Nadel endlich satt zu bekommen und hat ein paar recht dürftige, bescheidene Bildchen gemalt. Das Beste ist das weiße Kleid einer „femme à Trouville." Und Harrison! „Ich versprach Dir, einmal in rother Tinte zu kommen." Es soll aber Sonnenuntergang sein und ist wohl die amerikanische Reklame für eine Anilinfabrik. So verläuft sich langsam die berühmte Invasion der amerikanischen Maler in Paris, die den Eingeborenen so böse Konkurrenz gemacht hat. Ein für das Marsfeld neuer Amerikaner verdient aber alle Aner-

kennung: Childe Hassam. Er hat vier Lichtstudien ausgestellt, alle außerordentlich stark und rein in der Farbe und in einer leise an van Gogh erinnernden Technik, deren Kerngesundheit überrascht. Raffaelli hat sich in der selben Richtung einen Stoß gegeben und eine Menge sehr reizender Kleinigkeiten in der Art seiner ersten Manier, aber noch zierlicher und frischer, fertig gebracht. Einen großen Fortschritt zeigt Fernand Piet mit in der Farbe und der merkwürdig glatten Technik sehr amusanten südfranzösischen Marktbildern. Viele alten Sachen sind wieder hervorgeholt. Die Niederländer Frédéric, Leempoels, Courtens lassen hier mit den selben Bildern, die in Deutschland Aufsehen erregten, den Betrachter völlig gleichgiltig. Der münchener Strathmann hat seine Mosaikmalerei, die bekannte Schlangentante, geschickt. Andere sind in neuen Sachen zu sehr die Alten geblieben, als daß es sich lohnte, darüber viele Worte zu machen. Blanche trivialisirt immer noch die alten Engländer, L'Hermitte malt immer noch seine Idyllen, diesmal ein Bischen frischer, farbiger als sonst, Mesdag immer noch seine unerträglich idiotischen Manieren. Um mit dem Ewig-Nackten zu schließen, sei Courtois citirt, der Schöpfer des Amour au banquet. Pierre Louys hat eine „Aphrodite" geschrieben, die hoffentlich den deutschen Frauen noch nicht in die Hände gefallen ist, obwohl das Buch nahe an hundert Auflagén erreicht hat. In ihm werden alle unreinen Arten der Liebe in reinstem, präzisirendem Stil behandelt. Ohne das Buch hätte Courtois schwerlich dieses Bild gemalt. In der Form geht er auf David zurück; in den reinen Konturen und braunen Tönen der Klassizisten wälzen sich verschiedene Frauen und Männerleiber auf grünen Pfühlen. Es ist eine Menge Kunst aufgeboten und man kann ihr zu Liebe dem Bild nicht die Art der Wirkung anrechnen, die es auf die meisten Beschauer ausübt.

Viel Decadence in der altfranzösischen Tradition; freilich fehlen die größten Stützen. Die Zeit beginnt auch in Paris an dem berüchtigten „l'art pour l'art" bedenklich zu rütteln. Mir fiel beim Verlassen des Salons der Christus Carrières in die Augen. Neben dem schmerzvoll Gekreuzigten lehnt eine hohe, trauernde Frauengestalt. Sie verschwinden fast in der düsteren, verschwommenen Atmosphäre, die Carrière seinen Bildern zu geben liebt. Für diesen Vorwurf paßt die dekadente Technik des großen Malers; er schien mir symbolisch. Der alte Glaube verschwindet langsam in den phantastischen Nebeln der aufsteigenden Zeit; mit ihm sinkt langsam die Kunst, die nur ihrer selbst wegen da war und die den Glauben brauchte, um der Welt widerstehen zu können.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

In der Skulptur und dem reichen Kunstgewerbe des Marsfeldes beginnt sich Das, was die neue Zeit bringt, noch deutlicher zu offenbaren.

Die Tendenz, die sich von den abstrakten Kunsttheorien entfernt und die wir eben bereits in der Malerei der diesjährigen Salons ausgesprochen fanden, wird wesentlich verstärkt auf den übrigen Kunstgebieten, denen die Salons, namentlich das Marsfeld, dienen. Schon die Gravuren-Abtheilung vertritt dort dieses Prinzip immer deutlicher. Die Gravure ist an sich eine sozusagen soziale Reaktion gegen die materiellen und künstlerischen Ansprüche der Bilderkunst. Manches Talent, das auf den verwegenen Pfaden der modernen Malerei zu Fall kommt, findet hier ein Feld, das es zu beherrschen vermag; mancher Liebhaber, dem die Mittel zur Bestreitung des Bilder-Luxus fehlen, kann, ohne seine ästhetischen Bedürfnisse

niedriger schrauben zu müssen, mit Gravuren seine Wände schmücken. Es fehlen auf dem Marsfelde diesmal die allerfeinsten Beherrscher dieses Gebietes. Die gleichzeitige Ausstellung der peintres-graveurs in der Bodinière, wo außer Braquemond, F. Latour, Besnard unter Anderen Lautrec seine geistreichen und feinfarbigen Gravuren zeigt, ist an Qualitäten reicher. Immerhin bekommt man auch im Marsfeld-Salon ein Bild von den heute so vielseitigen Bestrebungen in den graphischen Künsten. Hier kommen Leute wie Aman-Jean, Chadwick und Blanche zu ganz anderer Geltung als in ihren Bildern; die zwei kleinen Mädchen Blanches in einem ganz zarten gelben Ton und einer Linie, die schwach an ältere Engländer erinnert, sind mir lieber als alle seine Bilder. Denis hat eine Lithographie, „La visitation", ausgestellt, die im Stoff sich seinen Bildern nähert, auch in der Farbe ganz zarte Kontraste zwischen Braun, Grau, Gelb und Rosa zeigt, aber den körnigen Malgrund seiner Bilder vermissen läßt, ohne den die archaistische Linie des Künstlers zu stark hervortritt. Carrière hat zwei seiner höchst malerischen Portraits, die Bilder von Verlaine und Rodin, in Lithographie geschickt; der vor Kurzem verstorbene, sehr tüchtige Techniker Guérard, der in der Bodinière durch eine Separatausstellung geehrt wird, einen an Manet, seinen Lehrer, erinnernden Holzschnitt „Les Cygnes". Neu sind van der Lee und George Bottini, die zusammen sehr amusante farbige Holzschnitte gemacht haben; Interieurs von Restaurants, Tänzerinnen, Betrunkene u. s. w. Der Ton kommt offenbar von den Holländern, mit einem leichten, sehr prickelnden Stich ins Japanische, das sich in der Behandlung der Posen äußert. Roche hat wieder seine höchst überflüssigen Gypsographien, farbige Reliefs in Papier, ausgestellt. Den Gipfel der Geschmacklosigkeit erreicht er mit einem architektonischen Aufbau, einem Kuppeldach aus nackten Englein in Fayence, das eher in einem Ausstattungstück im Casino de Paris am Platz wäre. Hübsch sind die billigen vielfarbigen Lithographien Rivières, die, nach dem Vorbilde der Engländer, zum Schmuck der Häuser der Armen, der Schulräume u. s. w. dienen und daher in großer Auflage hergestellt werden sollen. Helleu, Jeanniot, Guérin, die Damen Desaille und Gautier vervollständigen die Abtheilung. Von Deutschen haben Koepping, mit einer im Format sehr originellen Dryade, Leistikow, Lührig, der Wiesbadener Storm van Gravesande mit hübschen Marinen und, zum ersten Male, E. R. Weiß in Karlsruhe mit einer Blumenstudie in Radirung mit kalter Nadel beigesteuert.

Sehr reich und interessant ist diesmal die Skulptur vertreten. Hier siegt das Dekorative auf der ganzen Linie. Rodin hat sein für Paris bestimmtes Denkmal Victor Hugos ausgestellt. Es ist unfertig, außerdem in einem schlechten Gipsabguß, so daß sich noch kein rundes Urtheil fällen läßt. Immerhin sieht man, was es werden soll. Der Dichter sitzt auf einem Felsen, von dessen höchster Spitze ihn ein knieender weiblicher Genius inspirirt. Er hält die eine Hand ans Ohr, um der Eingebung zu lauschen, die andere spreizt sich gerade aus, wie geschnellt von der Macht Dessen, was ihm durch die Seele geht. Hinter ihm lauscht eine weibliche Gestalt. Wunderbar ist die Hauptlinie von dem knieenden Genius über die Falten der Drapirung, die die Knie des Dichters bedeckt, zu der ausgestreckten Hand. Das Gesicht ist ein mächtiges, breites Portrait, das ich keinem irgendwo lebenden Bildhauer zutraue, — eine so gewaltige Vertiefung der Natur, daß hier der Vergleich mit Michelangelo, der in Berlin an hoher Stelle

für Begas beliebt wurde, eher angebracht wäre. Die französischen Kritiker haben Rodin einen Vorwurf gemacht, weil er Hugo nackt darstellt, und haben ihn des Archaismus geziehen. Damit kann man nicht ein großes Werk abthun; dieser Archaismus ist eine reine Aeußerlichkeit, die Art der künstlerischen Gestaltung Rodins ist so modern wie die des Degas, die Melodie, die in dem Rhythmus dieser Körperlinien schwingt, hat so wenig mit der alten gemein wie Degas mit einem Frühitaliener. Nur darf man sich fragen, wie ein solches Denkmal zu unserem Straßenbild passen soll, zu unseren Omnibus, den Zeitungskiosken und Fahrrädern. Und dabei rühren wir an den wunden Punkt der modernen Skulptur.

Ob Hugo Hosen anhat oder nicht, ist ziemlich gleichgiltig: auch in Hosen würde er nichts mit der modernen Straße gemein haben, mit dem Typischen, das unsere Straße von der unserer Vorfahren unterscheidet, trotzdem die Kunst, die dieses Denkmal geschaffen hat, das letzte Glied einer langen Entwickelung, modern, hypermodern ist. Nicht der platte Naturalismus kann die Frage beantworten. Daß man einen Menschen in der Kleidung der Lebenden darstellt, giebt noch keinen Zusammenhang des Monumentes, das ihn trägt, mit der Architektur, die es umgiebt. Hier sitzt der Haken. Früher war die Skulptur die Trägerin der Architektur. In noch früheren Zeiten waren Malerei, Skulptur und Architektur die Zweige eines Baumes, sie dienten einem Zweck, dem Raum; sie verloren, allein betrachtet, ohne Zusammenhang mit dem Uebrigen, einen wesentlichen Theil ihres ästhetischen Werthes, sie hatten überhaupt keinen Werth in dem Sinne unserer abstrakten Aesthetik, die jedes dieser Gebiete ausbildete, nachdem es sich von diesem Zusammenhang gelöst hatte. Und wie die Jungen unter den Malern sich dieser Verirrung bewußt werden und — ich sprach schon vorhin davon — sich dem rein Dekorativen wieder zu nähern beginnen, so suchen auch die Bildhauer wieder Zwecke zu finden, auf einen Theil ihrer glänzenden Eroberungen zu verzichten, um praktischer, nothwendiger am Leben theilnehmen zu können. Der selbe Rodin, der in lediglich persönlichster Verfolgung seiner abstrakten Künstlerindividualität, ohne sich von anderen Gesetzen als denen seines künstlerischen Willens leiten zu lassen, dieses wundervolle Denkmal hinschleudert, versucht eine Art architektonischer Säule zu meißeln, nimmt also eine bestimmte äußere Form an, in der seine besonderen Eigenthümlichkeiten nur dem Schmuck dienen sollen. Diese Säule, er nennt sie Songe de la Vie, hat wunderbare Details unter den kleinen Gruppen, die sich wie schwebend um sie herum winden; z. B. ein gemeinsam lesendes nacktes Pärchen, das ganz den sinnverwirrenden, fast gehauchten Reiz besitzt, den Rodin dem spröden Material abzugewinnen weiß. Groß ist diese Kunst in ihrem Detail, aber der praktische Zweck, den sie anzustreben sucht, die architektonische Wirkung, ist Null, verrückt, wie Meyerheim sagen würde, — und er hätte diesmal, ohne es zu ahnen, Recht. Aus schön modellirten Frauenleibern kann sich nie die Architektur für unsere Omnibus-Straßen entwickeln und jeder Versuch unserer Bildhauer in dieser Richtung ist Unsinn.

Man konstatirt mit einer wahren Angst die Vielseitigkeit dieser Versuche. In der Mitte der riesigen Skulpturenhalle thront eine Marmorvase von Injalbert; um ihren Rand jagen sich Faunen und Nymphen; die Mittelstücke nehmen ungeheure Fratzen ein. In der Renaissance wurden solche Vasen vollendet und noch reiner machten die Griechen sie, diese Leute, die weniger individuelle Freiheit,

aber dafür Stil besaßen, die im Einzelnen wenig, in der Masse Unsterbliches leisteten. Fräulein Claudel, die hochbegabte Schülerin Rodins, macht eine hochspritzende Woge, unter der ein paar allerliebste Faune vergnügt Ringelreigen tanzen. Ihre Causeuses, die in einer Grotte am Tisch sitzenden Halb- oder besser Viertelgötterchen, hat sie in diesem Jahr in Jade — sehr prächtig — ausgestellt. Dampt, der voriges Jahr monströse Möbel hatte, ist diesmal mit einem sehr geschmackvollen Frauenbrustbild, das Gesicht in Elfenbein, der Rest in Holz, vertreten, bei dem man sich nicht enthalten kann, an florentinische Arbeiten zu denken. Die selbe stilistische Note findet man bei vielen Anderen; namentlich die Haare werden, der Mode entsprechend, zur Stilisirung benutzt. Damit erreicht Fix Masseau in seinen Frauenköpfen seine träumerischen Stimmungen. Sehr viel tiefer geht Bourdelle, der im vorigen Jahr den Molière hatte, mit seinen Frauenköpfen in Gips; an Vornehmheit und Differenzirtheit der Auffassung wohl das Höchste, was moderne Bildhauerei im Portrait je fertig gebracht hat, aristokratische Gesichter, wie man sie nie im Leben findet, und so lebendig, daß sie sprechen könnten, — eine Technik, noch über Rodin hinaus, und dabei einfach, wie selbstverständlich. Auch Vallgren hat tüchtige Portraitbüsten. Unter den paar Deutschen fällt Hahn auf mit seinem kleinen Adam in Bronze, der schon irgendwo in Berlin ausgestellt war, einer geschmackvollen Arbeit, die auf dem von Klinger, E. M. Geyger und Anderen gepflügten Boden gewachsen ist. Meunier, den man in der dresdener Internationalen jetzt umfassend würdigen kann, hat neben dem nicht gerade glücklichsten seiner Köpfe, der die Stadt Antwerpen symbolisiren soll, ein kräftiges Basrelief, die zur Arbeit gehenden Bergleute, das bisher nur im Bilde existirte, in Bronze geliefert. Hübsch sind ein paar genreartige Arbeiten des Amerikaners Borglum. Den größten Platz nimmt Charpentier ein. Er hat, abgesehen von einem ziemlich indifferenten Narziß in gebranntem Thon als Brunnenfigur, eine Mauer mit großen Reliefs ausgestellt, Les boulangers, eine Bäckerei mit den Leuten bei der Arbeit. Die Figuren sind überlebensgroß und nebst dem Rest in großen farbigen Kacheln aus grès flammé hergestellt, die der bekannte Keramiker E. Müller gemacht hat. Das Ganze ist wieder eine Illustration der Stimmung, die Einen diesmal auf dem Marsfelde beherrscht. Um eine Idee von der Art der Wirkung zu bekommen, denke man sich das Gräfedenkmal doppelt so groß und die Figuren aus Kacheln zusammengesetzt. Schon diese Kachelmosaik ist ein Unfug. Die Näthe gehen den guten Bäckern über die Nase und die Hosen, wie es gerade paßt. Das wäre nicht übel, wenn es sich um rein stilistische Ornamente handelte; bei einem realistisch dargestellten Vorgang wirkt es brutal. Und man fragt sich: Wozu das Ganze? Das ist die Kehrseite der Medaille, von der Rodin die andere Ansicht darstellt. Hier will der Realismus Architektur machen. Charpentier ist in seiner Art nicht übel, seine kleinen Zinnsachen zeigen Geschmack und vernünftige Anschauung, seine kleinen Griffe, Plaquettes u. s. w. sind in diesen Dimensionen geschmackvoll; in seinen estampirten Gravuren zeigt er sich als geschickten Zeichner. Das Prinzip bringt ihn zu Fall: die Kunst, die alle Brücken mit dem Leben abgebrochen hat und sich nun die Glieder verrenkt, um wieder anzubändeln.

Das französische Kunstgewerbe bestätigt diese zweifelhaften Aussichten. Man findet eine Unmenge Keramik, aber so gut wie gar keine modernen Gebrauchsgegenstände im engeren Sinne. Bigots vorzügliches Material wird zu unmög-

lichen Skulpturen, die Kunstgewerbe sein sollen, einem Kamin, der an die willkürliche Bildung einer Tropfsteinhöhle erinnert, zu einer Fontaine, die aus einem unendlich scheusäligen, aber „pittoresken" Froschleibe hervorkommt, mißbraucht. Die Vitrinen Delaherches und Dalpayrats enthalten, wie immer, vorzügliche Sachen, aber nichts Neues. Carabin hat seine entzückenden Kleinskulpturen, die sechs Tänzerinnen in Bronze, ausgestellt, denen zu Liebe man ihm die ganz mißlungenen kunstgewerblichen Objets, selbst ein fürchterliches Möbel, einen Eckschrank, der auf einer nackten Dame in Holz ruht, verzeihen kann. Gleich unmöglich sind ein paar Möbelstücke von Rennier in Paris, ein Sekretär mit einer pappschachtelhaften Architektur, dessen Flächen durch Holzbrandmuster möglichst verunstaltet sind, und ein Stuhl, der mit geradezu idealen Körpertheilen rechnet. Besser, praktischer ist ein Mobiliar Plumets, namentlich ein Frisirtisch in Cedernholz, nur gar zu sehr unter belgischem Einfluß. T. Selmersheim hat eine Bibliothek gemacht, die brauchbar ist, nur fehlt jede, auch die bescheidenste Andeutung irgend einer Stillinie. Freilich ist mir ein schmuckloser Kasten — den sich allerdings Jeder machen kann, ohne Künstler zu sein — immer noch lieber als die gewissen Kunstmöbel, die zum Dichten anregen, aber nicht gebraucht werden können. Das relativ beste Möbelstück hat de Feure für den Artisan Moderne, eine von Marty gegründete kunstgewerbliche Vereinigung, gemacht. Es ist eine Etagere in sorgfältig bearbeitetem Holz, mit sehr diskreten Reliefs als Schmuck und in angenehmen Linienverhältnissen. Originelle Teppiche von Rippl Ronai, der jetzt in l'Art Nouveau eine Separatausstellung veranstaltet, Stickereien von Ranson in der leicht an van Gogh erinnernden kräftigen Linienführung und ein einziger guter Gebrauchsteppich von Grellet, in einem geschmackvollen Ornament und hübschen Farben. Man sieht, es ist nicht viel und es nimmt trotzdem ungeheuren Platz ein. Die sehr viel kleinere diesjährige Ausstellung der Libre Esthétique in Brüssel, die im März stattfand, zeigte sehr viel mehr gesunden Fortschritt und eine weitere Uebersicht durch Zulassung der besten englischen Arbeiten, ohne die sich das Marsfeld vergeblich bemüht, rationelle gewerbliche Ausstellungen zu veranstalten.

Ich habe noch die Glaskünstler vergessen, weil auch unter ihnen wenig Neues zu finden ist. Koepping ist der Alte geblieben; Leveillé hat eine sehr pomphafte Vase in mauvefarbenem Kristall und herausgearbeiteten grünen Blättern gemacht. Gallés Geschmack in der Wahl seiner Farbenkontraste ist noch immer nicht sicherer geworden. Tiffanys linien- und farbenprächtige Gläser wirken dagegen immer wieder wie Offenbarungen. Er hat jetzt Perlmutterfarben von geradezu verblüffender Wirkung. Woher kommt diesen Leuten, jenseits des Ozeans, die nie eine Kunst, nie eine Literatur gehabt haben, dieser unheimliche Geschmack? Es ist schlechterdings undenkbar, daß drüben ernsthafte Leute solchen Geschmacksverirrungen unterliegen, wie sie bei uns von den tüchtigsten Künstlern ausgehen, sobald sie das enge Gebiet ihrer abstrakten Kunst verlassen. Es giebt also noch eine andere Kultur, eine, die die Griechen und Römer, die Gothik und die Renaissance nicht braucht, um selig zu werden. Diese wird uns eines Tages in die eigens dazu hergerichtete Tasche stecken, — uns mit allen unseren Bilderchen, unseren Idealen, Traditionen und sonstigen Nippessachen.

Paris. Julius Meier-Graefe.

Selbstanzeigen.

Die Geld-Verrichtungen in der Preis-, Lohn- und Zinsgestaltung. Berlin, Mitscher & Röstell.

Meine Erzieher waren lange Zeit darauf erpicht, mich zu einem Musikanten zu machen, und von meinem fünften Jahre an mußte ich Klavier spielen. In meinem zwölften Jahre brachte man mich zu einem erfahrenen Pianisten, der die letzte Hand an meine Ausbildung legen sollte. Er sagte, als ich ihm Etwas vorgespielt hatte: „Mein Junge, Du bist im Anschlage gänzlich verpfuscht. Besser wäre es, Du hättest überhaupt noch keinen Klavierunterricht gehabt; denn nun hast Du doppelte Arbeit und mußt nicht nur den richtigen Anschlag er-, sondern auch den falschen verlernen." Mit der Nationalökonomie ging es mir genau wie mit dem Klavierspiel. Als ich in meiner Jugend zum ersten Male den alten Adam Smith las, stellte er sich meiner Einbildung als ein gedankenvoller Lehrer dar. Heute weiß ich, daß der größte Theil seines berühmten Buches über den Volkswohlstand in einem Schwall von Worten eine nur sehr geringe Anzahl zutreffender Beobachtungen und Feststellungen enthält. Ich habe dann auch viele andere englische Volkswirthe gelesen, ferner Carey und die meisten Philosophen, die sich nebenbei mit Nationalökonomie befaßten. Meinem Drange nach gründlicher gegenständlicher Aufklärung aber leisteten auch sie nicht Genüge. Klaren Aufschluß über Das, was ich von ihnen zu erfahren wünschte, ertheilten sie mir nicht. Was ich eigentlich von ihnen lernen wollte, wußte ich anfangs selbst nicht. Nur so viel war mir von vorn herein klar, daß es in der Volkswirthschaft einen springenden Punkt geben müsse, aus dem heraus sich das Ganze erklären läßt. Um diesen springenden Punkt jedoch schweifen sie sammt und sonders unklar herum. Da erinnerte ich mich jenes Ausspruches des Klaviervirtuosen. Ich beschloß, Alles zu vergessen, was ich gelernt hatte, und dann die Sache nochmals von vorn anzufangen, und zwar allein und mit keinen anderen Lehrmitteln als meiner eigenen Beobachtung und Erfahrung; denn, wie gesagt, meine früheren Lehrer hatten mich nicht befriedigt, — und andere gab es nicht. Ich ließ also lange Zeit den Wind hinstreichen über Das, was ich gelesen hatte, und als ich es meiner Erinnerung hinlänglich entschwunden glaubte, begab ich mich in einem bereits ziemlich vorgerückten Lebensalter auf eigene Faust von Neuem auf die Suche. Und zwar mit dem festen Vorsatze, nichts für wahr anzunehmen, was ich mir nicht zuvor haarklein und einwandfrei bewiesen hatte, und nie einen Schritt vorwärts zu thun, ehe ich nicht auf völlig festem Boden sicheren Fuß hatte. Aus diesem Bestreben heraus entstanden in den letzten vier Jahren drei Schriften: „Das Geld-Problem und die soziale Frage" (1894), „Die Zwickmühle im Gelde oder die Regel de Tri des relativen Lohnes" (1895) und „Geld-, Bank- und Börsen-Schwindel" (1896.) Jetzt folgt nun zum Schluß eine vierte Schrift unter dem vorhin angeführten Titel. Julius Hucke.

❦

Verirrte Vögel. Von Per Hallström. Autorisirte Uebersetzung aus dem Schwedischen. Verlag von Eduard Moos, Leipzig.

Unter den jungen Dichtern Schwedens ist Per Hallström wohl der bedeutendste, jedenfalls der universellste. Seine Muse ist vielgestaltig, unerschöpflich, reich an seltsamen Kontrasten, wie das Leben selbst. All das Flüchtige, Vorüberhuschende, das bei der leisesten Berührung in nichts zu zerflattern scheint: ihm formt es sich zu Gestalt, ihm erblüht es zu Ton und Farbe. Die längst gewohnten Dinge des Alltags erscheinen uns in seiner Beleuchtung seltsam fremd und neu; und doch vermeinen wir nie zuvor so ihr tiefstes Wesen erkannt zu haben. Den großen Magier könnte man ihn gleich Whistler nennen. Seine Darstellung ist selbstschöpferisch, von einer hellen, freudigen Schöpferkraft, die das Leben bejaht, da, wo seine grübelnde Skepsis es zuweilen zu verneinen scheint. Ich habe vorläufig die „Verirrten Vögel" übersetzt, dieses wunderliche Skizzenbuch, in dem die verschiedensten Töne erklingen, von dem gemächlich breiten Lachen Hausmanns bis zu den bebenden Akkorden, in die „Aus dem Dunkel" verhallt.

Francis Maro.

Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen. Herausgegeben von Fedor von Zobeltitz. (Velhagen & Klasing, Bielefeld und Leipzig; jährlich 24 M.)

Ich habe mich mit der Idee dieser Zeitschrift lange getragen und den Plan verschiedenen Verlegern vorgelegt. Aber die Herren scheuten die Kosten und hatten Sorge, daß sich im Lande Gutenbergs nicht genug Interessenten dafür finden würden. Ich war dagegen der Ansicht, daß unseren Bibliophilen ein geeignetes Organ fehle und ein solches, gerade so wie in England, Frankreich und Holland, auch bei uns Erfolg haben würde. So freute ich mich denn, schließlich in Herrn Johannes Klasing einen Verleger zu finden, der meine eigenen bibliophilen Neigungen theilte und schon aus diesem Grunde meiner Idee Sympathie und Verständniß entgegenbrachte; der Ruf der Firma und ihre reichen Mittel boten zudem die Gewähr, das Unternehmen in der geplanten künstlerischen Gestaltung ins Leben treten zu lassen und zu erhalten.

Die Ausführung war nicht allzu leicht. Es handelte sich darum, die wissenschaftlichen Gesichtspunkte der Bibliophilie in so weit gehender Weise aufzufassen, daß die neue Zeitschrift sowohl dem gelehrten Forscher wie dem sich autodidaktisch heranbildenden Sammler und Liebhaber gerecht werden konnte, also um eine mittlere Haltung, die den Dilettantismus ausschied, dafür aber die Wissenschaftlichkeit in allgemein verständlicher Form darbot. Nur auf der Basis dieser Haltung konnte auch der Zweck verfolgt werden, die weiteren Kreise des bücherfreundlichen und büchersammelnden Publikums für die Einzelnheiten der Bibliographie, der Geschichte der Buchdruckerkunst und ihrer Technik, der künstlerischen Buchausstattung, des Illustrationenwesens u. s. w. näher zu interessiren, und konnte der Versuch glücken, nach dieser Richtung hin orientirend, belehrend und dann und wann vielleicht auch leitend einzugreifen. Zweierlei Umstände erleichterten mir die Ausgestaltung des Planes. Zunächst der, daß ich selbst

kein Gelehrter bin, sondern nur ein passionirter Sammler, der alljährlich einen unverantwortlich großen Theil seiner Einkünfte seiner Liebhaberei opfert. Mit der Passion geht bei Dem, der nicht in der Lage ist, sich einen eigenen berufsmäßigen Bibliothekar zu halten, das bibliographische Studium von selbst Hand in Hand; auch Maltzahn und der kürzlich verstorbene Baron Pichon waren keine Gelehrten und doch verdankt ihnen und ihren Veröffentlichungen die Bibliographie ungeheuer viel. Ferner als zweiter Umstand die glückliche Thatsache, daß es mir gelang, Gelehrte wie die Professoren Haebler, Bobertag, Springer, Schott, Heyck, Vollmöller, Geiger, Kunstkenner wie Lippmann, Jessen, Brinckmann, Lichtwark, Pallmann, Burger, Bibliographen wie Adolf Schmidt, Keinz, Fabricius, Wolkan, Pollard, Schlossar, Schorbach, Kristeller, Meisner, Luther, Döring, Creizenach, Fromm, Bibliophilen wie Grisebach, Uzanne, Pol de Mont und Andere zu Mitarbeitern zu gewinnen. So bin ich denn in den Stand gesetzt, in der neuen Zeitschrift zugleich der Wissenschaft wie auch den Neigungen Derer zu dienen, deren bibliophile Liebhaberei, um mit Carlyle zu sprechen, nur eine Art von „edlem Sport" ist. Daß der Interessenkreis der Zeitschrift deshalb ziemlich weit gezogen werden mußte, beispielsweise auch den modernen Buchschmuck, den Einband, die graphischen Künste, die Plakatkunst, die Exlibris, die literarhistorische Forschung u. s. w. neben dem Antiquarisch-Historischen und dem Bibliographischen umfaßt, lag in der Natur des Unternehmens.

Der Erfolg beweist mir, daß ich den richtigen Weg eingeschlagen habe; die glänzende äußere Ausstattung, die der Verlag der reich illustrirten, mit farbigen Kunstbeilagen geschmückten und auf Kupferdruckpapier gedruckten Zeitschrift zu Theil werden ließ, hat das Uebrige gethan. Von allen Seiten, aus den Kreisen der zünftigen Gelehrtenwelt wie der Sammler, erhielt ich begeisterte, liebenswürdige und wohlwollende Zuschriften. So weit ich bisher die Stimmen der Presse übersehen konnte, waren auch diese mir in ungewöhnlichem Maße günstig; das Gefallen, daß der Herausgeber der „Zukunft" gleichfalls an der Zeitschrift gefunden hat*), ermöglicht mir diese Selbstanzeige, die dem Unternehmen vielleicht neue Gönner zuführt. Daß mir auch Gegner erstehen werden, bezweifle ich nicht; ich werde ihnen ganz gewiß Achtung und nach Möglichkeit Beachtung schenken. Speziell die neue Kunst des Buchschmuckes, wie sie, unabhängig vom älteren Illustrationenwesen, gegen dessen Meister ich mich hüten werde, eine Lanze zu brechen, von Vallotton, Eckmann, Sattler, Heine, Weiß, Fidus und Anderen gepflegt wird, berührt Viele noch fremdartig; daß sie aber eine Zukunft hat, ist Dem zweifellos, der sich nicht der Einsicht verschließt, daß die Buchillustration nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern nur zur Verschönerung und Vervollständigung des typographischen Bildes dienen und nicht aus diesem herausfallen soll.

Fedor von Zobeltitz.

---

*) Er bestätigt diese Auffassung hier mit besonderem Vergnügen und empfiehlt das wirklich schöne Unternehmen Allen, denen ein festes Bündniß zwischen der Literatur und den schmückenden Künsten ein innig zu wünschendes Ziel scheint.
M. H.

Börsenfrühling.

Ueberall, im Balkan und in Transvaal, winken Friedenspalmen. Herr Siemens von der Deutschen Bank wird mit hohem Gefolge, wie Handelsblätter melden, „demnächst“ in Konstantinopel erwartet und . . . ist schon wieder zurück. Dabei hat es sich nicht um eine Anleihe gehandelt, sondern um die Neuorganisirung gewisser Eisenbahnverhältnisse. Wie ich höre, hat sich die gediegene Bauart der Bahnen, die den Krieg auszuhalten hatten und die bekanntlich von preußischen Beamten gebaut sind, vorzüglich bewährt. Andere Meldungen scheinen sich in Bezug auf eine beabsichtigte Kapitalsvermehrung der Dresdener Bank zu irren; wichtige Mitglieder des Aufsichtrathes sollen einstweilen gegen jede Erhöhung sein, da sie 85 Millionen Kapital und über 20 Millionen Reserven für ausreichende Betriebsmittel halten.

Die Börse wird wieder lebhaft genannt; unsere größten Kommissionbanken haben heute aber nur ungefähr so viel zu thun wie früher etwa ein beschäftigter Jobber. Sollte also das nicht recht zu kontrolirende Gerücht wahr sein, daß die Hauptbanken künftig einander über die Hausse- oder Baissepositionen ihrer Kundschaft auf dem Laufenden halten wollen, so dürfte Das jetzt ziemlich rasch gehen. Früher mußten es sich nur große Faiseurs, die bei verschiedenen Firmen zugleich spielten, gefallen lassen, daß man sich über ihre Engagements vertraulich verständigte. Noch weniger als die Banken haben die Makler zu thun. Denn nach dem neuen Gesetz darf an dem Ausführungskurse einer Ordre nichts mehr extra verdient werden, mit Ausnahme der Courtage, die gar nicht ausgegeben zu sein braucht. Natürlich ist nun die schon lange hervorgetretene Neigung der Banken, mit einander direkt, d. h. ohne Vermittlung, zu handeln, schnell gewachsen und heute genirt sich kein noch so großes Haus mehr, sobald es nur hundert Kreditaktien zu kaufen hat, bei den Banken an der Börse herumzufragen, wer wohl hundert Stück zu verkaufen habe. Eine große Bank, die auch einmal die Makler umgehen wollte, gebrauchte dabei den feinen Vorwand: ihre Centrale habe das unheimlich hohe Courtagen-Konto beanstandet.

Eine Hauptursache der wachsenden Betheiligung des Publikums an Industriewerthen, die bekanntlich den Kurszettel fast nur zum Schein zieren, wird nach meiner Ansicht noch immer zu wenig beachtet. Das deutsche Kapital geht nämlich anhaltend und auf Nimmerwiedersehen aus seinen italienischen Anlagen heraus; so bedauerlich es auch bleibt, daß wir eine große Rente aufgeben, deren Trägerin ein aussichtreiches Land ist, so verständlich ist doch die Antipathie. Welchen Weitläufigkeiten muß sich nachträglich der deutsche Besitzer von italienischer Rente unterwerfen, um zu seinem Bischen Zins zu kommen! Jedes einzelne Stück ist da förmlich zu individualisiren: Beglaubigung, schriftliche Eideserklärung und, fern von Berlin und Frankfurt, auch noch die Nothwendigkeit, die Papiere dem Bankier länger zu überlassen. Da nun der Provinzbankier für diese saure Mühe nichts weiter rechnen kann, so entledigt er sich der Arbeit gern dadurch, daß er seiner Kundschaft unaufhörlich räth, doch solche unbequemen Staatswerthe abzustoßen. Ist man in Rom nicht thöricht, sich die wichtige deutsche Kapitalistenwelt zu verschließen? Die Italiener sind jetzt ja wohlhabend genug, um ihre eigene Rente aufnehmen zu können, aber doch nur allmählich und nicht ohne Mithilfe des Auslandes, wie die wirklich aktiven Völker. Bei uns aber wird man eines schönen Morgens merken, daß ein unverhältniß-

mäßig großer Theil des sonst in festen Papieren angelegten Geldes jetzt in Aktien schwimmt. Ganz ungefährlich ist dieser Tausch durchaus nicht.

Am Meisten neigt sich die Gunst unserer Sparer, die jetzt auch auf Fahrradaktien gestoßen werden, noch immer den Elektrizität-Werthen zu. Diese Strömung wird vorläufig nicht aufhören, — jetzt besonders nicht, wo die Betriebsumwandlung der Straßenbahnen ein ungeheures Feld darbietet; doch soll man den Muth haben, gerade heute die Kurssteigerungen übertrieben zu nennen. Es ist zwar richtig, daß durch die Abtrennung der einzelnen Provinz- und Auslandsuntergeschäfte den großen Elektrizität-Gesellschaften selbst manches Risiko erspart bleibt; aber diese Mutterinstitute müssen doch einen hübschen Posten Aktien von fast jeder ihrer Unternehmungen im Portefeuille behalten; oft bekommen sie sogar nach dem Vertrag statt des Geldes für ihre Arbeit nur Aktien. Es fragt sich also, ob auch scharf darüber gewacht wird, daß unsere großen elektrischen Gesellschaften nicht schließlich vor Indispositionen stehen werden, wenn plötzlich ein anderer Wind weht und die lagernden Aktienpackete eine Zeit lang unverkäuflich sind. Solche Werthe sollten nicht einfach zu einem niedrigeren Kurs in die Bilanz eingestellt, sondern zu einer besonderen Reserve bewahrt werden. Neugierig ist man übrigens, weshalb Schuckert aus Nürnberg jetzt in Bosnien Kalcium-Karbid in großem Umfange zu fabriziren gedenkt, ein Leuchtgas, das doch dem elektrischen Licht Konkurrenz bereitet. Wenig bekannt ist der Vergleich in dem Prozeß Mitscherlich geworden; Mitscherlich erhielt von einer verklagten Gruppe, unter Theilung der Kosten, 600 000 M., also genau die Hälfte der eingeklagten Summe. Dieser Vergleich war nur außergerichtlich zu erzielen und der glückliche Vermittler — auch Einer aus der Papierbranche — wies jede Belohnung für seine Mühe zurück.

Neben Industrie-Aktien stehen Bergwerkspapiere im Vordergrunde des Börsenverkehres. Die Eisenberichte lauten zwar äußerlich noch immer höchst anregend, doch soll die langsame Abwärtsbewegung bereits merklich werden. Man darf nicht übersehen, daß heute nahezu sämmtliche Branchen im Eisen- und Stahlgewerbe syndizirt sind, so daß Händler, die einen Preisdruck versuchten, und wären sie noch so groß, mit Leichtigkeit boykottirt werden könnten. Ungleich günstiger sieht es mit Ruhrkohle aus, die überhaupt nicht zu haben ist. Jetzt, im Mai, dem sonst flauesten Monat, können die Kohlenkaufleute die ihnen zugesicherte Monatslieferung nur ganz allmählich erhalten; sogar das Syndikat hat auf den Verkauf an den umstrittenen Plätzen verzichtet, so daß für keinen Preis Etwas zu haben ist. Wohin kommt aber die Menge der geförderten Kohle? Unsere Hüttenwerke gebrauchen doch kaum mehr als im vorigen Jahr, viele Bahnen sind nicht hinzugekommen, also bleibt nur die Industrie übrig, die allerdings ganz andere Mengen als früher zu brauchen scheint. Dem um fünf Mark höheren Abschluß des Stahlwerkes Hoesch (bis 1899) möchte ich keine allzu große Bedeutung beilegen; dieser Abschluß wurde weniger von der Hoffnung auf ein so langes Anhalten der Eisenkonjunktur als von der Furcht vor späterem Mangel an freien Kohlenmengen bestimmt. Die Arbeiterfrage wird nämlich noch immer übersehen. Ist doch z. B. jetzt, trotzdem seit dem vorigen Jahr etwa 10 000 Arbeiter neueingestellt wurden, schon wieder Arbeitermangel. Was Lohnerhöhung oder Strike betrifft, so lauten fast alle Antworten aus den Ruhrbezirken zuversichtlich; Lohnerhöhungen sollen von den Zechen schon gewährt sein, — ich möchte darüber gern

einmal die andere Seite hören. Die Oberschlesischen Kohlen- und Kokeswerke, deren Papiere nächstens auf den Markt kommen, waren früher Alleinbesitz der großen Kohlenfirma Emanuel Friedländer; vor etwa sechs Jahren kam die „Umwandlung“ in Gemeinschaft mit M. A. Caro & Sohn und der Berliner Handelsgesellschaft. Der Durchschnittsertrag — 1896 betrug die Dividende $12^1/_2$ Prozent — läßt sich mit 9 Prozent berechnen. Das Aktienkapital ist von 8 auf 12 und dann auf 15 Millionen erhöht worden. Vor anderthalb Jahren kaufte die Gesellschaft Kohlengruben in Mährisch-Ostrau, ganz nahe an der deutschen Grenze; es soll eine vorzügliche Erwerbung sein. Die Kokesöfen befinden sich bei Zabrze, die großen chemischen Anlagen zur Erzeugung von Dungmitteln, Ammoniak, Theer, u. s. w. in Gleiwitz. Die Chemikalien werden von der Gesellschaft stark exportirt. Als eine berliner Spekulantengruppe sich um eine Betheiligung bei der bevorstehenden Emission bemühte, sie aber nicht erhielt, wollte sie angeblich im ersten Aerger hierüber der Emission schaden. Unvermuthet warf sie Laura und Bochumer um 2 bis 3 Prozent: Das war an dem Börsentage, wo sofort von schlechten Eisenberichten aus Amerika die Rede war. So wirds gemacht, — oder wenigstens zu machen versucht.

Schweizer Bahnen haben eine Befestigung erfahren, die für die Fixer empfindlich ist. Die Dividenden werden selbst im Falle der geforderten Rückstellungen sehr gut, was natürlich die Aktionäre ihren Besitz noch mehr schätzen lehrt, und ferner hat die Eisenbahnkommission im Ständerath die Berathung des Verstaatlichungplanes mit nur sechs gegen fünf Stimmen genehmigt.

Das überraschendste Ereigniß der letzten Tage war die wilde Hausse von Goldshares in London. Eben noch schien die Stock-Exchange ein Friedhof, mit einem Male aber thaten sich die Gräber auf und die Toten wurden wieder lebendig. An einem Tage wurden fast die ganzen Rückgänge bis zum Februar eingeholt und im Interesse der Solidität dieses Aufschwunges wäre nur zu wünschen, daß die Einholung nicht auch noch bis auf die Verluste seit dem November zurückgeht. Die Ursachen dieses Wechsels? Zunächst hatten die Baisseengagements in Minenaktien seit den politischen Spannungen in Transvaal eine bis dahin ungekannte Ausdehnung erreicht. Künstliche Züchter waren dabei einige große Firmen; bei einem Papier wurden, unter dem Vorwande, daß die Gesellschaft 150 000 Pfund braucht, Kursentwerthungen bis zu $1^1/_2$ Millionen ermöglicht. Als Rhodes für die Goldfields Co. neues Kapital wünschte, ging er zu Hirsch. Diese Firma soll ihn auf den anderen Tag bestellt, inzwischen aber die Kurse stark geworfen haben, um dann sagen zu können, sie müsse angesichts dieses ganz unvermutheten Zwischenfalles von der Geldbeschaffung leider absehen. Woher bekamen nun die Baissiers an jedem Ultimo die Stücke? Unglaublich, aber wahr: von den Trusts, die immer Geld brauchten und von den Drückern ihrer Papiere regelrechte Miethe erhielten. Inzwischen kam aber die Friedenskunde, und sobald Chamberlains gute Worte darüber bekannt wurden, kauften zuerst die Deutschen. Die Empfehlungen des Herrn Görz wirken aber jetzt nicht mehr allein in Berlin und Frankfurt, sondern auch in reichen englischen Kreisen. Nun war für die Baisse kein Halten mehr und ich irre wohl nicht, wenn ich den Grund der ersten Sturmläufe nach oben hauptsächlich in Angst- und Deckungskäufen suche. Künftig sollte man zwei Sorten von Minenpapieren auseinanderhalten: solche, die versprechen, und solche, die das Versprochene schon erfüllt haben. Randmines immer ausgenommen, deren besondere Stellung unangetastet bleibt.

Pluto.

Notizbuch.

Im Reichstag hat man sich ein paar Stunden über die Frage unterhalten, ob es angebracht sei, den Paragraphen des Strafgesetzbuches abzuschaffen, der die Beleidigung der Majestät mit besonderen Strafen bedroht. Die Sozialdemokraten hatten die Streichung des Paragraphen beantragt, die anderen Parteien lehnten, wie zu erwarten war, den Antrag ab, gaben aber mehr oder minder deutlich zu verstehen, daß ihnen im Staate Dänemark Manches faul zu sein scheine; nur der unvergleichliche Herr von Levetzow, den die sich konservativ nennende Partei dem Parlament als einen Führer zuzumuthen wagt, fand natürlich, in dieser besten aller Welten sei Alles ganz herrlich bestellt und die Majestätbeleidigung müßte eigentlich noch viel strenger bestraft werden. Der Name dieses Herrn, der als Präsident des Reichstages nach Bismarcks Entlassung und beim Abschied vom alten Hause nicht ein armes Wörtchen über den ersten Kanzler zu sagen wußte und der nach der Handlanger-Rede des Kaisers die Gäste flehend beschwor, sie möchten den offiziellen Text abwarten und das wirklich Gesprochene in des Busens tiefster Tiefe bewahren, wird aus dem Gedächtniß der Deutschen nicht mehr entschwinden und stets an eine Epoche erinnern, die der Mannhaftigkeit edelste Blüthe sah. . . Ueber die Reichstagsdebatte ist nicht viel zu sagen; sie bot kein allzu erhebendes Schauspiel, ließ den starken Accent und die rückhaltlose Offenheit vermissen, die hier mehr als je vorher am Platze gewesen wären, und verrieth nicht, daß da sacht wenigstens ein Punkt berührt wurde, der für die nächste deutsche Zukunft nach menschlicher Voraussicht von entscheidender Bedeutung sein wird. Ein leeres Haus, eine müde, fröstelnde Beredsamkeit, ein Kindervergnügen an dunklen und derben Anspielungen, kein Hauch teutonischen Mannesmuthes. Die verständigste und wirksamste Rede hielt Herr Richter, aber er kam, weil er auf seine bourgeoisen, von byzantinischen Regungen nicht völlig freien Wähler Rücksicht nehmen mußte, zu keinem brauchbaren Resultat. Auch Herr Bebel sprach manches gute Wort, nur sollte er Tiberius und Caligula endlich ruhen lassen; übertreibende Vergleiche schaden der sehr ernsten Sache nur, um die es sich handelt, und ersetzen die Wucht der Leidenschaft nicht, über die Herr Bebel in jüngeren Jahren verfügte. Er ist recht alt und stumpf geworden und wird, weil er immer und über Alles reden will, beinahe schon dem seligen Lasker ähnlich. Die Rechtsprechung, aus deren Praxis er einige nicht gerade glücklich gewählte und schwer kontrolirbare Beispiele anführte, hat mit der Frage, ob eine gesetzliche Bestimmung zu ändern wäre, im Grunde doch wenig zu thun; die Bedingungen, unter denen das Gesetz beschlossen wurde, haben sich verändert und die Art, wie der Begriff der maiestas aufgefaßt wird, entspricht nicht mehr dem modernen Bewußtsein. Die Süddeutschen, die leider schwiegen und zum größten Theil in der Heimath geblieben waren, hätten darüber allerlei Lehrreiches erzählen können. Ueber das Telegramm, das der Kaiser an seinen Bruder geschickt haben und in dem er — nach der mildesten Version — von vaterlandlosen Gesellen gesprochen haben soll, durfte nicht geredet werden. Was vor vierzehn Tagen hier gesagt wurde, bleibt trotzdem wahr: „Wenn der Kaiser in einer an die zu politischem Urtheil nicht berufene Mannschaft eines Kriegsschiffes gerichteten Kundgebung die vom Volk erwählten Männer vaterlandlose Gesellen nennt, weil sie nach Recht und Pflicht das Geld für zwei neue Kreuzer nicht bewilligt haben, dann muß dieser ernste Vorgang im Reichstag ernsthaft und

feierlich erörtert werden. Nicht diese Erörterung, sondern der Versuch, das ungewöhnliche Ereigniß als nicht vorhanden zu betrachten, kann den Kaiser kränken." Aber auch für die Regirung scheint dieses Ereigniß, dem doch kein denkender Mensch politische Bedeutung absprechen kann, nicht vorhanden zu sein: der verantwortliche Kanzler hielt es nicht einmal der Mühe für werth, einen seiner kleinen Zettel zu verlesen, und die Reichstagsmehrheit dachte nicht daran, den ersten Beamten des Reiches um Auskunft zu bitten. Vielleicht war der gute Onkel Chlodwig gerade im Interesse der Türken, unserer Freunde, beschäftigt, vielleicht ärgerte er sich auch über die böse Presse, die selbst ihn, den sonst Sakrosankten, nicht mehr mit ihren Angriffen verschont. Wie ungerecht diese Angriffe sind, mag man daraus erkennen, daß in den letzten Tagen sogar behauptet wurde, die deutsche Regirung sei mit den anderen Mächten in einen „Gedankenaustausch" über die türkischen Friedensbedingungen eingetreten. Da jeder Deutsche weiß, daß unsere Regirung keine Gedanken auszutauschen hat, ist die verleumderische Absicht solcher Glissirungen offenbar. Und es ist gewiß nur ein Beweis löblicher Bescheidenheit, wenn die Reichstagsmehrheit zeigt, daß auch sie keine überflüssigen Gedanken hat und selbst an den großen Tagen, die als erste Versuche zur Ermannung willkommen zu heißen sind, im Wesentlichen nur nachplappern kann, was Andere vorher gedacht und verkündet haben.

* * *

In der „Zukunft" vom achten Mai hatte Graf Bethlen einen Artikel über ungarische Zustände veröffentlicht, in dem auch von dem früheren Minister Freiherrn von Giskra gesprochen wurde. Graf Bethlen erhielt darauf den folgenden Brief:

„Hochgeborener Graf, die ‚Zukunft' enthält einen aus Ihrer Feder stammenden Artikel, in dem mein seliger Vater als Beispiel für ein nicht einwandfreies Verhalten angeführt wird. Gestatten Sie mir, diese Stelle zu berichtigen. Was die in dem Artikel erwähnten Ansprüche meines Vaters an ein Eisenbahn-Unternehmen betrifft, so handelte es sich einfach um die Rückerstattung eines beträchtlichen Theiles seines Vermögens, den mein Vater, lange bevor er Minister geworden war, in diesem Unternehmen angelegt hatte. Gerade um nun jede später etwa mögliche Mißdeutung zu vermeiden, hatte mein Vater dem damals mit den Unterhandlungen für eine Kabinetsbildung betrauten Freiherrn von Beust vor Uebernahme des Portefeuilles über jenen eventuell während seiner Ministerschaft zu gewärtigenden Vermögens-Anfall und dessen Natur aufklärende Mittheilung gemacht und damit an keinem Orte Anstoß erregt. Dem gemäß wurde auch mein Vater keineswegs ob seines Verhaltens in dieser Angelegenheit ‚bald darauf gegangen', sondern unterbreitete vielmehr spontan und aus einem rein politischen Motive — als seine Ansicht von der Nothwendigkeit der Einführung direkter Wahlen in Oesterreich von der Mehrzahl seiner Kollegen im Ministerrathe nicht getheilt worden war — dem Monarchen seine Demission, die bald darauf unter einer huldreichen Gnadenbezeugung angenommen wurde. In der Ueberzeugung, daß Sie, Herr Graf, die bezeichnete Stelle Ihres Artikels durch Einrückung dieser Zeilen in die Zeitschrift des Herrn Harden berichtigen wollen, zeichne ich

In Hochachtung

Bern. Dr. Karl Freiherr von Giskra,
K. u. K. ö. u. Leg.-Sekretär.

* * *

Der Abgeordnete Ahlwardt hat am achtzehnten Februar bei seinem Wiedereintritt in den Reichstag erklärt: „Da ich in Folge eines Beschlusses des Gerichtes in Hoboken aus Amerika nicht fort konnte, ohne rechtsbrüchig zu werden, so habe ich zu meinem großen Bedauern hier länger abwesend sein müssen, als es eigentlich in meinem Willen lag.“ Was daran wahr ist, ergeben die nachstehenden Auszüge aus den notariell beglaubigten Aktenstücken. Am siebenten April 1896 wurde Herr Ahlwardt vom Polizeirichter in Hoboken, Hudson County, N. Y., für disorderly conduct and carrying concealed weapons mit zehn Dollars bestraft, die er gleich erlegte. Noch am selben Tag stellte ein gewisser Michael Arnsberg gegen Ahlwardt vor dem Friedensrichter Seymour in Hoboken Strafantrag wegen thätlichen Angriffes und Ahlwardt gegen Arnsberg wegen Meineides. Am vierzehnten April 1896 wurde Herr Ahlwardt verhört und, um sein Erscheinen als Angeklagter wie als Ankläger vor den Großgeschworenen zu sichern, unter Bürgschaft gestellt. Am fünften September 1896 gingen die Großgeschworenen des Apriltermins für Hudson County, nachdem ihre Amtsperiode abgelaufen ist, auseinander, ohne die eine oder die andere Anklage beschlossen zu haben. Hiermit waren beide Strafanträge erledigt und die Bürgschaften frei. Der Notar Geo C. L. Maës, Jersey City, resumirt: 1. Herr Ahlwardt war vom vierzehnten April 1896 bis zum fünften September 1896 auf freiem Fuß und durfte das Land verlassen, wenn er nur bereit war, sich zu stellen, falls es verlangt würde; 2. nach dem fünften September 1896 schwebte überhaupt kein gerichtliches Verfahren, das Herrn Ahlwardt zum Verweilen in Amerika hätte nöthigen können.

* * *

Der Kaiser hat den frommen Werken der Nächstenliebe, denen der in der Rue Jean Goujon abgebrannte Wohlthätigkeitbazar neue Mittel zuführen sollte, zehntausend Francs gespendet. Die Skepsis der Pariser glaubt hinter dem Geschenk eine verborgene Absicht wittern zu müssen. Der Deutsche Kaiser, so wird geraunt, will spätestens zur Weltausstellung, vielleicht auch schon früher, die holde Lutetia besuchen und ist deshalb bestrebt, sich die Gunst der Massen am Seinestrande zu sichern. Die sehr viel weiter gehenden boshaften Kommentare, deren Echo auch in der Presse anderer Länder zu spüren ist, können hier nicht angedeutet werden; sie beweisen, nicht zum ersten Male, daß ein allzu großes Aufgebot von Liebenswürdigkeit im Verkehr mit den 1870 Besiegten nicht zu empfehlen ist. Die Frage, wie sie sich bei einem Besuch des Deutschen Kaisers zu verhalten hätten, könnten die klugen Pariser sich aber sparen. Im Deutschen Reich ist heute zwar Vieles möglich; wenn aber der Kaiser wirklich — wofür einstweilen kein Anzeichen spricht — die Absicht hätte, nach Paris zu gehen, dann würden sich doch wohl noch Männer finden, die dem Monarchen sagten, daß die Ausführung dieser Absicht die dringende Gefahr eines Kriegsausbruches bedeuten würde. Wilhelm der Zweite hat sich zu dem Geldgeschenk, wie man annehmen muß, nur entschlossen, weil er gern fromme Werke unterstützt und es für seine Aufgabe hält, den religiösen Sinn in den Völkern zu stärken. Er hat neulich erst, als er zwei Kirchen einweihte, in die Altarbibeln die folgenden beiden Sprüche geschrieben: „Gehorchet meinem Wort, so will ich Euer Gott sein und Ihr sollt mein Volk sein; und wandelt auf allen Wegen, die ich Euch gebiete, auf daß es Euch wohl gehe.“ (Jeremia 7, 23.) „Ich bin der Weinstock, Ihr seid die Reben. Wer in mir bleibet und ich in ihm, Der bringet viele Frucht; denn ohne mich könnt Ihr nichts thun.“ (Johannes 15, 5.)

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 29. Mai 1897.

Götzendämmerung.

Wo in der dritten Maiwoche zum Geschäft oder zur Tafelfreude Deutsche zusammenkamen, Männer und Frauen, Grafen und Proletarier, Landwirthe und Jobber, Pfarrer und Kommerzienräthe, da wurde nach der ersten Begrüßung bald von der Rede gesprochen, die der Abgeordnete Eugen Richter am achtzehnten Mai im Reichstage gehalten hat. Herr Richter ist ein ungewöhnlich begabter Mann und ein an guten Tagen stets wirksamer Redner. Seine wirthschaftlichen und sozialen Anschauungen stammen aus einer Epoche, die der Jugend von heute nicht viel näher zu liegen scheint als die Bronzezeit, der in seiner Zeitung herrschende pöbelhafte Ton muß alle leidlich geschmackvollen Leute abstoßen und die wilde und wüste Roheit, mit der er, wie der Stier gegen das rothe Tuch, Jahre lang gegen Bismarck kämpfte, hat ihm leidenschaftliche Antipathien geweckt; die Gerechtigkeit zwingt aber zu der Anerkennung, daß er ein fleißiger, erfahrener und ehrlicher Politiker ist und daß Streberwünsche keine Macht über ihn haben. Sein Gesichtskreis ist leider durch Scheuklappen beengt, aber er geht, ohne zu schwanken oder nach fördernder Gunst zu schielen, den Weg, den er für den richtigen, ans Ziel führenden hält, und hat bewiesen, daß er die einmal gewonnene Ueberzeugung zu bewahren weiß, auch wenn er dabei fürchten muß, seine ganze Fraktion auf der Strecke zu sehen. Kein Politiker großen Stiles, kein Mann, der mit schöpferischen, vorwärts weisenden Gedanken das Empfinden einer Volkheit befruchtet, aber ein furchtloser Kritiker, dessen

kleinlichen Kalkulatorengeist ein starkes, hitziges Temperament und ein derb zupackender Witz lebhafter und individueller färben. Einem Manne von solcher Wesensart konnte, so lange neben ihm der unendlich Größere stand, der deutsche Held, der gethan hatte, was die liberalisirenden Sänger, Schützen, Turner und Träumer nur malten, höchstens die Rolle des advocatus diaboli zufallen; seine Zeit, so durfte man glauben, würde erst kommen, wenn der Ueberragende einst vom Platz gewichen oder gestoßen war. Sie kam nicht; Herr Richter hatte sich in zwanzig langen Jahren an das alte Ziel und die alte Scheibe gewöhnt, er schoß noch immer auf Bismarck, als der erste Kanzler längst ein machtloser Mann geworden war, und sah sich, da die im Harnisch des Großen einherstolzirenden kleinen Leute gegen den selben Schatten kämpften, plötzlich, wohl wider den eigenen Willen, verdammt, gouvernementale Politik zu machen. Er wurde uninteressant und man warf ihn, ob er mitunter auch noch eine kräftig einschlagende Rede hielt, allgemach doch zu den Toten. Jetzt hat er mit gewaltsamem Ruck die Linnen gesprengt, in denen man ihn bestattet wähnte, und an einem Tage eingeholt, was er in Jahren versäumt hatte: seine Rede vom achtzehnten Mai hat, trotz den frostigen Späßen, die sie ins agrarische Lager schleuderte, im ganzen Land einen weithin widerhallenden Jubel erregt, wie nie seit der ottonischen Zeit ein im Reichstag gesprochenes Wort. Sie schuf in der deutschen Welt ein Getöse, als hätte im Fimbulwinter der grimme Fenrirwolf sich aus den Banden gerissen und führe, Feuer speiend, mit klaffendem Rachen daher, als steure der Reifriese Hrim das gespenstische Leichenschiff zu neuer Fahrt und das Aufbäumen der wüthenden Midgardschlange, die schlummernd im Weltmeer lag, verkünde die Götterdämmerung.

Den Göttern, den alten und neuen, droht einstweilen keine Gefahr: nur eine Götzendämmerung zog herauf. Aber es ist, schon der Einsame von Sils-Maria hat es erkannt, dem Menschen stets eine stolze Freude, wenn er mit dem harten Hammer die glänzenden Körper angebeteter Götzen beklopfen und dem Ohr der ringsum lauschenden Menge den Beweis liefern kann, daß sie hohl sind, thönern und leer. Götter lassen sich nicht wortlos und wehrlos niederzwingen: die alten Götten eilten auf Heimdalls Gjallarhornruf zum Kampf herbei und der neue, der milde Gott aus dem Galiläerland selbst, der, um seine Lehre bis ans schmerzlichste Ende zu leben, bewußt in den Tod schritt, weigerte dem Ankläger nicht die Antwort. Götzen sind stumm und ihre Macht beruht nur in dem Aberglauben der Massen; ist dieser Glaube einmal zerstört, dann sind die Thönernen wehrlos

dem tötlichen Streich preisgegeben und an der Stelle, wo gestern noch die Gläubigen knieten und blutige Opfer rauchten, höhnt die entgötterten Ungethüme morgen schon die Spottlust unmündiger Knaben.

Wer die Rede des Herrn Richter ruhig liest, wird zunächst wahrscheinlich über die laute Wirkung staunen, die ihr beschieden war. Und doch fehlt auch dieser Wirkung die Ursache nicht: das Gebrüll des hagener Löwen hat im dumpfen Empfinden des ganzen Volkes das Echo geweckt, und wer dem stummen Gefühl der Allgemeinheit die Zunge zu lösen vermag, Der ist immer der Held der Stunde. Wenn sonst unerschrockene Männer, die den Muth hatten, der Wahrheit ins finstere Antlitz zu schauen, die im Deutschen Reich herrschenden Zustände beim rechten Namen nannten, dann hieß man sie freche Frondeurs, gehässige, heimtückische Hetzer, oder behauptete mindestens, sie sähen mit bösem Blick an allem Geschehen nur die schlechte Seite, weil ihr geliebter, ihr wedelnd bewunderter Bismarck ihnen entrissen sei. Von solcher zärtlichen Regung ist der Sinn des Herrn Richter gewiß nicht angekränkelt; und was verkündet der feiste Tribun? Er erklärt, das Ministerium, dem der Fürst zu Hohenlohe den Namen giebt, habe das Vertrauen des Volkes längst völlig verscherzt; er nennt Herrn von Boetticher, den hundertmal Gebenedeiten, einen Dauerminister, einen an seinem Amt klebenden, abgehärteten Herrn, den „ein Gefühl politischer Wurstigkeit“ hoch über den Standpunkt selbständiger Politiker erhebe, er sagt mit dürren Worten, daß sich das herrschende Regime, das die nationale und namentlich die monarchische Gesinnung in erschreckendem Maße verringert habe, im Grunde nur noch auf geschmeidige Höflinge, avancirte Bureaukraten und schneidige Husarenpolitiker stützen könne, auf „Handlanger im gewöhnlichen Sinn des Wortes“, und ruft den Ministern zu, sie seien ephemere Existenzen, die täglich zittern müssen, ohne Kündigung fortgejagt zu werden, und an deren Bleiben oder Gehen kein Mensch mehr irgend ein Interesse hat. Nie ist in Preußen und im Deutschen Reich so zu Ministern gesprochen worden; das Gefühl, das hier zündende Worte fand, ist nicht Haß: es entstammt einer stilleren Region und erinnert an das Urtheil des Infanten, das selbst der spanische Philipp seinen Räthen erspart wissen wollte... Und diese Rede wird im ganzen Reich, in den Bannkreisen aller Parteien, bejubelt und nur von der freisinnigen Presse sacht mit kargem Lob abgethan. Diese Presse hat freilich allen Grund, Herrn Richter zu grollen, denn er hat die liberale Lüge, von deren Gnade die leitenden Männer so lange ihr armes Dasein fristeten, mit einem Faustschlage vernichtet und der deutschen Welt

bewiesen, wie berechtigt der Warnerruf der bisher Verfehmten war. Die Mehrheit der zu politischem Denken gereiften Deutschen hatte es längst geahnt; aber die süßen Wiegenlieder der inspirirten Vordermänner hatten sie immer wieder in sanften Schlummer gelullt. Nun ist der letzte Schleier zerrissen, der Götzenglaube mit wuchtigem Streich zertrümmert und die Enttäuschten erkennen, wie weiland die Knechte des Cyrus, daß der große Bel, vor dem sie in Anbetung knien sollten, inwendig nichts ist denn Leimen und auswendig ehern, ein vom Wahn geschaffener Gott, der nie nichts gegessen hat.

Darin, in der Verbreitung dieser Erkenntniß, wurzelt die Bedeutung der von Beifallsstürmen begrüßten Rede; der Anlaß, der ihr zum Vorwand diente, kommt kaum in Betracht. Die Verhandlungen über das neue Vereinsgesetz bieten dem Blick gewiß ein klägliches Schauspiel. Ein vom ersten Beamten des Reiches gegebenes Versprechen ist nicht gehalten worden, — nicht so gehalten, wie es verstanden und, ohne daß der Kanzler Widerspruch erhob, im Reichstag interpretirt worden war. Das Gesetz, das die Verbindung politischer Vereine verbietet, sollte aufgehoben werden; diese Konzession hatten die Parteien, die bei der Durchpeitschung des Bürgerlichen Gesetzbuches im Dienst der Regirung standen, sich ausbedungen und der Preis war ihnen zugesagt, nach der leider schon seit den Tagen des Caprivismus nicht mehr neuen Sitte, bei der Erledigung wichtiger oder doch wichtig scheinender Gesetze einen Ausverkauf von Konzessionen zu veranstalten. Jetzt ist, zwei Tage nachdem der Ministerpräsident erklärt hatte, die Zeit sei für die Einbringung des Vereinsgesetzes nicht günstig, dem preußischen Landtag ein Gesetz vorgelegt worden, das zwar das Verbot der Koalition beseitigt, daneben aber Bestimmungen bringt, die den dürftigen Rest der in Preußen für Vereine und Versammlungen geltenden Freiheit begraben. Dieses Gesetz soll die Thätigkeit der Sozialdemokratie und anderer unbequemen Parteien bei den nahenden Reichstagswahlen hemmen und es wurde dem Landtage vorgelegt, weil die regirenden Männer dem Reichstag ein neues Umsturzgesetz nicht zuzumuthen wagten. Das Alles ist sicher unerfreulich genug und es bedarf, nach den klugen und klaren Reden, die, besonders von dem nationalliberalen Herrn Krause, im Abgeordnetenhause darüber gehalten worden sind, keines Wortes mehr, um die Thorheit dieses legislativen Versuches zu beweisen. Jeder wache Mensch weiß heute, daß mit solchen Mitteln der Sozialdemokratie — die sich übrigens durchaus ruhig verhält und über das ewige Zetergeschrei der Staatsretter selbst am Meisten erstaunt sein mag — nicht beizukommen ist und daß man mit plumpen Eingriffen die Uebel, die

man ausmerzen möchte, nur mehrt. Wer die sozialdemokratische Bewegung kennt und seine Weisheit nicht nur aus alten Zeitungen und Brandschriften schöpft, Der zweifelt nicht daran, daß die neue Umsturzvorlage den Agitatoren sehnend erwünschte Waffen, den Referenten willkommenen Stoff liefern wird: endlich braucht man zu den ermüdeten Massen nicht mehr über Marxens Werththeorie, über Evolution und ökonomischen Determinismus zu reden, endlich winkt wieder der immer wirksame Ruf zum Kampf gegen das fahle Gespenst der Reaktion. Diese Verhältnisse sind in den letzten Jahren so oft erörtert worden, daß sich, wenn man sie noch einmal schildern soll, mählich schon der Brechreiz meldet. Eine Regirung, die Falsches will, kann man bekämpfen; eine Regirung, die überhaupt nicht weiß, was sie will, die zaudernd stets zwischen zwei Entschlüssen steht und nur die nutzlose Bewegung macht, die man in Frankreich piétiner sur place nennt, vergeudet die Volkskraft und ist von der Gefahr der Lächerlichkeit bedroht. Und wenn eine solche Regirung, ohne ein Wort der Abwehr zu finden, unter dem Beifall des ganzen Landes sich Dinge sagen läßt, wie Herr Richter sie dem Ministerium Hohenlohe gesagt hat, dann bleibt ihr eigentlich nichts mehr übrig, als still ins Nichts zu verschwinden.

Herrn von Boetticher genirt auch dieses Erlebniß nicht. Er wurde bleich und unruhig und der sonst so munter sprudelnde Strom der Frühstücksberedsamkeit stockte für eine Weile; bald aber stellte die alte triviale Biervergnügtheit sich wieder ein, der Herr in der weißen Weste vergaß, daß man ihn, wie nie einen Anderen, verhöhnt, beschimpft und niedergezischt hatte, und tröstete sich wohl völlig, als er im Stenogramm seiner Rede häufig die lieblich klingenden Worte fand: „Lebhaftes Bravo rechts." Das war ihm lange schon nicht mehr begegnet und er hofft nun gewiß, den Glauben an seine gottähnliche Größe, der ihn in schlimmen Fährlichkeiten aufrecht hielt, auf neue, stolz in die Höhe strebende Grundlagen stützen zu können. Ob er sich nicht täuscht? Ob eines Tages nicht auch in der noch immer konservativ genannten Partei das Bewußtsein erwachen wird, daß sie den Weg des Todes geht, wenn sie jeder Thorheit bereitwillig Hilfe leistet und, um „nach oben" gute Gesinnung zu zeigen, die Ueberlieferung ihrer besten Zeit in die Rümpelkammer verbannt? Der grimme Fenrirwolf ist von der Kette los, nirgends ist ein Odinssohn zu sehen, der ihm den Rachen zerreißt, und die Geschichte kennt kein Beispiel dafür, daß Götzenbilder, deren Hohlheit von der Menge einmal erkannt worden war, im gläubigen Sinn je wieder Bewunderung fanden.

Strafjustiz und Politik.

Die bunte, schlechthin grundsatzlose Mannichfaltigkeit, deren wir Deutschen uns in der Organisation unserer Strafgerichte erfreuen, ist landkundig. In der untersten Instanz Schöffengerichte mit dem Laienelement, in der mittleren Ordnung die ausschließlich aus Berufsrichtern zusammengesetzten Strafkammern, darüber wiederum die von Laien getragenen Schwurgerichte, — und daneben das Reichsgericht als Staatsgerichtshof erster und letzter Instanz. Eben so planlos und willkürlich wie diese Komposition ist die Zuständigkeit der verschiedenen Ordnungen und der Zug der Rechtsmittel von der einen zur anderen Instanz. Wie wir zu solchem unerfreulichen Mischmasch der Strafgerichtsverfassung gekommen sind, Das auseinanderzusetzen, hat heute wenig Interesse mehr. Schließlich läuft die ganze Geschichte doch nur darauf hinaus, daß wir eben noch in dem Niederschlag der verschiedenartigen Rechtsbildungen und Rechtsgedanken stecken, wie sie einst vom deutschen Partikularismus in Nord und Süd, Ost und West unserer Gaue gezeitigt worden sind. Aus allerlei Kompromissen zwischen den popularen und gouvernementalen Postulaten dieser oder jener Herkunft ist am Ende Das geworden, was sich zur Zeit deutsche Strafgerichtsverfassung nennt.

Die in der letzten Reichstagssession glücklich begrabene Novelle zur Strafprozeßordnung*), das armsäligste Machwerk, das je dem gedankenleeren Kopfe eines auf Bestellung arbeitenden Ministerialrathes ent-

*) Leider scheint dieses Begräbniß kein endgiltiges gewesen zu sein: eben ist von den Abgeordneten Abt und Genossen dem Reichstag ein Antrag vorgelegt worden, der die Wiederaufnahme der abgebrochenen Verhandlungen über die Novelle ermöglichen soll. Es wäre fürchterlich, wenn das zu allgemeiner Freude eingeurnte Ungeheuer noch einmal zum Leben erwachen würde. M. H.

sprang, beabsichtigte nicht, an dem Bestehenden Wesentliches zu ändern. Die Strafkammern von fünf auf drei Richter reduziren, die Zuständigkeit der Schwurgerichte etwas herabdrücken, die der Schöffengerichte willkürlich erweitern: über solche Gesichtspunkte hinaus verstieg sich die Regirungvorlage nicht. Die Reichstagskommission blieb getreulich innerhalb der einmal ausgetretenen Gleise. Sie wollte zwar die bisherige Strafkammerbesetzung erhalten wissen, war bezüglich der Zuständigkeitgrenzen hier und da auch abweichender Ansicht, hielt sich im Uebrigen aber von dem Ehrgeiz fern, irgendwie grundlegend die Organisation der Strafgerichte umzugestalten. Der schwächliche Anlauf, der, irre ich nicht, vom Centrum aus in letzter Stunde gemacht wurde, das Schöffengerichtsprinzip in die Strafkammern einzuführen, hatte von vorn herein wohl nur dekorative Bedeutung ohne ernsthaften praktischen Zweck. Weder im Hause noch dieser Regirung gegenüber hatte er die geringste Aussicht der Verwirklichung. Alles in Allem genommen, glaube ich, ist es immer noch das Beste, daß es einstweilen bei Dem bleibt, was seit dem ersten Oktober 1879 auf diesem Gebiet bei uns Rechtens ist. Ganze Arbeit wäre unter allen Umständen nicht gethan worden, — und an gesetzgeberischem Flickwerk besitzen wir bereits genug. Auch ist es für den Blindesten zu greifen, daß sowohl in den Kreisen der deutschen Juristen wie in unserem Volke die Meinungen über die der deutschen Rechtsentwickelung entsprechendste und zuträglichste Ordnung der deutschen Strafgerichte sich noch in vollster, unklarster Gährung befinden. Dieser Gährungprozeß dauert schon einige Jahrzehnte und wird voraussichtlich noch einige fernere Dezennien brauchen, ehe er zu einer Art von Abklärung gelangt. So eng und innig, wie in jedem Volke Staats- und Gerichtsverfassung einander bedingen, muß nothwendig die im Augenblick völlig dunkle Zukunft unserer politischen Entwickelung auch auf unsere Strafgerichtsordnung entscheidend zurückwirken. Und wer will heute vorherbestimmen, was uns hier durchzuleben und durchzuleiden noch vorbehalten ist! ...

Als unmittelbar nach der Gründung des Reiches unter Leonhardts und Friedbergs fruchtbarer Leitung die einheitliche Ordnung des deutschen Strafprozesses in Angriff genommen wurde, schwebte ein erbitterter Streit um die Frage: Schwur- oder Schöffengerichte? Der Hanoveraner Leonhardt vertrat den gesetzgeberischen Gedanken, die ihm aus seiner norddeutschen Heimath lieb gewordene schöffengerichtliche Bildung zur

gemeinsamen Grundlage der gesammten Strafgerichtsverfassung zu erheben, also kleine Schöffengerichte, wie wir sie jetzt besitzen, in der untersten Ordnung, darüber mittlere Schöffengerichte, wo jetzt die Strafkammern thätig sind, und an der Spitze große Schöffengerichte an Stelle unserer, englisch-französischer Schablone nachgeformten Jury. Ich selbst gehörte damals zu der nicht gerade zahlreichen Klasse deutscher Juristen, die sich publizistisch eifrig für die Schöffengerichte, gegen die Schwurgerichte ins Zeug legten — ich hatte als hamburger Staatsanwalt gerade die mittleren Schöffengerichte besonders schätzen gelernt —, und dieser Parteistellung verdankte ich zum nicht geringen Theil meine Berufung in die vom Bundesrath eingesetzte Kommission zur Vorberathung des Strafprozeßentwurfes. Hier fand sich unter uns elf Juristen auch noch eine Mehrheit für die Schöffengerichte zusammen. Außerhalb der Kommission aber, im Reichstage, in den Juristenkreisen, im Volke, tobte es gewaltig gegen das frevelhafte Unternehmen, die heiligen Geschworenengerichte, das „Palladium der Freiheit", zerstören zu wollen. Zumal in Süddeutschland und unter den Süddeutschen wuchs der Entrüstungsturm zu solcher Stärke, daß die von ihrer öffentlichen Meinung stets erheblich abhängigen süddeutschen Regirungen den Muth verloren. Der Bundesrath beschloß, die Geschworenengerichte zu erhalten und die großen Schöffengerichte zu streichen; darauf ließ Leonhardt die mittleren Schöffengerichte, die nach einmal geschehener Durchbrechung des Grundgedankens ihre raison d'être eingebüßt hatten, fallen; die allerseits für unschädlich erachteten kleinen Schöffengerichte retteten allein ihr Dasein. Solches Ergebniß befriedigte die öffentliche Meinung von damals durchaus. Man beneidete allenfalls in liberalen Kreisen Bayern, das von dem Vorbehalt erweiterter Zuständigkeit der Schwurgerichte für Preßprozesse Gebrauch machen durfte: in allem Uebrigen aber überwog die Genugthuung, die der Jury drohende Gefahr siegreich abgeschlagen zu haben.

Seitdem hat sich die dem „Palladium der Freiheit" holde volksthümliche Stimmung mannichfach gewandelt. Zunächst ist das wesentlich politische Motiv, auf dem die Sympathien für die Jury die längste Zeit geruht hatten, allgemein schwächer geworden. Der doktrinäre Liberalismus mit all seiner naiven Begeisterung für bestimmte Formen des Verfassunglebens hat abgewirthschaftet und einer realistischeren Anschauungweise Platz gemacht. Darin ist der Norden Deutschlands offensichtlich

dem Süden voraus. Ueberall haben sich neuerdings einflußreiche Kreise deutscher Juristen von ihrer alten Vorliebe für die Geschworenengerichte auffällig abgewendet. Hier ist es in erster Reihe das stärker gewordene Standesbewußtsein des Berufsjuristen, das, von liberalen politischen Prinzipien nur noch wenig angekränkelt, sich gegen die Volksgerichte Luft macht. Nüchterne sachliche oder sachliche Erwägungen, wie sie früher auch meine Bekämpfung der Jury bestimmten, stehen wieder allgemeiner im Vordergrunde. Man meint, Rechtsübung und Rechtsprechung seien eine Kunst, mindestens ein Handwerk, das gelernt werden müsse, wie jedes andere Metier in der Welt. Methodische Erziehung und Schulung seien erforderlich, um diejenigen imponderablen Elemente der Unbefangenheit, Unparteilichkeit, des Gerechtigkeitsinnes zu entwickeln, ohne die das Richteramt zu einem widerwärtigen juristischen Pfaffenthum wird. Nur langjährige Erfahrung in den Gerichtssälen vermöge zu lehren, wie der Beweis richtig zu würdigen und ein vernünftig begründetes Urtheil zu finden sei. Deshalb sei es eine absurde Zumuthung an den plötzlich auf die Geschworenenbank geschleuderten schlichten Mann des Volkes, er solle Niemandem zu Liebe, Niemandem zu Leide Recht sprechen. Eingeschnürt in einen künstlich verwickelten Mechanismus von juristischen Formeln der Fragestellung, wird in allen zweifelhaften Fällen Das, was der Geschworene schließlich als seine conviction intime im Verdikt zu Tage fördert, immer nur das unberechenbare Ergebniß zufälligster Gemüthsregungen, klassenmäßiger Denkgewöhnungen, dilettantischer Ideenverwirrung sein. Von irgend welchen auch nur negativen Grundsätzen der Beweiswürdigung, Das will sagen: von der vernünftigen Regel, gewisse Ueberführungmittel zur Erbringung eines bestimmten Anschuldigungbeweises generell als schlechthin unzureichend zu verwerfen — z. B. Niemandem ausschließlich auf ein das Gegentheil beschwörendes Zeugniß eines einzigen Zeugen hin Meineid zu imputiren — kann selbstverständlich hier überall nicht mehr die Rede sein. Von solchen und ähnlichen, dem einfachen Menschenverstande nahe genug liegenden Sentiments aus hat ja jüngst auch der Herausgeber dieser Blätter einige besonders schwach fundirte Geschworenenwahrsprüche für sein der heutigen Jury abgeneigtes Urtheil verwerthet.

Bei mir und manchen mir gleichgesinnten Berufsgenossen hat sich inzwischen eine Wandlung nach der entgegengesetzten Richtung vollzogen. Nicht, daß ich die eben angedeuteten, gegen Geschworenengerichte moderner

Façon sprechenden Gründe an sich heute für weniger zutreffend hielte, als ich es früher that. Nur ist mir zunächst der Glaube an die Heilskraft der Schöffengerichtsordnung mit ihrer unorganischen Vermischung rechtsgelehrter Berufsrichter und willkürlich ausgelooster Laien allmählich abhanden gekommen. Dies weitläufiger auseinanderzusetzen, möchte mehr in einer juristischen Fachschrift als hier am Platze sein. Hauptsächlich haben aber gerade der Wunsch, das Recht und die Rechtsübung von der zudringlichen Ingerenz fremdartiger Elemente möglichst rein zu erhalten, und die unerfreulichen Beobachtungen, die die politische Rechtsprechung deutscher Strafkammern während der letzten Jahre überreichlich zu machen Gelegenheit bot, die Ueberzeugung immer lebhafter in mir befestigt, unter den gegebenen Verhältnissen unseres Staatslebens sei die Jury nicht nur ein nothwendiges Komplement der Strafgerichtsverfassung, es sei vielmehr die allgemeine Ausdehnung ihrer Kompetenz nach der Seite der politischen Delikte hin im Interesse der Gesundung deutscher Rechtsordnung ein ernsthaft anzustrebendes Ziel.

Im Allgemeinen schleicht ja das politische Leben im lieben Vaterlande ersichtlich in gelassener Versumpfung behaglich dahin. Die liberale Presse aller Schattirungen ist von einer Zahmheit der Gesinnung und einer Liebedienerei gegenüber den herrschenden Gewalten, die gouvernemental nichts zu wünschen übrig läßt. Ob man schließlich über Margarine oder über Produktenbörsen oder über Zwangsinnungen so oder so denkt, ist in der That von keiner die Gesellschaftordnung erschütternden Bedeutung. Allenfalls verursacht gelegentlich die dilatorische Behandlung einer Marineforderung im Reichstage einen Sturm im Glase Wasser mit dem Gefolge einiger obligaten Scheltworte; doch waltet alsbald wieder die alte träge Ruhe über den einen Augenblick erregten Wässerlein. Um Verfassungskrisen heraufzubeschwören, dazu fehlt ersichtlich auf allen Seiten die Thatkraft. So weit wäre Alles wunderschön und eigentlich absolut gar kein Stoff mehr für politische Strafverfolgungen. Aber da ist die Sozialdemokratie mit ihren immer zahlreicher werdenden Vertretern im Reichstage, ihrer weitverzweigten Presse, ihrer unermüdlichen Agitation in Vereinen und Versammlungen. Diese „Pest“ mit allen Mitteln repressiver Staatsgewalt auszutilgen, ist die wichtigste Aufgabe heutiger deutscher Staatskunst geworden; unsere gesammte innere Politik dreht sich, hypnotisirt, immer ausschließlicher um dieses fragwürdige Problem. Nachdem es mit dem Sozialistengesetz nicht ge-

glückt und nachdem die Umsturzvorlage in Scherben gegangen ist, versucht man es jetzt, durch äußerste Anspannung aller der ordentlichen staatlichen Stafverfolgungsgewalt zur Verfügung stehenden Handhaben der vermeintlichen Seuche Herr zu werden. Besonders Preußen geht darin mit der hohen Autorität seines Ranges den übrigen deutschen Staaten muthig voran. Aus den Eröffnungen, die Herr von Köller unmittelbar nach seinem Rücktritt über die im preußischen Staatsministerium herrschenden Diskordanzen gemacht hat, wissen wir, daß er den Justizminister Schönstedt als den einzigen Genossen gelten ließ, der mit ihm entschlossen den Staatskarren gegen die Sozialdemokratie habe vorwärts treiben wollen, während die Herren von Boetticher e tutti quanti hinten die Räder zurückstemmten. Daß Herr Schönstedt persona gratissima bei seinem Souverain und auch sonst von maßgebendem Einfluß bei Hofe ist, macht die Erzählung des Herrn von Köller um so wahrscheinlicher. Danach kann es dann allerdings nicht Wunder nehmen, daß die preußischen Staatsanwälte sich gewöhnt haben, in der unermüdlichen Verfolgung aller sozialdemokratischen Aeußerungen der Rede und der Schrift ihren edelsten Beruf, eine rettende That, mindestens doch ein höheren Orts dankbarlichst anerkanntes Verdienst zu erblicken. Die Folge ist die Ueberschwemmung der Strafkammern mit Anklagen wegen Majestät- und Beamtenbeleidigung, Gotteslästerung, Erregung von Klassenhaß, Unfugs u. s. w., vorzugsweise gegen Mitglieder der sozialdemokratischen Partei gerichtet.

Das wirkt unheilvoll auf den Richterstand und die Gerichte, auf Recht und Gerechtigkeit. Unter der Fluth dieser politischen Prozesse muß allmählich die richterliche Unbefangenheit schwinden und die legitime Widerstandskraft der Gerichte gegen den übertriebenen Verfolgungeifer der öffentlichen Ankläger erlahmen. Es entwickelt sich eine spitzfindige Buchstaben- und Begriffsjurisprudenz, die an den Worten dehnt und preßt und schließlich alle Normen in ihren Grenzlinien zwischen Recht und Unrecht bis zur Undeutlichkeit verdunkelt. Wie hat man sich bei Berathung des deutschen Strafgesetzbuches bemüht, solcher abwegigen Rechtsprechung vorzubeugen! Um übertriebenem Byzantinismus zu steuern, wurde bei dem crimen laesae majestatis der Begriff der „Ehrfurchtverletzung" durch den gemeinrechtlichen Begriff der „Beleidigung" ersetzt: mit Hilfe des dolus eventualis, einer planlosen Ausdehnung des sogenannten Unterlassungdeliktes und übertriebener monarchischer De-

votion ist der Unterschied der einen und anderen Fassung längst vollständig verwischt. Um die berüchtigten §§ 100, 101, die Kautschukparagraphen des preußischen Strafgesetzbuches, thunlichst unschädlich zu machen, wurden in die jetzigen §§ 130, 131 des deutschen Strafgesetzbuches vorsorglich allerlei einschränkende Requisiten der Anreizung zu „Gewaltthätigkeiten" und der „wissentlichen" Erdichtung und Entstellung die Obrigkeit verächtlich machender „Thatsachen" eingeschaltet: die thatsächliche Rechtsübung von heute hat an den Begriffen der „Friedensgefährdung", der „Gewaltthätigkeiten", der „Thatsachen" und ihrer „eventuellen Wissenschaft" so lange umhergeklügelt, daß der alte Kautschuk vollkommen wiederhergestellt ist. Um auf dem Gebiet des religiösen Lebens der Kritik, den Glaubensstreitigkeiten, der geistigen Bewegung die Freiheit zu sichern, erklärte § 166 St.-G.-B. ausdrücklich, nur die „Einrichtungen" und „Gebräuche", nicht aber die Lehren, Dogmen, Glaubensvorstellungen der einzelnen Religiongesellschaften gegen „beschimpfende" Angriffe schützen zu wollen: mit Hilfe der Verflüchtigung des Begriffes „Beschimpfung" und beliebiger Suppeditirung der hinter einem angegriffenen religiösen Gegenstande — etwa der päpstlichen Unfehlbarkeit, dem Marienkultus, der Bibel, Luther, dem Talmud — gemeinten oder gedachten „Gebräuche" sind wir in der strafgesetzlichen Beschränkung religiös-kirchlicher Erörterungen weiter zurückgekommen, als wir es je in den glücklichen Zeiten der Censur waren. Hätte der gute Eduard Lasker vor zwanzig Jahren ahnen können, was Alles die deutsche Rechtsprechung aus dem gegen bubenhaften Straßenunfug gemünzten § 360 Nr. 11 St.-G.B. an politischem Rüstzeug zur Bekämpfung „staatsfeindlicher" Parteien zu entnehmen im Stande sei, er würde sicherlich auch dieser Norm eine die jetzt herrschende Mißdeutung erschwerende Formulirung aufgeprägt haben, — und sicherlich eben so erfolglos wie an anderer Stelle. Alle Gesetzgebung in der Welt, sie mag in noch so klarer, noch so unzweideutiger Sprache ihrer Normen die das Gebiet der erlaubten und der verbotenen Handlungen trennenden Schranken aufrichten, bleibt am Ende ohnmächtig, sobald übermächtige Tendenzen beflissen sind, diese Barrieren niederzulegen, und die zu ihrem Schutz berufenen Gerichte des Landes den Ansturm, statt ihn zu hemmen, fördern.

Von sozialdemokratischer Seite ist wiederholt Klage erhoben worden, gegen die klagende Partei werde Klassenjustiz geübt. Natürlich wurde von der Regirung der Vorwurf stets mit viel Emphase zurückgewiesen; und so weit darin die Beschuldigung bewußter Rechtsbeugung zu Ungunsten der

lohnarbeitenden Volksklassen enthalten sein soll, ist der Vorwurf sicherlich unbegründet. Nur sollte man darüber nicht die Augen verschließen vor den Richtungen und Strömungen heutiger Strafzustände, die zu jenem Vorwurf Anlaß gegeben haben. Seit dem Sozialistengesetz, das Dies mit dürren Worten aussprach, haben deutsche Gerichte sich daran gewöhnt, in jedem Sozialdemokraten ohne Weiteres ein Subjekt zu erblicken, dessen Sinnen und Trachten auf nichts als den Umsturz der bestehenden Staats- und Gesellschaftordnung abzielt. Ein solches Subjekt hat von vorn herein die praesumtio doli mali gegen sich und Alles, was es thut oder unterläßt, spricht oder schreibt, wird von dieser Präsumtion aus gedeutet und beurtheilt. Was im Munde oder in der Feder jedes anderen Staatsbürgers als unverfänglich und unsträflich gelten würde — der Abdruck eines Gedichtes von Heine, ein Citat aus Shakespeare, eine Reminiszenz aus der Geschichte der brandenburgischen Kurfürsten, irgend eine doppelsinnige Redensart —, wandelt sich, von einem sozialdemokratischer Gesinnung überführten oder verdächtigen Manne angewendet, alsbald zur Missethat um. Wie oft ist mir in strafgerichtlichen Urtheilen der Satz begegnet, an sich gestatte zwar die inkriminirte Aeußerung auch die Auslegung eines harmlosen, nicht strafbaren Sinnes, und ginge sie von einem wohlgesinnten Manne aus, müßte man sich der dem Angeklagten günstigeren Auffassung zuneigen; da indessen der Angeklagte ein notorischer Sozialdemokrat, sei der Inkrimination des Anklägers unbedenklich beizupflichten und sonach die beleidigende, gotteslästerliche, verleumderische, aufrührerische Absicht des Angeklagten festzustellen. Dann und wann habe ich wohl auch die seltsame Deduktion gelesen, dieweil es dem Angeklagten nicht gelungen, seine bona fides nachzuweisen, sei er der mala fides für überführt zu erachten. Würden solche Grundsätze lediglich gegen offenkundig gewerbsmäßige Agitatoren der verfehmten Partei in Uebung gesetzt, so bliebe es immerhin vom Standpunkte gleich waltender Gerechtigkeit bedenklich genug, ließe sich aber vom staatspolizeilichen Standpunkt aus allenfalls noch verstehen. Wird eine so gefährliche Observanz aber unterschiedlos angewendet gegen Alle, die nach der unkontrolirbaren Ansicht eines Schutzmannes oder Gendarmen der Angehörigkeit zur sozialdemokratischen Partei auch nur verdächtig sind, gegen Jedermann, der, gleichviel ob doktrinär oder praktisch, platonisch oder leidenschaftlich sozialistischer Weltanschauung zuneigt, so können die Wirkungen nur unheilvoll sein. Und wenn man die thatsächlichen Wirkungen nüchtern abwägt: läuft diese Handhabung des Strafrechtes, dieses verschiedene Maß,

mit dem hier gemessen und gewogen wird, nicht darauf hinaus, daß die Strafjustiz je nach der Volksklasse und der bei ihr vorausgesetzten Gesinnung andere Gestalt, anders geübte Regeln und Normen annimmt?

Damit im engsten Zusammenhange steht ein fernerer ungesunder Zug heutiger politischer Rechtsprechung: die entsetzliche Ausdehnung, die man auf dem politisch wichtigen Gebiet der durch Worte verübbaren Delikte dem Begriff zulässiger Wortauslegung gegeben hat. Zwei absolut verschiedene Fragen- und Gedankenoperationen werden auf Kosten der Logik und des Rechtes fortgesetzt durcheinander gemengt. Von Auslegung im Rechtssinne sollte überall nur die Rede sein, wo eine dunkle, prima facie unverständliche oder mehrdeutige Aeußerung vorliegt und nun mit Hilfe der Sprachkunde, ihrer Grammatik und Syntax der objektiv in den Worten enthaltene Sinn zu ermitteln ist. Was sich aber heute Wortinterpretation nennt, ist ein hiervon himmelweit verschiedenes Ding geworden. Vollkommen verständliche, durchaus unzweideutige, an sich gänzlich unverfängliche Aeußerungen werden dazu benutzt, lediglich als Beweisindizien Anhaltspunkte dafür darzubieten, was sich der Urheber der verdächtigen Worte hinter und neben ihnen etwa Böswilliges gedacht haben möchte. Gelingt es so durch endloses Klügeln und Düfteln, durch das verwegenste Kombiniren und Assoziiren von Ideen, halbwegs eine Art Beweisfolgerung zu begründen, so erfolgt flugs die Feststellung, der Angeklagte habe Dieses oder Jenes „gemeint“ oder zu sagen „beabsichtigt“, — und das Delikt ist fertig. So kann es alle Tage geschehen, daß Jemand strafrechtlich verantwortlich gemacht wird, ausschließlich für Gedanken, die immerhin unsittlich und staatsgefährlich gewesen sein mögen, die aber noch keinen adäquaten, für jedes normale Wahrnehmungvermögen objektiv erkennbaren Ausdruck gefunden haben. Sie sind nicht zu Thaten und Handlungen geworden und sollten deshalb schlechterdings außerhalb der Grenzen der Strafbarkeit verbleiben. Der Unterschied von Auslegen und Unterlegen, von objektivem Thatbestand und Beweisindiz ist aber verloren gegangen. Malitia supplet delictum. Die Ermittelung des Dolus genügt, um jedem Worte jede denkbare oder undenkbare Bedeutung zuzuerkennen. Diesen gefährlichen Abwegen heutiger gelehrter Rechtsprechung rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben, wäre die hohe Aufgabe des Reichsgerichtes gewesen. Hier stehen schließlich doch höhere, für das gemeine Wesen wichtigere und folgenschwerere Grundsätze von Recht und Gerechtigkeit in

Frage, als sie durch alle vom Reichsgericht in den fast dreißig Bänden seiner strafgerichtlichen Entscheidungen niedergelegte Begriffsjurisprudenz berührt werden. Verhängnißvoller Weise hat das Reichsgericht geglaubt, den ganzen Bereich dieser Aus- und Unterlegungskünste, als dem Gebiet der „thatsächlichen" Feststellungen angehörig, der Nachprüfung der Revisioninstanz grundsätzlich entziehen zu müssen, und so sind die Strafkammern vollständig souverain, schrankenlos weiter zu „interpretiren."

Lothar Bucher bemerkt gelegentlich in seinem „Parlamentarismus" zutreffend, daß in den modernen Parteikämpfen ein Beamtenthum das politische Unschuldsalter, einmal eingebüßt, niemals wieder zurückgewinnt. Das gilt von dem administrativen wie von dem richterlichen Beamtenstande; und es gilt vorzugsweise in unserer Zeit mit ihrer Vorherrschaft der sozialpolitischen Gegensätze. Nun wohl, wenn Dem so ist und wenn nach menschlicher Voraussicht der Kampf gegen die Sozialdemokratie noch eine geraume Zukunft unseres Staatslebens auszufüllen bestimmt ist, dann sehe ich kein anderes Mittel, die ständigen Gerichte unseres Landes vor dem weiteren Versinken in das politische Parteigetriebe zu schützen, ihnen, so viel sie noch an Unparteilichkeit und Unbefangenheit allen Volksklassen und ihren sozialpolitischen Konflikten gegenüber besitzen, intakt zu erhalten, als daß man sie von der eigentlich politischen Judikatur entlastet. Dazu scheinen mir die Geschworenengerichte, als reine Volksgerichte gedacht, in der That wie geschaffen; sie wären geeignet, die gesammte politische Rechtsprechung auf ihre breiten Schultern zu übernehmen. Ein politisches Schwurgerichtsverdikt, ohne Gründe, ohne alle den schlichten Menschenverstand und die juristische Logik beleidigenden Raisonnements verkündet, giebt sich als Das, was es ist: ein Machtspruch, gefällt von der auf der Geschworenenbank gerade herrschenden Partei über gegnerische Parteigenossen. Heute nimmt die Bourgeoisie die Bank ein, vertritt, was das Strafgesetzbuch „Staatsgewalt" und „öffentliche Ordnung" titulirt, und läßt den vierten Stand ihre Herrschaft fühlen. Sollte morgen einmal der vierte Stand Hammer und die Bourgeoisie Amboß werden, so würden die Schläge natürlich in anderer Richtung fallen. Allerlei Zufälligkeiten, wie sie mit jeder Loosziehung verknüpft sind, würden dann und wann überraschende „Wahrsprüche" ergeben. Im Großen und Ganzen aber bliebe bei solcher eminent politischen Zuständigkeit der Jury das Widerspiel der sich im Staat und der Gesellschaft bekämpfenden Kräfte einfach, klar, frei von künstlichen Verkleidungen und widerwärtiger Heuchelei.

Es liegt nahe, zu fragen, was denn unter einer derartigen Gerichtsordnung das Recht gewinnen würde. Ich meine, ein sehr großer Gewinn läge zunächst schon in der erkennbaren Scheidung der dem Recht und der der Politik gebührenden Domäne. Wie die Dinge in der deutschen Gegenwart liegen, droht die täglich zudringlicher werdende Ingerenz der rein politischen, der sozialpolitischen, der kirchlich-politischen Parteikämpfe in die Gerichtssäle die gesammte ordentliche Rechtsprechung unserer Strafkammern zu verfälschen und zu verderben. Die bedenklichen Grundsätze, die auf politischem Gebiet einmal Platz gegriffen haben — das fortgesetzte Wirthschaften mit dem rein subjektiven Thatbestande, die Doluspräsumtion mit der davon abhängigen Verkehrung von Anschuldigung- und Entlastungbeweis, vor Allem aber die uferlose und bodenlose Methode der Wortauslegung —, greifen bewußt und unbewußt allmählich auch auf die benachbarten Gebiete des Strafrechtes über. Wäre es nicht ein Segen für das gemeine Recht und die ordentlichen Strafgerichte, wenn sie von diesen verderblichen Einflüssen der Parteikämpfe, so weit Menschenwitz reicht, befreit würden? Und wenn mir einer der professionellen Gegner der Schwurgerichte vorwirft, Das hieße schließlich den Teufel durch Beelzebub austreiben, so nehme ich auch diese Art von Teufelaustreibung in den Kauf.

Unmittelbarer und zweifelloser verspricht die Zuweisung der politischen Delikte an die Geschworenen einen zweiten Gewinn, den ich nicht weniger hoch anschlagen möchte als den ersten. Von dem Augenblick an, wo die deutschen Staatsanwälte ihre politischen Anklagen nicht mehr vor den Strafkammern, sondern vor der Jury durchzuführen gezwungen wären, würde sich ihr Verfolgungeifer erheblich abkühlen und die politische Strafverfolgung überhaupt würde in ungeahnter Progression zusammenschrumpfen. Die Strafkammerjudikatur macht den Staatsanwälten vielfach die staatrettende Arbeit nur allzu leicht. Die Zusammensetzung des Gerichtes steht von vorn herein fest, man kennt den Vorsitzenden, sein Temperament, seinen Einfluß auf die Kammer; man ist in stetiger Fühlung mit der politischen Luft, die dort weht, und man ist danach ziemlich sicher in der Lage, den Erfolg der Anklage vorauszuberechnen. Irrt man sich einmal in der Rechnung, so ist das Unglück nicht groß. Wo es das Gesetz irgend zuläßt, verhandelt man bei verschlossenen Thüren — in Preußen liebt man es, bei allen Majestätbeleidigungprozessen die Oeffentlichkeit ohne Weiteres auszuschließen —,

und so bleibt der Mißerfolg ohne besonderen Eclat. Mit all diesen bequemen Prozeduren ist es nichts mehr, sobald der Staatsanwalt die Jury sich gegenübersieht. Wie sie zusammengesetzt sein wird, kann kein Mensch ahnen, und wie sie gestimmt sein wird, bleibt vollends unberechenbar. Ein viel größeres Maß von Oeffentlichkeit ist durch das ganze Verfahren unvermeidlich bedingt. Unter allen Umständen ist die gesammte Prozedur weitläufiger, schwerfälliger, die Verantwortlichkeit auf dem öffentlichen Ankläger unendlich stärker lastend. Das Alles verleidet den Staatsanwälten die Lust, zweifelhafte Fälle ohne Noth strafgerichtlich zu verfolgen. Warum sind denn in Bayern die politischen Prozesse so viel spärlicher gesät als in Preußen? Wesentlich aus dem Grunde, weil alle eigentlichen Preßdelikte, die ja fast ausnahmelos politischen Charakter an sich tragen, dort zur schwurgerichtlichen Kompetenz gehören. Die gleiche Beobachtung kann ich jetzt täglich um mich herum im schönen Frankreich machen. Du lieber Himmel! Was muß sich Herr Felix Faure nicht alle Tage von Henri Rochefort in seinem „Intransigeant" an ungeheuerlichen Invektiven sagen lassen! Kein Hahn kräht darum und Niemand denkt daran, dem alten zahnlosen Laternenmann den Gefallen eines politischen Schwurgerichtsprozesses zu erweisen. Glaubt man wirklich, daß die politischen Verhältnisse Bayerns unsicherere sind oder das Nationalgefühl des französischen Volkes weniger fest gekittet ist, weil hier wie dort die politische Verfolgungsucht nicht in strafgerichtlichen Formen exzediren kann? Eine schlimmere und gefährlichere Selbsttäuschung vermöchte ich mir nicht vorzustellen. Und deshalb auch, weil ich im Interesse des öffentlichen Friedens unter allen Volksklassen, im Interesse der Gesundung und Erstarkung des ohnehin reichlich zerrütteten Einheitbewußtseins deutscher Nation, vorzüglich aber im Interesse der Integrität von Recht und Gerechtigkeit im Vaterlande die möglichste Einschränkung der politischen Strafprozesse für einen Segen halte, perhorreszire ich die heutigen Strafkammern als politische Gerichtshöfe, gleichviel ob in ihrer jetzigen oder in einer durch Schöffen verwässerten Gestalt, möchte ich die Schwurgerichte, da wir sie einmal haben, nicht mehr missen, bin ich aus einem ihrer Widersacher der Freund ihrer politisch erweiterten Zuständigkeit geworden.

Paris. Otto Mittelstaedt.

Sozialreform im Handelsgewerbe.

Während die industriellen Arbeiter, dank ihrer Massenorganisation, schon längst in allen Ländern die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber auf ihre Lage gelenkt und Berücksichtigung bei den öffentlichen Gewalten gefunden haben, vermochten die Klagen, die das Hilfspersonal im Handelsgewerbe über seine gedrückte Lage erhob, erst im letzten Jahrzehnt einen solchen Widerhall in der öffentlichen Meinung zu erwecken, daß sich die Gesetzgebung auch mit der sozialen Frage der Arbeitkräfte dieses Berufszweiges zu beschäftigen begann. In Deutschland erstreckten sich die Klagen der Handlungsgehilfen in der Hauptsache auf die nachtheiligen Folgen der in den Ladengeschäften üblichen langen Arbeitzeit der Gehilfen und Lehrlinge, die mangelhafte Ausbildung des Personals, die Lehrlingzüchterei, die zunehmende Verkürzung der vertragsmäßigen Kündigungfristen und die Erschwerung des Fortkommens der Gehilfen durch Vertragsbestimmungen, die sie unter Androhung hoher Konventionalstrafen verpflichteten, Konkurrenzgeschäfte nicht zu errichten oder in solche Geschäfte nicht als Angestellte einzutreten.

Um über die Berechtigung dieser Klagen und die Nothwendigkeit einer gesetzlichen Regelung dieser Verhältnisse Aufklärung zu verschaffen, wurde der im Jahre 1892 errichteten Kommission für Arbeiterstatistik bei ihrem ersten Zusammentreten vom Reichskanzler die Aufgabe zugewiesen, Erhebungen über die Arbeitzeit, die Kündigungfristen und die Lehrlingverhältnisse im Handelsgewerbe zu veranstalten und sich gutachtlich über eine gesetzliche Regelung der gestellten Fragen zu äußern. Die Kommission leitete die Erhebungen mit einer statistischen Aufnahme durch Fragebogen ein und verschickte diese Bogen an etwa 10 Prozent aller im Reiche bestehenden kaufmännischen Betriebe, die durch Detailverkauf in offenen Läden der Befriedigung täglicher Bedürfnisse dienen und in denen mindestens ein Gehilfe gehalten wird. Das Bild, das diese Erhebung über Arbeitzeiten, Kündigungfristen und Lehrlingverhältnisse ergab, war wohl im Allgemeinen zutreffend, allein es bedurfte doch der Ergänzung. Die Kommission beschloß daher, durch Einholung schriftlicher Aeußerungen kaufmännischer Vereine und durch mündliche Vernehmung von Prinzipalen und Gehilfen an Orten, wo die Erhebung durch Fragebogen stattgefunden hatte, noch klarzustellen, inwieweit die übliche Laden- und Arbeitzeit mit Rücksicht auf die körperlichen und geistigen Interessen der Gehilfen und Lehrlinge als übermäßig anzusehen, ob eine Kürzung der Laden- und Arbeitzeit ohne Schädigung berechtigter Interessen des Kaufmannstandes und des Publikums möglich sei und welche Gründe für oder gegen die gesetzliche Einführung einer Maximalkündigungfrist sprächen. Durch die Ausführung dieser Kommissionbeschlüsse wurde ein weiteres werthvolles Material gewonnen. Die Kommission hielt es aber immerhin noch nicht für ausreichend und beschloß, es in drei Richtungen zu ergänzen: erstens durch Vernehmung von Auskunftpersonen (Prinzipalen und Gehilfen) unter entsprechender Auswahl aus Groß-, Mittel- und Kleinstädten wie unter Berücksichtigung der Gebietsgruppeneintheilung (in den Nordwesten und Nordosten, in Mittel- und Süddeutschland) und der verschiedenen Geschäftszweige, zweitens durch Befragung der Vereine, die nur zur Frage der gesetzlichen Festlegung einer Maximalarbeitdauer Stellung genommen hatten, über die Einführung einer allgemeinen Ladenschlußstunde, drittens durch

Einholen eines Gutachtens des Reichsgesundheitamtes, ob auf Grund des gewonnenen und sonstigen Materials eine Schädigung der Gesundheit der Handlungsgehilfen angenommen werden könne. Nachdem Auskunftpersonen vernommen, die nachträglichen Umfragen bei den Vereinen beendet und das Gutachten durch das Kaiserliche Gesundheitamt erstattet worden war, sah die Kommission die Erhebungen als abgeschlossen an und erstattete darüber einen — in der Sitzung vom zehnten Dezember 1895 genehmigten — Bericht an den Reichskanzler. Nach diesem Bericht lassen sich die hauptsächlichste Ergebnisse der Erhebungen kurz etwa in folgende Sätze zusammenfassen:

I. Durch die statistische Aufnahme ist der Nachweis erbracht worden, daß sich die regelmäßige Arbeitzeit des Personals einschließlich der Pausen in den meisten Geschäften mit der Ladenzeit deckt und daß diese nur bei 14,9 % der befragten Betriebe weniger als 12 Stunden, bei mehr als 30 % der Ladengeschäfte 14 Stunden und länger dauert. Am Günstigsten ist es mit der Arbeitzeit der Lehrmädchen bestellt, dann folgen die weiblichen, weiter die männlichen Gehilfen und schließlich die männlichen Lehrlinge. Diese haben in 44,9 % der befragten Betriebe — einschließlich der Pausen — eine Arbeitzeit von mehr als 14 Stunden, in 33,9 % mehr als 15 und in 7,7 % mehr als 16 Stunden; aber auch für die am Günstigsten gestellten Lehrmädchen sind in 17,5 % der Geschäfte Arbeitzeiten von mehr als 14 Stunden ermittelt worden. Daß eine so lange Dauer der Arbeitzeit, auch wenn sie — freilich unregelmäßig — fast in allen Geschäften von Zeiten der Muße unterbrochen wird, insbesondere auf den jugendlichen Organismus schädigend wirken muß und daß sie um so ungünstiger wirken wird, wenn beschränkte Räumlichkeiten, Ausdünstungen, gasförmige Zersetzungprodukte u. s. w. die Luft verschlechtern, steht außer Zweifel und wird auch in dem Gutachten des Reichsgesundheitamtes anerkannt. Mit noch erheblicherem Nachdruck als die Schädigung der Gesundheit wird aber die Beeinträchtigung der geistigen Fortbildung der Lehrlinge und Gehilfen und in Folge Dessen der Mangel an gut ausgebildeten Gehilfen auf die zur Pflege einer theoretischen Ausbildung weder Zeit noch Kraft und Interesse lassende übermäßig ausgedehnte Arbeitzeit zurückgeführt. Als Folge des Uebermaßes der Arbeitzeit wird schließlich auch eine Benachtheiligung des Familienlebens bezeichnet. Weniger allgemein und weniger entschieden als das Verlangen nach Verkürzung der Arbeitzeit ist die Forderung einer nach Lage und Dauer festgesetzten Mittagspause vertreten worden, obgleich die in dieser Beziehung herrschenden Zustände vielfach Gegenstand lebhafter Klagen gewesen sind. Nach den Erhebungen fehlte in nahezu 30 % der Betriebe dem Hilfspersonal eine fest bestimmte Mittagspause von mindestens halbstündiger Dauer. Die Mittagspause dauert in der Regel nur so lange wie die Mahlzeit selbst und richtet sich nach dem jeweiligen Gange des Geschäftes. Daß eine so unregelmäßige, hastige und durch Unterbrechungen gestörte Einnahme der Hauptmahlzeit dem Körper nicht zuträglich ist, liegt auf der Hand und wird auch in dem Gutachten des Reichsgesundheitamtes unter Hinweis auf die bei jungen Kaufleuten häufig auftretenden Magenleiden ausdrücklich hervorgehoben. Eben so steht nach den Erhebungen fest, daß diesem Umstande von den Prinzipalen zu geringe Bedeutung beigemessen wird.

Als weiterer Uebelstand hat sich schließlich herausgestellt, daß die Ein-

richtungen der Laden-, Arbeit- und Lagerräume häufig nicht den sanitären Anforderungen entsprechen und daß der Mangel an Heizungvorrichtungen, namentlich in den Läden, keineswegs in der Natur des Betriebes, insbesondere auch nicht des Betriebes der Lebensmittelgeschäfte, ausreichende Begründung findet.

II. Bezüglich der Klagen über die Verkürzung der Kündigungfristen hat sich herausgestellt, daß die beklagten Uebelstände zur Zeit zwar nicht in erheblichem Umfange vorkommen, daß aber eine Tendenz zu ihrer Einbürgerung nicht zu verkennen ist. In der großen Mehrheit der Betriebe (65,3 %) gilt für alle Gehilfen noch die sechswöchige, mit Ablauf des Kalendervierteljahres endigende gesetzliche Kündigungfrist; kürzere Fristen kommen weit mehr für weibliche (50,2 %) als für männliche Gehilfen (31,8 %) vor, für beide Arten besonders in Großstädten, wo 20 % der männlichen und 26,1 % der weiblichen Gehilfen Kündigungfristen von weniger als 4 Wochen haben, und in Großbetrieben (mit 20 und mehr Gehilfen), wo die Frist für 44,6 % der männlichen und 34,1 % der weiblichen Gehilfen weniger als 4 Wochen beträgt.

III. Die Befragung der Auskunftpersonen läßt erkennen, daß sich die Konkurrenzklausel nicht selten in den Anstellungverträgen der Gehilfen in offenen Ladengeschäften findet und häufig in hohem Maße geeignet ist, das Fortkommen und selbst die Existenz der Gehilfen zu erschweren, ja, unmöglich zu machen.

Auf Grund der Ergebnisse der Erhebungen hat sich die Kommission für Arbeiterstatistik in ihrer überwiegenden Mehrheit dahin ausgesprochen, daß eine Einwirkung des Gesetzgebers auf die Dauer der Arbeitzeit, auf die Ausbildung der Lehrlinge und die Dauer der Kündigungfristen dringend geboten und auch ohne Schädigung des Kaufmannstandes möglich sei; auch hat sie eine Einschränkung der Konkurrenzklausel in den Anstellungverträgen der Handlungsgehilfen und ein Einschreiten der Gesetzgebung hinsichtlich der Arbeitzeit der Geschäftsdiener für erforderlich gehalten. Von den Vorschlägen der Kommission, die im Einzelnen näher präzisirt niedergelegt sind, haben diejenigen, die sich auf die Regelung der Kündigungfristen und der Konkurrenzklausel wie auf die allgemeine Fürsorgepflicht des Prinzipales für Gehilfen und Lehrlinge beziehen, der Reichsregirung bei der Abfassung des sechsten Abschnittes des ersten Buches des Entwurfes eines neuen Handelsgesetzbuches als Unterlage gedient. Manche davon sind berücksichtigt worden, andere zeigten sich nicht als ausführbar, weil die Kommission bei ihren Ermittelungen und Vorschlägen nur die Geschäfte mit offenen Läden zu berücksichtigen hatte. Dennoch ist, nachdem der Reichstag dem Entwurf eines neuen Handelsgesetzbuches mit wenigen — überdies zu Gunsten der Handlungsgehilfen getroffenen — Aenderungen am zwölften April d. J. in dritter Lesung mit überwiegender Majorität zugestimmt hat, damit ein tüchtiger Schritt zur Besserung der sozialen Verhältnisse im Handelsgewerbe vorwärts gethan worden. Eine erschöpfende Zusammenstellung der für die Handlungsgehilfen und Handlunglehrlinge geltenden Rechtsvorschriften hat das neue Handelsgesetzbuch natürlich nicht geben können, da manche dieser Vorschriften Gegenstände betreffen, die auf anderen Rechtsgebieten, so namentlich auf dem des Gewerberechtes, liegen. Allein es enthält, so weit es sich auf die Gehilfen und Lehrlinge erstreckt, wesentliche Ergänzungen des geltenden Handelsrechtes; es verläßt den Grundsatz unbedingter Vertragsfreiheit, von dem das heutige Handelsgesetzbuch ausgeht, zieht

insbesondere den Vereinbarungen über die Kündigungfristen und dem Konkurrenzverbot Schranken und regelt das kaufmännische Lehrverhältniß, namentlich die Pflichten des Lehrherrn, näher. Das neue Handelsgesetzbuch verbannt die jetzt ungebräuchlich gewordene Bezeichnung „Handlungdiener" aus seinem Texte und unterscheidet zwischen Handlungsgehilfen, d. h. Personen, die in einem Handelsgewerbe zur Leistung kaufmännischer Dienste gegen Entgelt angestellt sind, und Handlunglehrlingen. Für diese gelten zunächst eine Anzahl von Vorschriften, die in erster Linie für Handlungsgehilfen getroffen sind, so das für diese bestehende Verbot, in dem Handelszweige des Prinzipals für eigene oder fremde Rechnung Geschäfte zu machen, die Verpflichtung des Prinzipals, die für die Gesundheit des Personals und für die Aufrechterhaltung der Sittlichkeit nothwendigen Maßnahmen zu treffen, die Bestimmungen über die Weiterzahlung des Gehaltes im Falle der Unterbrechung der Dienstleistung bei Verhinderung durch unverschuldetes Unglück, und schließlich die Bestimmungen über die Konkurrenzklausel.*) Dann bezieht sich eine Reihe von Sondervorschriften auf sie. Darunter sind zunächst diejenigen zu erwähnen, die die Art und Weise der Ausbildung der Lehrlinge betreffen. Sie schreiben vor, daß der Lehrherr verpflichtet ist, den Lehrling entweder persönlich oder durch einen geeigneten, ausdrücklich dazu bestimmten Vertreter in den bei dem Betriebe des Geschäftes vorkommenden kaufmännischen Arbeiten systematisch zu unterweisen; er darf ihm ferner die zu seiner Ausbildung erforderliche Zeit und Gelegenheit durch Verwendung zu anderen Dienstleistungen nicht entziehen, muß ihm die zum Besuch einer Fortbildungschule wie zum Besuche des Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen erforderliche Zeit gewähren und hat ihn zur Arbeitsamkeit und zu guten Sitten anzuhalten. Die Dauer der Lehrzeit bestimmt sich nach dem Lehrvertrage und in Ermangelung von Vertragsbestimmungen nach den örtlichen Verordnungen oder dem Ortsgebrauch. Eine vorzeitige Auflösung des Lehrverhältnisses ist zulässig (erstens ohne Kündigung während der sogenannten Probezeit, d. h. in der Regel während des ersten Monats nach dem Beginn der Lehrzeit,**) außerdem nach Ablauf der Probezeit bei Vernachlässigung der Pflichten des Lehrherrn gegen den Lehrling in einer dessen Gesundheit, Sittlichkeit oder Ausbildung gefährdenden Weise und in den noch zu erörternden Fällen, in denen „aus wichtigen Gründen" eine sofortige Kündigung des Dienstverhältnisses zwischen Prinzipal und Gehilfen statthaft ist, zweitens mit Kündigung nach Ablauf eines Monats im Falle des Ueberganges des Lehrlings zu einem anderen Gewerbe oder Berufe). Nach Beendigung des Lehrverhältnisses hat der Lehrherr dem Lehrling ein schriftliches Zeugniß über die Dauer seiner Lehrzeit, seine Kenntnisse, Fähigkeiten und sein Betragen auszustellen. In allen diesen Punkten schließt sich das Handelsgesetzbuch Bestimmungen an, die sich in der Gewerbeordnung in ähnlicher Weise vorfinden. Das Selbe gilt von der

---

*) Da nach § 74 Abs. 2 des Handelsgesetzbuches die Festsetzung eines Konkurrenzverbotes nichtig ist, wenn der Gehilfe zur Zeit des Vertragsabschlusses minderjährig ist, so wird die Festsetzung eines solchen Verbotes im Lehrvertrage im Allgemeinen unzulässig sein.

**) Die Probezeit kann durch Vertrag bis auf die Dauer von drei Monaten ausgedehnt werden, eine Vereinbarung darüber hinaus ist nach § 76 des H.-G.-B. nichtig.

Vorschrift des § 80, nach der Personen, die sich nicht im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte befinden, die Befugniß, Handlunglehrlinge zu halten oder sich mit deren Ausbildung zu befassen, nicht zusteht. Der Entwurf folgt hierin der ähnlich lautenden Bestimmung des § 106 der Gewerbeordnung, geht über diese aber, einem aus den Kreisen der Handlungsgehilfen geäußerten Wunsche entsprechend, insofern hinaus, als er nicht blos das Halten von Lehrlingen durch Personen, denen die bürgerlichen Ehrenrechte entzogen sind, sondern auch die Verwendung solcher Personen zur Anleitung von Lehrlingen untersagt.

Was nun die Rechte und Pflichten der Handlungsgehilfen anbelangt, so hat das neue Handelsgesetzbuch in der Hauptsache Folgendes bestimmt. Es verbietet (in § 60 und 61) zunächst den Handlungsgehilfen, ohne Einwilligung des Prinzipals selbst ein Handelsgewerbe zu betreiben oder in dessen Handelszweige für eigene oder fremde Rechnung Geschäfte zu machen; verletzt er diese Pflicht, so steht dem Prinzipal das Recht auf Schadensersatz oder auf Eintritt in die vom Gehilfen für fremde Rechnung abgeschlossenen Geschäfte oder auf Auszahlung oder Abtretung der hieraus bezogenen oder fälligen Vergütungen zu. Diese Vorschrift ist in ihrem ersten Theile weniger streng als die seitherige, nach der auch jeder gelegentlich erfolgende, dem Handelszweige des Prinzipals fremde Ankauf eines Gegenstandes zum Zweck der Weiterveräußerung untersagt war; dagegen pflegten bei der unklaren Fassung der jetzt geltenden Bestimmungen die Gerichte die Berechtigung des Prinzipals, vom Handlungsgehilfen die Herauszahlung einer Vergütung zu verlangen, die dieser aus Geschäften für Rechnung Dritter verdient hatte, meist zu verneinen.

Aehnlich den in den §§ 120 a und 120 b der Gewerbeordnung und im § 618 des Bürgerlichen Gesetzbuches (über den Dienstvertrag) getroffenen Bestimmungen, die nur einige durch die besonderen Verhältnisse des Handelsgewerbes bedingte Aenderungen erfahren haben, erstreckt sich die Fürsorgepflicht des Prinzipals den Handlungsgehilfen gegenüber nach § 62 darauf, die Geschäftsräume wie die für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten und den Geschäftsbetrieb und die Arbeitzeit so zu regeln, daß der Handlungsgehilfe gegen eine Gefährdung seiner Gesundheit, so weit es die Natur des Betriebes gestattet, geschützt und die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes gesichert ist. Ferner soll der Prinzipal, wenn der Gehilfe in die häusliche Gemeinschaft aufgenommen ist, verpflichtet sein, hinsichtlich der Wohn- und Schlafräume, der Verpflegung wie der Arbeit- und Erholungzeit pünktlich die durch die Rücksicht auf die Gesundheit, Sittlichkeit und Religion des Gehilfen gebotenen Einrichtungen und Anordnungen zu treffen. Erfüllt er die ihm hinsichtlich des Lebens und der Gesundheit des Gehilfen obliegenden Verpflichtungen nicht, so ist er zum Schadensersatz verpflichtet. Von einer Festlegung der Dauer der Arbeitzeit der Gehilfen, auch der der weiblichen, ist im Handelsgesetzbuch Abstand genommen worden. Obwohl sie in der Reichstagskommission befürwortet wurde, hielt man einem dahin gehenden Antrage entgegen, daß eine Regelung dieser Frage auch für Handlungsgehilfen lediglich in der Gewerbeordnung erfolgen könne und daß sie generell ohne gleichzeitige Festsetzung von Ausnahmen, wie sie § 138 a und 139 a der Gewerbeordnung zulasse, nicht möglich sei; überdies kämen die besonderen Verhältnisse in Apo-

theken, im Schankgewerbe, im Laden- und Comptoirgeschäft, in Stadt und Land, während der Saison und in der Zeit vor Weihnachten in Betracht. Auch die Frage der „Sitzgelegenheit" während der geschäftlichen Thätigkeit, eine Frage, die in England und den Vereinigten Staaten bekanntlich zur Bildung besonderer Ligen geführt hat, wurde in der Kommission erörtert; man hielt indessen für entbehrlich, eine Verpflichtung noch besonders zum Ausdruck zu bringen, wenn die Kommission nur darüber einig sei, daß die dem Prinzipal nach § 62 (61 des Entwurfes) obliegende Pflicht, im Geschäftsbetriebe auf die Gesundheit der Gehilfen Rücksicht zu nehmen, so aufgefaßt werde, daß auch die Möglichkeit, unter Umständen die Gewährung von Sitzgelegenheit zu erzwingen, vorhanden sei. Solche Einigkeit wurde in der That auch festgestellt.

Wie bisher, so soll auch künftig dem Handlungsgehilfen, der durch unverschuldetes Unglück, insbesondere durch Krankheit, zeitweise an der Leistung seiner Dienste verhindert wird, der Anspruch auf Gehalt und Unterhalt für den Zeitraum von sechs Wochen zustehen; doch geht das neue Handelsgesetzbuch weiter als das heute noch geltende, das einen festen Anspruch für die Zeit von sechs Wochen nicht nur dann zuläßt, wenn der Gehilfe zeitweise an der Dienstleistung verhindert wird, sondern auch dann, wenn sich von vorn herein erkennen läßt, daß die Verhinderung dauernd ist. Auch die seitherige Streitfrage, ob der Prinzipal zu der sechswöchigen Gewährung des Gehaltes und Unterhaltes auch dann noch verpflichtet sei, wenn er dem für längere Zeit an der Leistung seiner Dienste verhinderten Handlungsgehilfen gegenüber von dem ihm in diesem Falle zustehenden Rechte der Kündigung ohne Einhaltung einer Kündigungfrist Gebrauch mache, ist im neuen Handelsgesetzbuch zu Gunsten des Gehilfen entschieden worden. Man wird diese Regelung um so mehr für berechtigt halten, als dem Gehilfen sonst das Recht auf Fortbezug seines Gehaltes gerade in Fällen, in dem er es am Meisten brauchte, insbesondere im Fall einer schweren, einen Kündigungsgrund bietenden Krankheit, entzogen sein würde. Schließlich ist noch von dem im Bürgerlichen Gesetzbuch (§ 616) aufgestellten Grundsatze, daß sich alle in einem Dienst- oder Arbeitverhältniß stehenden, an der Leistung ihrer Dienste verhinderten Personen auf die ihnen zu gewährende Vergütung den Betrag anrechnen lassen müssen, der ihnen für die Zeit der Verhinderung aus einer auf Grund gesetzlicher Verpflichtung bestehenden Kranken- oder Unfallversicherung zukommt, zu Gunsten der Handlungsgehilfen eine Ausnahme gemacht worden. Nach § 63 des neuen Gesetzbuches (§ 62 des Entwurfes) ist der Gehilfe nämlich nicht verpflichtet, sich den ihm „für die Zeit der Verhinderung aus einer Kranken- oder Unfallversicherung zukommenden Betrag" anrechnen zu lassen, auch sind dieser Vorschrift zuwiderlaufende Vereinbarungen nichtig.

Die Beendigung des Dienstverhältnisses durch Kündigung unterlag bisher nur Bestimmungen, deren Abänderung durch Vereinbarung in das Belieben der Betheiligten gestellt war. Nach Art. 61 des geltenden Handelsgesetzbuches kann das auf unbestimmte Dauer eingegangene Dienstverhältniß im Zweifel von jedem Theile mit Ablauf eines jeden Kalendervierteljahres nach einer mindestens sechs volle Wochen vorher erfolgten Kündigung aufgehoben werden. Die selbe Vorschrift enthält zwar auch der § 66 des neuen Gesetzes (§ 65 des Entwurfes); § 67 (§ 66 des Entwurfes) zieht indessen der Abänderung der gesetzlichen Regel durch die

Vereinbarung der Betheiligten bestimmte Grenzen, da er — ähnlich wie § 122 der Gewerbeordnung — bestimmt, daß die Kündigungfrist, wenn sie durch Vertrag länger oder kürzer als die gesetzliche bedungen wird, für beide Theile gleich sein muß und nicht weniger als einen Monat betragen darf. Diese Beschränkung soll aber keine Anwendung finden, wenn es sich um Gehilfen handelt, die ein Gehalt von mindestens 5000 Mark jährlich beziehen (§ 68) oder die in außereuropäischen Handelsniederlassungen angestellt sind und im Falle der Kündigung die Rückreise auf Kosten des Prinzipales vollziehen (§ 68) oder die nur zu vorübergehender Aushilfe angenommen sind (§ 69). Das seitherige Recht des Prinzipals wie der Gehilfen, aus wichtigen Gründen das Dienstverhältniß ohne Einhaltung einer Kündigung sofort zu kündigen, bleibt auch nach dem neuen Handelsgesetzbuch bestehen, eben so sind die Beispiele von Kündigungsgründen zum größten Theil beibehalten worden. Nur die Vorschriften der §§ 123, 124, 133 c, 133 d der Gewerbeordnung haben insofern Berücksichtigung gefunden, als dem Gehilfen das Recht zur sofortigen Kündigung zustehen soll, wenn sich der Prinzipal weigert, den ihm mit Rücksicht auf die Gesundheit des Gehilfen, die guten Sitten und den Anstand obliegenden Verpflichtungen (§ 62 des Gesetzes, § 61 des Entwurfes) nachzukommen, oder wenn er „Thätlichkeiten, erhebliche Ehrverletzungen oder unsittliche Zumuthungen begeht, oder es verweigert, den Handlungsgehilfen gegen solche Handlungen eines anderen Angestellten oder eines Familienangehörigen zu schützen". Weiterhin ist, einem aus dem Kreise der Gehilfen vielfach geäußerten Wunsche entsprechend, im § 72 Ziffer 3 (§ 71 Ziffer 3 des Entwurfes) vorgeschrieben worden, daß nur eine die Dauer von acht Wochen übersteigende militärische Dienstleistung einen Grund zur Entlassung eines Gehilfen bilden soll.

Von größerer Bedeutung ist die Regelung, die die Frage der Konkurrenzklausel gefunden hat, d. h. die Frage, inwieweit eine Vertragsabrede zulässig ist, durch die sich der Handlungsgehilfe dem Prinzipal gegenüber für den Fall einer Beendigung des Dienstverhältnisses einer Beschränkung seiner gewerblichen Thätigkeit unterwirft, insbesondere die Verpflichtung eingeht, ein Konkurrenzgeschäft nicht zu errichten oder in ein solches Geschäft als Angestellter nicht einzutreten. Daß mit den Konkurrenzverboten, deren Beobachtung durch hohe Konventionalstrafen gesichert zu werden pflegt, ein großer Mißbrauch getrieben und den Gehilfen das Fortkommen häufig weit über das Maß des berechtigten Interesses des Prinzipals erschwert wird, läßt sich leider nicht leugnen. Trotzdem scheint es nicht angängig, die Konkurrenzklausel deshalb schlechthin für unbillig zu erklären. Denn es würde nicht zu rechtfertigen sein, wenn man einem Gewerbetreibenden versagte, sich gegen eine unlautere, ihn schädigende Ausnutzung der Kenntniß der Verhältnisse seines Geschäftes und seiner mit Mühe, Kosten- und Zeitaufwand im Laufe des geschäftlichen Lebens errungenen Erfahrungen durch frühere Angestellte zu sichern. Die mannigfachen Vorschläge, die zur Verhütung der aus dem Konkurrenzverbot entstehenden Mißstände gemacht worden sind, haben sich praktisch eben so verwerthbar gezeigt wie der vom Reichsgericht aufgestellte Grundsatz, daß die Konkurrenzklausel dann als unverbindlich zu betrachten sei, wenn sie sich als eine gegen Sittlichkeit und öffentliche Ordnung verstoßende Beseitigung der Freiheit wirthschaftlicher Selbstbethätigung darstelle. Mit Rücksicht hierauf hatte der Entwurf zu dem neuen

Handelsgesetzbuch im § 73 nur die allgemeine Bestimmung getroffen, daß eine Vereinbarung zwischen dem Prinzipal und dem Handlungsgehilfen, durch die der Gehilfe für die Zeit nach der Beendigung seines Dienstverhältnisses in seiner gewerblichen Thätigkeit beschränkt wird, für den Gehilfen nur insoweit verbindlich sein sollte, als die Beschränkung nach Zeit, Ort und Gegenstand nicht die Grenzen überschreitet, durch die eine unbillige Erschwerung des Fortkommens der Handlungsgehilfen ausgeschlossen würde. Bei einer solchen Regelung würde ausschließlich den Gerichten die Entscheidung überlassen worden sein, ob im einzelnen Falle eine Vereinbarung die gesetzlich bezeichneten Grenzen überschritten haben würde. Die Denkschrift zum Entwurfe bezeichnete Das als zweckmäßig, da eine die Verhältnisse des praktischen Lebens und die in Frage kommenden Interessen in sachgemäßer Weise berücksichtigende Rechtsprechung am Sichersten dahin gelangen werde, die Mißbräuche, die zur Zeit mit der Verwendung der Konkurrenzklausel getrieben werden, zu beseitigen. Nicht der selben Ansicht war die Majorität des Reichstages. Sie hielt das richterliche Ermessen, das der Entwurf vorgesehen hatte, für zu weit gehend und erachtete eine zeitliche — dreijährige — Grenze, außerhalb deren die Konkurrenzklausel überhaupt zu verbieten sei, für nöthig. Hiergegen wandte der Staatssekretär des Reichsjustizamtes, Herr Nieberding, zwar sowohl in der Kommission als im Plenum des Reichstages ein, daß eine mechanische Beschränkung der Konkurrenzklausel auf einen bestimmten Zeitraum das Interesse derjenigen Prinzipale schädigen werde, die die Konkurrenz nur für einen bestimmten Artikel, für den sie sich eine besonders große Anerkennung verschafft und einen großen Kundenkreis gewonnen hätten, ausschließen wollten; und er hob weiter hervor, daß die Gehilfen Nachtheile haben würden, da sich jetzt die Mehrzahl der Konkurrenzklauseln auf die Zeit von einem bis zwei Jahren erstreckt hätte, während künftig die gesetzliche Bestimmung, wonach die Ausdehnung der Klausel auf drei Jahre zulässig sei, zu einer allgemeinen Ausdehnung des Konkurrenzverbotes auf drei Jahre führen werde. Der Reichstag ließ sich von diesen Einwänden indessen nicht überzeugen und nahm in den § 74 (§ 73 des Entwurfes) als Absatz 2 die Bestimmung auf, daß die Beschränkung der Gehilfen durch ein Konkurrenzverbot nicht auf einen Zeitraum von mehr als drei Jahren von der Beendigung des Dienstverhältnisses an erstreckt werden dürfe.

So viel über den wesentlichen Inhalt der sozialen Reformen, die nach dem neuen Handelsgesetzbuch im Handelsgewerbe durchgeführt werden sollen. Nach dem Beschluß des Reichstages wird mit Ausnahme des § 65 (§ 64 des Entwurfes) der von den Handlungsgehilfen und Handlunglehrlingen handelnde sechste Abschnitt des ersten Buches des Handelsgesetzbuches bereits am ersten Januar 1898 in Kraft treten, also früher als die sonstigen Bestimmungen des neuen Handelsgesetzbuches, die erst mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch zusammen rechtlich wirksam werden. Dieser Beschluß findet darin seine Begründung, daß den Gehilfen und Lehrlingen im Handelsgewerbe ein Vorgehen der Gesetzgebung zur Verbesserung ihrer Stellung schon seit Jahren in Aussicht gestellt worden ist, daß sie immer aber auf das kommende Handelsgesetzbuch vertröstet worden sind. Wenn dieses nun in allen seinen Theilen erst mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch zusammen, also am ersten Januar 1900, Geltung erlangt haben würde, so würden die Harrenden die ersehnte Besserung ohne Grund noch mehrere Jahre entbehren müssen. Da überdies Schwierig-

keiten gesetzgeberisch-technischer Art nicht entgegenstanden und ferner darauf hingewiesen werden konnte, daß auch in anderen Fällen, z. B. bei der Gewerbeordnung, Gesetzestheile vorzeitig in Kraft gesetzt worden waren, und zu Alledem Vertreter des Bundesrathes ihr Einverständniß erklärten, so that der Reichstag wohl daran, den sozialen Schutz der auf Hilfe Wartenden nicht länger zu verzögern. Zu bedauern bleibt nur, daß er nicht auch nach einer anderen Richtung hin weiter gegangen ist. Man hatte, nachdem die Reichstagskommission beschlossen hatte, den sechsten Abschnitt des ersten Buches des Handelsgesetzbuches bereits am ersten Januar 1898 in Kraft treten zu lassen, vielfach erwartet, daß die an diesem Termin bereits bestehenden, ein Konkurrenzverbot enthaltenden Verträge den Vorschriften des neuen Gesetzes unterstellt werden würden. Nun hat man natürlich auch für das Handelsgesetzbuch den von der deutschen Gesetzgebung von je her eingenommenen und grundsätzlich berechtigten Standpunkt des Verbotes der rückwirkenden Kraft als maßgebend erachtet; nach meiner Ansicht wäre jedoch eine Ausnahme von dieser Regel hinsichtlich des sechsten Abschnittes des ersten Buches geboten gewesen. Sie hätte nicht allein in dem Umstande ihre Rechtfertigung gefunden, daß die Vorschriften dieses Abschnittes, bei denen das öffentliche Interesse übrigens ganz wesentlich mitspricht, die Nothwendigkeit eines staatlichen Schutzes für Gehilfen und Lehrlinge im Handelsgewerbe weit stärker als bisher zur Anerkennung bringen, sondern auch in der Thatsache, daß sich der Staat in Widerspruch mit den von ihm anerkannten Grundsätzen setzt, wenn er in einer Zeit, wo die neue Rechtsanschauung von den Rechten und Pflichten der Handlungsgehilfen zum Durchbruch kommt, früher entstandene Rechtsverhältnisse noch nach alten, einer weniger geläuterten Anschauung entsprechenden Vorschriften beurtheilen läßt.

Wenn man in einigen Punkten auch an die Sozialreform im Handelsgewerbe, die durch das neue Handelsgesetzbuch eingeleitet worden ist, noch manche Wünsche stellen könnte, so wird man doch zugeben müssen, daß sie im Wesentlichen das Richtige getroffen hat. Auch die ungewöhnliche Einmüthigkeit, mit der der Reichstag ihr zustimmte, wird dafür geltend gemacht werden können. Immerhin stellt diese Sozialreform im Rahmen des Handelsgesetzbuches nur einen Theil des gesetzlichen Schutzes dar, der zu Gunsten der Gehilfen und Lehrlinge im Handelsgewerbe zu treffen ist. Ein weiterer Schutz ist innerhalb des Rahmens der Gewerbeordnung und des Krankenversicherung- und des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes zu gewähren. Diese Nothwendigkeit ist nicht allein in der Denkschrift zu dem Entwurf des neuen Handelsgesetzbuches anerkannt worden, sondern die Reichsregirung ist nach Erklärungen des Direktors im Reichsamt des Innern Dr. von Woedtke bereits in Erwägungen eingetreten, wie weit Bestimmungen der Gewerbeordnung auf das Handelsgewerbe ausgedehnt werden können. Trotz dieser Erklärung hat der Reichstag für nothwendig gehalten, noch eine Resolution zu fassen, in der die Verbündeten Regirungen ersucht werden, „a) in Erwägung darüber einzutreten, inwieweit und mit welcher Maßgabe die Bestimmungen der §§ 120a bis 120e und 134a bis 139b der Gewerbeordnung (Arbeiterschutzbestimmungen) unter zweckentsprechender Anpassung an die besonderen Bedürfnisse auf das Handelsgewerbe auszudehnen sind, b) thunlichst bald dem Reichstage einen entsprechenden Gesetzentwurf vorzulegen."

Wenn man nun eine Anpassung der Arbeiterschutzbestimmungen der Gewerbe-

ordnung an die Verhältnisse des Handelsgewerbes ins Auge faßt, so wird man sich vor Allem darüber klar werden müssen, daß es sich nur darum handeln kann, dem Gros der Handlungsgehilfen, den vorzugsweise in offenen Verkaufsstellen, in Ladengeschäften thätigen Personen einen besonderen gesetzlichen Schutz zu gewähren. Die ausschließlich im Comptoir oder im Lager beschäftigten Angestellten, die meist in Folge ihrer Befähigung, Bildung und ihres Besitzes von Vermögen eine andere Stellung als die Mehrzahl der Gehilfen einnehmen, leben in der Regel unter besseren Arbeit- und Gehaltverhältnissen und sind im Stande, im Wege des freien Arbeitvertrages Das durchzusetzen, was die Staatshilfe zu Gunsten der anderen Gehilfen durchführen soll. Eine mechanische Regelung ihrer Arbeitzeit würde überdies in vielen Geschäften unmöglich sein, da die Comptoirthätigkeit bald eine sehr geringe, bald eine sehr angestrengte, aber im Interesse des Geschäftes durchaus nothwendige ist. Auf die ausschließlich im Comptoir und im Lager thätigen Gehilfen wird sich hiernach der Staatsschutz nicht zu erstrecken haben, und wenn ich weiter von Gehilfen und Lehrlingen im Handelsgewerbe spreche, so sollen darunter nur solche verstanden sein, die in Ladengeschäften arbeiten.

Die in der Resolution des Reichstages erwähnten Bestimmungen der §§ 120a bis 120e der Gewerbeordnung regeln den Betriebsschutz der gewerblichen Arbeiter, d. h. den Schutz gegen Gefahren für Leben, Gesundheit und Sittlichkeit. Ihre Anpassung an die besonderen Bedürfnisse des Handelsgewerbes scheint von vorn herein zwar nur geringeren Schwierigkeiten zu unterliegen, da sich nach § 62 des neuen Handelsgesetzbuches die Pflicht des Prinzipals bereits darauf erstreckt, die Geschäftsräume wie die für den Geschäftsbetrieb bestimmten Vorrichtungen und Geräthschaften so einzurichten und zu unterhalten und den Geschäftsbetrieb wie die Arbeitzeit so zu regeln, daß der Gehilfe gegen eine Gefährdung seiner Gesundheit geschützt und die Aufrechterhaltung der guten Sitten und des Anstandes gesichert ist. Trotzdem kann es sich nicht um eine mechanische Uebertragung der betreffenden Bestimmungen der Gewerbeordnung auf das Handelsgewerbe handeln; denn viele davon sind auf den Betrieb der offenen Ladengeschäfte gar nicht anwendbar, so z. B. die Schutzvorschriften gegen Staub, Dünste und Gase beim Fabrikbetriebe, gegen gefährliche Berührungen mit Maschinen, gegen Gefahren aus Fabrikbränden, ferner die Vorschriften über Trennung der Geschlechter, über Anlage von Ankleide- und Waschräumen, und endlich die Bestimmungen, daß bei Einrichtung der Betriebsstätten und Regelung des Betriebes die besonderen Rücksichten auf Gesundheit und Sittlichkeit zu nehmen sind, die durch das Alter der beschäftigten Arbeiter geboten sind. Dagegen wäre es wünschenswerth, für die Einrichtung der Laden-, Arbeit- und Lagerräume Bestimmungen zu treffen, die (wie z. B. die Vorschriften über Heizungvorrichtungen, Sitzgelegenheit u. s. w.) im Interesse der Gesundheit des Personals liegen. Zu ihrer Durchführung könnte einerseits den Polizeibehörden, analog dem § 120d der Gewerbeordnung, die Befugniß ertheilt werden, im Wege der Verfügung für einzelne Geschäfte die Ausführung von Maßnahmen anzuordnen, die zur Durchführung des Gesundheitschutzes nothwendig und nach der Beschaffenheit des Ladenraumes u. s. w. auch ausführbar sind; andererseits wäre dem Bundesrath, den Landescentralbehörden und den zum Erlaß von Polizeiverordnungen berechtigten Behörden die Ermächtigung zum Erlaß genereller Ausführungvorschriften zu geben.

Die Vorschriften der §§ 134a bis 134g der Gewerbeordnung, die sich auf den Erlaß und den Inhalt von Arbeitordnungen beziehen, würden mit entsprechenden Aenderungen nur für große Magazine und Waarenhäuser anwendbar sein, sind aber auch hier, namentlich mit Rücksicht auf die Vorschriften, die das Handelsgesetzbuch in den §§ 61—64, 67, 70—73 trifft, und auch im Hinblick darauf, daß die ganze soziale Stellung des Handlungsgehilfen eine andere ist als die des gewerblichen Arbeiters, entbehrlich. Das Selbe gilt von dem § 134h, der von den Arbeiterausschüssen handelt.

Gegen die Ausdehnung der in den §§ 135, 136 und 137 der Gewerbeordnung ausgesprochenen Verbote regelmäßiger Beschäftigung von Kindern und der Nachtarbeit von jugendlichen Arbeitern wie von Arbeiterinnen jeden Alters auch der Handelsgewerbe wird nichts einzuwenden sein; praktische Bedeutung wird diese Ausdehnung indessen nicht besitzen, da weder die Beschäftigung von Kindern noch die Nachtarbeit von jugendlichen und weiblichen Personen im Handelsgewerbe eine wesentliche Rolle spielt.

Von großer Bedeutung ist dagegen die Frage einer gesetzlichen Regelung der Arbeitzeit nicht nur der jugendlichen und weiblichen, sondern aller im Handelsgewerbe überhaupt thätigen Personen. Eine Regelung dieser Frage in einer mehr oder minder schematischen Weise, wie sie in der Industrie stattfindet, ist indessen im Handelsgewerbe, wo sich die Arbeitzeit nicht nach der Produktion, sondern nach den Bedürfnissen der Konsumtion richtet, nicht möglich. Die Kommission für Arbeiterstatistik hat sich freilich über diese Thatsache hinweggesetzt und eine für Gehilfen und Lehrlinge ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes gleiche Beschränkung der Arbeitzeit in der Art befürwortet, daß Anfang und Ende der Arbeitzeit auch mit dem Anfang und Ende der Ladenzeit zusammenfallen. Nach ihrem Vorschlage sollen während der Zeit von 8 Uhr abends bis 5 Uhr morgens offene Verkaufsstellen für das Publikum geschlossen sein und Handlungsgehilfen, Lehrlinge und Geschäftsdiener nicht zur Arbeit für das Geschäft herangezogen werden dürfen; überdies soll den Landescentralbehörden die Befugniß zustehen, für ihren Bezirk allgemein oder für gewisse Zweige des Handels eine spätere Stunde für die Oeffnung der Verkaufsstellen festzusetzen; das selbe Recht wird auch dem Bundesrath für das Gebiet des Reiches oder einzelner seiner Theile eingeräumt. Ausnahmen zu Gunsten einzelner Geschäftsarten will die Kommission für Arbeiterstatistik nur für den Geschäftsbetrieb der Apotheken, der Gast- und Schankgewerbe, den Verkauf von Druckschriften an Bahnhöfen und Dampfschiffen wie den Verkauf von Fahrscheinen und Eintrittskarten für öffentliche Schaustellungen an besonders hierfür eingerichteten Kassen zulassen. Außerdem will sie ein Offenhalten der Verkaufsstellen bis 10 Uhr abends gestatten: erstens an den letzten vierzehn Werktagen vor Weihnachten, zweitens an Tagen, für die die untere Verwaltungbehörde zur Befriedigung eines bei den Festen oder sonstigen besonderen Gelegenheiten hervortretenden Bedürfnisses Ausnahmen gestattet. Solche Ausnahmen sollen indessen für höchstens sechzehn Tage im Jahre allgemein oder für einzelne Handelszweige zugelassen werden dürfen.

Da nach den von der Kommission für Arbeiterstatistik veranstalteten Erhebungen Ladenzeit und Arbeitzeit in der Regel zusammenfallen und die Ladenzeit bisher bei 27,5 Prozent der befragten Betriebe mehr, bei 72,5 Prozent weniger als fünf-

zehn Stunden betrug, so würden die Gehilfen und Lehrlinge, da die Arbeitzeit nach den Vorschlägen der Kommission künftig allgemein eine Dauer von $15^1/_2$ Stunden erreichen könnte und voraussichtlich eine Ausnutzung der Frühstunden stattfinden dürfte, in Zukunft keineswegs günstiger als heute gestellt sein. Namentlich für die Lehrlinge, die nach den Erhebungen unter einer übermäßigen Arbeitzeit zu leiden haben, und für die Lehrmädchen trifft Das zu. Das Bedürfniß der jugendlichen Personen nach körperlicher Ruhe und geistiger Fortbildung fordert eine größere Beschränkung der Arbeitzeit, auch wenn ihre Arbeitleistung an sich vielleicht geringer und weniger anstrengend ist als die der Erwachsenen; auch würde durch schärfere Vorschriften über die Beschäftigung der Lehrlinge zugleich der Lehrlingzüchterei entgegengetreten werden können. Die zulässige Arbeitzeit wäre nun nicht allein für Gehilfen und Lehrlinge beiderlei Geschlechtes unter sechzehn Jahren gesetzlich zu begrenzen, sondern auch für erwachsene Personen. Diese Nothwendigkeit ergiebt sich, weil die Gehilfen durch Agitation und freiwillige Uebereinkunft nicht im Stande sein werden, Abhilfe gegen eine übermäßig lange Arbeitzeit zu schaffen, weil sie nicht eine Massenorganisation wie die industriellen Arbeiter haben, sich im Allgemeinen in weit isolirterer Stellung als diese befinden und den Strike jedenfalls in absehbarer Zeit nicht als Mittel zur Erzwingung berechtigter Forderungen anwenden können. Ein Maximalarbeitstag ist im Handelsgewerbe für Erwachsene beiderlei Geschlechtes auch um so mehr durchführbar, als hier, wenigstens so weit die Detailgeschäfte in Frage kommen, nicht wie in der Industrie die ausländische Konkurrenz zu berücksichtigen ist. Dagegen ist auf die Bedürfnisse des heimischen Konsums Rücksicht zu nehmen. Auch ist bei der Festsetzung der Dauer des Maximalarbeitstages davon auszugehen, daß die Arbeit des kaufmännischen Personals in den Ladengeschäften meist keine schwere ist und vielfach durch Ruhepausen unterbrochen wird. Allerdings darf dabei nicht übersehen werden, daß der junge Kaufmann außer der Zeit für Arbeit, Essen und Schlafen auch noch ein paar Stunden für Fortbildung und Geselligkeit übrig haben sollte. Daß eine verschiedene Regelung der Arbeitzeit der erwachsenen und jugendlichen Hilfskräfte mit der Ordnung des Geschäftes nicht vereinbar sein würde, ist kaum zu befürchten; auch die Kontrole der Durchführung dürfte keine unüberwindbaren Schwierigkeiten bieten.

Zum Schluß habe ich noch die Frage zu erörtern, ob eine Anpassung der im § 139 b der Gewerbe-Ordnung getroffenen Vorschriften über die Ausübung der Gewerbe Aufsicht an die Verhältnisse des Handelsgewerbes möglich und die Zuständigkeit der Gewerbeaufsichtbeamten auf die Aufsicht über die Ausführung der auf das Handelsgewerbe sich beziehenden Vorschriften auszudehnen oder die Bestellung besonderer Organe für die Kontrole der erlassenen und zu erlassenden Vorschriften neben oder an Stelle der Ortspolizeibehörden, also die Ernennung von Handelsinspektoren, erforderlich ist. Eine weitere Belastung der Gewerbeaufsichtbeamten scheint mir bei der heutigen Organisation der Gewerbeinspektion ausgeschlossen und auch außer Verhältniß zu den zu erwartenden Vortheilen zu stehen, zumal da die Kontrole der Vorschriften, um die es sich hier handeln würde, technische Kenntnisse nicht erfordert. Nun gebe ich gern zu, daß eine Kontrole der Polizeibehörden, namentlich eine solche, die in der Hauptsache durch untere Polizeibeamte erfolgt, weder den Unternehmern genehm ist, noch das be-

sondere Vertrauen des Arbeitpersonales zu besitzen pflegt; auch verhehle ich mir nicht, daß die Polizeibehörden erfahrungsgemäß mit wenigen Ausnahmen nicht sachverständig genug sind, um eine wirksame Durchführung von Arbeiterschutzbestimmungen zu sichern. Ich würde deshalb dem Vorschlage, die Befolgung der Gesetzesvorschriften zum Schutze der Gehilfen und Lehrlinge im Handelsgewerbe durch besondere Organe überwachen zu lassen, nicht unsympathisch gegenüberstehen. Seine Ausführung halte ich so lange aber nicht für thunlich, als nicht eine durchgreifende Reform unserer Gewerbeinspektion stattgefunden hat und damit die heute noch sehr mangelhafte Durchführung der Arbeiterschutzgesetzgebung gesichert ist. Inzwischen wird man im Hinblick darauf, daß die Durchführung der wichtigsten der für das Arbeitpersonal im Handelsgewerbe zu erlassenden Schutzbestimmungen ohne Schwierigkeit überwacht werden kann, die Kontrole der Polizeiorgane für ausreichend erachten müssen. Zu erwarten bleibt jedoch, daß nicht allein die Handlungsgehilfen, sondern auch das Publikum und die Konkurrenz jene Organe wirksam unterstützen werden.

Dr. Kuno Frankenstein.

Hellas.

Missolunghis letzter Morgen
Sah vorauf die Urne tragen,
Darin Byrons Herz geborgen,
Das für Griechenland geschlagen.
Der Verzweiflung Heldenkampfe
Zog voran der Urne Glanz,
Doch sie sank im Pulverdampfe,
Sie begrub der Waffentanz.

Nimmer ward sie mehr gefunden
Und im Sumpfe ist ertrunken
Dieses Herz der Dichterwunden,
Wie ein Heiligthum versunken.
Doch da unten hat nicht Ruhe
Dieser Kelch der Heldenlust:
Sprengend seine Silbertruhe,
Gießt er Licht in jede Brust.

Wo die Siegesstrahlen lohten
Auf die Schande der Barbaren,
Lebt der Thermopylentoten
Zorn in neuen Griechenschaaren.
Auf Europas Schande lächelt
Heut der alten Sonne Brand . .
Durch der Freiheit Banner fächelt
Noch der Name Griechenland.

Zürich. Karl Bleibtreu.

Ein fremder Herr.

Das war in meinem Häuschen zu Krieglach. Ich saß mit der Feder weit von aller Welt, mitten in der Wildniß meines „Jakob des Letzten", am Toten See bei Altenmoos, dort, wo es „Im Frieden Gottes" heißt. Klopfts an die Thür. Ich schreck' auf — ein Fenster? — Ein Bücherkasten? — Wo bin ich denn? — Ei ja so, in meiner Schreibstube bin ich und die kürzlich erst eingestandene Magd kommt herein, um zu melden, daß ein fremder Herr im Vorzimmer sei.

„Ein fremder Herr? Was ist Das, ein fremder Herr? Fremde Herren giebts genug, was gehen mich fremde Herren an?"

„Bitt', der fremde Herr will den gnädigen Herrn sprechen."

„Der gnädige Herr ist nicht vorhanden. Ich heiße Herr Vater, verstehen Sie?"

„Bitt', gnädiger Herr Vater —"

Stand der Fremde auch schon in der Thür. Ein untersetzter Mann mit schönem blonden Vollbart, hoher Stirn, dunklem Gesicht, blitzenden Augengläsern, einem grauen Ueberrock auf der Achsel, einem lichten Sonnenschirm in der Hand. Aber mein Gott, mir tanzte noch das ganze Altenmoos im Kopfe herum. Fast taumelte ich, während der Fremde eingeladen wurde, „einen Augenblick Platz zu nehmen". Charmanter kann man ja doch Niemanden hinauswerfen als mit dieser Bitte, „einen Augenblick Platz zu nehmen"; erfahrene Leute setzen sich auf solche Einladung auch gar nicht erst nieder. Meinem Fremden aber mußte Das neu sein, denn er setzte sich nieder. Den Schweiß trocknete er sich von der Stirn, denn es war ein heißer Sommertag und der Mann zu Fuß aus Mürzzuschlag gekommen, mehr als zwei Stunden Weges auf sonniger, staubiger Straße. Nun, so ließ ich ihn sich sammeln. Dann bemerkte er, daß wir für diesen Sommer Nachbarn wären, er habe sich in Mürzzuschlag niedergelassen für etliche Wochen und die Gegend sei auch recht anmuthig. Der Aussprache nach war er ein Norddeutscher und als Solchem, dachte ich, würden ihm wahrscheinlich die Berge zu niedrig sein in Steiermark. Doch beschwerte er sich nicht darüber und mir wars auch recht; in Altenmoos um den Toten See herum gab es allerdings höhere Berge als im Mürzthal. Hingegen verwunderte sich mein Fremder über die große Hitze, die in Steiermark herrsche; ich widersprach ihm: lag doch frostiger Nebel in der Schlucht und der See hatte Eiskrusten. Ja so, Das war in Altenmoos. Da er einen Blick auf das offene Klavier warf, so fragte er, ob ich denn auch musikalisch sei?

„Besonders viel gesungen wird", antwortete ich, „über die Feldlehne hin ziehen in weißen Fäden die Fußsteige, auf denen jetzt zur Feierabendzeit junge Bursche, zu Zweien oder auch zu Mehren gesellt, langsam dahingehen und helle Jodler singen."

Da merkte ich, daß er mich etwas verdutzt ansah —: ich hatte zu meinem eigenen Schreck einen Satz aus „Jakob dem Letzten" gesagt.

Nun wurde es ein Bischen still und ich dachte, jetzt wird er gleich mit der Bitte um eine Zeile oder sonst ein kleines Andenken hervorrücken, — wie Das regelmäßig zu geschehen pflegt, wenn ein werther Besuch sich zum Abschiede bereit macht. Mein Fremder jedoch rückte mit keiner Bitte hervor, sondern war der Ansicht, er würde sich denn wieder auf die Beine machen sollen. Obschon dem

Manne recht gut ins Auge zu gucken war, so widersprach ich seiner Ansicht nicht gerade offen. Dann stand er gelassen auf, empfahl sich freundlich und ging davon.

Ich eilte wieder an meinen Arbeitstisch. Dort lag die Visitenkarte noch, die des Fremden, die mir die Magd hingelegt hatte. Nun — wie mag der Mann heißen? Ein Blick auf die Karte: Wie? Was? Johannes Brahms? Der berühmte Komponist? Das ist nicht möglich! Das ist nicht möglich!

Stürzte meine Frau zur Thür herein: „Du, denke Dir, wer jetzt an unserem Hause vorübergegangen ist! Brahms, Johannes Brahms! Er muß es gewesen sein, nach dem Bilde."

„Ich bin ein Unglücksmensch!" war mein Schrei, indem ich den Kopf zwischen die Hände nahm. „Er war ja bei mir, hat mich besucht! Auf diesem Stuhl ist er gesessen und ich — ich hab' ihn nicht erkannt!"

„Du bist ein —" der Name, den sie mir gab, paßte weniger auf mein Aeußeres als auf mein Inneres; ich steckte ihn also ein und wir schauten zum Fenster hinaus. Dort, auf der sonnigen, staubigen Straße, den lichten Sonnenschirm aufgespannt, schritt er langsam dahin — Mürzzuschlag zu.

„Nachlauf' ihm! Auf der Stelle laufe ihm nach und bringe ihn zurück!" rief mein Weib. Aber mir waren die Füße wie in die Dielen gebohrt, ich fühlte mich gelähmt. Es war überhaupt nicht mehr gutzumachen. Und der Fremde schritt dahin die lange Straße, immer weiter fort, bis von ihm nur noch das lichte, zuckende Scheibchen des Sonnenschirmes zu sehen war.

Dann schleuderte ich die Blätter meines Jakob, der mir so heillos vorm Licht gestanden, in den Winkel und dann ging der laute Jammer an. Er war den weiten Weg gegangen, um uns die Ehre eines Besuches zu erweisen. Ohne ein Dankeswort, ohne einen Tropfen Labniß habe ich ihn fortgehen lassen, nicht ahnend, daß ein Mann über die Schwelle meiner Hütte getreten war, dessen Name nach hundert Jahre noch klingen wird in deutschen Landen. Erst am Abend zuvor waren wir wieder entzückt gewesen von seinen Sonaten, die meine Frau so schön zu spielen verstand. Mein ältester Knabe spielte Brahms und Brahms und konnte sich nicht genug Brahms spielen und seine liederlustige Schwester konnte nicht genug Brahms singen. Und nun Das! Wenn in einem Hause der Hausvater nicht ein so brauchbares Einrichtungstück wäre, ich wüßte nicht, wie es mir ergangen wäre an dem Tage! Was half es, daß der Stuhl, auf dem der Künstler gesessen, mit Ranken und Rosen bekränzt wurde, was hilft es, daß er noch heute der Brahmssessel heißt! Es ist gerade so, wie die Deutschen herrliche Denkmäler ihren großen Männern setzen, die sie im Leben vernachlässigt, nicht erkannt und ganz versäumt haben.

Das Selbstverständliche wäre nun ein Buß- und Bittgang nach Mürzzuschlag gewesen. Aber dazu hatte ich nicht den Muth. Mir schien es fast am Besten, den so Hochverehrten und schwer Mißkannten an seine Wanderung nach Krieglach gar nicht mehr zu erinnern. Glücklich wäre ich, wenn er beim Verlassen meines Hauses nichts Anderes gedacht hätte als: O Du armer, Du zerstreuter Poet! . . . Nach einigen Tagen wagte ich es aber doch und ging nach Mürzzuschlag, ihn zu suchen. Da hieß es: Meister Brahms ist gestern abgereist. Und nun . . . nun ist er für immer abgereist!

Graz. **Peter Rosegger.**

Amerikas Zolltarif.

Ganz so einfach, wie man bei uns zu glauben scheint, sind die Ursachen der beabsichtigten Tariferhöhungen in Washington nicht. Es ist richtig, daß Mac Kinley meist von Republikanern gewählt wurde und daß diese Partei von Fabrikanten beherrscht wird, die einen noch strengeren Schutz der heimischen Industrie wünschen. Aber der Präsident ist nicht mehr der Kandidat; und wie der glücklich Gewählte den einst wirksamsten Punkt seines Progammes, die Intervention auf Kuba, vergessen zu haben scheint, so brauchte er auch in keine Zollverschärfungen zu willigen, deren Höhe den Import nach der Union überhaupt verhindern, also die nothwendigen Staatseinnahmen, statt sie zu vermehren, nur noch tiefer herabdrücken könnte. Die finanzielle Seite wird zu wenig beachtet. Wenn die Amerikaner erst aufgehört haben werden, ihre chicanöse Zollpolitik mit angeblich älteren Chicanen des Auslandes gegen sie zu entschuldigen, dann werden sie zu der schwer zu widerlegenden Erklärung gelangen: Wir haben im Budget ein Defizit von 60 bis 70 Millionen Dollars und müssen dieses Defizit decken.

Vielleicht gelingt es mir, die Verlegenheit des amerikanischen Schatzamtes kurz klarzumachen. Jahre lang bestand dort die Kalamität in dem Ueberfluß des Staatsschatzes. Es gab zwei innere Steuern, auf Spirituosen und Tabak, und von außen her flossen die hohen Eingangszölle ins Land. Auf diesen beiden Wegen gelangte fast alles Baargeld von der Bevölkerung in die Staatskasse, die sich mit ihren wachsenden Reichthümern kaum mehr zu helfen wußte. Die beiden einzigen inneren Steuern wollte man aus „moralischen" Gründen nicht aufheben und eine Herabsetzung der Eingangszölle hätte die Interessen der eigenen Industrie geschädigt. In dieser Noth kam man zu einer verhängnißvollen Ausflucht. Das bekannte Pension-Gesetz wurde geschaffen, das die Union mit vielen hundert Millionen belastet und dessen Druck sofort schmerzlich fühlbar wurde, als sich die wirthschaftliche Lage schlechter gestaltete. Seit fünf Jahren herrscht in den Vereinigten Staaten eine Geschäftskrise; ist sie einmal beendet — und welcher Pessimist möchte gerade an der Union verzweifeln? —, dann schwindet auch sicher das Defizit wieder. Bis dahin aber muß ein so streng geregelter Staatshaushalt eifrig für die Bilanzirung seiner Ausgaben sorgen.

Nun sagen die Weisen aus dem Rübenlande: Wenn die Amerikaner nur die bei ihnen herrschende Korruption beseitigen würden, dann gäbe es schon längst keine Budgetverlegenheit mehr. Ja: „Wenn"! Sind denn solche Zustände so einfach aus der Welt zu dekretiren? Bis jetzt hat jeder Präsident nur die Korruption der ihm feindlichen Partei bekämpft, seine eigenen Anhänger aber behaglich leben lassen. Man höre nur das folgende Stückchen. Laut Vertrag haben die Transitbahnen, die von Meer zu Meer reichen, bis zu einer gewissen Gewichtssumme die Güter des Staates unentgeltlich zu befördern; diese Summe haben sie nun sehr oft schon im ersten Monat überschritten. Wie Das möglich ist? Man erzählt ganz offen, daß hochstehende Männer ganze Waggonladungen mit Gerichtsakten absenden lassen, die von einer Station zur anderen umgeladen werden. Diese gleichsam amtliche Unterstützung eines ungeheuren Betruges ist natürlich nicht erwiesen; daß man der Erzählung aber glaubt, ist schon charakteristisch genug. So lange dieser Kongreß dauert, wird auch der öffentliche Druck fort-

dauern; aus New-York wird deshalb in Privatbriefen gemeldet, in vier Wochen werde eine Beruhigung des Marktes eintreten. Sogar die auf Unterstützung der in Kuba lebenden Amerikaner gerichteten Anträge, denen der Präsident doch nur sehr sacht beigetreten ist, habe verstimmende Wirkung geübt. Die Kurse der Eisenbahnwerthe beweisen es. So standen die Vorzugsaktien von Atchison und Topeka vor den Wahlen noch 28, heute sind sie auf 19 gesunken, obwohl die Gesellschaft noch die Atlantic-Pacific von dem deutschen Komitee billig gekauft und auch mit der Southern-Pacific einen höchst werthvollen Streckentausch abgeschlossen hat. Allerdings wirkt da ein Verkauf von 18000 Vorzugsaktien mit, der, um den Stempel zu sparen, ausschließlich in New-York, also langsam, ausgeführt wird. Die Vorzugsaktien der Northern-Pacific sind von 39 auf 35 zurückgegangen, obgleich der Rücktritt des nach Unabhängigkeit strebenden Ingenieurs Winter nichts Schlimmes zu bedeuten hat. Auch sein Nachfolger, Herr Lammond, wird mir als ehrlich und umsichtig bezeichnet; er wird sich von der Great Northern Co. nicht allzu viel gefallen lassen. Doch ist diese Gesellschaft ein mächtiges englisches Unternehmen, dessen kommende Größe Herr Villard nicht früh genug erkennen wollte. Das war einer der Nägel zu seinem Sarge. Von der Union-Pacific giebt es nur gewöhnliche Aktien; sie standen noch im vorigen Jahre zwischen 20 und 30, heute etwa auf 7, weil die Aktionäre irrthümlich eine zu große Nachzahlung befürchtet hatten. Von Missouri-Konsols sind die Bonds, also die Prioritäten, seit sechs Monaten um 20 Prozent gefallen und die gewöhnlichen Aktien, die 1892, als Gould starb und dessen Nachlaß einzuschätzen war, mit $54^1/_2$ bewerthet wurden, notiren jetzt nur noch 13. Schließlich ist ja der Prioritätencoupon bezahlt worden; aber mit der Sicherheit der Bonds haperts, trotzdem die Gesellschaft doch 400000 Dollars dadurch erspart, daß sie ihre St. Louis- und Iron Mountains-Bonds von 6 und 7 auf $4^1/_2$ Prozent konvertiren ließ. Nicht ganz richtig scheint mir das Gerücht von der Antipathie Mac Kinleys gegen die Trusts zu sein. Erstens ist er von den Trustfreunden gewählt worden und dann muß man doch zwischen Waarenringen und Eisenbahnsystemen unterscheiden. Allerdings liegt ja eine Entscheidung des höchsten Gerichtshofes gegen Eisenbahnvereinigungen vor; daß aber z. B. die große Western Joint Traffic Association bestehen bleibt, beweist deutlich, daß Vereinigungen im Rahmen der Sherman-Bill möglich sind. Was die so nothwendigen Erneuerungen bei den amerikanischen Bahnen betrifft, so scheint mir, daß alle Gesellschaften damit zurückhalten, die bei Brutto-Mindereinnahmen doch Netto-Mehreinnahmen nachzuweisen wünschen. So fällt mir z. B. in den Nachweisen auf, daß die Missouri-Pacific für Wagenerhaltung 300000 Dollar weniger als im vorigen Jahre ausgegeben hat, nachdem auch schon 1895 die Summe verringert worden war.

Die Empörung über die beabsichtigten Tarifverschärfungen ist in den Zeitungen und Parlamenten ja laut genug zum Ausdruck gekommen. So eifrig sind jetzt die Länder in ihrer Abwehr, daß z. B. die Textilindustriellen Frankreichs — dieses Schutzzollstaates par excellence — ihren Protest direkt an den Senat, statt an den Staatssekretär Sherman, gerichtet haben, — noch dazu in einem Augenblick, wo drüben große Baumwollspinnereien mit riesigen Passiven ihre Zahlungen einstellen mußten. Diese Etablissements hatten auf starke Exporte gerechnet, da Baumwolle seit zwei Jahren um hundert Prozent gefallen ist. Aber der Bedarf des Auslandes blieb gering und so wußte man mit den großen Lägern nichts anzufangen.

Man irrt sich übrigens, wenn man glaubt, daß die deutschen Zuckerinteressenten mit ihren 405 Fabriken, in denen während der ganzen Campagne der Steuerbeamte sitzt, ganz allein gegen die von Washington drohende Gefahr lärmen. Die Franzosen mit ihren 350 Fabriken und einer bedeutend höheren, nur einzelnen Raffineuren zufließenden Exportprämie stoßen noch ganz andere Klagetöne aus. Dabei ist das beliebte Wort „Zuckerbarone“ wirklich auf unsere Großindustriellen nicht gut anzuwenden; denn wir haben keinen Ring wie den amerikanischen unter der Familie Havemeyer, auf den die new-yorker Blätter heute schimpfen, trotzdem sie ihn noch gestern gelobt haben und morgen wieder loben werden, oder wie den französischen Ring, dessen Früchte die Herren Say, Braband und Lebaudys Erben genießen. Unseren Zuckerindustriellen fehlt ein Verkaufssyndikat; die ausgebreitete Konkurrenz zerstört so völlig alle Vortheile, daß man in diesem Jahr traurige Bilanzen erwartet. Seit anderthalb Jahren ist Zucker bei uns von 12 bis 13 auf 9 bis 10 gefallen. Als 1894 der Preis gar auf 8½ zurückgegangen war, verloren unsere meisten Fabriken ihr Kapital. Das Publikum läßt sich da oft von Dividendenerklärungen blenden, die 40 und 60 Prozent betragen. Das betrifft alte Fabriken mit einem Kapital von vielleicht nur 400000 M., die seit Jahren auch keine Abschreibungen mehr zu machen brauchen.

Man darf auch nicht übersehen, daß unsere Unternehmer ihren Preisverlust nicht durch schlechtere Qualität ausgleichen können. Denn der Zucker wird bekanntlich nach Prozenten verkauft und die Durchschnittsprobe unterliegt der genauesten chemischen Untersuchung. Die Regirung giebt dieser Industrie etwa 30 Millionen als Exportprämie — wobei allerdings noch der Nutzen des sechsmonatigen Steuerkredites ins Gewicht fällt — und zieht von ihr an Konsumabgabe 120 Millionen. Wenn nun die Reichstagsmajorität die Kontingentirung nicht von 14 auf 18 Millionen Doppelcentner erhöht hätte, so würde es heute um die Preise besser stehen. Dieser Uebermuth, dessen Mißerfolg jetzt fast Allen klar ist, hat eine Mehrproduktion von 4 Millionen Doppelcentnern veranlaßt. Sobald nun auf Kuba der Friede hergestellt ist und die Insel wieder ihre zehn Millionen Sack Rohrzucker liefert, würde unser Export nach der Union auch schon ohne die vorauszusehenden Tariferhöhungen schwer leiden. Man hat bei uns halbe Arbeit gethan, als man durch Exportprämie und Kontingentirung die Produktion künstlich erhöhte, dabei aber nicht an die Syndizirung des Marktes dachte. Heute kann Herr Havemeyer in der Union, in deren Häfen jetzt 5560000 Sack Zucker liegen — gegen 2124000 im vorigen Jahre —, nicht so billige Frachten erzielen, wie wir sie über Elbe und Ozean leisten; ändert sich dieser Zustand, so hat er die Weltmärkte zur Verfügung und wir haben ein großes Absatzgebiet weniger, denn namentlich die Franzosen können uns im Preise noch unterbieten. Doch hört man auch, der amerikanische Trust könne unseren Zucker gar nicht entbehren und die Schärfen des neuen Tarifes müßten deshalb gemildert werden. England allein, so ungeheure Mengen auch z. B. Hentley & Palmer für Biscuit, Hill & John für Drops beziehen, kann uns nicht genügen. Es handelt sich um eine Frage ersten Ranges für unsere Landwirthschaft, die 300 Millionen Centner Rüben liefert, für unsere Maschinenindustrie, da die 405 Fabriken mindestens jährlich für 20000 Mark zu erneuern haben und ihre Haupteinrichtungen kaum unter 500000 Mark herstellen können, und für unsere Arbeiter, denen ein wichtiger Erwerbszweig verloren gehen kann.

Pluto.

Notizbuch.

Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, von Corvey und Ratibor hat im Reichstage, wo er den elsässischen Wahlkreis Hagenau vertritt, für einen Antrag der vaterlandlosen Gesellen gestimmt, der das Verbot der Koalition für die politischen Vereine beseitigen will. Dieser Antrag, der nur den Inhalt eines früheren, vom Bundesrath noch nicht erledigten Gesetzentwurfes wiederholt, war als eine Demonstration gegen das dem preußischen Landtag vorgelegte Vereinsgesetz gedacht und sollte das Ministerium Hohenlohe ein Bischen ärgern. Du lieber Gott, sagen die Leute nun, der gute Onkel Chlodwig hat doch schon Aerger genug, warum muß ihm sein eigenes Blut da noch bittere Stunden bereiten? Und der junge Herr, der vom Linken mit listiger Schmeichelrede umgarnt wird, muß von rechts her allerlei hämische Glossen hören. Das Geschwätz ist im Grunde recht thöricht. Daß Vater und Sohn die selbe Anschauung und den selben Geschmack haben, ist wider die Natur, die in zwei Generationen auch zwei verschiedene Auffassungen von Menschen und Dingen zu verkörpern pflegt; und wo der Papa und das Söhnchen einander in der selben Neigung begegnen, giebts gewöhnlich eine Posse im Stil der „Beiden Klingsberg". Nun hat Prinz Alexander zu Hohenlohe in seiner politischen Haltung zwar nicht immer wie ein Vertreter der jungen Generation gewirkt; er ist, ein zum Glück seltenes Beispiel im Kreis der Männer unter vierzig Jahren, von manchesterlichen Anwandlungen nicht frei und erschien manchmal, mit seinem hübschen Swellkopf und den netten Modehemdchen, wie eine komische Versteinerung. So alt aber ist er schließlich doch nicht, daß er noch an die Wirksamkeit von Vereinsgesetzen und ähnlichen Nettenichtigkeiten glauben könnte. Und wenn er nicht daran glaubt, kann nichts ihn hindern, mit Denen zu stimmen, die sein Gefühl in einem Antrag zum Ausdruck brachten. Gegen diesen Antrag haben im ganzen Reichstag nur achtzehn Bürgerliche gestimmt; schon deshalb sollten die Adelsparteien sich freuen, daß drei deutsche Prinzen durch ihr Votum den Verdacht abgewehrt haben, es handle sich um einen Kampf zwischen den bösen Junkern und dem wackeren Bürgerthum. Man braucht wirklich nicht an eine abgekartete Komoedie zu glauben, die nur den Zweck haben könnte, die persönliche Ansicht des müden Kanzlers in undurchdringliches Dunkel zu hüllen. Alexander der Soignirte vertritt im Reichstag nicht den lieben Papa, sondern den Wahlkreis Hagenau. Und alte Freunde der Familie Bismarck erinnern sich, auch da von dem zweiten, früh mannbaren Sohn des Hauses mitunter den Ausruf gehört zu haben: „Heute bin ich mit dem Herrn Reichskanzler aber einmal gar nicht einverstanden."

* * *

Der Herausgeber der „Zukunft" hat folgenden Brief erhalten:

Herr Professor Kaizl hat neulich in der „Zukunft" die Berechtigung der neuen Sprachenverordnung des Grafen Badeni historisch zu begründen versucht. Wir Deutschen könnten nun auch historische Gründe dagegen vorführen; darauf aber lassen wir uns gar nicht ein. Für uns ist die Gegenwart mit ihren praktischen Bedürfnissen maßgebend, sonst kommt die Diskussion gleich auf den sogenannten böhmischen Staat, dem wir unsere Anerkennung unbedingt versagen müssen, weil er die Zerreißung der Deutsch-Oesterreicher in zwei Theile und die Herrschaft der Czechen in Böhmen, Mähren und Schlesien und der Klerikalen in den Alpenländern bedeutet. Wenn die Czechen geltend machen, daß ein Volk von ihrer Größe und

Kultur auch das natürliche Recht habe, sich in einem eigenen Staate auszuleben, so antworten wir darauf, daß die Deutsch-Oesterreicher als Deutsche und als Oesterreicher auf ihr Staatsideal verzichten mußten und daher der Meinung sind, in Oesterreich müßten die einzelnen Volksstämme überhaupt ihrem besonderen Staatsideal entsagen. Da es in vielen Theilen des geschlossenen deutschen Sprachgebietes in Böhmen fast gar keine Czechen giebt und jeder dort ansässige Czeche sicher des Deutschen mächtig ist, so ist es überflüssig, czechische Eingaben czechisch zu erledigen, wozu jede Behörde einen Beamten braucht, der diese Sprache kennt. Man sagt: Die Deutschen sollen die czechische Sprache lernen. Deutsch-Böhmen ist aber ein Industrieland, dessen Söhne die Beamtenlaufbahn selten einschlagen und sie ganz meiden werden, wenn man den Eintritt so sehr erschwert. Die czechische Sprache ist ziemlich schwer zu erlernen, klingt uns Deutschen unschön, hat keine Literatur, die irgend etwas besonders Interessantes bieten könnte, und ihre Kenntniß hat außerhalb der Grenzen des engeren Vaterlandes keinen Werth. Sie wird also von den Deutschen nicht gelernt. Ob Das klug und richtig ist oder nicht, kommt nicht in Frage. Die Thatsache besteht und mit ihr muß man rechnen. Für uns Deutsche giebt es nur ein Programm: die Trennung. Jeder Volksstamm verwalte seine Angelegenheiten selbst und mische sich nicht in die des anderen, denn Deutsche und Czechen können heute nur neben, aber nicht mit einander leben. Was die Czechen von ihren Beamten fordern, ist uns ganz gleichgiltig; sie können ihnen die Kenntniß des Deutschen ganz verbieten. Dagegen ist es unsere Sache, wie unser Landestheil verwaltet wird, und da dürfen sie uns mit der Zweisprachigkeit nicht kommen. Völlige Trennung der Verwaltung und zwei getrennte nationale Kurien im Landtag: Das sind unsere Vorschläge. Sie werden den Forderungen beider Volksstämme gerecht, so weit diese Forderungen nur national und nicht staatsrechtlich sind, und bieten den einzigen Weg, um die erbitterten nationalen Kämpfe zu beenden.

Wien. Joseph Konrath.

* * *

Im Kladderadatsch war von Stutz neulich sehr lustig dargestellt, wie der Griechenkönig Georg nach jeder Unheilsbotschaft Szepter und Krönchen in den Koffer packt und nach jeder Siegeskunde die Herrscherutensilien wieder herausnimmt. Das Bild war allerliebst gezeichnet; aber der politische Sinn der Sache war vielleicht doch nicht ganz richtig getroffen. Die Lage des Griechenkönigs war ja gerade darum so tragikomisch, weil die Sicherheit seines Thrones mit der Zahl der Niederlagen des Heeres wuchs. Wenn die Geschichte leidlich abgegangen wäre, hätten die Hellenen die Dynastie, deren Familienbeziehungen sich so schlecht bewährt haben, wahrscheinlich gleich über die Grenze komplimentirt. Da die Niederlagen sich aber häuften und die Griechen sich auf das Wohlwollen der Großmächte angewiesen sahen, die natürlich der Dynastie ihr Dasein sichern möchten, konnte der Held Georgios noch ein Weilchen verschnaufen. Ob der Halbmond seine Herrschaft noch weiter ausdehnt, ob ganze Stämme vom Islam zerstampft werden: Das bekümmert die Großmächte nicht, wenn nur wenigstens der Schein einer monarchischen Staatsform gerettet wird. Sollte König Georg schnell noch eine neue Nationalhymne bestellen, dann darf in ihrem Refrain nicht die Versicherung fehlen, daß die Siege des Türkenheeres für ein paar kurze Lenzwochen die steile Höhe des Hellenenthrones gesichert haben.

Coriolan.

Durch die helle, herrenmoralische Weltanschauung der Alten, die der schwarze Schatten der Christensittlichkeit noch nicht gesänftigt hat und der Männertapferkeit, virtus, die einzige Form der Tugend ist, rast mit weithin hallendem Donnergetöse eine gespenstische, mystische Macht. Ein stolzes, zu üppiger Reife erblühtes Weib, eine Versucherin mit brennendem Blick und lechzenden Lippen, mit weichen, winkenden Armen, in deren Umklammerung der selig Jauchzende spürt, daß sie sein wonniges Stammeln mit dem letzten Hauch des verlangenden Mundes ersticken können, eine Hetärengestalt, die den Wandelnden mit heißem Gruß lockt und zugleich doch schreckt. Sie sitzt lässig auf goldenem Wagen, die weiße Hand lenkt schwarze arabische Rosse, ein Purpurgewand gürtet die Lenden, die breite Brust drängt frech sich ans Licht, als wollten die rosigen Saugwärzchen ganze Völker zur Stillung laden, und das Gefährt strotzt von phönikischem Purpur und Gold und blitzendem Tand. Scheu weicht die Menge ihm aus, denn sie weiß: mit der Uebermüthigen ist nicht zu spaßen, ihr Gespann zerstampft unbarmherzig, was sich ihm keck in den Weg stellt, und die Räder des Prunkwagens rasseln über den gemeinen Haufen hinweg. Durch bleiche Lippen stiehlt sich, aus Entsetzen und Sehnsucht geboren, der Seufzer: Die Hybris!.. Der wimmelnden Schaar, die den Acker bestellt, dem Handwerk nachgeht und die Wechselfälle des öffentlichen Lebens beschwatzt, ist sie nicht gefährlich; sie sucht unter den Besten den Buhlen, unter den Starken, die über die Masse hinausragen und mit der Macht des Willens und der Persönlichkeit höhere Geltung und besonderes Ansehen erzwingen. Den siegreichen Krieger, der in den Tagen geringer Differenzirung fast immer auch als Politiker und Volksredner im Vordergrunde der Staatsvorgänge steht, den Edlen, dem die Geburt schon den steilen Weg zur Führerschaft wies, preßt die Unheimliche an ihre Brust, hitzt ihm das Blut und treibt ihn zu tollkühner That. In manchen Mannes Sinn und Seele züngelte ihr gieriger, zitternd und lallend begehrter Kuß das süße Gift, manchen starken Mann stachelte sie mit sündig geiler Verheißung, daß er die Grenzen der Menschheit vergaß und des Unerhörten sich frevelnd vermessen wollte, — und von Allen, die der wüthenden Brunst erlagen, ward kein Einziger je von ihren Wunden völlig geheilt. Bang blickten die ernsten Geister auf dieses Schauspiel und mühten sich, gegen die von Asiens heißer Küste in die Länder des Zeus und der Venus verschleppte Fieberepidemie in den Sinnen und Sitten des Volkes selbst ein immunisirendes Serum zu bereiten. In Athen wurden der Hybris göttliche Ehren erwiesen, die Pelaten und Hektemoren erflehten von der hoch Thronenden milden Gebrauch ihrer Macht und Solons ganzes politisches Lebenswerk war im Grunde ein steter Kampf wider das Wüthen der holden Verheererin. Ihr galt seine Mahnung, nie zu viel zu wollen, den Willen nicht über

den Bereich des Vermögens hinauszuschicken, und an sie dachte er, da er den Reichen, den im Schoß des Glückes behaglich Schmausenden, zurief, den begehrlichen Stolz zu zähmen und nicht maßlos die Wünsche zu nähren. Auf jeder Seite der Schrift des Aristoteles über den Staat der Athener spürt man, wie der Weise in dem stillen Walten der Hybris, die er nie nennt, die tiefste Wurzel des Haders und Unheils erkannt hat und wie es ihn drängt, sie aus dem heimischen Boden zu jäten . . . Doch allem Bemühen der Mahner und Warner blieb der Erfolg versagt und das Kosen der Hexe verzerrte in Fieberschauern die schönsten und feinsten Köpfe, — von den frühen Tagen des Alkibiades bis in die sinkende Nacht des Römercaesarenwahnes.

Eins ihrer Opfer, und keins der unscheinbarsten, war Cajus Marcius Coriolanus, den Plutarch in seinen vergleichenden Biographien dem Alkibiades gesellt. Er gehörte zu den Edelsten der Nation, zu dem Stamm des Ancus Marcius, der, als Tochtersohn Numas, nach Tullus Hostilius König war. Den Vater hatte er früh verloren, Volumnia, die nicht unedler gezeugte Mutter, zog den Knaben auf, und wenn Plutarch in ihm auch einen Beweis dafür sieht, daß ein verwaistes Kind zu den höchsten Ehren gelangen könne, so wird der moderne Betrachter, dem kein Vorurtheil über die Fährlichkeiten des Waisenstandes den Blick trübt, doch gerade an dem Leben des Mannes Cajus merken, wie nöthig dem störrischen Knaben die feste, zügelnde Hand des Vaters gewesen wäre. Ein kräftig aufgeschossener Stammesstolz stimmt sein Wesen, er glaubt sich von besserer Art als der seiner patrizischen Standesgenossen und gewöhnt sich schon als Jüngling in den Wahn, nur von den nächsten Blutsverwandten Ehre empfangen zu können und aller Anderen Lob, wie wenn es aus unreinem Munde käme, hochfahrend zurückweisen zu müssen. Plutarch sagt gleich im vierten Absatz von ihm: Ut autem alii gloriam virtutibus sibi finem statuunt, sic matris ille gaudium gloria sua quaerebat; und dieser Jugendgewohnheit, in der Freude der Mutter den Endzweck des Ruhmes zu sehen, entwuchs Cajus nicht mit dem Eintritt in die Mannbarkeit. Ihm bleibt der persönliche Stolz, das Bewußtsein, einem auserwählten Geschlecht entsprossen zu sein, die stärkste, bestimmende Empfindung; wenn er in ihr tötlich getroffen wird, schwindet aus seinem Gedächtniß das Pflichtgebot, das ihn erst an die Heimath und dann an die Feinde Roms ketten sollte. Ihm ist das Vaterland immer nur das Land seiner Mutter: ihre Mahnung macht ihn zum Krieger, ihr Lob wiegt ihm schwerer als die von den Volksgenossen dem jungen Sieger gespendeten Eichenkränze, ihr Flehen führt ihn zum zweiten Verrath an der Mannespflicht. Was nicht dem Stamme der Marcier oder dem Muttergeschlecht entsproß, bleibt ihm im Innersten fremd; und was zur Plebs, zum gemeinen Pöbelhaufen, gehört, scheint ihm nur geschaffen, um mit den schmierigen Leibern den Wall zu bilden, der ihn, den ragenden Recken, vor den Speeren

der Feinde schützen kann. Dem Troß Rechte gewähren, ihn aus der Verfrohndung an Wuchereretücke erlösen, der wimmelnden Rotte die Lebensmittel verbilligen? Schwächlinge mögen solche Pläne hegen; der Starke weiß, daß Pöbel stets Pöbel bleibt und das feige, großmäulige Gesindel höchstens gut dazu ist, mit seinem dicken, unreinen Blut dem Adel den Dank für die Peitschenhiebe abzustatten, mit denen er es vorwärts trieb, auf die helle Höhe des Ruhmes. Cajus Marcius erbebte in lohendem Zorn, da der Senat den aufrührerischen Plebejern das Tribunat zur Vertretung ihrer Interessen gewährte, denn nach seiner Ansicht hatte der gemeine Haufe schweigend zu gehorchen und, ohne den übel riechenden Rachen zu öffnen, hinzunehmen, was ihm das Schicksal beschied. Als die Velitraner Gesandte schickten und von Rom für ihre von der Pest entvölkerte Stadt Kolonisten erbaten, als die Tribunen sich dem Senat, der dem Wunsch willfährig war, widersetzten und riefen, es sei die äußerste Schmach, die eine Hälfte des Volkes in eine verpestete Gegend zu treiben, während die andere Hälfte in Roms Mauern der Hungersnoth ausgeliefert sei, stemmte Cajus den starken Willen gegen die unbotmäßige Masse und erreichte vom schwankenden Senat den Befehl zur Deportation, die den Körper der Stadt von ungesunden, vergiftenden Säften befreien sollte. Damals hatte Volumnias tapferer Sohn das Schlachtenglück schon in seinen Dienst gezwungen, in manchem Kampf gegen die Volsker gesiegt und bei der Eroberung Coriolis, ihrer ansehnlichsten Stadt, den Ehrennamen Coriolanus erworben. Die Gunst des Volkes aber hatte sich seinem trotzigen, harten und hochfahrenden Sinn nicht geneigt; und als er, um für seine Wahl zum Konsul nach altem Brauch die Stimmen der Quiriten zu erbitten, in der toga candida, als Kandidat, auf dem Forum erschien, weckte sein Werben keinen freundlichen Widerhall und zwei andere Partrizier, deren kriegerisches Verdienst dem seinen nicht annähernd gleich, wurden zu Konsuln gewählt.

Der unerwartete Streich traf die im Stammesstolz wurzelnde Eitelkeit mit furchtbarer Wucht. Ein Politiker, der die Machtvertheilung im Staat achten gelernt hat und, weil er selbst seinem Recht Anerkennung heischt, auch vor Anderer Rechten sich zu beugen vermag, hätte die Kränkung ruhig getragen, in der eigenen Brust den Sitz des Verschuldens gesucht und als ein reiferer, geläuterter Mann auf die günstige Stunde gewartet. Coriolan aber hielt, nach dem Wort Plutarchs, Starrsinn und Jähzorn für die sichersten Zeichen geistiger Größe und hatte nie erkannt, daß zum Umgang mit Menschen und zur Leitung der Staatsgeschäfte nicht der Dünkel, sondern die Duldsamkeit taugt. Er fühlte sich tötlich beleidigt; und eine Verfassung, die einen Marcier zwang, von schmutzigen Sklaven schnöde Beleidigung zu dulden, durfte nicht fortbestehen, denn des römischen Staates wichtigster Zweck ist doch und soll ewig sein, den Marciern eine behagliche Heimstätte zu sichern. Zwischen dem zornigen Edelmann und dem zum Selbstbewußtsein erwachenden Volk entbrennt

nun ein Kampf auf Leben und Tod: Coriolan verhindert, daß den Hungernden Korn zu billigem Preis oder umsonst gewährt wird, er will die Masse entrechten, ihr das Tribunat, das mühsam erstrittene, wieder rauben, er beschwört durch freche Schimpfreden selbst das Volksgericht über sein Handeln herauf, wird für Lebenszeit aus der Stadt verbannt . . . und geht schnurstracks zu den Volskern, den gefährlichsten Feinden des Römerstaates. Rom hat ihn nicht nach seinem Werth geschätzt, Rom soll in Feuersgluthen die Sünde büßen. An der Spitze des Volskerheeres rückt der Rächer vor die Thore der Vaterstadt, kein Jammern und Winseln der Landsleute und Freunde rührt sein verhärtetes Herz und erst dem Flehen der Mutter gelingt es, den Rasenden zur Umkehr zu stimmen. Er will das Vaterland schonen, weil es das Land der Mutter ist, und scheut, um ihr Lob noch einmal zu verdienen, nicht den neuen Verrath. Aber die selben Volsker, die ihn an Rom rächen sollten, rächen nun Rom an ihm: ihren Streichen erliegt der Stolze, der, um den eigenen Zorn zu kühlen, ein ganzes Volk zum Rachewerk rief und es dann, da der Mutter mahnende Rede in den gesänftigten Sinn den Weg fand, schmählich verrieth. Coriolan, der in den Volskerstädten einst wie im Taubenhause der Adler gewüthet hatte, fällt ruhmlos von der Volsker Hand und das Gerücht, das seinen Tod hastig den Römern meldet, weckt in den Männerherzen der Heimath nicht den winzigsten Laut der Trauerklage. Plutarch, der in ihm den anständigen und sparsamen Patrizier von strengen Sitten bewundert, scheidet von seinem glänzenden Bilde mit dem Seufzer: „Zum Unheil wurde ihm sein unbeugsamer Charakter, sein maßloser Stolz und Dünkel; solches Laster ist dem gemeinen Mann immer verhaßt und wird vollends wüst und unerträglich, wenn Ehrgeiz sich ihm gesellt. Menschen von der Art Coriolans schmeicheln der Menge nicht, stellen sich vielmehr, als seien sie für die vom Volk zu gewährenden Ehren ganz unempfänglich, und gerathen dann doch in Raserei, wenn diese Ehren ihnen versagt werden. Auch Metellus, Aristides und Epaminondas erniederten sich nicht zu Schmeichlern des Pöbels, aber sie verachteten auch wirklich die Gaben, die ihnen die Volksgunst spenden und entziehen konnte. Coriolan war zu hochmüthig, um Ehren erbitten, und zu ehrgeizig, um sie entbehren zu können.“ Er mußte sterben, weil er in der Gemeinschaft der Menschen nicht leben, sich nicht in anderer Menschen Wesenheit schicken konnte; er mußte schmählich aus einem glanzvollen Dasein scheiden, denn die Hybris hatte mit heißem Kusse den harten Sinn des Helden versengt.

Was hat Shakespeare aus diesem römischen Junker gemacht?

Er hat den Stoff, den er in seinem Plutarch fand, kaum verändert, ganze Abschnitte der Erzählung, besonders die Fabel vom nützlichen Bauch und die Reden der Mutter, nur in Verse gebracht, aber er hat den Helden aus den engen Mauern der Siebenhügelstadt in das weite, höher gelegene Reich der Menschheitdichtung verpflanzt, in das Renaissancereich shakespearischer Menschen. Taine hat einmal

gesagt, die von dem Briten geschaffenen Menschen stammten sämmtlich aus der selben Familie und trügen, wie verschieden auch ihr Gewand sei, im Innersten doch die deutlich erkennbaren Züge der Blutsverwandtschaft. Er hat Recht. Shakespeare schuf seine Menschen, wie ein rechter Gott, nach seinem Ebenbilde, schuf sie aus dem Reichthum einer lyrischen Stimmung, deren Quelle, nach Brunetières klugem Wort, immer eine Hypertrophie der Persönlichkeit ist. So thaten auch Andere: Goethe heißt Werther und Tasso und Faust, Rousseau erscheint in der Maske des Saint-Preux, Byron vermummt sich als Don Juan, Manfred und Kain und die Flamme ihres Temperamentes schlägt aus allen Heldengestalten Kleists, Schillers und Hugos uns prasselnd entgegen. Die Gabe, die Shakespeare zum Einzigen erhöht, ihn zu dem Dichter macht, dem man keinen anderen vergleichen kann, hat Taine treffend l'imagination complète genannt; man wird, um das Wesen seiner grenzenlosen Kunst zu bezeichnen, keinen knapperen und klareren Ausdruck finden. Dieser Weltenschöpfer umfaßt mit einem Blick alle Seiten der Menschen und Dinge, Licht und Schatten, Kraft und Schwäche, er sieht die ganze bunte Fülle des Farbenspieles und ihm enthüllt mit den gesunden Trieben, die einer werdenden Individualität den Glanz und die heldische Herrlichkeit geben, sich zugleich stets auch der Krankheitkeim, der sie früher oder später sicher vernichten muß. Kein Anderer hat diese Macht und Weite der Intuition, kein Anderer vermag die in heißer Lust nach dem eigenen Ebenbilde Geschaffenen so aus der Höhe, mit dem still Herz und Nieren prüfenden Blick des objektiven Betrachters, zu sehen. Shakespeares Menschen verbindet eine unverkennbare Familienähnlichkeit, die Gleichheit des Blutes, aber sie unterscheiden sich von einander auch — Taine scheint es nicht bemerkt zu haben — wie die individuell verschieden gearteten Glieder einer Familie. In Allen ist die Fülle der schweifenden Phantasie, das einbildnerische und leidenschaftliche Vermögen und die Summe der Wesenszüge, die man die natürliche, angeborene Tollheit des zweizinkigen Gabelthieres nennen könnte, größer als die anerzogene Vernunft, der bon sens und der Zwang einer Sitte, die sich erdreistet, Gesetze der Sittlichkeit zu prägen; zwischen Allen aber erheben sich auch die besonderen Schranken, die eine Persönlichkeit von der anderen trennen. Und diese Verwandtschaft und Differenzirtheit wird nicht, wie bei kleinen Künstlern, durch die Gewandung des Wesens erreicht; der Dichter hält sich bei Kleid und Zier seiner Menschen nicht auf, sondern dringt bis zum tiefsten, verborgensten Sitz ihrer Menschlichkeit vor und zeigt in dem Römer, dem Mohren, dem Dänen, Italer und Juden den Menschen. Seinen, den shakespearischen, aus frei schaltender Phantasie der Natur nachgeschaffenen, von der Metaphysik der Stubengelehrten nicht angekränkelten Menschen, der nie völlig der Thierheit entwachsen kann und in dessen kurzem Erdenleben Vernunft und Gesundheit nur zufällige, vorübergehende Zustände sind, den aufrecht schreitenden Vierfüßler, dessen Wille determinirt und dessen Empfindungvermögen schrankenlos ist und der, vom

Instinkt gestoßen, von Halluzinationen geäfft, ohne Steuer und Kompaß vom Wirbelwind seiner Leidenschaften vorwärts getrieben wird, — auf den Gipfel des Glückes und in die schwarze Nacht des Leidens, zur Heldenthat und zum Verbrechen, in Wahnsinn und Tod. Shakespeare hat eine Welt geschaffen, die ihr eigenes Gesetz, ihre eigene Logik hat; und der Gegenstand seiner größten Dramen ist: wie dieses Weltgesetz den Uebermüthigen, der es brechen will, niederzwingt, wie Alles, wenn der von einem Starken entfesselte Sturm ausgerast hat, wieder zur alten Ordnung kehrt und die Zeit, die aus den Fugen schien, durch das Walten einer Macht, die man Vorsehung nennen mag, wieder eingerenkt wird ... Und in diese Welt, die der hellen, herrenmoralischen Anschauung der Alten die Thore weit öffnet, hat er den vom heißen Kuß der Hybris berauschten Helden Cajus Marcius Coriolanus verpflanzt.

Plutarchs strenger und starrer Römer, der, ob er die Volksgenossen auch hochmüthig verachtete, doch immer ein Römer blieb, ist verschwunden; vor uns steht ein an keine Scholle gebundener, keiner klimatischen und nationalen Einwirkung unterworfener Mensch, steht der Starke, der sich über die Menschenschwachheit erhaben wähnt und an der untilgbaren Menschenschwachheit dann zu Grunde geht. Der untrügliche Blick des Dichters hat erkannt, in welcher Lage eine solche Natur zum Werden und Wachsen den weitesten Spielraum findet: deshalb zeigt er uns die Stadt, die er Rom nennt, im Zustande der zuerst heimlich wühlenden und dann offen ausbrechenden Revolution; und er hat, mit der nur dem Genie eigenen assoziativen Kraft, den Punkt gesehen, wo das Wesen des Helden sich besonders deutlich enthüllen und sein flackernder Wille den tötlichen Streich erdulden mußte: deshalb läßt er seinen Marcier um die Stimmen der Quiriten werben, den Starken bei den Schwachen, die er verachtet, als Bettler erscheinen. Auch Plutarchs Coriolan erbittet die Stimmen, die er, um nach dem Recht Konsul zu werden, braucht; aber ihm ist der Gang auf das Forum kein schweres Opfer, sondern eine konventionelle Leistung, zu der er sich, wie zur Erfüllung aller von alter Sitte geheiligten Bräuche, ohne Bedenken herbeiläßt: er faßt höflich die schweißige Hand der Plebejer, läßt sie seine Narben befühlen und streicht, ohne dem Sinn der Ceremonie weiter nachzudenken, die erhandelten Stimmen ein. Für Shakespeares Helden ist dieser Gang der Weg aus dem sicheren Schloß seiner Persönlichkeit, aus den festen Mauern, von deren steinerner Höhe sein Stolz bisher stets das Gehudel da unten maß. Wenn der Mann, der dem Rottenführer zurief, jeder Patrizier, der dem Haufen auch nur ein gutes Wort gebe, verdiene Fußtritte, und der sich berühmte, der Pöbel solle eher die Stadt abdecken als ihn zur Willfährigkeit zwingen, sich nun vor dem gemeinen, unsauberen Volk in die Schmeichlerrolle erniedert und durch sein Thun zeigt, daß er die Macht von der Plebs erbetteln muß, dann hat er sein Lebensgesetz, das ihn so lange aufrecht hielt, durchbrochen

und das sichere Gleichgewicht seiner Individualität für immer verloren. Er fühlt die Gefahr; deshalb sträubt er sich lange gegen die Pflicht, möchte „die Sitte umgehen“ und dem Volk ein Recht nehmen, das den edel Geborenen schändet, deshalb verbirgt er, schamhaft wie eine Virago, die den keuschen Leib nicht betasten läßt, die Spur seiner Wunden in den Falten des Kleides und höhnt die vielköpfige Menge, um deren Stimmen er wirbt. Er ist nicht der steife römische Tory, dem alles Alte ehrwürdig scheint: er verachtet, wie ein rechter Rebell, die Trägen, die sich vor Bräuchen schmiegen und berghohen Irrthum häufen, „daß Wahrheit nie ihn überragt“. Aber der Widerspruch zwischen Reden und Handeln wird, weil das Bewußtsein ihn ahnt, nicht geringer. Cajus Marcius mag die Menge höhnen, sich selbst beschimpfen, das Haar raufen und mit den Zähnen knirschen: er thut, was er, um sich treu zu bleiben, nicht thun dürfte, — und daß ers thut, treibt ihn in Schande und Tod. Ein Junker, der das Alte ehrt und alles Neue herrisch von sich weist, hatte im römischen Boden noch Wurzeln; ein Konservativer, der alte Bräuche beseitigen und alte Tafeln mit frevelnder Hand brechen will, ist wurzellos, die schwanke Beute des ersten Sturmes. In dem Augenblick, wo Coriolan der Stimme folgte, die dem Zaudernden zurief: „Bis hierher sollst Du gehen und nicht weiter, denn hier ist die Grenze Deiner Macht“, wo er das weiße Gewand der Demuth anthat und die drohende Rede zur höflichen Bitte schmeidigte, hatte er seinen sichersten Stützpunkt verloren, war er sich selbst untreu geworden. Und von der ersten Untreue ist es nicht weit zu neuer Treulosigkeit. Der Mann, der sich selbst vor allem Volk zum Lügner entwürdigt hat, kann auch das Vaterland verrathen, kann, wenn ein starker Magnet seinen irrlichtelirenden Geist lockt und zieht, an der neuen Heimath abermals zum Verräther werden. Und er darf sich nicht über Ungerechtigkeit beklagen, wenn man ihm nicht mehr, wie einem von keiner Lüge je Befleckten, gläubig vertraut; es geht ihm bei den Volskern wie Brabantios Tochter im Hause des Mohren: er wird verdächtig, weil er schon einmal das Vertrauen der Nächsten schlimm getäuscht hat.

Der Nächsten? . . . Er würde den Vorwurf höhnisch verlachen. Welches Band knüpft ihn denn an die Tiberstadt, an die Gemeinschaft der Patrizier und Plebejer? Im Innersten verachtet er sie Alle, Edle und Unfreie, Senat und Volk. Er dünkt sich einen Gott, — und einem Gott sind Die nur, die er in seinen Himmel erhöht hat, die Nächsten. Auch ein Gott ehrt die Mutter, die ihn gebar, den Leib, der gewürdigt ward, ihn zu tragen, den Born, aus dem er als Kind die Götterkraft sog. Coriolan beugt sich vor Volumnia, die keine heroische Römermatrone im Stil Corneilles ist, sondern ein leidenschaftliches, von hitziger Wallung bewegtes und doch mit Frauenschlauheit, mit dem fördernden Schatz, den man nicht grundlos Mutterwitz nennt, begabtes Weib. Ihr Vertrauen täuscht er nicht, ihr folgt der Wilde wie ein gehorsames Kind, ihre Bitte treibt ihn auf das Forum, ihr Flehen bestimmt ihn, die Heimath

zu schonen und das Volskerheer rückwärts zu führen, denn sie spricht zu dem einzigen sicheren, nie beirrten Gefühl, das in seinem harten Herzen lebt, zu dem wuchernd aufgeschossenen Stammesstolz des Marciersprossen. Er hat auch ein Weib, ein zartes, in stummer Leidenschaft erglühendes Geschöpf, dem die starke Seele der Römerin nicht beschieden war und das, selig, weil es den Göttlichen anbeten darf, vor dem Helden kniet. Auch diese Virgilia, die er sein liebliches Schweigen nennt — eine gesprächige Frau hätte der tyrannische Trotz nicht in der Nähe ertragen —, mag in seinem Himmel mit ihm wohnen. Wer sonst? Sein Knabe, die Hoffnung des Stammes. Ihnen will er vereint sein, ihnen nach dem Pflichtgebot tapfer die Treue halten. Was außer ihnen in Rom lebt, gehört nicht zu seiner Sippe, ist ihm nicht verwandt, braucht ihn nicht zu kümmern. So könnte, so dürfte der Mann denken, der sich ins Familienhaus verschließt und den Marktplatz meidet; wer die Geschäfte des Staates führen, vor Aller Augen wirken und schaffen und für die res publica Etwas bedeuten will, muß sich in die Wesenheit anderer Menschen schicken. Ein Gott darf nicht römischer Konsul werden, ein römischer Konsul nicht den Gott spielen wollen. Abermals öffnet sich zwischen Wollen und Handeln eine Kluft. Wenn der Marcier das Volk verachtet, in ihm nur einen Haufen feiger, stinkender Wichte sieht: weshalb drängt er sich in den Dienst des Staates, der, nach dem Wort des Tribunen Sicinius, doch nichts Anderes ist als der Ausdruck des Volksbedürfnisses? Und wenn er sich einen Gott wähnt: weshalb wirbt er mit zuckender Lippe, wie ein schwacher Mensch, um die Stimmen der Pöbelschaar? Brutus, der andere Tribun, trifft die Wurzel des Widerspruches, der das ganze Thun Coriolans entstellt, da er ihm zuruft: „Ihr sprecht vom Volk, als wäret Ihr ein Gott, gesandt, zu strafen, und nicht ein Mensch, so schwach wie sie!“ Noch fühlt der Uebermüthige nicht die Wahrheit des Wortes; die Erkenntniß dämmert ihm später erst, auf der Sonnenhöhe des Triumphes: im Volskerlager, beim Anblick der flehenden Frauen. Als die Bitte der Mutter in sein hartes Herz den Weg gefunden und ihn dem Rachewerk abwendig gemacht hat, ist das Gefühl der Gottähnlichkeit vernichtet und Cajus Marcius Corialanus ist, noch ehe Tullus Aufidius zum tötlichen Streich ausholt, ein toter Mann.

... Georg Brandes hat in seinem feinen Buch über Shakespeare mit klugem Eifer die Ansicht vertreten, der Dichter habe sich in leidenschaftlicher Wallung an die Seite des Helden gestellt, ihm seine Gedanken auf die Zunge gelegt und an dem Loos des Marciers gezeigt, wie es einer großen, im Innersten wahrhaftigen Persönlichkeit in einer Welt kleiner Geister ergeht und ergehen muß. Der dänische Essayist greift, um seiner Behauptung den Beweis zu suchen, zu Scherers Methode: er durchstöbert das Privatleben des Dichters und die politischen Verhältnisse seiner Zeit und kommt zu dem Schluß, Shakespeare sei durch das Schauspiel, das der Volkskampf gegen Jakob Stuart ihm bot,

und durch die persönlichen Erfahrungen, die er in seinem Theater mit der Pöbelroheit der Gründlinge im Parterre, der stinkards, machte, zum zornigen Verächter der Masse geworden und habe diesem Empfinden im Coriolandrama den Ausdruck gegeben. Die Untersuchung ist im Einzelnen recht interessant, aber sie liefert uns im Ganzen kein überzeugendes Ergebniß; und die Methode, die schon den Meister manchmal in die Irre führte, muß hier, bei einem Dichter, von dessen Leben wir doch nicht allzu viel wissen, völlig versagen. Gewiß darf man glauben, daß Shakespeare kein Demokrat war und daß die große Persönlichkeit dem Künstler mehr galt als der scheinbar immer von Kleinem und Kleinlichem bestimmte Haufe. Aber man soll das shakespearische Universum nicht mit Ameisenaugen betrachten, nicht von dem hoch ragenden Palast mit vorgefaßter Absicht nur die eine Seite sehen. Wer Shakespeare der Parteilichkeit zeiht, wer ihm zutraut, er habe seinen Helden nur als Sprachrohr benutzt, um die eigene Tendenz in die Menge zu schleudern, erniedert den Dichter, dessen Größe eben darin besteht, daß er mit einem Blick alle Seiten der Menschen und Dinge umfaßt. Diese Größe, die stets auf eine Einheitlichkeit des Wesens gegründet sein muß, fehlt dem Sieger von Corioli; und Georg Brandes hätte diesen Mangel bemerkt, wenn er dem stolzen Römer nicht aufs Wort geglaubt hätte. Coriolan gehört zu Denen, deren Reden und Handeln selten in Einklang ist und deren Wort man deshalb mit Vorsicht aufnehmen muß. Nach der Sprache, die er führt, müßte man glauben, er stehe über der Meinung der Menge und lechze nicht nach Anerkennung; und doch ist der Trieb nach Anerkennung, der, wie Nietzsche einmal gesagt hat, im Wunsch nach vermehrter Fruchtbarkeit seinen Ursprung hat, in ihm ungemein stark. Er ruft, er würde die eigene Partei verlassen, um gegen Tullus zu kämpfen; und als sein Volk ihn verstößt, geht er zu Tullus und verbündet sich ihm. Er prahlt mit seiner Bescheidenheit und will nicht dulden, daß man ihn preist; aber er selbst rühmt das eigene Thun und den eigenen Werth ohne Ermatten und nimmt von der Mutter, der Einzigen, die ihm würdig scheint, einen Mann seiner Art zu loben, jede Huldigung, auch die im Ton übertriebenste, willig und dankbar hin. Er rast, als sei ihm der äußerste, ungerechteste Schimpf angethan, da man ihn einen Verräther nennt, — und verräth doch Römer und Volsker. Er fühlt sich den Göttern gleich, will dem Naturtrieb nicht folgen, „sondern stehn, als wenn der Mensch sein eigner Schöpfer wär' und kennte keinen Ursprung", — und muß doch erkennen, daß er „nicht festre Erde ist als andre Menschen". Er sagt mit der ehrlichsten Miene in Antium, zum ersten Male sei er gezwungen, „zu schimpfen", — und er hat in Rom doch von früh bis spät wie ein keifendes Weib geschimpft. Die Beispiele ließen sich häufen. Und der allsichtige Dichter sollte die Mängel des von ihm Geschaffenen nicht bemerkt haben? Er giebt ihm keinen liebenswürdigen, gütigen Zug und zeigt, wie die Regung sogar, die zuerst Güte scheint, im Grunde doch nur der Laune

entstammt und mit der Laune schwindet: Cajus hat in Corioli einen Mann gekannt, der ihm einst Freundlichkeit erwies und den er nun vor der Wuth der Eroberer retten möchte; als ihm aber der Name des früheren Wirthes nicht gleich einfällt, ist die milde Anwandlung vergessen, er will trinken, sich nach der Schlacht kühlen und ruhen, — mag der Volsker sich selbst aus der Noth helfen!... Nein: wer diesen Helden für das vollendete Bild menschlicher Größe hält, sieht ihn mit den Schwächlingsaugen des von jeder brutalen Kraft entzückten Rathsdieners, der verständnißlos von ihm sagt, er beweise die richtige Einsicht, weil es ihn nicht kümmere, ob die Plebejer ihn lieben oder hassen. Gerade zu dieser Einsicht dringt der Marcier aber niemals vor: er will schimpfen und doch geliebt sein, will wettern und wüthen und doch zärtliche Bewunderung erwerben. Die Hybris beherrscht ihn und fesselt seine Vernunft: und er beugt sich nur vor der Mutter, vor ihr allein, weil ihr Wille stärker und vom Mutterwitz besser geschmeidigt ist als sein jähes, fahriges, von der Selbstsucht bestimmtes Wollen.

... Als er vor ein paar Wochen, ein lange Ersehnter, zum ersten Male wieder auf der berliner Hofbühne erschien, sah er freilich ganz anders aus. Herr Matkowsky gab ihm seine löwenhafte Anmuth, seine Wildheit, die über einer weichen Seele tobt, seine sprudelnde Leidenschaft, die aus dem Herzen, nicht aus dem Kopfe stammt, die Leidenschaft des brünstig Liebenden, nicht des tyrannischen Politikers. Er trug auf starken Schultern einen prachtvollen Caesarenkopf und erinnerte, mit dem breiten Kinn, dem kurzen, dicht anliegenden Haar und der tief in die bleiche Stirn niederhängenden glatten Strähne an den großen Massenbändiger aus Ajaccio, den letzten Imperator, von dem die europäische Menschheit bewundernd sich knechten ließ. Aber er zeigte uns nicht den harten Sinn des im tiefsten Wesenskern ungütigen Mannes, nicht das dreifache Erz, womit der Stolz die Brust des Ehrgeizigen umpanzert hat. Der von den Furien gepeitschte Römer, den er spielte — so spielte, wie es in Deutschland und vielleicht in Europa kein Anderer vermag —, hätte nie um das Konsulat geworben, nie, nach der prahlenden Art brutaler Schwächlinge, Wehrlose beschimpft, nie sich so weit vergessen, daß er den dunklen Blick vor der stummen Frage der Landsleute senken mußte. Herr Matkowsky liebt seinen Helden und sieht in blinder Liebe nicht seine ungeheuren Tragoedienfehler, nicht die Summe der gefährlichen Eigenschaften, die den glänzend begabten Marcier zu einer antisozialen Erscheinung machen. Er glaubt ihm aufs Wort, beurtheilt ihn nach seinen Reden, nicht nach seinem Thun, und läßt den froh die ungebändigte Manneskraft anstaunenden Betrachter nur die Mischung von grausamer Härte und beinahe naiver Arglist vermissen, die Herr Barnay als Coriolan früher mit so sicherem Verständniß traf. Unserem stärksten Schauspieler, der, selbst wo er irrt, noch einzig bleibt, wäre die Gestalt vielleicht besser gelungen, wenn er Römer um sich gesehen hätte, Römer aus der ersten, gewaltigen Zeit des Tribunates. Aber der Regisseur der Hofbühne gab dem Drama, das bald nach dem Tode des Tarquinius be-

ginnen soll, die Dekorationen der Imperatorenepoche, ließ bartlose Statisten mit blonden Rekrutenköpfen als Senatoren aufmarschiren, die Tribunen, deren Platz an der Saalthür war, neben den Stadtvätern sitzen und stimmte das Volk, das dem Einzelnen hier als geschlossene Masse gegenübersteht, auf einen parodistischen Operettenton. Ists da ein Wunder, daß der Einzelne größer und liebenswürdiger erschien, daß die Achse des wundervollen Gedichtes verschoben wurde und thörichten Zeitungschreibern schließlich der tolle Einfall kam, Cajus Marcius gleiche dem Mann im Sachsenwalde, dem Treuen, Einheitlichen, vor dem Wüthen der Hybris durch die klare Erkenntniß der Menschheitgrenzen Bewahrten, für den es in einem langen, von der Undankbarkeit oft genug bitter gekränkten Leben nie einen Weg ins Lager der Volsker gab? Bismarck ließ sich von dem Glanz, der den stolzen patrizischen Sieger umstrahlt, nicht blenden; als er im Januar 1869 von den Umtrieben der Annektirten sprach, sagte er: „Die Coriolane sind in Deutschland nicht selten, es fehlt ihnen nur an Volskern, und wenn sie Volsker fänden, würden sie sich bald demaskiren; nur den letzten, versöhnenden Abschluß Coriolans würden alle Frauen Kassels und Deutschlands dann nicht herbeizuführen im Stande sein." Die innere Stimme des Genies kündete ihm, was dem von der Natur überreichlich ausgestatteten Marcier zu wahrhafter Größe fehlt, — die selbe Stimme, die den Dichter den Werth seines Helden mit sicherem Augenmaß wägen hieß. Coriolan ahnt, in seiner brennender Sehnsucht, den Göttern ähnlich zu werden, das Schicksal der Großen, die mit der Größe zugleich auch den Haß aller Kleinen erwerben, und er hat die Grimasse der echten Größe, wenn er der Horde, „die nicht herrschen kann und nicht gehorchen will", ihre hilflose Armsäligkeit ins Gedächtniß ruft. Aber er vergißt, daß diese Horde erst durch die Coriolane zur Horde wurde und daß sie das gemeine Gefäß ist, in dem der kostbarste Schatz der Volkheit aufbewahrt wird, der unreine Kanal, den die Vorsehung wählte, um das edelste aller Güter, die Wahrheit, dem Menschheitbesitz zuzuführen. Der Haufe, den er schmäht und dessen Hauch er haßt wie fauler Sümpfe Dunst, hat in mächtigem Ansturm die Welt erobert; und heller als der Ehrenschild der vornehmsten Adelsgeschlechter glänzt in der Geschichte das einfache Schriftzeichen S. P. Q. R. Was der römische Bürger war und vermochte, merkte man erst, als der Ruhm der Einzelnen, die eine still zur Höhe strebende Volksgemeinschaft herrisch meistern wollten, verblichen war, — wie man die Sterne erst sieht, wenn die Sonne erloschen ist. Eine solche Sonne, eine von denen, die strahlen und blenden, aber nicht wärmen, nicht im schlummernden Schoß des Erdreiches Fruchtbarkeit wecken, sondern mit zehrendem Feuer die letzte Kraft aus dem nutzlos verdorrten Boden ziehen, war Cajus Marcius Coriolanus, den sich die Hybris zum wilden Buhlen erkor und der, als der Erwählte der üppigen Verheererin, jeder Menschengemeinschaft Unheil bringen mußte. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 5. Juni 1897.

Der griechisch-türkische Krieg.

Wir sind besiegt worden. Es konnte auch gar nicht anders kommen. Vielleicht noch niemals sonst begann ein Staat einen Kampf mit besserer Vorbereitung zu einer Niederlage als der unserige. Zum Beweise dafür genügt schon die Thatsache, daß man als Minimum der zur Kriegsführung erforderlichen Waffenmenge die Zahl 240 000 nannte, daß wir aber, als der Krieg erklärt wurde, kaum über die Hälfte dieser Zahl verfügten. Wegen der Beschaffung der anderen Hälfte schwebten noch Unterhandlungen und wir hatten überdies mit der wahrscheinlichen Gefahr zu rechnen, daß die Regirung des Landes, in dem die Bestellung ausgeführt werden sollte, die Ausfuhr verbieten würde. Während jede kleine oder große Macht, wenn sie den Krieg gegen eine andere beschließt, immer dahin strebt, entweder während des ganzen Krieges oder doch in gegebenen Stellungen eine an Zahl überlegene oder wenigstens gleiche Macht aufzubringen, hatten wir die Gewißheit vor uns, den Türken immer im Verhältniß von Eins zu Drei oder von Drei zu Neun gegenüberzustehen. Und so geschah es auch. Während der sieben Tage vor der Uebergabe Larissas stritten wir in zwei Divisionen gegen sieben. Auch in Bezug auf die Qualität der Truppen standen wir in dem selben Verhältniß zu den Türken. Vielleicht zwei Drittel der türkischen Offiziere und ein Drittel der türkischen Soldaten haben schon einen Krieg mitgemacht, während auf unserer Seite weder Offiziere noch Soldaten jemals einen Krieg gesehen haben. Und zwar nicht nur keinen wirklichen, sondern auch nicht einmal

einen Scheinkrieg. Während der ganzen Regirungzeit Georgs des Ersten hatten wir, glaube ich, im Ganzen kaum vier- oder fünfmal große Manöver. Man kann getrost behaupten, daß wir Edhem Pascha gegenüber Divisionchefs, die nie Divisionen, und Brigadegenerale, die nie Brigaden gesehen haben, und einen Generalissimus aufstellten, der nie ein Corps gesehen hatte. Daneben hatten wir einen Generalstabschef, der nach dem einstimmigen Ausspruch unserer besten militärischen Kräfte als noch unter dem Niveau seines Generalissimus stehend sich erwies. Was die Kavallerie anlangt, können wir sagen, daß die Türken diese Waffengattung im richtigen Verhältniß zu den übrigen besaßen, daß es uns aber daran in hohem Grade mangelte. Und schließlich sollte das türkische Heer zum ersten Male praktisch die Erfolge der deutschen Organisation und der deutschen Instrukteure, die es gleich nach dem russisch-türkischen Krieg bekommen hatte, praktisch erproben. Die deutsche militärische Wissenschaft, die ihre Triumphe im chinesisch-japanischen Krieg gefeiert hatte, sollte, und zwar gewiß nicht als der unwichtigste Faktor, auch im griechisch-türkischen Krieg triumphiren. Jede Nation hat ihre besonderen Fähigkeiten. Wer kann die Franzosen in der Gartenbaukunst, die Holländer in der Blumenzucht, die Engländer im Sport, die Chinesen in der Porzellanfabrikation übertreffen? Nur unsere parlamentarische Regirung holte aus Frankreich Instrukteure, um ein Heer zu bilden, konnte aber, durch den Parlamentarismus gehindert, nicht einmal aus ihren Lehren Vortheil ziehen.

Wenn wir wenigstens finanziell vorbereitet gewesen wären! Aber auch da fehlte es an allen Ecken und Enden. Mit der Last des Bankerottes auf den Schultern und mit sehr hohem Goldagio unternahmen wir einen Krieg, der die finanziellen Mittel und den Kredit unseres Staates beträchtlich überstieg. Und unsere diplomatische Vorbereitung? Wir hatten alle Großmächte gegen uns und keinen Freund oder Bundesgenossen unter den Staaten der Balkanhalbinsel.

Bedeutsamer aber als alle diese Faktoren der griechischen Niederlage, von denen jeder einzelne ausgereicht hätte, um das traurige Resultat herbeizuführen, ist ein anderer, komplizirterer: es ist unser sogenannter Parlamentarismus, der dem griechischen Staate schon eben so schlimme Wunden geschlagen hat wie der Nihilist dem Leibe des Despoten. Wenn der griechische Parlamentarismus noch nicht das offizielle Griechenland getötet und zerstückelt hat, wie die Bombe eines Dynamitarden den Leib seines Opfers, so hat er es doch bereits in solchem Grade zerrüttet, daß es weder finanziell noch militärisch, weder diplomatisch noch logisch arbeiten kann. Der König, der allein diesem furchtbaren Gegner hätte entgegenarbeiten können, beschränkte sich darauf, sich mit equilibristisch-konstitutionellen Uebungen zu beschäftigen oder anderen Vergnügungen nachzugehen. Nicht um seinen Thron zu befestigen, der in keiner ernsten Gefahr schwebte, wenn der König anders regirt hätte,

sondern um das dolce far niente des konstitutionellen Herrschers zu bewahren, sah er dem Parlamentarismus zu, der, wie ein geflickter Mantel, in jeder Falte Unheil barg. Unser Volk aber ist noch lange nicht auf jenem Höhepunkt der Entwickelung angelangt, auf dem die Ansichten über eine gemeinsame Gefahr und Rettung in einer Minderzahl zu entstehen anfangen, allmählich die Stufen des Gesellschaftbaues hinuntersteigen und von einfachen Vorstellungen zu Sensationen, dann zu Ideen und dann zu Willensakten werden. Das Volk konnte also das Ungeheuer des Parlamentarismus nicht besiegen. So ließ man dem Ungeheuer die Freiheit, den Staatsorganismus zu zerrütten. Uebergeben Sie eine Dampfmaschine einer Schaar von Wilden, geben Sie ihnen auch Stemmeisen, Hammer und Nägel in die Hand und sagen Sie ihnen, daß sie volle Freiheit haben, sich damit zu amusiren, wie es ihnen gefällt. Was die Wilden mit dieser Dampfmaschine anfangen und in welchem Zustande Sie am Tage nach der Uebergabe sie finden werden, können Sie sich denken. Genau so hat der Parlamentarismus mit dem griechischen Staate gewirthschaftet; in genau demselben Zustande wie die von Wilden ruinirte Maschine befand er sich am Tage vor der Kriegserklärung.

Heer, Marine, öffentlicher Unterricht, Justiz: Alles erlitt die verderbliche Einwirkung dieser politischen Krankheit. Wie das Sumpffieber Groß und Klein mit seiner gelben, giftigen Farbe zeichnet, wie es sie schwächt, entnervt, ihr Blut verunreinigt und verdirbt, oft ganzen Dörfern, die es befällt, Gesundheit und Kraft raubt, so überträgt auch der Bacillus des Parlamentarismus — nicht des konstitutionellen, sondern gerade des unkonstitutionellen — seine krankhafte Farbe allen Gebieten des Staates und nicht wenigen der Gesellschaft. Alle Verwaltungzweige wurden gegen die bestehenden Gesetze, gegen den Buchstaben und den Geist der Verfassung, gegen die Interessen der Gesellschaft und der Nation, allen Mahnrufen unserer scharfsinnigsten Denker zum Trotz, zum politischen Vortheil der gerade die Majorität bildenden Abgeordneten mißbraucht. Man kann aber nicht zwei Herren zugleich dienen, sagt schon die Bibel. Das Heer z. B. kann nur entweder der Vertheidigung des Landes oder den persönlichen Interessen der Herren Abgeordneten dienen. König Georg gestattete in seiner konstitutionellen Weisheit, daß unser unglückliches Heer dem zweiten Zweck diente. Ungefähr alle militärischen Abgeordneten unserer Kammer — und unter 207 Abgeordneten haben wir 24 solche, vom Second-Lieutenant aufwärts — werden gewählt, weil sie militärische Reglements umgehen, auf Kosten der Disziplin Zugeständnisse machen und zum unmittelbaren Schaden des Heeres ihre Dienstpflichten vernachlässigen. Arme Militärärzte, die nur durch ihre Stellung beim Heer ihren Wählern dienen können, da sie als Aerzte nicht so hervorragend sind, daß man vermuthen könnte, sie hätten durch Wunderkuren kranke

Mitbürger vom sicheren Tode gerettet, steigen zu politischem Ansehen auf, werden zu Abgeordneten gewählt und nützen ihre Stellung gegen das Gesetz, gegen ihren Eid, gegen die Interessen des Heeres aus. Ungefähr das Selbe geschieht in der Marine. Der Franzose Jean Szoulet sagt in der Vorrede zu seiner „Cité Moderne“: „Sur le marché des valeurs la denrée intelligence et energie sera toujours la plus précieuse de toutes, et la plus rare. Cette denrée sera de plus en plus recherchée et cotée. Les vastes multitudes de l'avenir seront guidées par une Élite aiguë, par une poignée de silencieux, au cerveau d'acier. Le fait énorme de la civilisation n'est soutenu que par l'heroïsme d'une Élite qui va du chef d'équipe au chef d'État.“ Von Alledem sehen wir bei uns, in Folge des Parlamentarismus, gerade das Gegentheil. Er hat jede gesellschaftliche Disziplin ins Wanken gebracht, die ganze staatliche Hierarchie zerrüttet, aus der Kirche des Staates, wie Christus aus dem Hause Gottes die Wechsler, jeden wirklichen Werth, jede wirkliche Autorität entfernt; er hat den Preis der denrée intelligence et energie so heruntergebracht, daß sie nichts mehr gilt, er hat die Mittel- und Hochschulbildung, die finanziellen und produktiven Kräfte des Landes verwüstet. Und das Alles, ohne daß die Leute, in deren Hände diese blinde Macht des Parlamentarismus gegeben war, einen Vortheil daraus gezogen hätten. Denn die meisten unserer politischen Führer sind arm. Die reich waren, wie z. B. der jetzige Ministerpräsident, sind durch die Politik verarmt. Sie haben sich mit der Politik selbst zu Grunde gerichtet, haben aber auch den Staat ins Verderben gestürzt. Wir haben nur das Phantom eines Staates, das Phantom einer Regirung, einer Monarchie übrig behalten.

Wie konnte nun ein solcher Staat einen siegreichen Krieg gegen einen Staat führen, der wenigstens über eine fünffach größere Macht an Mitteln und Männern verfügte, wenn man im Krieg die Blüthe der Lebenskräfte eines Staates, den Record seiner Energie, seines Zusammenhaltes, seiner Beweglichkeit, seiner Einigkeit, seiner Elastizität und das Produkt der finanziellen Wohlfahrt, des ethischen Kapitals, des erfinderischen Geistes, der geistigen Fruchtbarkeit, der körperlichen Frische, der allgemeinen Disziplin einer Nation erkennen will? Gewiß kann dieses Bild eines Krieges nur auf ein civilisirtes Volk angewendet werden und hat nichts mit unseren türkischen Siegern gemein. Während der letzten fünfzehn Jahre aber vernachlässigten die Türken alles Andere und pflegten fast ausschließlich ihr Heerwesen. Wir dürfen auch nicht vergessen, daß die Türkei ein Militärstaat ist und daß die Muselmanen, seit sie in Europa eingefallen sind, ihr Kriegslager nicht verlassen haben. Zieht man die Gesetze der Vererbung und Anpassung in Betracht, so wird man wohl verstehen, daß die militärischen Tugenden bei den

Türken zu automatischen Bewegungen, wirklichen Reflexbewegungen geworden sind. Grumbkow Pascha, der die Artillerie der Türken leitete, sagte zu einem deutschen Korrespondenten, jeder türkische Soldat fühle: „Ich muß mein Leben für den Padischah opfern." Glauben Sie, daß diesen Worten ein Gefühl, eine Vorstellung, eine Idee vorangegangen ist, oder glauben Sie nicht vielmehr, daß es ganz genau so automatisch und mechanisch von den Lippen kommt wie das „Guten Tag" oder „Adieu"? Wäre es nicht so, dann würden doch viele türkische Soldaten, die sagen, daß sie ihr Leben für den Padischah opfern müssen, wohl eher daran denken, ihre Gewehre gegen den Padischah zu richten, der das Osmanenreich an den Rand des Abgrundes geführt hat, da der Haifisch des Yildiz-Palastes den größten Theil der Staatseinkünfte verschlingt.

Aber weshalb habt Ihr dann gekämpft, werden Sie mich fragen. Nur eine Erklärung kann ich dafür finden, daß wir unter diesen Umständen den Krieg beschlossen haben. Wie einzelne neurasthenische Individuen vom Trieb zum Selbstmord ergriffen werden, so, glaube ich, geht es manchmal auch den Nationen. Von diesem Trieb wurde Frankreich 1870, die Türkei 1876, Italien 1896 in Afrika und Griechenland 1897 ergriffen. Und wie die einzelnen Individuen oft, wenn sie Selbstmord versuchen, vor der Vollendung der That es bereuen, so kommen auch die Nationen nach der ersten Niederlage zur Vernunft, der Erhaltungtrieb gewinnt die Alleinherrschaft über sie, der Drang zum Leben nimmt zu und sie begehren dann eben so überschwänglich den Frieden wie vor der Niederlage den Krieg.

Sind wir Griechen aber ein neurasthenisches Volk? Ich glaube, daß man auch in diesem Falle, wie wenn es sich um Individuen handelt, die chronische und unheilbare Krankheit von der akuten und vorübergehenden scheiden muß. Die Geburten, der Bevölkerungzuwachs, die mittlere Körpergröße der Bevölkerung u. s. w. zeigen sich bei uns nicht als Symptome einer chronischen Neurasthenie, während wiederum andere Thatsachen, wie die vielen Verbrechen gegen das Leben, die vorübergehenden patriotischen Aufwallungen, die zu nationalem Unglück führen, eine spontane Angst und Antipathie gegen logische Debatten, gegen kalte Thatsachenaufzählung, Zeichen einer akuten neurasthenischen, zum Glück vorübergehenden Krise sind. Leider sind von ihr auch die sogenannten gebildeten Klassen, die man sonst als kaltblütiger und zu einer objektiven Beurtheilung der Thatsachen geneigter ansieht, ergriffen worden. Die mangelhafte Schulbildung, die weder vollendet klassisch, noch viel weniger aber praktisch und schon lange dem Einfluß der Abgeordneten preisgegeben worden ist, hat die gebildeten Klassen zu geistiger Anaemie, zu einer Art von Verarmung des Gehirns geführt; gerade sie sind so das gefährlichste Element in unserem Lande geworden. Die Masse des Volkes ist

gesund; sie besitzt alle Tugenden und Anlagen eines kulturfähigen Volkes, wird aber von der herrschenden neurasthenischen Oligarchie bedrückt, die aus dem Königthum, den jeweilig Regirenden, der ganzen Klasse der Berufspolitiker, den sogenannten freien Gewerben und einem großen Theil der Bourgeoisie besteht. Die sogenannten gebildeten Klassen, ohne positive, meistens ohne geographische, historische und philosophische Kenntnisse, auf gespanntem Fuße mit der Statistik, der Nationalökonomie und der Soziologie lebend, bestehen zum großen Theil aus Advokaten mit dem engsten juristischen Horizont, unwissenschaftlichen Aerzten, ungebildeten Kaufleuten, halbgebildeten Militärs, ungebildeten Kapitalisten und Börsenleuten. Wir besitzen natürlich auch Männer von verhältnißmäßig tüchtiger Bildung, doch üben diese Leute entweder gar keinen oder nur einen geringen Einfluß aus. Gerade von der zuerst geschilderten Schicht hörte man während der ganzen Krise vor dem Kriege das unvernünftige Wort: „Wir wollen Krieg führen, selbst auf die Gefahr hin, zu unterliegen.“ Hatte dieses Wort einen logischen Sinn? Man kämpft, um zu siegen; wie man ißt, um satt zu werden, wie man ins Theater geht, um sich zu unterhalten, wie man sich in das Bett legt, um auszuruhen, so führt man Krieg, um zu siegen. Da wir nun keinen Krieg zu führen brauchten, da wir ohne Kampf sogar die vollkommene Autonomie von Kreta erreichen konnten, da alle Mächte bereit waren, anzuerkennen, daß die Befreiung der Insel nur der Absendung des griechischen Heeres und der griechischen Flotte zu verdanken sei: was konnte der Ruf nach einem Krieg um jeden Preis anders bedeuten als eine akute Neurose der Leute, die ihn erhoben? Und diese Leute bildeten das gesellschaftliche Sensorium, die Elite, und wirkten durch die Rede, durch die Presse, durch den Telegraphen, durch die Post, in Kaffeehäusern, auf öffentlichen Plätzen und im Abgeordnetenhaus auf die unteren Gesellschaftschichten, auf das ganze Volk. Anderswo besteht die Elite aus den Schöpfern der Ideen und Gefühle, aus den Priestern, Gelehrten, Künstlern. Aber unser Parlamentarismus, der Gegner jeder gesunden gesellschaftlichen und biologischen Entwickelung, entfremdete die Besten dem öffentlichen Wirken; er nahm die Leitung dem Kopfe und übertrug sie den Füßen.

Einer unserer einflußreichsten Politiker behauptete mit vollem Recht, daß ein guter Abgeordneter kräftige Fäuste und flinke Füße haben müsse: die Fäuste, um Konzessionen für die verschiedenen Beamten oder Richter des Reiches zu erkämpfen, die Füße, um wie ein treuer Hund den Wählern, seinen Herrschern, zu dienen. Thatsächlich siegen in den Wahlen die Männer, die am Besten laufen können. Als das größte Lob, das ein Vertreter der Nation hören kann, gilt der Ausruf der Bewunderung: „Sieh mal einen Abgeordneten, der nie sitzt!“ Ihrer Wahl können nur die Kandidaten sicher sein, die weder essen noch schlafen, weder mit Frau und Kindern sprechen noch zu ihrem Ver-

gnügen spaziren gehen, sondern sich nur damit beschäftigen, unzählige Wege zu machen und mit ihren Vertrauensmännern zu korrespondiren.

In solchen Schichten ist der Kriegsgedanke entstanden. Und durch einen psychologisch leicht verständlichen Prozeß hat sich dieser Gedanke reflektorisch in eine Handlung umgewandelt. Alles schrie unbewußt: „Es lebe der Krieg!“ Eine der radikalsten Zeitungen veröffentlichte Unterredungen mit Hoteliers, Hutmachern, Schustern, Milchhändlern, Schneidern, Juwelieren, Uhrmachern, Zuckerbäckern, Gemischtwaarenhändlern, — und Alle kamen zu dem Schluß: „Einigung mit Kreta oder Tod.“ Alles drohte gleichzeitig dem König und der Regirung. Wehe Dem, der das Volk betrügen und den Krieg nicht erklären wird! Man hörte auch den Ruf: „Entweder Einigung mit Kreta oder Krieg mit der Türkei, sonst .... Bürgerkrieg!“ Natürlich trug dazu die feste Ueberzeugung bei, uns werde der Sieg gehören. Die Demagogie hat den Glauben zu erwecken vermocht, der Grieche sei unbesiegbar. In einer patriotischen Zeitung las man vor der Kriegserklärung: „Wir werden triumphiren; wir werden, wie wir es thatsächlich sind, als die einzigen starken Vorkämpfer Europas gegen Rußland und den Panslavismus anerkannt werden.“ Diese Ideen wurden verbreitet, geglaubt und in Dogmen umgewandelt. Der Verkauf der Tagesblätter stieg auf das Doppelte und Dreifache. Täglich wurden Blätter und Extrablätter in der Hauptstadt und den Provinzen in etwa 150000 Exemplaren verkauft. Nehmen wir einmal an, jedes Blatt werde von nur vier Personen gelesen, dann hat mehr als eine halbe Million der gesammten Bevölkerung die kriegerischen Gefühle an der Quelle in sich gesogen. Die übrige Bevölkerung wurde durch diese Zeitungleser angesteckt. Frauen und Kinder sogar blieben nicht immun. Deshalb ist der Versuch des früheren Ministerpräsidenten, seine gedankenlose Politik mit der Behauptung zu rechtfertigen, das Volk habe den Krieg gewünscht, durchaus nicht ungeschickt. Der griechisch-türkische Krieg war im Grunde nicht ein Werk der Regirung, sondern ein Werk des Volkes, wie der deutsch-französische Krieg ein Werk des französischen Volkes war. Und eine alte Erfahrung lehrt, wie oft ein Volk, das den Krieg heraufbeschworen hat, besiegt wird.

Um zu begreifen, wie die Elite der Gesellschaft und die gewöhnlich konservative Bürgerklasse zu dem Kriegsgedanken kam, muß der Leser der „Zukunft“ sich an meinen ersten Brief erinnern, der hier am zehnten April erschien und in dem ich sagte, daß Kreta für die Griechen das Selbe ist wie der Rhein für die Deutschen. Zunächst handelte es sich nur um Kreta. Die im Monat Februar in Canea verübten Massacres entfesselten den nationalen Instinkt und zwangen uns, Kriegsschiffe nach Kreta zu senden. Es war selbstverständlich, daß mit den Schiffen Truppen nach Kreta gingen. Hier nun wurzelt der große Fehler des Königs. Er glaubte nämlich, daß durch die Sendung einer Truppe von tausend Mann die Verwirrung auf Kreta politisch und militärisch ihrer endgiltigen Lösung zu-

geführt werden würde. Militärisch schien die Lösung einfach: das griechische Heer mit den kretensischen Freischärlern und der Hilfe der Flotte hätte binnen kurzer Zeit jede Spur der türkischen Tyrannei verwischt. Politisch hat aber König Georg seine Rechnung ohne die Mächte gemacht. Diesem Irrthum ist der vierfache Schiffbruch zuzuschreiben, der des Königs, der Regirung, des Reiches und der Nation. Der König beschränkte sich aber nicht auf diesen ersten Fehler. Er hat sich tollkühn an die Spitze der nationalen Bewegung gestellt. Er übernahm die persönliche Leitung des Heeres, der Flotte und der Diplomatie. In einer Reihe von Unterredungen mit auswärtigen Journalisten und durch eine Mittheilung, die er dem Schatzmeister der Ethnike Hetaeria, von der später die Rede sein wird, machte, hat er in gefährlicher Weise die Gemüther entflammt, da er sich in diesen Unterredungen als den ersten Patrioten und den glühendsten Vertreter des nationalen Gedankens hinstellte. Leider folgten den überschwänglichen Worten nicht entsprechend große Thaten. Die Worte wurden wie Geschosse in die Menge geschleudert, zerbrachen in tausend Stücke und wirbelten einen undurchdringlichen Staub von blindem kriegerischen Patriotismus auf. Die Vorbereitungen zum Kriege hingegen waren zaudernd, schwach, zweifelhaft, nicht den besonderen Umständen angepaßt, stückweise, ohne Ziel und Zweck. Alles, wie die Resultate es bewiesen haben, war aus der Absicht hervorgegangen, die Mächte moralisch zu zwingen, dem griechischen Wunsche zu willfahren, — in der nicht unberechtigten Voraussicht, daß ein griechisch-türkischer Krieg europäische Verwickelungen hervorrufen würde.

Hat die Ethnike Hetaeria wirklich den König beeinflußt? Hat diese für die griechische Nation so schädliche Gesellschaft es zu Stande gebracht, unseren Herrscher, der eher den Ruf eines kühlen Diplomaten als den eines wahnwitzigen Menschen verdient, ins Wanken zu bringen? Hat die Ethnike Hetaeria das geistige Gleichgewicht des Königs umnebelt? Ich fürchte: Ja. So lange diese geheime Gesellschaft unter ihren Mitgliedern eine große Anzahl von Offizieren niederer Chargen enthielt, war ihr Charakter antidynastisch; sie vertrat zugleich die nationale Idee eines Groß-Griechenland. Dieser Hetaerie verdanken wir den unheimlichen geistigen Zustand unserer Gesellschaft während der ganzen kritischen Zeit. Man glaubte in dieser Schicht, wenn nicht gegen die Türkei Krieg geführt würde, müsse ein Bürgerkrieg entstehen. Die Bourgeoisie hat, wie gewöhnlich, den äußeren Krieg dem inneren vorgezogen. Der äußere Krieg hat seinen Schauplatz in einer gewissen Entfernung diesseits oder jenseits der Grenzen, der innere in der Hauptstadt oder in den anderen Städten des Reiches, in den Straßen, vor den Fenstern der Privathäuser und der Geschäftslokale. Es entstand eine Art Schreckensherrschaft, vor der sich nicht nur die Kaltblütigkeit und Diplomatie des Königs, sondern auch die Vernunft und Logik der Regirung und der ruhige, konservative Geist der mittleren Klassen beugte.

Der bekannte Psychologe Ribot analysirt die verschiedenen Willensäußerungen, die sich im Gehirn entwickeln und unter einander um die Vorherrschaft kämpfen. Die Willensäußerung, die alle anderen besiegt und sich zur Leidenschaft, zur Manie, entwickelt, nennt er Monoideismus. Ein solcher Monoideismus entwickelte sich allmählich im Gehirn jedes einzelnen Griechen. Der russische Soziologe Nowikow stellt die Behauptung auf, daß, wenn eine thatsächlich falsche Anschauung, die sich in nichts vom Aberglauben unterscheidet, von der gebildeten Klasse angenommen wird, sie auch die anderen Klassen beherrscht, und zwar nicht mehr als eine Hypothese, die der wissenschaftlichen Prüfung unterliegt, sondern als Glaubensartikel, als Dogma. Zur Unterstützung dieser Behauptung erzählt er das Beispiel eines Freundes, der, als die Rede auf die Schutzzollmanie kam, die damals schon die Russen beherrschte, zu ihm sagte: „Ich verstehe nichts von Nationalökonomie. Ich bin aber Schutzzöllner." Aehnlich ist es auch bei uns zugegangen. Jeder Mann, der da schrie: „Es lebe der Krieg!" hätte in einem Augenblick der Bekehrung zur gesunden Vernunft beichten können: „Weder vom Krieg noch von Strategie verstehe ich irgend Etwas; ich kenne weder die Kräfte der Türken noch unsere eigenen. Trotzdem bin ich . . . . . für den Krieg."

Der König und die Regirung hätten Das wissen müssen, — und sie wußten es. Aber aus politischer Feigheit, wegen eines — wenn ich so sagen darf: — psychischen Defektes, haben sie die Dinge bis zum Krieg getrieben, bis zu dem Krieg, von dem sie mit ziemlicher Bestimmtheit wissen mußten, daß er mit einer Katastrophe endigen würde.

Wir sind besiegt worden, weil wir besiegt werden mußten, weil, nachdem die Krone dreißig Jahre hindurch dem Parlamentarismus gestattet hatte, die Verfassung mit Füßen zu treten, alle Gewalten im Staate und alle Verwaltungzweige zerrüttet waren. Uns hat der Krieg nach jeder Richtung ganz unvorbereitet getroffen. Es hat uns der Wahnsinn ergriffen, gegen einen Feind zu kämpfen, der fünfmal stärker war als wir. Dieser Zustand ist der Schreckensherrschaft entsprungen, die uns die Ethnike Hetaeria geschaffen und die nach und nach auch den König, die Regirung, die Kammer, die Presse, die Bourgeoisie, das Volk überwältigt hat. Je mehr wir uns vor einander gegenseitig fürchteten, desto tollkühner wurden wir gegen die Türken. Nur die große Masse fürchtete Niemanden, sondern war von dem Wunsch beseelt, ihr Blut für die versklavten Brüder zu vergießen. Und sie hat es vergossen in den Schlachten, so lange die Führer ihr zu kämpfen gestatteten. Die Panik, die das Heer nach Pharsala trieb, war, wie bewiesen ist, in den Köpfen der Führer, nicht in den Herzen der Soldaten entstanden. Die Soldaten haben, so lange sie unerschrockene Führer hatten, wie z. B. Smolenski, nach den Zugeständnissen aller unbefangenen Beurtheiler tapfer ihre Pflicht erfüllt. Ein

Abgeordneter, der ein Militärspital besuchte, wollte einen Verwundeten dadurch trösten, daß er ihm sagte, er solle nicht ängstlich sein, die Wunde werde schon heilen. Darauf antwortete der Verwundete: „Um meine Wunde habe ich überhaupt keine Sorge; als ich in den Krieg ging, habe ich nicht gedacht, daß ich wieder nach Hause zurückkehren würde.“ Diese Empfindung beherrschte den größten Theil des Heeres. Darum sage ich, daß nicht die Nation besiegt worden ist, sondern der Staat. Der König ist besiegt worden, die Regirung ist besiegt worden, die élite sociale, die Ethnike Hetaeria, der Staat ist besiegt worden, die Nation aber hat sich ... geopfert. Schon die Aeußerung des früheren Ministerpräsidenten nach der Katastrophe von Larissa, er habe den Krieg nicht gewollt, sondern ihn nur mit großen Bedenken unternommen, um die Dynastie zu retten, entlastet das Volk von einem großen Theil der Schuld und zeigt, daß wir nicht einen nationalen, sondern einen dynastischen Krieg geführt haben. Ein solcher Krieg, glaube ich, genügt aber nicht, um die kriegerischen Kräfte und Tugenden des Griechenvolkes zu beurtheilen. Auch Deutschland, wenn es von einer Regirung in den Krieg geführt würde, die selbst den Krieg nicht wollte und auf den Krieg nicht vorbereitet wäre, selbst Deutschland würde besiegt werden. Ich lege den kriegerischen Lorbern Edhem Paschas keinen Werth bei, eben so wenig wie ich den Athleten als zu rühmenden Sieger betrachten könnte, der, durch Training vorbereitet, in seinem leichten Athleten-Anzug zum Ringkampf einen Mann herausgefordert hätte, der seinen Gehrock trägt und eben erst von einem reichen Gelage aufgestanden ist.

Ich will nicht zu erwähnen vergessen, daß die öffentliche Meinung aller Kulturländer an diesem Kriege mitschuldig ist. Sie hatte, so viel sie konnte, mitgeholfen, besonders die Englands, Frankreichs und Italiens, durch die Presse, durch Meetings, durch Kammerreden, durch Aufrufe, durch Sendung eines Häufleins Freiwilliger. Dadurch wurde das leicht erregbare Griechenvolk aufgestachelt: es mußte glauben, daß es in dem Kriege gegen die Türken Verbündete finden werde. Und noch eine Bemerkung dürfte hier am Platze sein. Mir scheint, daß der Patriotismus, der als altruistisches Gefühl betrachtet wird, manchmal doch eine recht egoistische Färbung annimmt. In dem Augenblick, wo der Patriotismus Idee oder Gefühl zu sein aufhört, wird er zum Pathos. Jeder Patriot sieht dann nicht nur das Wohl des Vaterlandes vor Augen, sondern auch sich selbst und sein Pathos. Er will sein „Ich“ befriedigen, die Flamme löschen, die an seinem eigenen Selbst zehrt. Er will das Wohlgefühl persönlicher Rache empfinden und es ist ihm zunächst im Grunde ganz gleichgiltig, ob sein Vaterland daraus Nutzen ziehen oder leiden wird. Das Problem dieses egoistischen Patriotismus sollte, wie mir scheint, von der neuen psychologischen Schule ernstlich studirt werden.

Athen. V. Gabriélidi,

Besitzer und Herausgeber der Zeitung „Akropolis.“

Die Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch.

Wiederholt bin ich nach meiner Ansicht gefragt worden, sowohl über die Stellung der Frau im Bürgerlichen Gesetzbuch als auch über Werth und Wirkung der Agitation der Frauenvereine zur Erlangung günstigerer Bestimmungen für das weibliche Geschlecht. Um den Fragenden den guten Willen zu zeigen, spreche ich mich in folgenden Zeilen aus, obwohl ich mir bewußt bin, den Stoff auch nicht in einem einzigen Punkte bewältigt zu haben.

Zunächst muß ich bekennen, daß es mir unzutreffend erscheint, von einer Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes durch das neue Gesetz zu sprechen. Der Gesetzgeber hat nicht einen horizontalen Schnitt zwischen den Geschlechtern gemacht, so daß das Gesetz etwa eine obere Menschenklasse, die Männer, und eine Klasse zweiter Ordnung, die Frauen, kennte. Vielmehr stehen der ledige Mann und die ledige Frau vor dem Civil- und Strafrecht gleich da; die mündige ledige Frau genießt volle Verfügungfreiheit und Freizügigkeit. Der Gesetzgeber hat aber an anderer Stelle einen deutlichen Schnitt gemacht, nämlich zwischen den verheiratheten und den ledigen Menschen; für die Eheleute ist ein besonderes Recht gegeben. Es geht daraus zunächst hervor, daß ein anderer Gesichtspunkt den Ehegatten gegenüber maßgebend gewesen ist: die Ledigen betrachtet man als Individuen, gleichviel, ob sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes sind, die Eheleute aber sind für die Gesellschaft nicht mehr Individuen, sondern zweieinige, zweisame Menschen, an deren Gemeinschaft die Gesellschaft direkt interessirt ist.

Bei einer rein formal äußerlichen Betrachtungweise wird man nun sagen: Gut! Eine Gemeinschaft setzt immer Einschränkung persönlicher Freiheit voraus, aber der Verzicht sollte auf beiden Seiten gleich sein, während die Eheschließung ihn thatsächlich nur der Frau auferlegt. Von der Halbwahrheit dieser Behauptung ganz abgesehen, will mir nun scheinen, daß diese rein formale Betrachtungweise den Fundamentalirrthum in der Kritik des Eherechtes bildet. Machen wir uns, um ihn zu vermeiden, von vorn herein klar, daß die Ehe sich von bloßen Freundschaftverhältnissen dadurch unterscheidet, daß sie die Geschlechtsdifferenz zur Voraussetzung hat. Die Ehegatten sind nun einmal zwei verschiedene Geschlechtswesen, sonst wären sie nicht Ehegatten, — und damit ist der Hinweis gegeben, daß in diesem Verhältniß die Geschlechtszugehörigkeit in den Vordergrund rückt. Die Bedeutung und Schätzung des Körperlichen und Natürlichen ist in der Ehe größer als in bloßen Freundschaftverhältnissen; die Ehegatten sind für einander nicht nur Kulturmenschen, wie für Freunde oder Fremde, sondern Naturwesen, sie verpflichten sich gegenseitig zur Erfüllung

ihrer natürlichen Aufgaben. Wo aber der Mensch unter dem Gesichtspunkte seiner natürlichen Aufgaben gefaßt wird, da tritt die Differenzirung zwischen Mann und Weib so deutlich hervor, daß wir mit der rein formalen Betrachtung in die Brüche gerathen, denn die Natur stellt viel größere Forderungen an die Frau als an den Mann, und wo immer diese Forderungen mitsprechen, da können Mann und Weib nicht mit gleichem Maße gemessen werden. Es ist eine rationelle Theilung der Arbeit, daß der Mann die Familie, mit deren Hervorbringung und Wartung die Frau wesentlich beschäftigt ist, ernährt, daß er die Familie nach außen vertritt, folglich aus praktischen Gründen den Wohnsitz wählt und der Gemeinschaft seinen Namen giebt, den man draußen kennt. Hierin vermag ich nicht eine Beeinträchtigung des Weibes zu sehen, denn wenn das Weib seine Selbstbestimmung und seinen Namen aufgiebt, indem es heirathet und der Erfüllung seiner natürlichen Aufgabe sich widmet, tauscht es viel mehr dafür ein, als es aufgiebt: die Möglichkeit, das höchste Glück zu genießen, Mutter zu werden und ein Familienheim auszugestalten. Nun wird man mir vorhalten: Gewinnt Das der Mann nicht auch? Darauf erwidere ich: Nein; erlauben Sie mir die unerhörte Behauptung, die durch ihre Neuheit verblüffen wird, daß nur das Weib Mutter und Hausmutter wird und daß diese Thatsache zwar eine große Aufgabe, aber damit auch die größte Gabe der Natur an das weibliche Geschlecht bedeutet. „Ach, wie bedaur' ich doch den Mann, der Mutterglück nicht fühlen kann", läßt der Dichter die Frau sagen. Für dieses Glück zahlt die Frau ihren Preis mit Aufgabe ihrer Selbstbestimmung. Nehmen wir noch hinzu, daß der Gatte die Initiative zur Ehe ergreift, daß er vielfach der Aeltere ist, so erscheint die Abhängigkeit der Gattin vom Gatten vernünftig und deshalb verständlich.

Wenn ich mir so — auch um der Ordnung willen — den Vorrang des Mannes in dem ehelichen Verhältniß erklären kann, einen Vorrang, der eben so wenig eine Erniedrigung des Weibes bedeutet wie die Existenz des Bundespräsidiums eine Erniedrigung der freien Schweizer, so habe ich doch keinen Grund auffinden können, der die Thatsache annehmbar macht, daß mit der Eheschließung ipso facto das Vermögen der Braut an den Gatten fällt. Je inniger die Gatten mit einander stehen, um so selbstverständlicher wird es der Frau erscheinen, daß sie mit dem Manne, dem sie ihr Lebensglück vertraut hat, die Vermögensangelegenheiten bespricht und mehr und mehr — oder weniger und weniger — ihm auch ihre Mittel anvertraut. Aber die Eheschließung mit der Besitzübernahme in Kausalnexus zu setzen, erscheint mir unter allen Umständen als ein Vorgehen, das ein eigenthümliches Licht auf den Mann wirft, selbst wenn er nicht habsüchtig ist.

Die Agitation der Frauenvereine richtet sich in erster Linie auf Abänderung der hier einschlägigen Paragraphen des ehelichen Güterrechtes im

Bürgerlichen Gesetzbuch. Sie haben Bittschriften an den Reichstag gesandt. Ich halte diesen direkten Weg für ziemlich aussichtlos, glaube aber, daß die Bittstellerinnen über Damaskus nach Jerusalem kommen werden. Und zwar so: wenn auch alle Petitionen abgelehnt werden sollten, so würden sie doch nicht Schläge ins Wasser bedeuten, denn sie würden die Aufmerksamkeit vieler Frauen und Mütter auf das eheliche Güterrecht lenken und bewirken, daß ihnen der Gedanke einer Regelung der Vermögensverwaltung durch einen Ehekontrakt vertraut und geläufig wird. Das Gesetz läßt eine solche Regelung zu. Gewinnt der Brauch, kontraktlich das Vermögen der Braut ihr zu sichern, in Deutschland weiten Boden, so erwächst dem neuen Gesetze allmählich ein überlegener Feind: die Sitte. An der Bildung der Sitte ist das Frauengeschlecht wesentlich betheiligt, und wenn es ihm gelingt, die Sitte einzuführen, daß bei uns, wie z. B. in Italien, getrennte Güterverwaltung der normale Anfang der Ehe wird, so muß das Gesetz mit der Zeit folgen. Das Gesetz ist nicht unser Lehrmeister und Erzieher, sondern nur der Ausdruck bereits herrschender Zustände. Die Sitte geht dem Gesetz vorher. Dieser sichere Weg, durch die Sitte das Gesetz zu beeinflussen, hat auch noch den Vorzug, daß dann unmöglich ein großes Gesetz ein kleines Geschlecht finden kann, sondern daß die Menschen reif geworden sind für den höheren Grad der Freiheit, der in dem Gesetz seinen Ausdruck findet.

Noch befremdlicher als der Paragraph über das Güterrecht erscheint mir der über die elterliche Gewalt, die so lange eine „väterliche" ist, bis die Mutter Wittwe wird. Mir will scheinen, daß aus dem selben Grunde, der mir die Unterordnung der Gattin unter den Gatten vernünftig macht, die Unterordnung der Mutter unter den Vater unvernünftig ist. Die Mutter muß die Individualität des Kindes besser kennen als der Vater, sie steht dem Kinde näher, sie hat ihr Leben aufs Spiel gesetzt. Der Einwand, daß der Vater die Welt besser kennt, erscheint mir unhaltbar, denn falls der Vater stirbt, muß ja die Mutter die Führung der Kinder übernehmen und ihnen den Vater ersetzen, man hält sie also hierzu durchaus für befähigt, will wohl nur um der Ordnung willen, so lange zwei Instanzen da sind, die väterliche der mütterlichen übergeordnet wissen. Für diese Anordnung finde ich in der Natur keinen Grund; im Gegentheil: eben die erfüllte Naturaufgabe des Weibes sollte die mütterliche Autorität im Zwistfalle über die väterliche setzen, unter allen Umständen wenigstens da, wo es sich um Kinder bis zum vierzehnten Jahr und um Mädchen irgend welchen Alters handelt.

Hier wird man nun einwenden, daß ich die Interessen der Frauen doch nicht genügend wahre, denn wenn eine Frau keine Kinder hätte, würde sie zeitlebens auf die Abhängigkeit von ihrem Mann beschränkt sein. Den also Denkenden habe ich nur zu entgegnen, daß man lediglich für den Durch-

schnitt Gesetze machen kann, und als solcher gilt, daß die Ehefrau Mutter wird. Will das weibliche Individuum die Möglichkeit einer solchen lebenslänglichen Unterordnung, zu der es kein Mensch zwingen darf, um keinen Preis riskiren, so muß es einfach unverheirathet bleiben und auf dem eisigen Piedestal spröder Jungfräulichkeit einem einsamen, freudlosen Alter entgegenwelken. Alles im Leben hat seinen Preis.

Ein weiterer Punkt, um den der Streit der Meinungen schwebt, ist die Ehescheidung. Soll sie erleichtert, soll sie erschwert werden? Es würde mir glaubhaft erscheinen, wenn man erzählte, daß alle Männer die erste, alle Frauen dagegen die zweite Frage bejahten. Dem ist aber nicht so: auch unter den Frauen haben sich Stimmen für die Erleichterung der Ehescheidung erhoben, und zwar im Hinblick auf die Unglücklichen, die einem brutalen Gatten preisgegeben sind. Der Gedanke an diese Aermsten sollte jede Frau veranlassen, sich eingehend um die Gesetze zu kümmern, die den Schutz ihrer Geschlechtsgenossinnen bezwecken; doch sollte sie auch dabei nicht vergessen, daß Gesetze nur für den Durchschnitt gemacht werden können. Im Durchschnitt aber haben die Frauen ein größeres persönliches Interesse an der gefestigten Erhaltung der Ehe und der Familie als der Mann, und zwar wiederum wegen ihrer größeren natürlichen Belastung, ihres engeren Zusammenhanges mit der Nachkommenschaft und der daraus sich ergebenden beglückenden häuslichen Gebundenheit. Die Statistik beweist, daß geschiedene Frauen und Wittwen sich in größerem Prozentsatz wieder verheirathen als Männer in der gleichen Lage. So erscheint es allein schon als ein Gebot der weltlichen Klugheit, daß die Frau für die erschwerte Löslichkeit der Ehe eintritt. Außer diesen individualistischen giebt es aber auch noch höhere ethische Gesichtspunkte, die für die Erhaltung der Einehe als eines Bündnisses sprechen, das nur durch schwere sittliche Verschuldung eines der Gatten lösbar sein sollte. Ehe und Familie sind die Vorbedingung aller Kultur, aller feineren Gesittung; es ist besser, zwei Menschen zu opfern, als die Grundmauer des staatlichen Baues, die Familie, zu erschüttern.

Unter den Fürsprechern der erleichterten Ehescheidung finden wir aber nicht nur Solche, die der Wehrlosigkeit zu Hilfe kommen wollen, wir hören im Gegentheil auch die Stimmen Derer, die gerade das Recht der Kraft betonen, sich durchzusetzen. Die Anhänger der Kraftmenschen-Moral: „Ich darf, was Ich kann" sehen die höchste Menschlichkeit in der höchsten Unmenschlichkeit. Der Kraftmensch darf über Trümmer gehen und in Blut waten, wenn ihn nur kein Schwindel packt. Schweigen in ihm alle Stimmen, die den Menschen vom Raubthier unterscheiden, kennt er nur, wie das Raubthier, sich selbst und seinen Hunger, gleichviel wonach, so ist er berechtigt, zu thun, was er thut. Die Anhänger der Kraftmenschentheorie, die die ungezähmten Instinkte der menschlichen Bestie für das höchste Gut halten,

befürworten natürlich die Erleichterung der Ehescheidung in Rücksicht auf die Instinkte, denn es fehlt ihnen die innere Erfahrung und damit zugleich die Gewißheit und das Verständniß einer werthvolleren Kraft, die die Instinkte zähmt, wie der Löwenbändiger das Raubthier, die Kraft des sittlichen Willens, der entschlossen sein Kreuz auf sich nimmt und sich sagt: das persönliche Glück ist nicht die Hauptsache im Leben, ich kann, was ich will, — und ich will den Bau nicht stürzen helfen, der die Sittlichkeit, die Schönheit, die Reinheit, die Kultur, beschirmt: die Familie! Im Vollbewußtsein meiner Herrscherkraft stehe ich fest wie ein Fels im Meer, den die Wogen nicht bezwingen, sondern der sie zwingt, sich zu brechen. Ich kann zertreten, aber ich will tragen, ich kann zerstören, aber ich will bauen. Für solche Kraftäußerung fehlt der großen Mehrheit wie den einzelnen Kraftmenschen und Denen, die durch sittliche Roheit als Solche erscheinen wollen, das Verständniß, wie es vor 1897 Jahren fehlte, als Jesus von Nazareth in Palästina lebte. Auch er war sich seiner Kraft bewußt, auch er hatte mit sich in der Wüste gerungen: Soll ich mein Ich ausleben? Soll ich Individualist sein? Soll ich mir gewaltsam die Welt zu Füßen zwingen? Soll mein Reich von dieser Welt sein? Ich kanns! Ich habe die Kraft dazu! Nur einmal, nachdem er sich schon gegen sein Ich entschieden, läßt er dies Bewußtsein durchleuchten, als die Häscher hinter ihm sind und er ihnen zuruft: „Ich, Ich bins." Da weichen sie zurück und fallen zu Boden. Dies Ich, das sich selbst betont, hatten sie verstanden und die Gewalt dieser Ich-Kraft hatte sie überwältigt. Diejenige Kraft in ihm aber, die selbst diese Gewalt noch besiegte, die verstanden sie nicht, wie sie auch heute nur von Denen verstanden und gewürdigt wird, die eine ähnliche Kraftprobe, sei es auch nur im kleinsten Maßstabe, in sich erlebt haben. Menschen aber, die in sich erleben, wie der sittliche Wille Instinkte zähmen kann, verlangen auch von den Kraftmenschen, daß sie die Schranken achten, die unsere höchsten Kulturgüter vor der Bestie im Menschen schützen, daß sie ihre Kraft beweisen, indem sie tragen und aufbauen, nicht aber zertreten und lockern.

In der Betonung der Unantastbarkeit der Einehe liegt aber auch zugleich die Berechtigung, für den schwächeren Theil alle irgend möglichen Schutzgesetze zu fordern. Hier sollten die Frauen Kraft und Mittel einsetzen, nicht, um der Gattin den Verzicht auf ihre Familienstellung zu erleichtern, sondern, um sie vielmehr in dem Besitz dieser Stellung zu sichern und zu schützen.

Elisabeth Gnauck-Kühne.

Darwinismus und Straftheorie.

Der Satz, daß die Lehren, die sich an Darwins Namen knüpfen, unsere Grundsätze umgestalten, ist eine Art Gemeinplatz geworden. Auch die sittlichen Grundsätze sollen an dieser allgemeinen Umbildung theilnehmen. Ich sehe nicht ein, warum der Darwinismus unsere letzten sittlichen Ideen ändern müßte. Er wandelt vielmehr weder unsere Vorstellung von dem Ziele der Gesammtheit noch des Einzelnen um, wir müßten denn gerade Anschauungen gehegt haben, die lange vor Darwin schon veraltet waren. Was die Grundsätze der Ethik betrifft, so bemerke ich, um es kurz zu sagen, kein Zeichen einer Umwälzung. Der Darwinismus hat sogar Vielen zu einer wahreren Auffassung des Zieles verholfen und ich kann nicht zugestehen, daß er diese Vorstellung geschaffen oder verändert hätte. Und doch kann der Darwinismus in der Ethik vielleicht einen Umsturz hervorrufen. Vielleicht führt er zwar nicht zu einer anderen Anschauung über das Ziel, wohl aber zu einer neuen Art, die Bedeutung der Mittel zu schätzen. Denn in dem gewöhnlichen sittlichen Glaubensbekenntniß scheinen diese Mittel nach keinerlei vernünftigen Grundsätzen abgeschätzt zu sein. Unser Glaube erscheint vielmehr als unvernünftige Mischung einander widerstreitender Bestandtheile. Wir haben mit Ausnahme von ein paar Fanatikern den Sittenkodex des Christenthumes theilweise angenommen und theilweise verworfen. Aber wir machen uns keine Vorstellung davon, ob das christliche Ideal in seinem tiefsten Grunde nicht ein falsches Ideal ist. Und wenn wir diesen Kodex zu Gunsten einer anderen, theilweise gesünderen Sittlichkeit verwerfen, so befinden wir uns noch in der selben Lage der Blindheit und praktischen Verwirrung. An dieser Stelle scheint uns der Darwinismus mit all den Tendenzen, die wir in dieses eine Wort zusammenfassen können, eingreifen zu sollen. Und er wird sich nach meiner Ueberzeugung immer wirksamer fühlbar machen. Vielleicht wird er uns in manchen Punkten zu einer Berichtigung unserer sittlichen Anschauungen und zur Rückkehr zu einem nicht christlichen, vielleicht aber hellenischen Ideal zwingen. Ich möchte diese allgemeinen Sätze durch ein paar Bemerkungen über das Wesen der Strafe deutlicher erklären.

Der Darwinismus hat, habe ich gesagt, unsere Vorstellung des höchsten Guten nicht einmal beeinflußt. Wir können es als die Wohlfahrt der Gesammtheit auffassen, die sich in ihren Mitgliedern verwirklicht. Ueber die

Bedeutung, die man dem Worte Wohlfahrt beimißt, läßt sich natürlich streiten. Wir können es für gleichbedeutend mit bloßem Vergnügen und auch mit einem bloßen System erklären oder können auch Beide als untrennbare Seiten der Vollkommenheit und Individualität betrachten. Und die Ausdehnung und das Wesen der Gesammtheit könnte wiederum den Gegenstand einer Erörterung bilden. Aber wir sind keineswegs gezwungen, hier in die Behandlung dieser Streitfragen einzutreten. Wir könnten die Wohlfahrt undefinirt lassen und brauchen für unseren Zweck die Gesammtheit nicht vom Staat zu unterscheiden. Die Wohlfahrt dieses Ganzen ist natürlich nirgends außerhalb der Einzelnen vorhanden; und die Einzelnen haben wiederum nur als Mitglieder des Ganzen Rechte und Pflichten. Das ist erneuter Hellenismus — wir können es auch die organische Anschauung der Dinge nennen —, nur betont von dem deutschen Idealismus in der Frühzeit unseres Jahrhunderts.

Nun wird diese Vorstellung von dem Ziele, meiner Ueberzeugung nach, vom Darwinismus nicht berührt. Aber Das ändert sich, sobald wir dazu kommen, die einzelnen Bestandtheile und die Mittel zur Erreichung des Zieles zu betrachten. Denn der Darwinismus hat uns über die Bedingungen der Wohlfahrt gar Mancherlei zu sagen. Wir Alle stimmen darin überein, daß das Gemeinwesen, obgleich es wohl auf natürlichem Wege geworden ist, was es ist, sich nun mehr oder weniger bewußt selbst bestimmen und seine eigene Vorsehung spielen sollte. Ueber die Art und Weise und das Maß seines Eingreifens stimmen wir noch nicht überein, aber über die grundsätzliche Nothwendigkeit dieses Eingreifens besteht keine wirkliche Meinungverschiedenheit mehr. Wenn aber das Ueberdauern und der Fortschritt der Menschengattung gewissen Ursachen entsprungen sind, so können diese Ursachen doch schwerlich jetzt der Betrachtung unwerth geworden sein. Das heißt: wenn uns bisher gewissermaßen eine fremde Vorsehung nach einer bestimmten Regel geführt hat, sollen wir nun, da wir unsere eigenen Führer und Herren sind, ihre Methode nicht achten? Ich meine nicht, daß es nun für uns richtig ist, bewußt die alte Art des Fortschrittes unverändert anzunehmen. Denn es ist unmöglich, zu einem Zustand ohne Nachdenken zurückzukehren, und ferner könnte kein Gemeinwesen in seinem Innern einen uneingeschränkten Daseinskampf gestatten. Wenn wir aber die Wirkungweise der natürlichen Auslese verändern und von ihr abweichen, so sollten wir meiner festen Ueberzeugung nach mindestens nach einem Grundsatz irgend welcher Art verfahren. Wir sollten nicht die alten Bedingungen der Wohlfahrt gedankenlos außer Acht lassen, sondern, wo wir über sie hinausgehen, uns klar darüber sein, was nun an ihrer Stelle wirken soll. Die Gesetze des Fortschrittes in der Vergangenheit müssen, Das gebe ich zu, durch den Fortschritt selbst bestimmt werden; aber es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Gesetze dadurch völlig hinfällig geworden

sind. Und es ist mindestens offenbar unsinnig, Das ohne jeden Grund anzunehmen. In unserer Sittlichkeit und Sozialwissenschaft herrscht diese Ungereimtheit jedoch überall. Wir leugnen nicht, daß der Fortschritt in weitem Maße durch natürliche Auslese entstanden ist, und wir müssen gestehen, daß in diesem Vorgang die Austilgung der schlechteren Abarten wesentlich ist. Ferner ist klar, daß das Gemeinwesen jetzt in diesen Kampf und in diese Austilgung hemmend eingreift. So wird die Methode, die sich in der Vergangenheit als erfolgreich erwiesen hat, mehr oder weniger verändert. Wenn wir aber fragen, nach welchem Grundsatz sie verändert werde und was uns nun an ihrer Stelle dienen solle, so finden wir keine vernünftige Antwort. Der Wettbewerb à outrance ist gelähmt worden und unter künstlichen Bedingungen scheinen wir einen Kampf zwischen um die Oberhand ringenden Arten mit verschiedener Fruchtbarkeit zu heiligen. Vielleicht zwingen wir sogar den höheren Typus, hilflos dabei zu stehen und sich von dem schwächeren und niedrigeren verdrängen zu lassen; ja, wir zwingen ihn selbst, zu dem Prozeß seiner eigenen Vernichtung beizutragen. Wir legen unvernünftigen Nachdruck auf die Ausbildung der Einzelnen, wir betonen diese weniger wichtige und zweifelhaftere Lehre des Darwinismus. In dem Hauptpunkt aber, der Unterdrückung nicht wünschenswerther Typen, scheinen wir bereit zu sein, unser Geschick der Vorsehung anheimzugeben. Und dennoch sind wir, wie wir wissen, dazu berufen, unsere eigene Vorsehung zu sein. Und wir selbst hemmen, wie wir wissen, das Wirken der alten Vorsehung. Im Kampfe hat keineswegs nur die überlegene Fruchtbarkeit gesiegt; das in anderen Punkten Stärkere hat seine Stärke dazu benutzt, das Unterlegene zum Daseinsthore hinauszutreiben. Sicherlich hat es sich nicht gezwungen gesehen, auf seine eigenen Kosten das Unterlegene vor dem natürlichen Schicksal seiner Mängel zu beschützen. Und sicherlich wird aller Wahrscheinlichkeit nach Das, was bisher gut gediehen ist, auch weiter gedeihen. Wo ist aber die sozialpolitische Anschauung, die diesen Vorbedingungen des Ueberdauerns in der Vergangenheit nicht in die Speichen griffe und Das auf Grund eines haltbaren Grundsatzes thäte? Giebt es keine, so ist unsere allgemeine Stellung zu dem vielleicht höchsten Problem der Sozialwissenschaft bedauerlich zu nennen. Ein Trost muß dabei sein, daß vielleicht trotzdem in der Praxis alle Dinge blind sich abzuwickeln haben. Aber es ist nicht die Aufgabe dieses Aufsatzes, sich im Allgemeinen mit dem Fortschritt zu beschäftigen. Unter der Voraussetzung, die Wohlfahrt des Gemeinwesens sei das höchste Ziel und Gesetz und die Auslese unter Abarten sei zu dieser Wohlfahrt nothwendig, will ich diese Ideen in Kürze auf den Gegenstand der Strafe anwenden.

Der Darwinismus, so läßt sich vermuthen, sollte unsere Anschauung von der Strafe umgestalten. Das heißt nicht, jede alte Straflehre müsse

darum ganz aufgegeben werden. Die Erziehung-, die Abschreckung-, die Wiedervergeltung-Theorie, — jede kann einen gewissen Werth behalten. Aber theilweise muß wohl jede durch etwas Anderes ersetzt werden. Sie sind einem anderen und höheren Gesetz unterzuordnen, das wir den Grundsatz der Sozialchirurgie nennen können. Das Recht und die Pflicht des Organismus, seine nicht wünschenswerthen Auswüchse zu unterdrücken, ist die Straftheorie, die der Darwinismus unmittelbar nahelegt. Es ist eine alte Lehre, die nur neue Bedeutung und Macht erhalten hat. Und ihr Grundsatz ist der alte Grundsatz und der einzige Boden für eine gesunde Straftheorie. Die sittliche Oberhoheit des Gemeinwesens, sein uneingeschränktes Recht, mit seinen Mitgliedern irgendwie zu verfahren, ist die einzige Grundlage, auf der die vernünftige Strafe ruhen kann.

Wie gestaltet aber unter diesen Umständen der Darwinismus unsere Anschauungen um und bedroht uns mit einer ethischen Revolution? Er hat die Tendenz, die Verbindung zwischen Strafe und Schuld durchzuschneiden. Diese Verbindung wird, deutlich oder dunkel, verworren oder klar, von nahezu jeder Straftheorie aufrecht erhalten. Die Vereinigung dieser Vorstellungen ist thatsächlich so vernünftig und stark, daß wir sie vielleicht dem Namen nach anerkennen müssen. Idee und Sache dehnend, könnten wir doch das Wort Strafe auf diejenige Chirurgie beschränken, die wiedervergeltend erscheint. Aber der Wiedervergeltungsgrundsatz, die bedingunglose Einschränkung der Strafe auf das Verbrechen, ist gerade der Mittelpunkt der Stellung, die der Darwinismus bedroht. Wir haben hier die Hauptwurzel jener Verwirrung, die jetzt die Sache verdunkelt. Ich werde daher die Wiedervergeltung-Theorie sofort unter zwei Formen, der des normalen Wachsthumes und der des krankhaften Auswuchses, kritisch behandeln. Schuld und Strafe sind in diesen beiden Theorien nothwendig verknüpft. Die Schuld nimmt diese wesentliche Verbindung an und rechtfertigt sie, die Strafe hingegen versucht, sie zu verwerfen. Schließlich stehen jedoch Verwerfung und Annahme genau auf dem selben Boden. Von der umgekehrten Anschauung aus wird das Verbrechen als bloße Krankheit behandelt und die Krankheit selbst immer noch als bloße Krankheit betrachtet; sie soll deshalb wie bisher sich der Achtung erfreuen, weil sie nichts Verbrecherisches ist.

Prüfen wir zunächst die normale Form der Anschauung, die in der Strafe die Vergeltung sieht. Da müssen wir zwei Seiten unterscheiden, eine positive und eine negative. Die erste erklärt die Strafe wesentlich für die Ergänzung der Schuld, während die zweite behauptet, abgesehen von einer Schuld seien die Einzelnen heilig. Nun halte ich immer noch an der positiveren Seite des Vergeltungsgrundsatzes fest. Die Lehre, die Strafe sei ein Reagiren des sittlichen Organismus gegen ein aufrührerisches Mitglied, scheint

mir, so weit sie eben reicht, ganz befriedigend. Und von Dem, was ich vor zwanzig Jahren in meinen „Ethischen Studien" einmal für sie und dann gegen ihre ihr nicht gerecht werdenden Kritiker ausgeführt habe, würde ich noch heute so ziemlich Alles unbedenklich wiederholen. Diese Anschauung fungirt aber nicht. An sich genommen, ist sie für die Praxis zu eng und leidet selbst innerlich an außerordentlichen Schwierigkeiten, die der Zweifelhaftigkeit jeder sittlichen Werthung entspringen. Bei der sittlichen Abschätzung werden die echten Thatsachen, in dem selben Maße, wie sich der sittliche Maßstab verinnerlicht, unzugänglich und es wird immer unmöglicher, die sittliche Verantwortlichkeit irgendwo genau zu messen. Nimmt man aber einen äußerlichen Maßstab, dann sieht man sich von der anderen Seite her bedroht. Man bleibt in Zweifel darüber, ob die vorgenommene Schätzung eine wirklich sittliche ist. Und man hat besonders mit der Aufgabe zu kämpfen, in jedem Falle eine Linie zwischen gewollter Schlechtigkeit und ungewollter Krankheit zu ziehen. Derartige innere Schwierigkeiten sind ein ernstes Hinderniß für die Wiedervergeltung. Wenn man nur dadurch das Recht, zu strafen, erwirbt, daß man ein sittliches Verbrechen nachweist, so ist es schwierig, sich wirklich sicher zu fühlen, daß man sich dieses Recht erworben habe. So ist der Grundsatz wohl gut, aber seiner Anwendung stellen sich schwere Hindernisse entgegen. Und deshalb versuchen wir gewöhnlich auch gar nicht, den Grundsatz anzuwenden. Wenn wir nach unserer Ueberzeugung das Recht, zu strafen, in der Praxis sichergestellt haben, messen wir noch anderen Erwägungen Gewicht zu. Wir mildern unser Urtheil durch einen Blick auf das allgemeine Wohl. Entweder wir statuiren ein Exempel oder wir lassen Gnade oder Klugheit die strenge Gerechtigkeit mehr oder weniger verkürzen. Damit hat aber der Vergeltungsgrundsatz aufgehört, in seinem Kern eine Sache der Gerechtigkeit zu sein, und wir haben uns gezwungen gesehen, eine höhere Pflicht, ungerecht zu sein, anzuerkennen. Wir haben die Idee der Wiedervergeltung und des Verdienstes zwar nicht aufgegeben, aber wir haben sie zu etwas Sekundärem gemacht und dem Hauptziele der allgemeinen Wohlfahrt untergeordnet.

Die negative Seite der Wiedervergeltung muß das selbe Schicksal erfahren. Außer dem Schuldigen noch einen Anderen zu bestrafen, wäre falsch, weil es ungerecht wäre. Aber was wird daraus, wenn nun die Gerechtigkeit nur eine niedere und untergeordnete Pflicht ist? Es ist offenbar ungerecht, sittlich nicht schuldige Glieder zu entfernen, nur weil ihre Entfernung für den Organismus gut ist. Dann war es aber auch ungerecht, Jemand in der Absicht, das allgemeine Wohl zu sichern, stärker oder schwächer zu bestrafen. Kurz: wir können mit der Oberhoheit der Gerechtigkeit bald dieses, bald jenes Spiel treiben. Aber nachdem wir sie einmal als niederen und untergeordneten Grundsatz festgestellt haben, können wir dann nicht wieder versuchen, sie in einem

Punkte als unbedingt geltend hinzustellen. Die Unschuldigen zu beseitigen, ist ungerecht, aber darum ist es doch vielleicht nicht in allen Fällen unrecht. Ihre Beseitigung ist recht, wenn die allgemeine Wohlfahrt sie fordert. Die negative Seite der Gerechtigkeit erweist sich als eben so schwach wie ihre positive Seite. Und die heiligen Rechte der Unschuld sind zu einem bedingten Werth geworden. Sie bestehen, so lange die Regel der Gerechtigkeit nicht von etwas Höherem gebrochen wird, und sie werden da gewahrt, wo Strafe und Schuld einander entsprechen. Wo aber das Wohl des Ganzen nach ethischer Chirurgie verlangt, da ist bloße Unschuld gewiß kein Ausnahmegrund und kein Schutzbrief. Wir können zweifelhaft sein, ob man ein solches Abschneiden ohne Verbrechen billig Strafe nennen kann. Da aber die Sache gerechtfertigt ist, will ich mich nicht damit aufhalten, den Namen zu betrachten. Es ist besser, eine Frage außer Acht zu lassen, die unser Hauptergebniß nicht zu berühren scheint.

Die Gerechtigkeit ist nur ein untergeordneter Grundsatz der Ethik. Und auch nach seiner negativen Seite hin gilt der Grundsatz nicht unbedingt. Die Unschuldigen zu beseitigen, mag vielleicht überall Unrecht sein, aber man kann Das doch nicht nur auf Grund des Satzes behaupten, daß ihre Beseitigung nicht verdient sei. Gehen wir jetzt weiter dazu über, den krankhaften Auswuchs unseres normalen Grundsatzes zu betrachten.

Es giebt in unseren Tagen eine keineswegs ungewöhnliche Art, über die Strafe zu denken, die einen hohen Grad von Inkonsequenz zeigt. Sie nimmt mehr oder weniger ausdrücklich die Lehre an, das Verbrechen sei ganz oder theilweise eine bloße Krankheit. Oder vielmehr: das Verbrechen wird als natürliche Abweichung vom Typus aufgefaßt. Und ganz richtig wird von diesem Boden aus dagegen protestirt, solche ungewollten Mängel sittlich anzurechnen und zu beurtheilen. Mit diesem Protest muß Jeder mehr oder weniger übereinstimmen. Aber hier liegt der Anfang der blinden und gedankenlosen Verwirrung. Denn diese Neuerer stehen, während sie gegen den Grundsatz der Wiedervergeltung oder mindestens theilweise gegen seine Anwendung protestiren und so der Herrschaft dieses Grundsatzes einiges Leben entziehen, doch wieder auf dem Boden bedingungsloser Oberhoheit. Nach ihrer positiven Seite hin wird die Gerechtigkeit eingeschränkt; aber auf ihrer negativen Seite soll sie die unbegrenzte Oberherrschaft behalten. Die Verbrecher sind, entweder sämmtlich oder doch zum großen Theil, krank und also unschuldig; und die Unschuldigen werden natürlich nach dem Wahrspruch der Gerechtigkeit für heilig erklärt. Sie sollen sich der Behandlung erfreuen, die man der Krankheit zu einer Zeit gewährte, wo man in den Begriff der Krankheit noch nicht das Verbrechen einschloß. Eine solche Stellungnahme und ein solcher Anspruch sind doch sicherlich äußerst inkonsequent. Dieser wahnsinnige Mörder, so können wir sagen hören, darf nicht vernichtet werden.

Gerechtigkeit ist die Bemessung von Wohlthat und Nachtheil nach Verdienst. Aber dieser Mensch ist kein sittlich handelndes Wesen, folglich ist es ungerecht, ihm einen Nachtheil zuzufügen. Darauf erwidere ich: Ist dieser Mensch kein sittlich handelndes Wesen, so folgt doch daraus, daß die Gerechtigkeit mit diesem Falle überhaupt nichts zu thun hat. Was gerecht oder ungerecht ist, Das kommt doch bei unserer Verfügung über sein Schicksal gar nicht in Betracht. Also können wir ihn, so lange wir nicht vorgeben, ihn um der Wiedervergeltung willen zu bestrafen, von der Außenwelt abschneiden, wenn Das für das allgemeine Wohl als das Beste erscheint. Denn die Gerechtigkeit ist ja nur ein untergeordneter und niederer Grundsatz. Eine Anschauung über das Verbrechen anzunehmen, die alle Zurechnungfähigkeit aufzugeben scheint, dadurch die Anwendung strenger Gerechtigkeit unmöglich zu machen und dann im Namen der Gerechtigkeit Schutz für Sittlichkeitverbrecher und Mörder zu verlangen, — Das erscheint wirklich übereilt. Der Anspruch ist vernünftig nur als Aufforderung an uns, unsere Grundsätze zu mildern, bedeutet aber ein verworrenes Ersuchen an uns, die Gerechtigkeit im Namen der Gerechtigkeit zu entthronen. Wenn aber die Gerechtigkeit entthront ist und wenn der Darwinismus lehrt, was geschehen soll, so werden die Ansprüche der ethischen Chirurgie ein geneigtes Ohr finden.

Ist aber dem unbegrenzten Recht des sittlichen Organismus, über seine Glieder zu verfügen, Etwas entgegenzustellen? So weit ich sehen kann, nur Aberglaube und Vorurtheil. Die Idee, daß die Gerechtigkeit das Allerhöchste sei, daß beim Einzelwesen Gewinn oder Verlust dem Verdienst entsprechen und daß ohne sie das All in Stücke gehen muß, — diese volksthümliche Vorstellung ist nur Vorurtheil. Sie scheint entweder auf der Annahme zu ruhen, es gebe keinen höheren Grundsatz als die Gerechtigkeit, oder auf dem allverbreiteten Irrthum von der bedingunglosen Geltung von Grundsätzen. Aber der nothwendige Zusammenstoß zwischen Rechten und Pflichten, ihre nur bedingte Macht, und die Unterordnung unter den einen Grundsatz der allgemeinen Wohlfahrt sind nicht widerlegbare Wahrheiten. Ich will daher nicht weiter bei diesem groben populären Aberglauben von der Gerechtigkeit verweilen, sondern will dazu übergehen, einen entgegengesetzten Irrthum vorzunehmen. Es giebt einen Glauben, zwar nicht das thierische, wohl aber das menschliche Leben sei heilig. Dies Vorurtheil über die Gerechtigkeit ist wohl antichristlich; aber die Heiligkeit des menschlichen Lebens scheint in weitem Maße eine christliche Idee zu sein. Das Einzelwesen hat im Jenseits einen unbegrenzten Werth. Die Dinge dieser Welt, unsere menschlichen Ziele und Interessen, gelten alle für gleich werthlos und die Rechte und Pflichten, die sich auf diese Interessen gründen, verschwinden natürlich vollständig. Das Wohl des Ganzen, das an sich werthlos ist, kann also kein Recht dazu verleihen, über

die Glieder des Ganzen irgendwie zu verfügen; und jeder einzelne Mensch ist sozusagen ein Bollwerk der Vorsehung. Gewaltsamkeit, die an sich unsittlich oder mindestens unsittlich für uns Menschen ist, ist uns verboten und steht nur der Gottheit zu. Diese Anschauung noch in anderer Weise kritisch zu behandeln als durch ihre Wiedergabe, erscheint hier unnöthig. Giebt man einmal zu, daß das Leben in dieser Welt ein selbständiges Ziel ist, so ist die rein christliche Lehre auf den Kopf gestellt. Denn an diesem Ziel und Maß gemessen, haben die Einzelnen ungleichen Werth und der Werth jedes Einzelnen ist nur ein verhältnißmäßiger und in keinem Falle unbegrenzter. Und das Gemeinwesen, haben wir gesehen, ist seine eigene Vorsehung und seinen Rechten gegenüber ist darum der einzelne Mensch nicht heilig. Damit können wir von dem christlichen Irrthum Abschied nehmen und eine neue Form der Täuschung betrachten. Man kann den Einzelnen sich im Besitze von positiven und negativen Rechten denken, von Rechten, die nicht aus einer anderen Welt abgeleitet sind, sondern ihm, unabhängig von seinem Platze in dem Gemeinwesen, angehören. Aber ganz gewiß gehören der Einzelne und seine Rechte in diesem Sinne nicht unserer menschlichen Welt an und sind, falls sie nicht in einer anderen Welt vorhanden sind, überhaupt nicht vorhanden. Sie sind Reste veralteter Metaphysik; und ich habe nicht die Absicht, weiter über ihr Lebensprinzip zu sprechen. Aber die Rechte dieser hypostasirten Einzelmenschen müssen, wenn man diese einmal in ein Gemeinwesen verpflanzt, mit einander zusammenstoßen und alle Versuche, diesen Zusammenstoß zu vermeiden, sind vergeblich. Und einen vernünftigen Grund zu finden, nach dem eine wechselseitige Einmischung hier rechtmäßig und dort unrechtmäßig sein soll, ist erst recht unmöglich. Vor einem Jahrhundert hat diese Frage zur Erörterung gelockt, heute ist sie gar nicht mehr als Frage zu betrachten. Die Rechte des Einzelnen verdienen heute gar keine ernste Kritik mehr.

Was ist nun das Ergebniß, das wir bisher erhalten haben? Die Wohlfahrt der Gesammtheit ist das Ziel und der Maßstab. Und das Recht des sittlichen Organismus über seine Glieder ist ein unbedingtes. Es ist seine Pflicht und sein Recht, mit diesen Gliedern nach seiner besten Ueberzeugung zu verfahren. Es ist sein Recht und seine Pflicht, seine eigene Vorsehung zu sein. Nur Aberglaube bestreitet diese Lehre.

Der Darwinismus bringt uns aber einem anderen Schluß näher. Ueber das Ziel konnte er uns nichts Neues sagen, aber über einige Mittel zu seiner Erreichung sprach er deutlich. Er drängte uns die Ueberzeugung auf, daß die Auslese der Tauglicheren eine Vorbedingung der Wohlfahrt ist, und fügte nachdrücklich hinzu, daß die Auslese die Verwerfung der schlechteren Abarten bedeutet. Und er bat uns, da wir nun selbst die Vorsehung sind, im Namen der Vorsehung nachzudenken. Und beim Nachdenken fanden wir, daß wir sehr

viel thun, um die nothwendigen Vorbedingungen unserer Wohlfahrt zu lähmen, und sehr wenig, um sie zu fördern. Die Strafe sollte nach der Schlußfolgerung des Darwinismus in der Hauptsache unmittelbar nach dem Grundsatz der sittlichen Chirurgie gehandhabt werden. Die Entfernung krankhafter Auswüchse oder schlechterer Abarten war nach der Mahnung des Darwinismus eine Nothwendigkeit. Und er trieb uns, unsere Lehre von der Strafe umzubilden und konsequent zu gestalten. Das ist unser Ergebniß. Und was die Strafe betrifft, so haben wir nur zu fragen, ob der von uns im Namen des Darwinismus gezogene Schluß richtig ist. Er könnte ja, als nur theilweise Wahrheit enthaltend, falsch sein. Die Wohlfahrt des Gemeinwesens ist das höchste Ziel. Nur auf diesem Grunde läßt sich ein Einwand erheben. Auf diesem Grunde läßt sich betonen, daß es in dem sittlichen Ziel noch andere Interessen, andere Bestandtheile giebt, andere Vorbedingungen für die Wohlfahrt. Ein unbegrenzter Darwinismus könnte, so heißt es, im sozialen Leben gar nicht bestehen. Das Leben hat, so können wir vernehmen, auch geistige Bedingungen, die noch wesentlicher sind als die Beseitigung der schlechteren Abarten, und deshalb könnte die sittliche Chirurgie leicht tiefer schneiden, als sich der Darwinismus denkt. Sie könnte am Ende das sittliche Band zerschneiden, das erst das Gemeinwesen befestigt. Das ist ein gerechtfertigter Einwand. Ich möchte versuchen, ihn noch klarer zu machen. Fragen wir, was der Darwinismus uns lehrt und was er nicht lehrt.

Ein richtig ausgelegter Darwinismus lehrt keineswegs eine Rückkehr zur Natur. Ist ein Gemeinwesen gegeben, das sich seiner in seinen Mitgliedern bewußt ist, so sind wir damit schon über die Stufe des nur natürlichen Treibens hinausgelangt. Denn ein solches Gemeinwesen strebt mehr oder weniger bewußt nach einem Ziele. Es ist mehr oder weniger seine eigene Gottheit und Vorsehung geworden. Ferner zieht der Darwinismus den Rechten des Gemeinwesens keine bestimmte Grenze. Er bedeutet keineswegs ihre Beschränkung auf den Schutz von Person und Eigenthum. Mit dem bloßen Wettbewerb als einem ersten Grundsatz zu beginnen und dann den Wettbewerb in seiner bezeichnendsten Form, der Gewaltthätigkeit, auszuschließen, wäre nicht vernünftig. Darf der Staat aber Gewaltthätigkeit unterdrücken, dann darf er auch andere Formen des Kampfes untersagen. Ferner lehrt der Darwinismus nicht einen Alles überragenden Werth der Bildung. Sicherlich ist die Bildung als Mittel thätig, die Besten in den Vordergrund zu bringen, und eben so als Mittel, den vollen Gebrauch der Kräfte des Einzelnen zu erzielen. Aber der Darwinismus trägt Bedenken, ihr größere Wirksamkeit zuzuschreiben. Und im Vergleich mit der Unterdrückung ungünstiger Abarten erscheint die Bedeutung der Bildung in jedem Falle nicht groß. Der Darwinismus lehrt sicherlich nicht allgemeine Selbst-

sucht. Er verkündet sie weder als Thatsache, noch pflanzt er den bloßen Egoismus als sittliche Pflicht ein. Der Darwinismus lehrt uns sogar, daß innerhalb des Ganzen der Grundsatz des Wettbewerbes ein untergeordneter geworden ist. Hilfe für die Hilflosen, Wohlwollen, Nächstenliebe und Mitleid verkündet der Darwinismus als Bedingungen der sozialen Wohlfahrt. Sie sind also auch Grundsätze, aber wiederum nicht bedingunglos geltende Grundsätze, sondern ebenfalls sekundär und dem allgemeinen Ziele unterworfen. Und so würde der Darwinismus, der uns doch die Ansprüche der sittlichen Chirurgie lehrt, eine Vernachlässigung des Wohlwollens unwillig von sich weisen. Er würde Nachdruck darauf legen, daß wahres Wohlwollen Bedingung des allgemeinen Wohles ist. Er könnte den Spieß umdrehen und sagen: Niemand ist so hartherzig wie der Humanitätapostel, Niemand grausiger und blutiger als der Gefühlsschwärmer, Niemand so mitleidlos wie Der gerade, der sich zu christlichen Grundsätzen bekennt. Und wo den Chirurgen der Vorwurf der Grausamkeit trifft, da besteht keine vernünftige Welt.

Auf einem anderen Planeten ist vielleicht das Alles ganz anders. Auf unserem Planeten ist jedoch, so weit wir wissen, einiges Ungemach unvermeidlich. Und wenn wir Vorsehung spielen sollen, wie wir müssen, so müssen wir dann die am Wenigsten grausame, die mitleidvollste Art des Verhaltens, das beste in unserer Macht stehende Mittel, Leiden zu vermindern, wählen, wenn wir einzig die Bedingungen des allgemeinen Vortheiles bedenken. Und über diese Bedingungen bietet der Darwinismus eine positive Lehre. Er lehrt die Nothwendigkeit beharrlicher Auslese. Er verkündet, daß der Weg zur Verbesserung und selbst zur Vermeidung der Entartung sich im Ganzen nicht verändert. Dieser Weg besteht in der Vernichtung der schlechteren Abarten oder mindestens darin, daß solche Abarten an ihrer Erneuerung gehindert werden. Bringst Du nur die Tauglichsten in jeder Generation an die Spitze, thust aber nichts zur Sicherung der Thatsache, daß die nächste Generation von diesen Tauglichsten stamme, so spielst Du nur mit Deiner Sendung als Vorsehung. Das ist die Lehre des Darwinismus; und er fügt noch hinzu, daß die Gesellschaft heute durch Begehung wie durch Unterlassung grob sündigt. Nicht zufrieden damit, die Hände in den Schoß zu legen, arbeitet die Gesellschaft unmittelbar im tiefsten Interesse des Uebels. Sie sichert künstlich die Erhaltung und Fortpflanzung der Untauglichen; und dabei werden den Tauglichen noch Nachtheile zugefügt, damit auch sie zu diesem allgemeinen Schaden beisteuern. Gegen eine solche verderbliche Verkehrtheit protestirt der Darwinismus. Er besteht auf der Nothwendigkeit der sozialen Amputation. Die Einsperrung in Bausch und Bogen oder die Verstümmelung der schlimmeren Exemplare ist kein genügendes Ersatzmittel. Denn es erscheint falsch, das Gemeinwesen mit der nutzlosen Bürde dieser Leben zu beladen, und dann

giebt es noch eine Erwägung, die nur allzu oft nicht beachtet wird. Ein Wesen am Leben zu erhalten, während man es der Bedingungen des Glückes beraubt, heißt sicherlich, ihm das grausamste Leiden auferlegen. Einen solchen Spruch zu fällen, der schlimmer als der Tod ist, würde Recht sein, wenn es nothwendig und ein letztes Nothmittel wäre; in jedem anderen Falle aber wäre es die äußerste und nicht zu vertheidigende Grausamkeit. Es ist doch ein ganz barbarisches Verfahren, aus dem sozialen Organismus gleichsam durch Unterbindung ein fühlendes und sein ganzes Leben hindurch sich eines in die Länge gezogenen Sterbens elend bewußtes Glied zu entfernen. In der Anwendung des Messers liegt offenbar mehr Freundlichkeit und Erbarmen. Für mich ist die Frage der Einkerkerung oft eine Ursache zorniger Ueberraschung gewesen. Daß Jemand die Todesstrafe haßt, ist nicht überraschend. Denn ganz abgesehen von religiösen und metaphysischen Vorstellungen, müssen wir zugeben, daß eine solche Bestrafung eine schreckliche Nothwendigkeit ist. Daß aber ein Mensch, der die Todesstrafe haßt, keinerlei Erregung fühlt, sondern die längste Gefängnißstrafe freudig billigt, Das ist für mich ekelhaft. Es wirft ein grelles Licht auf unsere sittliche Verwirrung und blinde Gefühlsduselei. Nur zu oft putzen wir mit dem Gewande des Erbarmens den abscheulichen Götzen dummer Grausamkeit heraus. Aber die Menschennatur ist nur allzu geneigt, den schwersten Fragen aus dem Wege zu gehen.

Gegen den Anspruch auf eine sittliche Chirurgie läßt sich mancher vernünftige Einwand machen. Das will ich nicht bestreiten. Unser Heilmittel würde offenbar auch Uebel im Gefolge haben. Es würde nicht nur dem Aberglauben, sondern auch echten sittlichen Gefühlen einen Stoß versetzen. Es würde ganz gewiß Werke echten Erbarmens weder verbieten noch die Menschen entmuthigen, sie zu vollbringen, und würde keine Spur physischer Grausamkeit im Gefolge haben. Dennoch hätte unser Heilmittel aber den Satz auszusprechen und durchzuführen: „Du und Du, Ihr seid gefährliche Exemplare. Ihr müßt in Frieden scheiden.“ Es würde diesem Satz wahrscheinlich den anderen hinzufügen: „Hier sind einige Kinder über die Zahl hinaus, die wir brauchen, und ihre Abkunft berechtigt, um es mild auszudrücken, zu keinen guten Aussichten. Wir lehnen es rundweg ab, diese Kinder auf öffentliche Kosten und vermuthlich zu öffentlichem Schaden zu erziehen.“ Eine solche Anschauung würde eine große Zahl sittlicher Gefühle verletzen und würde darum unleugbar eine Quelle von Leiden und Uebeln sein. Aber in solchen Dingen sind unsere Gefühle in gewissem Maße eben herkömmlich und lassen sich darum sehr gut ändern. Und in jedem Falle ist es nicht das Ziel unseres Daseins, einen sittlichen Stoß so lange wie möglich zu vermeiden. Die wirkliche Frage ist die: auf welcher Schale liegt das Mehrgewicht an Schaden? Ist die sittliche Chirurgie, gemessen an dem Wohl der Gesammtheit, das kleinere oder das größere von zwei Uebeln? Ich möchte

kein Ergebniß meines Denkens so stark befürworten, daß ich auf eine ernste Erwägung der Frage drängte. Ich bin damit zufrieden, nachgewiesen zu haben, daß der Anspruch der sittlichen Chirurgie, so unbequem er auch sein mag, sich mindestens nicht vernachlässigen läßt.

„Dann bietest Du auch bei einem ethischen Gegenstand wirklich keinen praktischen Vorschlag?" Nein; und ich wage sogar den Glauben, daß praktische Vorschläge in einer ethischen Erörterung an falscher Stelle sind. Auch mache ich für mich keinerlei Anspruch darauf, ein Mann der Praxis zu sein. Ich bin Theoretiker, aber doch hoffentlich nicht Projektenmacher, und wenn ich mich denn doch lächerlich machen muß, so ziehe ich wenigstens eine Art vor, die meinem Geschmack zusagt. Welchen Rath könnte ich geben, der über allgemeine Plattheit und Gemeinplätze hinausginge? Was dem Weisen ansteht, ist die sorgsame Erwägung des Für und Wider und die kritische Wägung des Werthes der Diagnose vor dem Entschluß zu einer Operation. Dem Thoren kommt es zu, blind die Uebel ihren Weg gehen zu lassen. Radikale Reformpläne sind, wenn wir annehmen, daß der Darwinismus Recht hat, sicherlich zum größten Theile ganz und gar nicht radikal. Sie mögen die Symptome verbessern oder verschlimmern, aber sie können ganz sicherlich nicht an die wirkliche Krankheit hinanreichen. Und hätte der Darwinismus Lust, einen griechischen Spruch zu citiren, so könnte er uns daran erinnern, was noch immer und überall das Zeichen des Quacksalbers und Marktschreiers ist:

θρηνεῖν ἐπῳδὰς πρὸς τομῶντι πήματι.

Für mich, den Zuschauer, aber giebt es Gefühle, die zu verbergen ich mir keine Mühe gebe. Mich quält die nutzlose Grausamkeit unserer Kerkerhaft. Mich ekelt die unverletzliche Heiligkeit des schädlichen Geisteskranken. Das Recht des Einzelnen, seine verseuchte Nachkommenschaft ohne Einschränkung am Ufer des Gemeinwesens abzusetzen, die Pflicht des Staates, seine unausgelesene Nachkommenschaft in Bausch und Bogen und ohne Grenze aufzuziehen, — solche Pflichten und Rechte sind in meinen Augen ein reiner Frevel an der Vorsehung. Eine Gesellschaft, die diese Dinge dulden kann, verdient die Entartung, um die sie wirbt. Immer lauter ertönt die warnende Mahnung, zu älteren und weniger undurchführbaren Lebensgrundsätzen zurückzukehren. Und es giebt Anschauungen Platos, die mir wenigstens jeden Tag weniger als Anachronismus und mehr als Weissagung erscheinen.

Merton College, Oxford. F. H. Bradley.

Die Taufe.

Vor dem Thor des Pachthofes standen die sonntäglich gekleideten Männer und warteten. Die Maisonne warf ihr klares Licht auf die blühenden Apfelbäume, die so rund wie ungeheure weiße Blumensträuße erschienen und den ganzen Hof mit einem Blüthendache überzogen. Sie schütteten unaufhörlich einen wahren Regen kleiner Blättchen in die Runde, die beim Niederfall in das hohe Gras wirbelten und flatterten, während die Klatschrosen wie Flammen glänzten und der Löwenzahn beinahe den Eindruck von Blutstropfen machte. In der Nähe des Hühnerstalles schlief ein Mutterschwein, das eine Schaar von kleinen Ferkeln, den Schwanz wie einen Strick zusammengedreht, munter umkreiste.

Plötzlich begann hinter den Bäumen des Gehöftes die Kirchenglocke zu läuten. Ihre Eisenstimme ließ über den fröhlich blauen Himmel ihren schwachen und wie aus weiter Ferne herklingenden Ruf ertönen. Schwalben schossen Pfeilen gleich durch den blauen Raum, den die großen, unbeweglich dastehenden Buchen einschlossen. Ein Stallgeruch machte sich zuweilen bemerkbar, der sich mit dem süßlichen, gleichsam zuckrigen Dufte der Apfelbäume vermischte.

Einer der Männer, der vor der Thür stand, wandte sich nach dem Hause und rief: „Na vorwärts, vorwärts, Meline! Es läutet!"

Er war vielleicht dreißig Jahre alt. Ein großer, starker Bauer, den die lange Feldarbeit noch nicht gebeugt oder verunstaltet hatte. Ein alter Mann, sein Vater, knorrig wie ein Eichenstamm, mit harten Händen und krummen Beinen, meinte: „Die Weiber lassen doch immer auf sich warten!"

Die beiden anderen Söhne des Alten fingen an zu lachen und der Eine sagte zum Aeltesten: „Hol' sie doch, Polyte. Sie werden ja sonst vor Mittag nicht fertig."

Der junge Mann trat ins Haus. Eine Schaar Enten, die bei den Bauern Halt gemacht hatte, fing an zu schreien und mit den Flügeln zu schlagen; dann hüpften sie mit ihrem langsamen und schwankenden Gange dem Tümpel zu.

Nun erschien auf der Schwelle der offen gebliebenen Thür eine dicke Frau, die ein zwei Monate altes Kind trug. Die weißen Bänder ihres hohen Hutes hingen ihr auf den Rücken hinab und fielen auf einen rothen, wie ein Feuerbrand glänzenden Shawl nieder, während der in weißes Linnen gehüllte Kleine in den Armen seiner Trägerin glücklich schlummerte. Dann kam die Mutter, groß und stark, kaum achtzehn Jahre alt, frisch und lächelnd, am Arme ihres Mannes aus dem Hause heraus. Hierauf folgten die beiden Großmütter, schrumpelig wie alte Aepfel, mit sichtlich müden Gliedern, die sie geduldig seit langen Jahren in harter Arbeit rühren mußten. Eine von ihnen war Wittwe; sie ging am Arme des Großvaters, der in der Thür stehen geblieben war. Nun setzten sie sich an die Spitze des Zuges; nach ihnen kam die Wärterin mit dem Kind, während der Rest der Familie hinterdrein folgte. Die Jüngsten trugen Papierdüten mit Zuckerwerk.

Die kleine Glocke läutete in der Ferne unaufhörlich und rief das kleine Wesen mit allen Kräften herbei. Dorfbuben sprangen auf die Zäune, Mägde blieben zwischen zwei mit Milch gefüllten Eimern stehen, die sie auf die Erde stellten, um den Taufzug mitansehen zu können. Triumphirend und freudestrahlend trug die Wärterin ihre lebendige Last, wobei sie die Lachen an den

Kreuzwegen zwischen den mit Bäumen bepflanzten Böschungen sorgsam vermied. Feierlich, mit etwas schwankenden Schritten, wegen des Alters und der ausgestandenen Leiden, kamen die Alten daher; die Jungen hatten Lust, zu tanzen, und betrachteten die Mägde, an denen sie vorüberzogen, während der Vater und die Mutter würdevoll und ernst dem Kinde folgten, das später im Leben an ihre Stelle treten, das in der Gegend ihren Namen, den ringsum überall wohlbekannten Namen der Dentu, fortpflanzen sollte. Sie betraten die Ebene und gingen durch die Felder, um den langen Umweg über die Landstraße zu vermeiden.

Jetzt erblickte man die Kirche mit ihrem spitzen Glockenthurm. Es bewegte sich Etwas darin, man sah lebhaftes Gehen und Kommen hinter dem schmalen Fenster. Es war die Glocke, die noch immer läutete und dem Neugeborenen zurief, zum ersten Male in das Haus des lieben Gottes zu kommen.

Ein Hund war dem Zuge auch gefolgt. Man warf ihm Zuckerwerk zu und er sprang um die Leute herum.

Die Thür der Kirche stand offen. Der Priester, ein großer, magerer, aber starker junger Mann mit rothen Haaren, auch ein Dentu, ein Onkel des Kleinen und Bruder des Vaters, wartete vor dem Altar. Dann taufte er nach dem Ritus seinen Neffen, der, als man ihm das symbolische Salz zu kosten gab, zu weinen anfing, mit den Namen Prosper César.

Als die Ceremonie beendet war, blieb die Familie auf der Schwelle stehen, während der Abbé sein Chorhemd auszog; dann setzte man sich wieder in Bewegung. Jetzt ging es schneller vorwärts, denn man dachte ans Essen. Die ganze Dorfjugend der Gegend folgte; und jedesmal, wenn man den Buben eine Handvoll Zuckerwerk zuwarf, entstand eine wüthende Prügelei, ein Handgemenge, wobei sie sich die Haare ausrissen, und auch der Hund stürzte sich in den Schwarm, um die Leckereien zu erhaschen; und obwohl er an den Ohren und den Pfoten zurückgezerrt wurde, zeigte er sich noch gieriger als die Jungen.

Die Wärterin, die ein Bischen müde geworden war, sagte zu dem Abbé, der neben ihr ging: „Sagen Sie mal, Herr Pfarrer, wenn es Ihnen recht ist, könnten Sie mir Ihren Neffen ein Bischen halten; ich habe einen ordentlichen Krampf in den Beinen."

Der Priester nahm das Kind, dessen weißes Kleid einen großen, leuchtenden Fleck auf der schwarzen Soutane bildete, und küßte es; die kleine Last genirte ihn ein Wenig; denn er wußte nicht, wie er es halten und sich überhaupt dabei benehmen sollte. Die ganze Gesellschaft fing an zu lachen. Eine der Großmütter fragte aus der Ferne: „Sag' mal, Abbé, es thut Dir doch nicht weh, daß Du so Etwas nie haben wirst?"

Der Priester antwortete nicht. Er ging mit großen Schritten und betrachtete starren Blickes den Kleinen mit den blauen Augen, dessen runde Wangen er gern noch einmal hätte küssen mögen. Endlich hielt er es nicht mehr aus, er hob ihn zu seinem Gesicht hinauf und küßte ihn lange, lange Zeit.

„Höre mal", rief der Vater, „wenn Du Einen haben willst, Pfarrer, dann brauchst Du es nur zu sagen!"

Und nun fing man an zu scherzen, wie die Leute auf dem Lande eben scherzen.

Sobald man bei Tische saß, brach die plumpe bäuerische Lustigkeit wie ein Unwetter los. Die beiden anderen Söhne sollten sich auch nächstens ver-

heirathen; ihre Bräute waren anwesend; sie waren nur zum Essen gekommen, — und die Gäste konnten nun mit ihren Anspielungen kein Ende finden.

Der Abbé, der an diese ländlichen Gelage gewöhnt war, blieb ruhig neben der Wärterin sitzen und tippte mit dem Finger auf den kleinen Mund seines Neffen, um ihn zum Lachen zu bringen. Er schien überrascht von dem Anblick dieses Kindes, als hätte er noch nie ein ähnliches Wesen gesehen. Er betrachtete es mit einer nachdenklichen Aufmerksamkeit, mit sorgenvollem Ernst, mit eben erwachter Zärtlichkeit, mit einer unbekannten, lebhaften, eigenthümlichen und etwas traurigen Zärtlichkeit für dieses gebrechliche Geschöpf, das der Sohn seines Bruders war. Er hörte nichts und sah nichts, sondern hatte nur Augen für das Kind. Er hatte Lust, es wieder auf seine Knie zu nehmen, denn er bewahrte auf seiner Brust und in seinem Herzen die süße Empfindung, daß er es eben bei der Rückkehr von der Kirche getragen hatte. Er sah tiefgerührt auf dieses Menschenleben, das ihm wie ein unerklärliches Geheimniß erschien, an das er niemals gedacht hatte, — ein erhabenes und heiliges Geheimniß, die Geburt einer neuen Seele, das große Geheimniß des beginnenden Lebens, der erwachenden Liebe, des sich fortpflanzenden Geschlechtes und der immer vorwärts schreitenden Menschheit.

Die Wärterin aß mit hochrothem Gesicht und leuchtenden Augen; der Kleine war ihr lästig, denn er zog sie von der Tafel ab. Der Abbé sagte zu ihr: „Geben Sie ihn mir. Ich habe keinen Hunger." Er nahm das Kind wieder auf den Schoß, — und nun verschwand, erlosch Alles um ihn her; die Augen starr auf dieses rosige, dicke Gesichtchen geheftet, blieb er sitzen und nach und nach berührte die Wärme des kleinen Körpers durch das Tuch der Soutane seine Beine und durchdrang ihn wie eine ganz leichte, reizvolle und doch keusche Liebkosung, — eine Liebkosung, die ihm die Thränen in die Augen trieb.

Der Lärm, den die Gäste machten, wurde immer stärker und das Kind, das von dem Toben beunruhigt wurde, fing an zu weinen. Nun erhob sich die Mutter, nahm ihren Sohn in die Arme und trug ihn in das Nebenzimmer. Nach einigen Minuten kam sie zurück und erklärte, er schlafe ruhig in seiner Wiege.

Das Gelage wurde fortgesetzt. Männer und Frauen gingen von Zeit zu Zeit auf den Hof, dann setzten sie sich wieder an der Tafel nieder. Das Fleisch, das Gemüse, der Schnaps und der Wein erhitzten die Gemüther und die Augen der Gäste funkelten in seltsamem Glanze.

Die Nacht brach herein, als man den Kaffee trank. Schon lange war der Priester verschwunden, ohne daß man sich über seine Abwesenheit wunderte.

Endlich erhob sich die junge Mutter, um zu sehen, ob der Kleine noch immer schlafe. Es war jetzt stockfinster. Tappend trat sie in das Zimmer und ging mit vorgestreckten Armen, um nicht etwa an ein Möbel zu stoßen. Doch ein seltsames Geräusch ließ sie Halt machen, — und erschreckt, in der sicheren Ueberzeugung, sie habe einen Menschen sich hin- und herbewegen sehen, verließ sie das Zimmer. Mit leichenblassem Gesicht und ängstlich zitternd kehrte sie in den Festsaal zurück und erzählte das Erlebte. Lärmend erhoben sich alle Männer; alle waren berauscht und machten drohende Geberden, während der Vater, eine Lampe in der Hand, eilig vorausstürzte.

Auf den Knien lag der Abbé neben der Wiege, hielt die Stirn auf das Kissen gesenkt, auf dem der Kopf des Kindes ruhte, — und schluchzte bitterlich.

Guy de Maupassant.

Neu-Idealismus.

Es hat immer etwas Mißliches, einer Zeit das Horoskop zu stellen und über den Charakter der zukünftigen Entwickelung zu muthmaßen und zu raisonniren. Denn abgesehen von allen anderen inneren Schwierigkeiten eines solchen Raisonnements, bewegt sich die geistige Entwickelung keines Landes und keiner Zeit in einer einfachen geraden Linie; es giebt stets zahlreiche mehr oder minder starke Unterströmungen, die, bald zurückgestaut, bald wieder anschwellend, leicht die Oberherrschaft zurückgewinnen können, die sie einst besaßen. Nur von einer hervorstechenden Richtung also läßt sich sprechen, wenn man von dem Charakter einer Zeit redet, von einer Grundrichtung, die am Meisten die Geister, selbständige wie unselbständige, in ihren Bann zwingt.

Mit diesem Vorbehalt darf man wohl sagen: unsere Zeit war eine Epoche des äußersten, selbst bis zum Extrem gesteigerten Realismus, aber sie ist bereits im Begriff, es nicht mehr zu sein. Die erste Behauptung bedarf keines näheren Nachweises. Das feste Sich-Anklammern an die sinnlich greifbare Wirklichkeit im Theoretischen und Praktischen, die ausschließliche Betonung des Erfahrbaren in der Wissenschaft, selbst in der Philosophie, wo schon der Begriff der Idee ein mitleidiges Lächeln erweckte, das Bestreben der Kunst, statt ideell einheitlicher Kunstwerke Mosaikstücke zu liefern, von denen jeder Theil seine Abstammung aus der Wirklichkeit überzeugend nachweisen mußte, die Thatsache selbst, daß die Religion bei den Meisten oder doch bei Vielen von dem Diesseitigkeitstreben ganz zurückgedrängt ist und nur die Hoffnung auf die Vollendung des menschlichen Daseins im Diesseits — in der sozialistischen Heilslehre — eine Art religiösen Charakters angenommen hat: das Alles sind nur einzelne Symptome, die man beliebig um zahlreiche andere vermehren könnte. Anders aber steht es mit der Behauptung, wir seien nun im Begriff, von dieser realistischen Richtung uns abzuwenden und in das entgegengesetzte Fahrwasser zu gerathen, eine neue Blüthe des Idealismus, unbestimmt freilich welcher Art, stehe bevor.

Am Lautesten tönen bereits seit einigen Jahren die Fanfaren dieses Neu-Idealismus aus Frankreich herüber. Ein so einflußreicher Kritiker wie Brunetière bekennt sich zu diesem Glauben an den Idealismus der Zukunft; und die starke Bewegung, die Paul Desjardins vor einigen Jahren mit seiner Schrift „Le devoir présent“ hervorgebracht hat, zieht aus dem selben Glauben ihre Hauptkraft. Neuerdings hat Edouard Rod sich zum Hauptapostel dieses Idealismus der Zukunft gemacht. In einem Aufsatze suchte er im vorigen Jahre nachzuweisen, daß der Naturalismus tot ist, die realistische Grundrichtung, zu der jener ja nur die äußerste Spitze bildet, beständig zurückweicht und der lange mit Verachtung behandelte und für Viele selbst verrufene Idealismus wieder seine Herrschaft antritt. Le roi est mort, vive le roi. So sicher ist Rod bereits dieses Umschwunges, daß er vor den mystischen Ueberschwänglichkeiten warnen zu müssen glaubt, an denen der Idealismus der dreißiger und vierziger Jahre vornehmlich zu Grunde ging. Aehnliche, wenn auch nicht so laut hervortretende Stimmen lassen sich aus England

vernehmen. Hier ist seit einem Jahrzehnt eine Art Renaissance der deutschen idealistischen Philosophie vorhanden, die, wie es scheint, ihren Höhepunkt noch nicht erreicht hat. Man bleibt keineswegs bei Kant stehen, sondern kultivirt mit dem selben Eifer Fichte, Schelling, Hegel. Während man in Hegels Vaterlande von ihm nur, um den Ausdruck Lessings zu gebrauchen, wie von einem toten Hunde spricht, besteht in England eine namentlich unter den Philosophieprofessoren einflußreiche Hegel-Schule; und es ist charakteristisch genug, daß diese englischen Hegelianer sich sogar daran gemacht haben, die „Phänomenologie des Geistes“ zu übersetzen und zu kommentiren, eins der schwierigsten Werke der philosophischen Weltliteratur, das in Deutschland kaum ein Dutzend Leute gelesen — und verstanden hat.

Trotz diesen bedeutsamen Symptomen aber wird man mit ziemlicher Zuversicht behaupten dürfen, daß eine starke, übermächtige, die Geister mit sich fortreißende idealistische Strömung nicht von England und nicht von Frankreich ausgehen wird, nicht von den beiden Ländern, aus denen so gut im vorigen wie in diesem Jahrhundert die dort Materialismus, hier Positivismus genannte realistische Strömung hervorging. In Bezug auf England ergiebt sich Das schon aus dem Charakter seiner idealistischen Bewegung: sie zeigt kaum irgendwo Ansätze zu selbständiger, entwicklungfähiger Gedankenbildung, sie ist nichts als Reproduktion, ein Archaismus in der Art, wie vor einigen Jahrzehnten z. B. Trendelenburg selbst die aristotelische Philosophie wieder zu erneuern verstand. Auch würde es der ganzen geschichtlichen Vergangenheit widersprechen, wenn gerade von England, dem Vaterlande des Empirismus — im Theoretischen wie im Praktischen —, eine starke neu-idealistische Grundrichtung ausgehen sollte. Thatsächlich ist denn auch hier die Autorität der großen Empiristen Locke, Mill, Smith, Bentham u. s. w. noch ungebrochen und ihr konsequenter Nachfolger Herbert Spencer übt von den Lebenden unbestritten den größten Einfluß aus.

Dieses rein historische Argument kann man, wenn auch vielleicht etwas weniger zuversichtlich, auch auf Frankreich anwenden. Seit den Zeiten des Descartes gab es hier nur einmal eine starke idealistische Bewegung, in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts. Aber sie wurde eingeleitet von Frau von Staël, die sich an ihren deutschen Vorbildern berauscht hatte, und sie wurde systematisch durchgebildet von Victor Cousin, dem eigentlichen Philosophen des Bürgerkönigthumes, der wiederum bei den deutschen Meistern, Schelling und Hegel, sogar persönlich, in die Schule gegangen war, ihren Ideen aber eben so gut wie Frau von Staël nur als Eklektiker gegenüberstand. Die Schule Cousins bildet deshalb in der Entwickelungsgeschichte des modernen Frankreich auch weniger eine Epoche als eine Episode; keiner ihrer Adepten, die Barthélemy St. Hilaire, Jules Simon, Frank, Caro u. s. w., hat eine dauernde Einwirkung hinterlassen, nur Renan darf vielleicht als Ausnahme gelten. Auch die heutigen Anfänge des französischen Neu-Idealismus zeigen bei näherer Prüfung bisher nur diesen episodischen Charakter. Es handelt sich dabei mehr um eine Modeströmung als um eine tiefgreifende Bewegung, wie Das dem ganzen Charakter der bisherigen geistigen Entwickelung in Frankreich in unserem Jahrhundert entspricht, wo das geistige Leben zu stark in Paris centralisirt ist und deshalb die „Ismen“ wie die Kleidermoden Tag für Tag sich stoßen und drängen. Es ist besonders charakte-

ristisch, daß Edouard Rod wiederholt von den débats und discours und phénomènes retentissants spricht, die er zum Nachweis und zur Charakteristik der neu-idealistischen Bewegung heranzieht. Eben dadurch ist denn auch die Thatsache wesentlich mit beeinflußt, daß diese neu-idealistische Bewegung in Frankreich vor Allem ein bestimmtes Merkmal aufweist: sie ist direkt mystisch oder der Mystik jedenfalls stark zugeneigt und zeigt einen stark wissenschaftfeindlichen Charakter. Brunetière glaubte an die Spitze seines idealistischen Programmes das vielberufene Wort vom Bankerott der Wissenschaft setzen zu müssen; man sympathisirt mit der Mystik eines Puvis de Chavannes, auch der Neu-Katholizismus, dessen geistvollster Vertreter Melchior de Vogüé ist, wird ohne Anstand dieser neu-idealistischen Richtung zugerechnet, eben so der Neu-Buddhismus und der Symbolismus. Desjardins erklärt geradezu, daß man auf die Wissenschaft nicht rechne und rechnen könne, er vergleicht die Entwickelung dieser neuen Gedankenbewegung mit dem mühevollen Marsche eines Wanderers durch ein Dickicht, in das nur von fern ein schwaches Licht hineinschimmert, die Idee des Guten. Auf dieses Licht schreiten wir zu, „das mich nicht täuscht, sondern das die lästigen Zweige des vielfach verwickelten Scheinlebens mir nur verbergen. Was mich ihm näher bringt, ist nicht das Nachdenken über den muthmaßlichen Charakter dieses Lichtes, sondern das Vorwärtsgehen."

Auf Grund solcher Symptome ist es nicht mehr schwer, dieser Art von sogenanntem Idealismus die Prognose zu stellen. Diese Gedankenrichtung wird vielleicht einst in rein katholisirenden Tendenzen, wie es jetzt schon zum Theil geschieht, völlig aufgehen oder überhaupt bald innerlich erlöschen, in jedem Falle aber ist der Name Idealismus völlig unangemessen für dieses unklare Ideengemengsel, das Herr Rod außer Stande ist, zu bestimmen und zu begrenzen, dem er den Sozialismus eben so zurechnet wie den Neu-Katholizismus, Buddhismus u. s. w. Soll das Wort Idealismus nicht allen und jeden Sinn verlieren, so kann es nur bedeuten eine auf wissenschaftlicher Grundlage beruhende und mit dem gesammten Bildungstoff unserer Zeit gesättigte geschlossene Anschauung, für die der Geist das Prius alles Seienden ist, die vom anthropocentrischen Standpunkte aus die Dinge begreift und von Ideen beherrscht sein läßt. Eine solche Anschauung hat — da man die mittelalterliche Scholastik nicht wohl mit einbegreifen kann — seit den Zeiten des Perikles nur einmal eine unbedingte Vorherrschaft ausgeübt: in der klassischen Dichtung und Philosophie der Deutschen von Leibniz bis auf Goethe und Hegel. So stark ist dieser idealistische Grundcharakter in der ganzen geistigen Entwickelung des modernen Deutschland ausgeprägt, daß selbst in den Zeiten der materialistischen Gegenströmung unter den Vertretern der Naturwissenschaft reine — man möchte sagen: extreme — Idealisten wie Lotze und Fechner auftraten, Erscheinungen, für die man anderwärts vergebens Analogien sucht. Für Frankreich bildet der Idealismus, für Deutschland der Materialismus nur eine Episode. Man ersieht Das vielleicht am Klarsten an dem Gegenbilde des Materialismus in der Kunst, dem Naturalismus, der in Frankreich Jahrzehnte hindurch uneingeschränktes Ansehen genoß, während er sich in Deutschland kaum einige Jahre unter großem Lärmen mühevoll behauptete, von außen importirt, und jetzt bereits so weit erloschen ist, daß nachgerade jeder namhafte Künstler von ihm abzurücken sich bemüht.

Und so würde also der Neu-Idealismus, von dem die Anderen nur träumen, in Deutschland wirklich entstehen? Die historische Analogie scheint dieser Annahme mehr als bloße Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Aber nicht nur diese: auch zahlreiche positive Symptome sprechen dafür. Ich möchte hier nur auf drei der wichtigsten hinweisen. Einmal ist es die Thatsache, daß, während bis vor Kurzem naturphilosophische und erkenntnißtheoretische Untersuchungen im Vordergrunde des philosophischen Interesses standen, beide jetzt mehr und mehr hinter die Theilnahme an den psychologischen und ethischen Problemen zurücktreten, die naturgemäß die idealistische Gedankenrichtung weit mehr begünstigen. Wichtiger noch sind die positiven Versuche, die in Deutschland, und fast ausschließlich in Deutschland, in den letzten Jahren gemacht worden sind, um eine einheitliche Weltanschauung zu begründen. Kaum einer dieser Versuche bewegt sich noch in der in den letzten Jahrzehnten üblichen positivistischen, dem Materialismus zugeneigten Richtung. Zwei ihrer ursprünglichen Veranlagung nach so verschiedene und nur durch die äußerste, fast skeptische Behutsamkeit gemeinsam charakterisirte Philosophen wie Wundt und Paulsen stimmen darin überein, daß sie die idealistische Weltansicht für die einzig mögliche erklären und den Versuch machen, sie näher auszuführen. Endlich arbeitet auch die historische Forschung in der nämlichen Richtung. Das lebhaft wiedererwachte Interesse an der kantischen Philosophie gründet sich nicht mehr ausschließlich darauf, daß man in dem königsberger Philosophen den Vorläufer des Positivismus erblickt, da er die Wissenschaft auf die bloße Erfahrung habe einschränken wollen, sondern es wendet sich nun immer stärker dem großen Ethiker, dem Begründer des Idealismus, zu. Bereits hat man auch angefangen, seinen Nachfolger Fichte, den radikalsten Idealisten, gerechter zu würdigen, als es unter der Herrschaft des Positivismus möglich war.

Aber freilich, nach dieser Richtung hin bleibt noch das Meiste und Schwierigste zu thun: das ganze idealistische Zeitalter nach Kant, trotz allen Einseitigkeiten und Verirrungen eines der glänzendsten der deutschen Geistesgeschichte, liegt noch fast gänzlich in tiefem historischen Schatten, eine versunkene Welt, die man erst von Neuem auszugraben hat, um ihre Schätze ans Licht zu ziehen. Selbst die höher Gebildeten sind in der Urgeschichte der Phönizier oder Kelten, in der Entwickelung der Steinzeit eher bewandert als in dieser unserem Zeitalter am Nächsten benachbarten Epoche. Und doch sind hier, wie Fichte sagen durfte, „Felsmassen von Gedanken geschleudert worden", aus denen viele zukünftige Generationen sich Wohnungen erbauen können. Eine Renaissance des Idealismus wird nothwendig an diesem Punkte historisch anknüpfen müssen, und wenn nicht alle Anzeichen trügen, so ist Das die Richtung, die wir bereits einzuschlagen im Begriff stehen. In dem Zeitalter Bismarcks ist die deutsche Nation gründlich genug realistisch hart geschmiedet worden; jetzt empfindet man um so stärker das Bedürfniß, unter Wahrung der Ergebnisse dieser realistischen Schulung zu den alten Traditionen des Idealismus, die, wie man ohne chauvinistischen Beigeschmack mit Fichte sagen darf, der Eigenart der Deutschen wie der keines anderen Volkes entsprechen, mit vermehrter Energie zurückzukehren.

Dr. Moritz Kronenberg.

Selbstanzeigen.

Was lehrte Jesus? Zwei Urevangelien. Verlag von F. Dümmler, Berlin.

Sie wünschen, mein hochverehrter Herr Harden, eine Selbstanzeige des Buches „Was lehrte Jesus"? Nun, da es sich nicht um meine eigenen Ideen und schöpferischen Versuche handelt, sondern um einen Anderen, den Sie selbst noch jüngst den „Nazarener" nannten, darf ich ein natürliches Gefühl überwinden, das einer solchen Selbsterörterung leise widerstrebt.

Aus einer Verbindung philologischen, philosophischen und geschichtlichen Wissens mit dichterischer Kenntniß alter poetischer Kunstformen, wie sie schon in den Schriften des Alten Testamentes in Wechselwirkung und Gegensatz mit indischen Weisheiten stehen, ist meine Erklärung und Aufschließung der Gedanken entstanden, die man dem sagenumwobenen Jesus von Nazareth zuschreibt. Das wissenschaftliche Ergebniß ist sehr einfach. Im sogenannten Matthaeus-Evangelium sammt den Lukasgleichnissen, die nicht im Matthaeus stehen, und im sogenannten späten Johannes-Evangelium stammt jedes Wort Jesu aus einem großen Lehrsystem ethischer Art, das in den Formen der aramäischen Dichter- und Denkersprache aufgezeichnet wurde und uns in sehr guter alexandrinisch-griechischer Uebersetzung erhalten ist. Es ist die Lehre des Jesus von Nazareth selbst. Es ist nicht die Lehre Sakyamunis und der Buddhisten, obwohl mancherlei Beziehungen zu dieser darin zu herrschen scheinen. Es ist vielmehr die von einem echten Juden aufgezeichnete und mit althebräischer Logik durchdachte Lehre von der Emporhebung des Menschengeschlechtes, ausgeführt in höchst selbständigen poetisch-philosophischen Begründungen, mit einer dichterischen Begabung, die den großen Vorgängern Jesaias, Hesekiel, Sirach nicht nachsteht. Der klaren Erkenntniß der Sachlage, wie sie mein Buch schildert, dürften nur zwei Momente entgegenstehen. Nämlich die mittelalterliche Dogmenbildung der Kirche und die moderne indisch-philologische Dogmenbildung, die, unter Ignorirung des altjüdischen Antheils an der allgemeinen Intelligenzentwickelung der alten Kulturmenschheit, alles Mögliche aus Indien bezieht, was vielmehr Indien aus Babylon und Ninive bezogen hat, wo hervorragende Juden mit ihrer eigenthümlich früh entwickelten Logik und gewaltigen dichterischen Begabung im Verein mit mathematisch und philosophisch vorgeschrittenen babylonischen Chaldäern manchen geistigen Typus geschaffen haben, der dann nach Indien und nach dem Westen wanderte. Die philologischen Kreise, die noch allzu sehr den chronologischen und historischen Angaben der buddhistischen Gelehrten trauen, werden daher versuchen, die Lehre Jesu, wie sie sich in meinem Werke auf Grund einer einfachen Neuübersetzung aus dem Griechischen ergiebt, unter Kontrole der aramäischen Möglichkeit, erst recht als „indisch" in Anspruch zu nehmen. Eine Kulturgeschichtforschung, die dagegen die großen Maximen Herodots von Halikarnassos gewürdigt und in sich aufgenommen hat und z. B. aus Herodot weiß, wie mannichfaltig der allgemeine Austausch von geistigen Gütern und Kulturgütern zwischen Westen und Osten schon zu der Zeit war, wo man den historischen Buddha ansetzt, während babylonische Juden in vierstöckigen Miethkasernen Lieder erdichteten wie das Kapitel 53 des Jesaias, — eine solche Kulturforschung

wird vorsichtiger werden mit der einseitigen Zurückdatirung aller Menschenweisheit nach Indien. Die buddhistische Theologie hat natürlich das größte Interesse daran, so weit es möglich ist, unsere Sanskrit-Philologen und englischen Sammler in solchen Vorstellungen zu bestärken. Diese englischen Sammler aber sind zum Theil wissenschaftlich eben so gefährlich wie die Baconianer und alle wissenschaftlichen Fakire in Indien und Europa, die uns heute das Erbe Lessings und des großen Nabih Ezechiel, das Erbe der Chaldäer und des Aristoteles von Neuem in indischen Spiritismus beisetzen wollen.

Das Erbe des Nabih Ezechiel?! Was ist Das?! Ich bitte, lesen Sie nur ein einziges Mal das achtzehnte Kapitel des Hesekiel durch, wenn Sies noch nicht gethan haben. Trotz Henrik Ibsen und der berliner Premiere des Dramas „Vor Sonnenaufgang" werden Sie da einen sehr großartigen Protest gegen die sogenannte „Erbsünde" finden und gegen jenen Rückschritt, den Ibsen sammt seiner ganzen Schule hinter den großen Darwin und seine Vorgänger Aeschylus, Hesekiel und noch einige Dutzend Andere gethan hat. „Unsere Väter haben Heerlinge gegessen, davon sind den Kindern die Zähne stumpf geworden." Diese alte Synagogenlehre predigt Ibsen. Aber Hesekiel war anderer Ansicht als Ibsen. Er behauptet, daß das Alles Unsinn sei. Darwin auch. Was aber Jesus behauptet, im großen Gegensatze zu Buddha sowohl wie zu vielen anderen Menschen, Das wird ein aufmerksamer Leser in dem angezeigten Buche selbst finden. Ich verrathe hier nichts weiter. Daß das Johannes-Evangelium, das die Theologen schon mit Wehmuth als verloren ansahen, in schönster aramäisch-dichterischer Gestalt säuberlich aus dem Legendenthum und dem Gnostizismus erlöst wurde, hängt mit einigen persönlichen Entdeckungen zusammen, die auch sonst in meinem Buche die Darstellung der großartigen Lehre des Jesus von Nazareth ermöglichten. Kennen Sie die Geschichte vom Dornröschen? Oder die von dem bekannten Ei? Und wissen Sie, daß der den Baconianern meist unbekannte Scholast Baco von Verulam ein ganz unangenehmer Gegner des Kopernikus war? Er wollte, trotz seinem Empirismus, durchaus nicht glauben, daß die Erde sich um die Sonne bewegen müsse; und wenn der Pastor Knaak sich herausreißen wollte, so brauchte er sich nur auf Bacon zu berufen. Das Resultat meines Buches ist, daß Jesus nicht auf dem Standpunkt des Pastor Knaak steht, aber so viele herrliche und großartige Dinge lehrt, daß die Männer der Wissenschaft in Zukunft nur noch mit tiefster Achtung von diesem einzigartigen Denker und Ethiker sprechen werden, der sich als einen Newton der Ethik entpuppt.

Steglitz. Wolfgang Kirchbach.

♣

Kleists Amphitryon. Berlin 1897, J. Harrwitz Nachf. (K. Th. Rohrbach.)

Die frivole plautinische Ehebruchskomoedie ist trotz ihrem faunischen Grundmotiv und ihrer Unwahrscheinlichkeit über die Bühnen fast sämmtlicher Kulturvölker Europas gegangen und hat von den bedeutendsten Dichtern die verschiedenartigsten Umarbeitungen erfahren. Von ihnen habe ich in meiner Untersuchung die Molières, mit der der Amphitryon ein Stück für die Welt geworden ist, und die aus ihr hervorgegangene Bearbeitung Kleists herausgenommen und festzustellen

versucht, wie sich Kleist als Uebersetzer und Dramatiker zu seinem Vorbild Molière verhält. Kleists Amphitryon, in seiner verfehlten Gestalt ein kleines Abbild des Dichters, ist an der krankhaften Idee, zwei unvereinbare Elemente verschmelzen zu wollen, zerschellt und wird, obwohl man ihn als das beste deutsche Lustspiel in Versen bezeichnet hat, in seiner jetzigen Gestalt nie das Lampenlicht schauen, — im Gegensatz zu dem Original, das noch heute unsere Nachbarn entzückt. Um so näher liegt ein Vergleich zwischen der Meisterschöpfung des Franzosen und der seltsamen idealisirenden Nachbildung des Deutschen, in dem eine kleine, aber feine Gemeinde unseren genialsten Dramatiker verehrt. Dr. Wilhelm Ruland.

Zur Geschichte der Märchenoper. Verlag von Otto Hendel, Halle a. S.

Nach den gewaltigen Neuschöpfungen Wagners war es natürlich, daß auf dem Gebiete der Opernproduktion zunächst ein unverkennbarer Stillstand eintrat. Die Aneignung herrscht vor, die Errungenschaften des Meisters werden Gemeingut immer weiterer Kreise und sein Stoffgebiet, die Mythen und Heldensagen, liefert den fast ausschließlichen Inhalt des „Musikdramas" seiner Nachfolger. Um das Jahr 1890 beginnt man wieder selbständiger zu werden; zwei neue Richtungen gelangen kurz hinter einander in Italien und Deutschland zur Geltung. Beide bedeuten in gewissem Sinne eine Abwendung vom bayreuther Ideal: beiden ist die Rückkehr zu knapperen Formen, zu vereinfachter Handlung und zu volksthümlicherem Stil gemeinsam. Während aber die Neu-Italiener den Stoff vergröbern, indem sie die alltägliche Wirklichkeit in den Bereich der Oper zu ziehen suchen (verismo), erschließen deutsche Komponisten dem lyrischen Drama neue Quellen in dem reichen Schatz der Märchenwelt und verfeinern so den Stoff, indem sie ihn in eine rein idealistische Sphäre rücken. Die Märchenoper, wie sie nach mehreren fast gleichzeitigen Versuchen, und nachdem die Anregung dazu in weiten Kreisen deutscher Musiker schon bewirkt worden war, in Humperdincks „Hänsel und Gretel" zum Sieg gelangt ist, scheint ihrer Natur nach fähig und geeignet zu sein, im Kunstleben der Zukunft eine Rolle zu spielen. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, ihrer Entstehung und Vorgeschichte nachzuforschen, und Das mag zur Rechtfertigung meiner Monographie dienen. Unsere Generation kannte das Märchenspiel fast nur noch in der Veräußerlichung und Verflachung, wie sie die weit verbreitete Form der Feerien oder Weihnachtstücke bietet; mehr als einmal aber haben die Vorläufer der Märchenoper, die sich bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts verfolgen lassen, Höhepunkte im Kunstschaffen bedeutender Meister gebildet. Die Anschauungen, die ihr die Gunst moderner Komponisten wieder erobert haben, sind im Grunde doch wagnerische und deshalb sympathisirt, bewußt oder unbewußt, die ganze neudeutsche Schule mit diesen Bestrebungen. Gedankenreihen, wie sie namentlich in „Oper und Drama" über die Natur des wahren Opernstoffes entwickelt sind, führen in ihrer konsequenten Weiterbildung von selbst auf das Märchen. In meiner kleinen Schrift, von der eine zweite Auflage nothwendig geworden ist, habe ich die Entwickelung der Märchenoper zu schildern versucht.

Dr. Leopold Schmidt.

Unsere Industrie.

Der Aufschwung unserer Industrie dauert fort und wird, was die Hauptsache ist, durch den Inlandsbedarf bewirkt. Das kann sich natürlich nur auf Maschinenbestellungen beziehen, denn unsere Textilunternehmer, die ihre Tourenzahl noch immer verdoppeln, schauen dabei nach der Erhöhung ihres Exportes aus und die Besitzer der im Bau begriffenen Zuckerfabriken hoffen auf überseeische Geschäfte. Nachdem im Monat März die Nachfrage nach großen Dampfmaschinen etwas geringer geworden war, nahmen später die Bestellungen einen ganz gewaltigen Umfang an. Die führenden Maschinenfabriken sollen mit Aufträgen so hitzig bestürmt werden, daß die Termine der Lieferzeit bis auf ein Jahr und darüber ausbedungen werden müssen. Schichau ist in stehenden Maschinen mit drei- bis vierhundert Pferdekräften für lange Zeit beschäftigt, Görlitz wieder mit liegenden Maschinen und der Vulkan, für den sich die Berliner Handelsgesellschaft lebhaft interessirt, wird ebenfalls in der Konkurrenz sehr fühlbar. Die Berlin-Anhalter Gesellschaft hat mit Transmissionen vollauf zu thun. Und vor Allem sind die großen Maschinenfabriken in Augsburg, Winterthur (dieses schweizer Etablissement hat in Ludwigshafen eine Filiale), Stuttgart-Berg u. s. w. mit großen Aufträgen überhäuft. So wurde Winterthur mit mehreren liegenden Maschinen (1500 Pferdekräfte) für das frankfurter Elektrizitätwerk bedacht, während fast zur selben Zeit Augsburg zehn liegende Maschinen (1000 Pferdekräfte) des selben Types in Bestellung erhielt und Stuttgart-Berg sechs eben so starke, aber stehende Maschinen für verschiedene elektrische Centralen von Deutschland bis Mexiko herzustellen hat. Krupp macht bekanntlich keine großen Dampfmaschinen; die Fabrik, die ihn zum Kunden hat, nimmt wiederum die Stahlwellen nur bei ihm. Die Nachricht, daß die Elektrizität-Gesellschaften jetzt auch große Dampfmaschinen bauen sollen, ist mit Vorsicht aufzunehmen; eine solche Thätigkeit kann man nicht über Nacht ins Leben rufen.

Erfreulich sind auch die Aufträge, die vom Auslande kommen, wo wir uns mit der Weltindustrie dieses Faches, also mit der englischen, belgischen und amerikanischen, zu messen haben, und noch erfreulicher ist, daß, wie man mich versichert, die deutschen Fabrikate ganz erheblich besser bezahlt werden als die fremden. Das geschähe sicher nicht, wenn unsere Industrie nicht solider und mit größerer Sicherheit des rentabelsten Betriebes lieferte. In der Form der Dreifach-Expansionmaschine soll die deutsche Dampfmaschine wirklich eine solche Vollendung erreicht haben, daß damit der Höhepunkt in der Ausnutzung der im Dampfe steckenden Energie erreicht scheint. Doch soll für eine Steigerung dieser Ausnutzung schon früher ein Fingerzeig gegeben worden sein. Es handelt sich dabei um die jetzt wieder viel besprochene Anwendung des überhitzten Dampfes, d. h. des Dampfes, der über die Temperatur seiner Sättigung hinaus erhitzt ist. Nach meinen Erkundigungen könnte z. B. dann der Dampfverbrauch einer mit 1500 Pferdekräften arbeitenden Dreifach-Expansionmaschine, der jetzt etwa 5,8 Kilogramm pro Stunde und effektive Pferdekraft beträgt, von 186,9 Grad Celsius auf 350 Grad erniedrigt werden. Das wären 20 Prozent, so daß der Dampfverbrauch auf etwa 4,6 Kilogramm sänke. Manche Fachmänner meinen aber, daß diese Theorie in der Praxis noch keine zufriedenstellenden Erfolge aufweise, da die jetzt oft genannten Schmidt-

Motoren (Heißdampfmaschinen) mit der Eigenart ihrer Konstruktion vorläufig nur einen vielversprechenden Anfang bedeuten. Verbürgte Zeugnisse sprechen zwar von der Erreichung des vorhin angegebenen geringen Dampfverbrauches, aber es scheint doch, daß die ausreichende Schmierung der inneren Theile der Maschine, mit denen der überhitzte Dampf in steter Berührung ist, auf die Dauer ernsten Schwierigkeiten begegnet. Die Folgen mangelhafter Schmierung seien aber so unberechenbar, daß sie sich schon wiederholt in Brüchen von Triebwerkstheilen geäußert hätten. Sulzer in Winterthur hat den Schmidt-Motor erworben und es wäre einer so renommirten Firma leicht, ihn einzuführen; da Das aber bisher unterblieben ist, nehmen manche Fachleute an, daß dieser Motor trotz seinen zunächst glänzenden Resultaten sich noch im Stadium der Versuche und der sich hieraus ergebenden Verbesserungen befindet. Seine Zukunft soll von einer Kleinigkeit abhängen: von der Entdeckung eines Schmiermaterials, das der hohen Temperatur des überhitzten Dampfes Widerstand zu leisten vermag.

Auch an neuen Werken fehlt es keineswegs. Vor Allem hebe ich die Errichtung eines Kupferwalzwerkes bei Gustavsburg hervor. Ein altes süddeutsches Etablissement wird sich dort besonders der Herstellung von Kupferplatten widmen und es sind zu diesem Behufe schon Dampfmaschinen bestellt. Auch die Vorbereitungen zu einer neuen Fahrradfabrik verdienen Erwähnung, weil eine Probebestellung aus dem Kriegsministerium genügt hat, um endlich ein stilles Konsortium mit 600 000 Mark zusammenzubringen. Das neue Rad soll in militärischen Kreisen Berlins durch seine Leichtigkeit und Billigkeit gefallen haben.

Als ich am siebenzehnten April hier von der Selbstzünder-Aktiengesellschaft sprach, sagte ich, nach der Meinung der Techniker müsse eine Zündpille erfunden werden, „die Wochen und Monate lang unbenutzt bleiben könnte, ohne ihre Wirksamkeit zu verlieren". Drei Wochen später äußerte sich zu dieser Frage im Journal für Gasbeleuchtung der Chemiker der städtischen Gasanstalten zu Berlin. Aus dem neun Spalten langen Artikel sei der folgende Satz wiedergegeben: „Nach mehrtägiger Nichtbenutzung des Selbstzünders erfolgte im Gegensatz zu der dukischen Pille die Zündung eben so rasch wie früher, so daß wahrscheinlich Verbesserungen in der Herstellung der Zündmasse gemacht sind." Dagegen höre ich aus Fachkreisen, daß „wahrscheinlich" die Zündflamme immer noch versagt, wenn sie Wochen und Monate unbenutzt blieb. Jedenfalls wäre es gut gewesen, wenn der berliner Sachverständige auch Zeit gefunden hätte, die Brauchbarkeit gerade solcher Zündapparate der Deutschen Gasselbstzünder A.-G. zu untersuchen, — und zwar nicht nur aus technischen Gründen, sondern auch wegen der Interessen kleiner Gewerbetreibenden und im Hinblick auf die 3200 Aktien (3 Millionen Mark), die dem Publikum zugedacht sind. Bei einem Kurs von 131 Prozent sollte die Gesellschaft selbst die Alles entscheidende Frage mit Ja oder Nein beantworten. Das wäre um so mehr nöthig, als sich zur Verwerthung des Verfahrens in Köln, Nürnberg u. s. w. neue Gesellschaften mit beschränkter Haftung gebildet haben. Das nürnberger Unternehmen hat, da es nur aus Bankleuten besteht, mit 100 000 Mark baarer Anzahlung 1100 Groß Zünder per Stück zu $2^1/_2$ Mark zu bestellen unternommen. Das Recht der Verwerthung des Duke-Patentes soll von der Hauptgesellschaft in Berlin für eine Million erworben worden sein.

Lebhaft erörtert wurde eine Mahnung der Kölnischen Zeitung zur Gründung

von Verbänden. In den Zweigen des Eisengewerbes, wo die Zahl der zum Verkauf gelangenden Sorten und Muster Legion ist, läßt sich aber nur wenig syndiziren. Ein Beispiel. Die deutschen Eisengießereien hatten im vorigen Jahre eine Uebereinkunft geschlossen, ihre Preise für Handelsgußwaaren u. s. w. um eine Mark, später um zwei Mark für 100 Kilo zu erhöhen, während emaillirte Gegenstände zwei, später drei Mark mehr kosten sollten als in der Zeit bis zum April 1896. Alle großen Werke dieser Branche waren an der Uebereinkunft betheiligt, also in erster Linie: Lauchhammer, Thale, Wilhelmshütte, Marienhütte u. s. w. Wer beschreibt aber das Erstaunen der Fachgenossen, als sie vor zwei Monaten erfuhren, daß Lauchhammer bei einem Auftrage von etwa 36 000 Mark (nach Holland) nicht allein gegen die Uebereinkunft in Bezug auf Preiserhöhung gehandelt, sondern auf Drängen des Abnehmers noch unter den Preisen des Frühjahres 1896 abgeschlossen habe. So einfach geht es mit der Bildung von Verbänden selbst in Zeiten des Aufschwunges also doch nicht.

Die Thätigkeit unserer elektrischen Werke ist unvermindert; möglich ist es immerhin, daß nach Ausübung des Bezugsrechtes auf die verschiedenen Kapitalserhöhungen dieses ganze Kursgebiet eine angemessene Abschwächung erfahren wird. Die 16 Millionen, die das der Schuckert-Gesellschaft assistirende Finanzinstitut jetzt neu ausschreibt, dürften wohl für die bestehenden italienischen Geschäfte bestimmt sein. Ich sprach kürzlich von der Neugier der Techniker, weshalb Schuckert in Bosnien Kalcium-Karbid, also eine konkurrirende Leuchtkraft, fabriziren wolle. Selbstverständlich weiß Jeder, daß auch dieses Produkt auf elektrischem Wege hergestellt wird, also Dynamos dazu geliefert werden müssen. Bei dieser Gelegenheit tritt aber auch das große nürnberger Unternehmen mit der so viel angegriffenen Trebertrocknung-Gesellschaft in Verbindung. Die Berichte sprachen ganz kurz von den Mitgliedern des Aufsichtrathes der neuen bosnischen Elektrizitätgesellschaft, worin neben dem Generaldirektor des Schuckert-Werkes auch zwei Namen aus Leipzig und Kassel vorkamen. Damit sollten offenbar die Leiter der Trebertrocknung-Gesellschaft gemeint sein; aber die klare Anführung dieser Thatsache hätte der kasseler Gesellschaft insofern genützt, als man sich gesagt hätte, so gewiegte Geschäftsleute wie die von Schuckert würden sich nicht mit zweifelhaften Unternehmern zusammenthun. Ich höre nun, daß Schuckert in der That mit der bosnischen Wald-Gesellschaft der Trebertrocknung einen Vertrag abgeschlossen hat. Danach liefert er zur Holzverkohlung die nöthigen Energie-Einrichtungen, nimmt aber die Holzkohle ab, zur Fabrikation von Kalcium-Karbid. Jetzt ist ja auch der Erfinder des neuen Holzverkohlungverfahrens, Herr Bergmann, mit einer ziffernmäßigen Erwiderung gegen seine Angreifer hervorgetreten, leider ein Bischen spät. Neugierig darf man sein, wie sich die Kritik aus der Verlegenheit ziehen wird, wenn die neue Bilanz der Trebertrocknung-Gesellschaft erscheint. Trotz den über jede Erwartung glänzenden Zahlen nebst Kommentaren möchte ich aber meine Bedenken nicht zurückhalten, die freilich nicht bei der technischen Seite, sondern erst bei der ungewöhnlichen Ausdehnung der Gesellschaft und bei der Frage beginnen, ob hierfür auch die nöthigen Finanz- und Rechtsberather herangezogen worden sind.

Pluto.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 12. Juni 1897.

Der Prozeß Marschall.

Herr Adolf Freiherr Marschall von Bieberstein war bis zum Jahre 1883 Erster Staatsanwalt am Landgericht in Mannheim. Er bekannte sich zu streng kirchlichen und konservativen Grundsätzen, trat eifrig für hohe Schutzzölle ein und war deshalb im politischen Dienst des liberalen Musterstaates Baden nicht leicht zu verwenden. Da man einen fleißigen Mann aus guter Adelsfamilie aber nicht sein Leben lang Staatsanwalt und Landgerichtsrath bleiben lassen konnte, wurde Herr von Marschall 1883 zum badischen Gesandten beim berliner Hof ernannt, also in eine angenehme Stellung befördert, die, namentlich zur Zeit des alten Kaisers und Bismarcks, politisch unbeträchtlich war und von ihrem Inhaber keine diplomatische Erfahrung forderte, aber ihm auch nicht die Gelegenheit bot, solche Erfahrung zu sammeln. In dieser Stellung blieb Herr von Marschall sieben Jahre; er trat nicht hervor und man wußte von ihm nur, daß er ein Bewunderer des Kanzlers war und sich bemühte, möglichst oft in der Gesellschaft des Grafen Herbert Bismarck zu weilen. Als Bismarck entlassen worden war und sein ältester Sohn dem wiederholten persönlichen Wunsch des Kaisers, auf seinem Posten zu bleiben, nicht entsprochen hatte, wurde der badische Gesandte zum Staatssekretär im Auswärtigen Amt ernannt. Das Staunen über diese Ernennung eines diplomatisch völlig unerfahrenen, nicht einmal mit den nöthigsten Sprachkenntnissen gerüsteten Herrn war damals groß; in den

Botschaften wurde das Witzwort vom ministre étranger aux affaires geprägt und Sir Malet erklärte: Mit dem Manne können wir keine Geschäfte machen. Fürst Bismarck fragte den Staatssekretär, der ihn besuchte, ob es ihm nicht ein Bischen ängstlich sei, neben dem politisch doch auch unerfahrenen General von Caprivi ein Amt zu übernehmen, das Vater und Sohn, Beide rompus au métier, mit dem äußersten Aufwand an Arbeitleistung gerade auszufüllen vermocht hätten; als er die Antwort erhielt, der neue Mann sei „ohne Sorge“, erwiderte er lächelnd: „Na, für einen Diplomaten ist es immerhin schon viel werth, wenn er sorgenlos ist ...“ Der mit fast fünfzig Jahren in die internationale Politik verschlagene Jurist hielt sich ganz wacker: er trieb mit löblichem Eifer Französisch und Englisch, legte gute Kabinetsweine in seinen Keller und hatte im Parlament einen leichten Stand, weil ihn Alles stützte, was bei dem Namen Bismarck von Wuthkrämpfen befallen zu werden pflegt. Daß er dem Deutschen Reich Erfolge erstritten hat, wird kein Unbefangener behaupten können; weder die kolonialpolitische Auseinandersetzung mit England noch die Handelsverträge, die längst schon nicht nur Agrarier, sondern auch Großindustrielle und Großbankiers als ein bejammernswerth schlechtes Geschäft bezeichnen, sind ernstlich als Ruhmesetappen zu betrachten, wir haben in den asiatischen, den afrikanischen und kretischen Gewässern nichts Brauchbares, nichts für den Hunger, gefischt, und während Herr von Marschall an der Spitze des Auswärtigen Amtes stand, ist das deutsche Ansehen gesunken und die russische Macht in beinahe schon bedrohlichem Maße gewachsen. Die Thatsachen sind nicht aus der Welt zu lügen; aber der Nachfolger des verhaßten Grafen Herbert Bismarck war nun einmal der verhätschelte Liebling der bürgerlichen und der proletarischen Demokratie, ihr Jubelgebrüll umbrauste ihn von früh bis spät auf allen Wegen und er vergaß allgemach, daß er wegen nicht genügend liberaler Gesinnung aus der badischen Heimath exportirt worden war und daß auch außerhalb des Bannkreises der demokratischen Presse noch Leute wohnen, deren Empfinden ein Staatsmann nicht unterschätzen sollte. War Herr von Marschall über Nacht ein Staatsmann geworden, ein Mann, der das unwägbar Scheinende mit schnell umfassendem Blick zu wägen und aus der Menge des Möglichen in entscheidender Stunde unbeirrt das Nothwendige zu wählen vermag? ... Es gab Zweifler, die in dem Staatssekretär noch immer den Staatsanwalt zu erkennen glaubten, den dialektisch gewandten Ankläger des mannheimer Landgerichtes, der an bescheidener Stelle mit kleinen Mitteln ein kleines Aemtchen versehen hatte. Die

Frechen, die so zu reden wagten, wurden, wie verworfene Wichte, von der Leibgarde des Gefeierten geschmäht; und weil der gegen den Kriminalkommissar von Tausch geführte Prozeß, dessen lehrreichste Seiten noch in Ruhe zu prüfen sein werden, auf die von ihnen gestellte Frage die Antwort gebracht hat, darf man ihn wohl den Prozeß Marschall nennen.

Als der badische Freiherr sorgenlos ins Auswärtige Amt eingezogen war, mußte er bald merken, daß von allen berliner Behörden nur eine den jähen Szenenwechsel des Schicksalsjahres 1890 nicht mitgemacht hatte: die Polizei. Herr von Richthofen, der Chef dieser großen — allzu großen — und wichtigen Behörde, war ein bis zum Eigensinn selbständiger Mann, der sich nicht von heute auf morgen mit der Mode wandeln konnte; er ging seine eigenen Wege, sah in finsterem Staunen auf den plötzlichen Umschwung aller politischen Sitten und sprach recht ungenirt über die neuen Herren, deren höhere Weisheit ihm nicht einleuchten wollte. Von solchen Stimmungen wird natürlich rasch stets auch der Sinn der Untergebenen gefärbt: man that am Alexanderplatz streng seine Pflicht, aber man that auch nicht mehr und sparte jede eifernde Beflissenheit, die Gunst werben konnte. Ein Politiker hätte diese Erscheinung nicht unerklärlich gefunden. Er hätte sich gesagt, daß Selbständigkeit ein seltenes, ein nie zu verachtendes Gut ist, und hätte begriffen, daß gerade die Polizei, weil sie mit den Dingen in zu nahe Berührung kommt, sich in eine völlig veränderte Situation nicht so schnell wie andere Behörden gewöhnen kann: einem Polizeibeamten wird es nicht leicht verständlich werden, daß heute das gestern noch verpönte Berliner Tageblatt zu den offiziösesten Organen gehört, daß ein früherer Staatsminister, ein Bismarck, am Potsdamer Thor observirt werden muß und daß die Todfeinde der alten die zärtlichsten Freunde der neuen Regirung geworden sind; und wenn man einem solchen Beamten die bisher unerhörte Zumuthung stellt, er solle die Verfasser von Artikeln erschnüffeln, von Artikeln obendrein, die sein innerstes Gefühl recht angenehm kitzeln, dann muß die Verwirrung ins Chaotische wachsen. Einem Staatsanwalt sind solche Erwägungen fremd; er späht, so oft er Widerstand, lauten oder leisen, findet, nach einem Verbrecher und ruht und rastet nicht, bis er den Bösewicht beim Schopfe hat. Seit Herr von Marschall auf einem dunklen Wege, den Staatsmänner nicht zu beschreiten pflegen, erfahren hatte, daß Herr Normann-Schumann, ein Agent der politischen Polizei, niederträchtige Artikel schrieb, war er seiner Sache gewiß: er witterte eine von der Polizei begünstigte persönliche Intrigue und wartete nur auf die Gelegenheit, sie

an einer ihm besonders theuren Stätte, im Gerichtssaal, zu enthüllen. Vielleicht bestärkte ein anderer Umstand ihn noch in seinem Wahn. Im Auswärtigen Amt sitzt, als Vertreter der alten Geschäftsroutine und mancher Künste, ein aus den Arnimtagen sehr bekannter Herr, der, wenn Kurd von Schloezer von seinem Gedächtniß nicht im Stich gelassen worden ist, wohl in der Lage war, sich über die Person und die Thätigkeit des früher in Rom ansässigen Herrn Normann-Schumann ein Urtheil zu bilden; diesem Herrn mußte die Thatsache auffallen, daß sein Name in den Artikeln des schlauen Agenten sehr häufig, und stets mit erlesener Bosheit, erwähnt wurde, und es konnte ihm nicht unbekannt bleiben, daß der Schmähschreiber sich prahlend der Bekanntschaft mit einem klugen General rühmte, den der Wirkliche Geheime Legation-Rath einst glühend liebte und jetzt nicht minder heiß haßt. Wenn es gelänge, den Gehaßten, der schon einmal der kommende Mann genannt wurde, auf schlimmen Schleichpfaden zu ertappen und für immer unschädlich zu machen! Wenn der Beweis erbracht werden könnte, daß alle Angriffe auf den neuen Kurs von einer bestimmten Stelle aus gelenkt und geleitet wurden! Herr Hammann, der Preßreferent des Auswärtigen Amtes, der vor Gericht eine über jeden Begriff traurige Rolle spielte, hatte die Dreistigkeit, zu erklären, seine Ermittelungen hätten „keinen Anhaltspunkt dafür gegeben, daß etwa Fürst Bismarck mit Normann-Schumann und Genossen in irgend welcher Beziehung stehen könnte"; bei dem Namen Waldersee, den er vorher zweimal, wohl nicht ohne Absicht, recht laut genannt hatte, mag er eine solche Verwahrung nicht für nöthig gehalten haben. . . So ungefähr sah der Dunstkreis aus, in dem der Entschluß des Herrn von Marschall keimte und wuchs. Ein Politiker hätte seine Beschwerde vor das Staatsministerium gebracht und, wenn er da keinen Beistand fand, sein Portefeuille dem Monarchen zur Verfügung gestellt. Der in forensischer Gewöhnung Ergraute wählte, als er auf Schwierigkeiten stieß und arge Ränke vermuthete, die Flucht in die Oeffentlichkeit einer Gerichtsverhandlung.

In politischen Prozessen ist noch fast nie, die Geschichte aller modernen Länder lehrt es, Nützliches und dauernd als wahr Anerkanntes ans Licht gebracht worden. Diesmal ging zunächst freilich Alles wundervoll glatt und gut: das erste Opfer, der Kriminalkommissar von Tausch, wurde, unter der suggestiven Wirkung, die der starke Glaube des Staatssekretärs im Gerichtssaal schuf, prompt auf die Strecke gebracht, der aus dem ungleichen Kampf siegreich hervorgehende Held wurde hymnisch verherrlicht und der ruhige Bürger las in den Zeitungen, das ganze ekle Gewürm der

Agrarier, Bismarckanbeter und Bimetallisten sei endlich all in seiner Scheußäligkeit vom Edelsinn nun entlarvt. Wer warnend die Stimme erhob und zu warten rieth, bis der Verdacht zur Gewißheit geworden sei, mußte geduldig das Loos erleiden, das der jetzt durch einen thörichten Vergleich gekränkte Paul Louis Courier in dem Satz prophezeite: Malheur à celui qui, sur quelque sujet important et d'un intérêt général, dit au public la vérité! Er konnte nur ein Schandgenosse des Kriminalkommissars sein und würde am Tage des Gerichtes das Schicksal des Schuldigen theilen... Sechs Monate währte der stolze Triumph; dann kam die Enttäuschung und mit ihr das Wehgefühl eines furchtbaren Katzenjammers. Wenn man jetzt die Rede liest, in der Herr von Marschall am fünften Februar im Reichstag das eigene Vollbringen pries, steht man staunend vor der Fülle der falschen, als falsch und haltlos bündig erwiesenen Behauptungen. Der Staatssekretär hatte erklärt, im Auswärtigen Amt seien „politische Informationen an die Blätter" nur „auf seine ausdrückliche Bestimmung" ertheilt worden; das Gegentheil ist durch beschworene und nicht angefochtene Aussagen festgestellt. Er hat gesagt, Herr von Tausch habe in Ministerien intriguirt, „alle Fäden der Preßintriguen in seinen Händen gehalten", habe „Schurkenstreiche" und „Infamien" verübt und sei zu den großen Dieben zu zählen, die man nicht laufen lassen dürfe; die Zeugenaussagen der Herren von Bronsart, von Köller, von Windheim, Gaede und Friedheim und der Gerichtsspruch haben gezeigt, daß diese Angaben sämmtlich der Wahrheit widersprechen. Er hat sich gerühmt, „die ziemlich verworrenen Fäden dieser Intrigue entwirrt zu haben", hat verkündet, er halte jetzt „alle Fäden der Treibereien" in seiner Hand und besitze „bestimmte thatsächliche Beweismomente", die seine Behauptungen stützen könnten; von diesen Mittheilungen ist keine einzige bestätigt worden: der Staatssekretär hat nichts entwirrt, hält keinen noch so dünnen Faden in seiner starken Hand und konnte dem Schwurgericht nicht das winzigste Beweismaterial liefern. Er hat gesagt, es sei schon deshalb seine Pflicht gewesen, die Sache in die Oeffentlichkeit zu bringen, weil sonst die Sozialdemokraten mit Enthüllungen hervorgetreten wären; Herr Bebel hat als Zeuge offen und ehrlich bekundet, daß die Sozialdemokraten von den Dingen, um die es sich handelte, nicht das Geringste wußten. Er hat wiederholt und nachdrücklich bestritten, daß Herr Gingold-Staerck, der frühere Redakteur des Berliner Tageblattes, mehr als zweimal im Auswärtigen Amt empfangen worden sei; Herr Gingold hat unter seinem Eid ausgesagt, er sei wöchentlich mehrmals

von den verschiedensten Herren des Amtes — er nannte fünf und ließ andere ahnen — empfangen worden, außer ihm seien noch andere Redakteure des Tageblattes die selbe Straße gegangen und Herr Levysohn habe mit Herrn von Holstein freundliche Beziehungen unterhalten. Und schließlich hat Herr von Marschall alle Leute, die „draußen" sein Verfahren getadelt hatten, in den dunklen Begriff eines „Chores der Beschädigten" zusammengefaßt, also angedeutet, diese Leute hätten mit einer unsauberen Sippe gegen ihn gemeinsame Sache gemacht und seien nun schmählich kompromittirt; auch diese im sicheren Schutzgehege des Reichstages ausgesprochene Kollektivverdächtigung ist vor Gericht als durchaus unwahr und leichtfertig erfunden erwiesen worden. Wenn ein Privatmann, der sich nicht des Vorrechtes der Immunität erfreut, erweislich unwahre Thatsachen öffentlich ausspricht, die geeignet sind, Andere in der Meinung ihrer Mitmenschen herabzuwürdigen, muß er ins Gefängniß wandern. Wenn ein Minister, der in jedem Augenblick die Möglichkeit besserer Informationen hat, so schlimm entgleist, fragt man ganz ernsthaft noch, ob er im Amt bleiben kann.

Nur der Monarch hat dieser Frage die Antwort zu finden, er ganz allein. Eine andere Frage aber können auch wir nun beantworten, da wir Herrn von Marschall im hellen Licht der von ihm so innig geliebten Oeffentlichkeit zum ersten Male an der Arbeit gesehen haben. Ein Mann, der mit solchen Mitteln einen solchen Zweck zu erreichen strebt, der für den Werth des Unwägbaren so völlig blind, so ganz und gar unfähig ist, aus der Menge des Möglichen das Nothwendige und Nützliche zu wählen, hat sich vergebens bemüht, ein Staatsmann zu werden: er ist der eifrige Staatsanwalt geblieben, der Staatsanwalt an einem kleinen Landgericht, der sich in subalterner Uebung gewöhnt hat, alle Händel dieser Erde aus dem engen Gesichtskreis eines gemeinen Kriminalprozesses zu betrachten, und ein großes Reich in Unruhe stürzt und vor dem hämisch schmunzelnden Auslande kompromittirt, um ein paar kleine Kläffer in den Käfig zu scheuchen. Ein solcher Mann mag ein Muster bürgerlicher Tugenden sein; eine Völkergemeinschaft, deren Geschäfte er mit der Gewandtheit und Voraussicht besorgt, die er auf seinem eigensten Gebiet jetzt bewiesen hat, ist dem sicheren Untergange geweiht. . . . Muß es denn gerade das Deutsche Reich sein? Herr von Marschall ist, seit er in der Wilhelmstraße wohnt, wirklich liberal genug geworden, um in Baden seine unglückliche Leidenschaft für die Politik, ohne Schaden zu stiften, stillen zu können.

✣

Volksthümliche Hochschulkurse.

Sie wünschen von mir ein Gutachten über die volksthümlichen Hochschulkurse, die in Wien seit zwei Jahren bestehen und in dem verflossenen Winter auch in einigen anderen österreichischen und deutschen Universitätstädten eingeführt worden sind. Als im Jahre 1893 mehrere jüngere Dozenten der wiener Universität eine Petition an den akademischen Senat um Einführung volksthümlicher Universitätvorträge veranlaßten, hatte ich als Berichterstatter das Statut und andere amtliche Aktenstücke zu entwerfen; auch seitdem bin ich als Vorsitzender des Ausschusses für volksthümliche Kurse mit dieser Institution in enger Berührung geblieben. Vielleicht werden die Erfahrungen, die ich in diesen Stellungen gesammelt habe, manche Bedenken zerstreuen, die, wie ich weiß, in akademischen Kreisen gegen die neue Einrichtung gehegt werden.

Die Eigenthümlichkeiten, durch die sich die volksthümlichen Hochschulkurse von dem herkömmlichen Universität-Unterricht unterscheiden, sind etwa die folgenden. Diese Vorträge sind Jedermann zugänglich, der das schulpflichtige Alter überschritten hat; die Zurücklegung der Gymnasialstudien oder der Nachweis einer entsprechenden Vorbildung ist nicht erforderlich. Gegenstand der Vorträge sind alle Wissenschaften, die einer volksthümlichen Darstellung fähig sind; doch sind Vorträge über Fragen, auf die sich die religiösen, nationalen oder sozialen Kämpfe der Gegenwart beziehen oder deren Erörterung zu Agitationen Veranlassung geben könnte, ausgeschlossen. Die Kurse werden regelmäßig in Cyklen von je sechs Vorträgen abgehalten; jeder Zuhörer hat für einen Kurs eine Einschreibgebühr von einer Krone (= 80 Pfennigen) zu entrichten. Als Vortragende fungiren meistens die Privatdozenten und Assistenten der Universität; doch ist auch die Betheiligung der Professoren nicht ausgeschlossen. Für jeden einzelnen Vortrag wird, je nachdem er in oder außerhalb Wiens gehalten wird, an den Vortragenden ein Honorar von 15 oder 25 Gulden entrichtet. Die Kosten werden theils aus den Einschreibgebühren, theils aus einer Staatssubvention bestritten, die jetzt 6000 Gulden jährlich beträgt. Die Leitung der Geschäfte führt ein Ausschuß, der theils vom akademischen Senat, theils von den Fakultäten auf drei Jahre gewählt wird.

Ist es nun wünschenswerth, daß die volksthümlichen Kurse in dieser oder einer ähnlichen Form weitere Verbreitung an den deutschen Universitäten erlangen? Ich habe diese Frage gleich anfangs entschieden bejaht und glaube noch jetzt, auf Grund einer längeren praktischen Erfahrung, an meiner Ansicht festhalten zu müssen.

Dafür spricht vor Allem die politische Richtung unserer Zeit. Die ganze innere Politik der europäischen Kulturstaaten ist heute darauf gerichtet, die Regirungen und überhaupt die herrschenden Klassen in ein erträgliches Verhältniß

zu den Volksmassen zu bringen. Jeder weiß, wie große Zugeständnisse das Deutsche Reich den unteren Volksklassen durch die Einführung des allgemeinen Stimmrechtes und später durch eine umfassende Sozialgesetzgebung gemacht hat; neuerdings hat auch die Dynastie Habsburg, die mit Recht als die konservativste gilt, durch theilweise erfolgte Einführung des allgemeinen Stimmrechtes eine Annäherung an die weitesten Volkskreise gesucht.

Ich glaube nun, daß auch die deutschen Universitäten sich dieser mächtigen Zeitströmung nicht entziehen dürfen, wenn sie ihre bedeutsame Stellung im Leben der Nation erhalten oder, was vielleicht richtiger ist, sie wiedererlangen wollen. Denn es läßt sich nicht verkennen, daß einzelne deutsche Hochschulen sich in dem letzten Menschenalter allzu sehr in die konservativen Interessenkreise hineinziehen ließen und vielfach eine Heldenverehrung entwickelten, die einen Carlyle zufrieden gestellt hätte. Daß die Volksmassen sich deshalb immer mehr von den Universitäten entfernten und daß diese heute im Gesammtleben der Nation bei Weitem nicht mehr jene Stellung einnehmen, die sie sich in den Jahren von 1815 bis 1848 durch die unerschrockene Vertretung der damals revolutionären Einheit-Idee erworben haben, kann gewiß Niemand befremden. Freilich wird Jeder, der den Verlauf der Dinge mit geschichtlicher Objektivität betrachtet, diesen Körperschaften daraus keinen Vorwurf machen, da ja noch heute selbst die vorgeschrittensten Kulturnationen auf politischem Gebiete ein Spielball des Erfolges, namentlich des militärischen Erfolges, sind. Aber Das scheint mir unzweifelhaft zu sein, daß die deutschen Universitäten in unserer Zeit auch nach anderen Idealen Umschau halten müssen als nach jenen, die in den geschichtlichen Persönlichkeiten der sechziger und siebenziger Jahre verkörpert sind, — mit einem Worte, daß sie neben den nationalen auch soziale Ideale pflegen müssen.

Das soziale Ideal der Universitäten kann aber nur in der weitesten Verbreitung des Wissens bestehen. Eine der möglichen Formen, in denen dieses Ideal angestrebt werden kann, sind nun die volksthümlichen Hochschulkurse. Ich glaube, daß diese Einrichtung eine große Zukunft hat. Wenn die volksthümlichen Hochschulkurse mit Einsicht geleitet werden und Zeit und Umstände günstig sind, so kann neben der Fachuniversität eine Volksuniversität entstehen, die dann die wissenschaftlichen Ideen den weitesten Volkskreisen direkt vermittelt. Ja, es ist möglich, daß die Universität durch diese Einrichtung allmählich in Beziehung auf die Beeinflussung der Volksmassen in Wettbewerb mit der Kirche treten kann, deren große Macht hauptsächlich darauf beruht, daß sie sich mit ihrer Lehre, die in ihrer wissenschaftlichen Fassung auch nur Wenigen zugänglich ist, an die weitesten Volkskreise wendet. Freilich kann die Universität nicht, wie die Kirche, einen Ausblick auf ein übersinnliches Dasein gewähren; dafür aber begegnen die wissenschaftlichen Vorträge nicht in

den Massen dem Unglauben und dem kritischen Zweifel, der die Wirksamkeit der kirchlichen Lehre in unserer Zeit so sehr beeinträchtigt.

Aber die Universitäten befinden sich auch in einer günstigeren Lage als selbst der Staat, wenn sie eine Annäherung an die weitesten Volkskreise suchen. Es ist unzweifelhaft, daß die Regirungen, namentlich die des Deutschen Reiches, in den letzten Jahrzehnten viel für die arbeitenden Volksklassen gethan haben und daß z. B. der Werth der Kranken-, Unfall- und Invaliditätversicherung von den Arbeitern meist sehr unterschätzt wird. Aber man darf auch nicht vergessen, daß diese Zugeständnisse fast überall in Verbindung mit Einrichtungen geboten wurden, die ihren Werth zu einem beträchtlichen Theile wieder aufhoben. Selbst ein Staatsmann von so großem Ansehen wie der Fürst Bismarck konnte, wie nun einmal die Machtverhältnisse in unseren Militärstaaten beschaffen sind, die Arbeiterversicherung nur durchsetzen, indem er die Getreidezölle einführte und das Sozialistengesetz aufrecht erhielt. Die Universitäten, die außerhalb des politischen Getriebes stehen, können dagegen ihre auf die wissenschaftliche Ausbildung der weitesten Volkskreise gerichtete Thätigkeit ohne solche verbitternde Vorbehalte und Kompensationen entwickeln.

Wenn alle diese Gründe wesentlich politischer Natur sind und mit der Aufrechterhaltung und Stärkung des Einflusses der Universitäten im Zusammenhang stehen, so fehlt es doch auch nicht an wissenschaftlichen und pädagogischen Motiven, die die Einführung der volksthümlichen Universität-Vorträge als zweckmäßig erscheinen lassen. Ich kann mich hier darauf beschränken, die Bemerkungen zu wiederholen, die ich über die volksthümlichen Kurse in meiner Rede bei Niederlegung des Rektorates der wiener Universität im Oktober 1896 gemacht habe. Die neue Einrichtung, sagte ich damals, ist keineswegs ein willkürlicher Versuch, sondern sie ist als der Schlußstein einer langen geschichtlichen Entwickelung zu betrachten. Mit der fortschreitenden Demokratisirung der Gesellschaft durch die allgemeine Schulpflicht, die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Stimmrecht hat sich auch in den deutschen Gelehrtenkreisen immer mehr das Bedürfniß fühlbar gemacht, die bisherige fachliche Abgeschlossenheit aufzugeben und mit den weitesten Volkskreisen in Berührung zu treten. Es wäre leicht, aus der Zahl der ersten österreichischen und deutschen Gelehrten Männer zu nennen, die sich neben ihrem fachlichen Wirken auch der Belehrung der Volksmassen durch Vorträge und populäre Schriften gewidmet haben. Den Universitäten fehlte bisher eine organische Einrichtung, durch die diese wichtige Strömung im geistigen Leben der Gegenwart ihren äußeren Ausdruck erhalten hätte. Erst durch die volksthümlichen Kurse ist diesem Bedürfniß Rechnung getragen worden. Es ist deshalb auch Aussicht vorhanden, daß die neue Einrichtung an anderen österreichischen und deutschen Universitäten nachgeahmt wird.

Wenn man aus diesen und anderen Gründen die Einführung der volksthümlichen Kurse für zweckmäßig hält, so entsteht die Frage, wie diese Einrichtung im Einzelnen zu gestalten ist. Hier ist eine große Mannichfaltigkeit möglich und thatsächlich ist auch das Problem in Wien und anderen deutschen Universitätstädten in sehr verschiedener Weise gelöst worden. Ich halte diese Verschiedenheiten durchaus nicht für schädlich, wenn man nur festhält, daß die Lehrer der Universität den Volksmassen das Wissen persönlich vermitteln. Nur auf zwei Punkte, die nach meiner Ansicht besonders wichtig sind, möchte ich die Aufmerksamkeit der akademischen Kreise lenken.

Vor Allem müssen die Universitäten die neue Einrichtung selbst in den Händen behalten und sie nicht etwa den Privatvereinen überlassen, mögen diese auch zum Theil aus Universitätlehrern bestehen. Der geistige Einfluß der Universitäten auf die Volksmassen ist nämlich in diesem Jahrhundert nicht nur durch die früher erwähnten politischen Verhältnisse gesunken. Auch die außerordentliche Entwickelung der periodischen Presse und des parlamentarischen Lebens hat die Stellung, die noch im vorigen Jahrhundert die Universitäten im geistigen Leben der Völker einnahmen, immer mehr eingeschränkt. Freilich sind die deutschen Universitäten — und zwar in höherem Maße als die höchsten Schulen anderer Länder — noch immer der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Lehre und Forschung. Aber wenn sie sich nicht damit begnügen wollen, Staatslehranstalten zu sein, sondern eine selbständige Stellung im Gesammtleben der Nation anstreben, so müssen sie neben ihrer fachlichen auch eine volksthümliche Thätigkeit entwickeln. Deshalb ist es von großer Wichtigkeit, daß die neue Einrichtung unmittelbar an die Universität geknüpft wird.

Der zweite entscheidende Punkt, auf den ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, besteht darin, daß die volksthümlichen Kurse vollkommen unparteiisch geleitet werden müssen. Die neue Einrichtung hat dem gesammten Volk, nicht einzelnen politischen, religiösen und namentlich wirthschaftlichen Parteien zu dienen. Dadurch sind vor Allem große Theile der Volkswirthschaftlehre, weil diese in unseren Tagen geradezu den Mittelpunkt der zwischen den verschiedenen Volksklassen bestehenden Streitigkeiten bildet, von der Behandlung in den volksthümlichen Vorträgen ausgeschlossen. Diese Beschränkung in der Wahl der zu behandelnden Gegenstände macht es dann auch möglich, die volksthümlichen Kurse für Angehörige aller Parteirichtungen gleich fruchtbar zu gestalten. Der Ausschuß der wiener Universität hat wenigstens bei Veranstaltung von solchen Vorträgen den kirchlich-konservativen wie auch den sozialdemokratischen Vereinen gegenüber die selbe Bereitwilligkeit bethätigt und für diese unparteiische Haltung in den beiden entgegengesetzten Lagern volles Verständniß gefunden. Diese unparteiische Haltung würde jedenfalls am Sichersten gewährleistet werden, wenn reiche Privatleute die Kosten der neuen Einrichtung

durch freiwillige Spenden gewährten, wozu in Wien bereits ein Anfang gemacht worden ist. Vorläufig sind die Universitäten auf Beiträge aus Staatsmitteln angewiesen, da die eigenen Einkünfte aus den volksthümlichen Vorträgen wohl nirgends zur Deckung der Auslagen hinreichen werden. Diese Unterstützung darf jedoch nicht mit dem Hintergedanken gewährt werden, daß die neue Einrichtung den politischen Interessen der herrschenden Parteien zu dienen hat, sondern in dem Sinne, daß jedes Zusammenwirken der sonst getrennten Volkskreise an ihrer geistigen Vervollkommnung schon an sich ein hohes, der Förderung würdiges Ziel ist. Denn in unserer Zeit der schroffsten politischen, sozialen und religiösen Gegensätze müssen sich die Regirungen von der Ueberzeugung durchdringen lassen, daß die Universitäten nicht Beamtenkörper sind, welche die politischen Ansichten der jeweiligen Machthaber widerzuspiegeln haben, sondern selbständige Gelehrtenverbände, die schon oft die größten staatlichen Umgestaltungen überdauert haben und deshalb bis zu einem gewissen Grade ihre eigene Politik machen müssen.

Wien. Professor Dr. Anton Menger.

Frühlingstage in Frankfurt.

Die Konferenz der Centralstelle für Arbeiter-Wohlfahrt Einrichtungen fand am zehnten und elften Mai in der alten Mainstadt Frankfurt statt. Auf sechs Jahre der Arbeit und der Erfolge darf die Centralstelle zurückblicken. Sie hat dreimal in Berlin und je einmal in Düsseldorf und Stuttgart getagt. Vom Rhein ist die erste Anregung zu ihr ausgegangen, denn hier hat der Freiherr von Berlepsch, der sie begründen half, dieser wahrhaft volksfreundliche, in ehrlichem Kampf für seine Ueberzeugung unterlegene und eben damit für eine Zukunft, die kommen muß und kommen wird, gerettete Minister, die Eindrücke empfangen, die ihn zuerst zur Anregung der Vereine für Gemeinwohl und dann zur Begründung dieser zusammenfassenden Centralstelle gebracht haben. Es wird mir, der ich bei den ersten vertraulichen Vorberathungen für den bergischen Verein für Gemeinwohl zugegen war und mitberathen habe, unvergeßlich sein, wie hier Männer des Staates, der Kirche und der Schule, der Industrie und des Handels mit gleichem Wohlwollen und praktischem Verständniß die Satzungen beriethen und die ersten in Angriff zu nehmenden Arbeiten planten. Als Herr von Berlepsch nach Berlin ging, hat er dort neben seiner rechten Hand, dem Geheimrath Königs, unseren trefflichen Geschäftsführer, den damaligen Professor und jetzigen Geheimen Reg.-Rath Dr. J. Post, als seinen Berather nach der Seite und für die Zwecke der Wohlfahrtpflege

gefunden. So ward mit Männern wie Kalle, Gneist, Wittenstein und Hitze als Vertretern von Arbeitgeber-Vereinen und dem Generalpräses Schäffer in Köln als Vertreter der katholischen Gesellenvereine und mir als Vertreter der evangelischen Arbeitervereine die Centralstelle 1890/91 begründet. Man wollte für Das, was alle gemeinnützigen Vereine auf diesem Gebiet verband, einen einheitlichen Mittelpunkt finden, der sowohl Beschreibungen und Berichte über Einrichtungen zum Besten der unbemittelten Volksklassen sammeln und sichten wie Auskunft ertheilen und Mittheilungen über bemerkenswerthe Erscheinungen auf diesem Gebiete machen sollte. Aller prinzipielle Meinungstreit, alles doktrinäre Bestehen auf Lieblingsmeinungen lag den Männern fern, die sich hier aus allen politischen und religiösen Lagern zu werkthätigem Dienst am Gemeinwohl verbanden. Das Experiment ist merkwürdig — man kann fast sagen: überraschend — geglückt, ein Zeichen, wie Liebe zum Volk und praktische Arbeit verbinden. Still und geräuschlos, ohne Hast und Ueberstürzung, ist die Arbeit vorwärtsgegangen. Ueber so verschiedene und doch gleichermaßen praktische Themata ist verhandelt worden wie: zweckmäßige Verwendung der Sonntags- und Feierzeit, Hilfe- und Unterstützungskassen, Fürsorge für Kinder und Jugendliche, guter Lesestoff, Frauenarbeit im Dienst der Arbeiterfamilien, Reinhaltung der Luft in Fabrikräumen, Volksernährung, Sparkassenwesen, Spar- und Bauvereine, Einrichtung und Ausgestaltung von Krankenkassen. Reisen zur Besichtigung von Musterbetrieben des In- und Auslandes, die Herausgabe einer vortrefflichen Zeitschrift und die Anregung eines Ausschusses für ländliche Wohlfahrtpflege sind weitere Verdienste der Centralstelle, insbesondere ihrer trefflichen Geschäftsführer, des Geheimrathes Dr. Post und des Professors Dr. Albrecht. Diesem Herrn ist noch ganz besonders die Begründung des berliner Spar- und Bauvereines mit seinen ungemein sehenswerthen, unter Mithilfe von lauter Sozialdemokraten entstandenen Arbeiterwohnungen in Moabit und die Veranstaltung ernster Musikaufführungen in der Garnisonkirche, die jedes Jahr in der Passionzeit 6000 Arbeiter und Arbeiterfrauen Berlins zu weihevoller Andacht sammeln, zu verdanken. Endlich ist von höchster Bedeutung, daß, da die Vertreter sämmtlicher preußischen Ministerien und deutschen Reichsämter im Vorstande der Centralstelle sind, die arbeiterfreundlichen Grundsätze der Centralstelle in sämmtlichen Staatsbetrieben Anwendung finden. Und damit komme ich zur diesjährigen Konferenz.

Als Leiter der Versammlung fungirte wieder unser verehrter Vorsitzender Excellenz Herzog. Er ist ein Bruder des bekannten Fürstbischofs von Breslau und verräth schon in seinen geistvollen und energischen Zügen, daß auch er — wie sein Bruder — zu lenken und zu regiren versteht, daß er durch große Arbeitkraft, scharfes Denken und gewandten Ausdruck der hohen Stellungen sich würdig gemacht hat, die er im Staats- und Reichsdienst bekleidete. Treffend charakterisirte er Frankfurt in seiner Begrüßungrede als „die schöne Stadt am Main, die jetzt im herrlichen Schmuck des Frühlings prangt, die Stadt, reich an historischen Erinnerungen, die jedem deutschen Herzen theuer sind, von je her eine Stätte blühenden Handels und jetzt auch der Mittelpunkt eines aufstrebenden Gewerbefleißes." Bis zum Schluß hielt Herr Herzog in unveränderter geistiger Frische und mit gutem Humor aus. Der Begrüßungrede folgte ein freundliches Wort der Anerkennung vom Herrn Oberpräsidenten Magdeburg im Namen der Staatsregirung wie in seinem eigenen Namen. Herr Magdeburg ist eine sehr sympathische Erscheinung

mit weißem Haar, freundlichen, lebhaften Augen und raschen Bewegungen. Er war früher Unterstaatssekretär im Handelsministerium, verwaltet nun als annektirter Nassauer sein eigenes früheres Heimathland und giebt auch hier Beweise seiner Tüchtigkeit. Im Namen der Stadt Frankfurt begrüßte Bürgermeister Heussenstamm die Versammlung. Er konnte hervorheben — und ich möchte Das vielen anderen großen Städten zur Nachahmung empfehlen —, daß jüngst die Stadt es für erforderlich gehalten habe, die gesammten Verhältnisse der städtischen Arbeiter, Arbeitbedingungen, Arbeitzeit, Alters- und Reliktenversorgung, in einer, wie die Stadtvertreter glauben, den Arbeitern günstigen Weise zu ordnen.

Dann folgte das Referat des Herrn Stadtrathes Flesch über „kommunale Wohlfahrtpflege". Der Referent hat ein ungemein scharf ausgeprägtes, interessantes Gesicht, wie Heinrich Heine in den Jahren seiner Kraft ausgesehen haben mag, doch mit bräunlicher Färbung und ungemein schwarzem Haar. Der Redner hat durch den Freimuth seines Wesens und sein offenes Eintreten für das bisher wirklich noch nicht genügend berücksichtigte Recht und Interesse der städtischen Arbeiter mein Herz gewonnen. Und wenn auch Manche unter den Anwesenden ihn als „halben Sozialdemokraten" insgeheim oder offen bezeichnet haben mögen, — Das thut der Wahrheit seiner Ausführungen nicht den mindesten Abbruch. Er schilderte zunächst die Bedeutung der kommunalen Arbeiter-Wohlfahrt-Einrichtungen als Anregung für die Thätigkeit privater Unternehmer und Vorbereitung und Erleichterung staatlicher Maßnahmen, dann die äußeren Schranken und Selbstbeschränkungen der Städte in ihrer sozialpolitischen Aktion. Dazu rechnete er die noch offene Frage des Kommunalwahlrechtes, die Abtrennung der Polizeiverwaltung von der Kommunalverwaltung, die Arbeitlast der städtischen Beamten und das beschränkte Maß der vorhandenen finanziellen Mittel. Er betonte, daß Wohlfahrteinrichtungen, die eine große Stadt schafft, nicht nur in einer für sie unbequemen Weise von der Nachbarschaft mitbenutzt werden, sondern auch einen Zufluß von ärmerer Bevölkerung zur Folge haben. Er schilderte die kommunalen Wohlfahrteinrichtungen in ihren Beziehungen zum städtischen Grund und Boden, an den sie zum größten Theil gebunden sind und dessen Werth im Allgemeinen sie direkt oder indirekt erhöhen, und weiter in ihrer Beziehung zur Bevölkerung. Unter diesen beiden Kategorien kamen zur Sprache: Stadtbauplan, Straßenbahnen, gemeinnützige Baugesellschaften, Ueberlassung des städtischen Bodens, Gewerbegerichtswesen, Arbeitnachweis, Fürsorge für die aus der Schule entlassene Jugend, Fortbildung für Erwachsene, Hauspflege, Rekonvaleszentenpflege, Volksvorstellungen in den Theatern, Volkskonzerte, Parks und Promenaden, Bäder und Turnhallen, das gleiche unentgeltliche Begräbniß für alle Einwohner, reich oder arm, Schiedsgerichte und Einigungämter, Auskunftstellen in Rechtsangelegenheiten, Austheilungen von Frühstück und unentgeltliche Gewährung von Lehrmitteln an Schulkinder, Krippen- und Kinderhorte, Ferienkolonien. Der sozialpolitisch wichtigste Theil des Referates war der letzte: die Organisation der Arbeiter-Wohlfahrteinrichtungen, insbesondere die Betheiligung der Arbeiter an ihrer Leitung. Hier sprach der Redner mit vollem Recht den wichtigen und grundlegenden Satz aus: „Es darf nicht nur für, sondern es muß mit den Bevölkerungschichten gearbeitet werden, denen die Einrichtung zu Gute kommen soll; die Kleinbürger, die Arbeiter müssen herangezogen werden, auch wenn solche

in den städtischen Vertretungen nicht sitzen, zu den von der Stadt unterstützten Vereinen keine Beiträge zahlen und keine Mitglieder stellen." Der Referent führte Dies durch in Bezug auf den Ausschuß für Volksvorlesungen, auf die städtische Arbeitvermittelung- und Auskunftstelle und auf die Vereinigungen zum Wohl der aus der Schule entlassenen Jugend, zum Bau kleiner Wohnungen und für Rekonvaleszenten-Anstalten. Treffend schloß er mit dem Wort von Gneist in seiner Schrift: „Die nationale Rechtsidee von den Ständen": „Auf der heutigen Stufe genüge nicht mehr das alte System der Armenpflege und des Samariterthumes, sondern die heutige Sozialgesetzgebung soll für die sittliche Hebung, die geistige Entwickelung, die Einreihung der arbeitenden Klassen in die Mitthätigkeit des Kommunallebens so viel mehr leisten, wie es der heute gehobenen Weltwirthschaft entspricht." Daran fügte er das Wort: „Die Gemeinden haben die Pflicht, dieser Sozialgesetzgebung vorzuarbeiten, sie anzuregen, wenn sie ins Stocken zu gerathen droht, und die städtischen Wohlfahrteinrichtungen sind das wirksamste Mittel, das ihnen zu Beidem zu Gebote steht."

In der Debatte, die sich an den Vortrag knüpfte, wurde von vielen Seiten sehr lebhaft der vom Stadtrath Flesch angeschlagene Ton weitergeführt. Es ist durchaus ungerecht und hämisch, wenn die „Zeit" behauptet: „Eine so zusammengesetzte Versammlung, in der der Geheimrathston obligatorisch ist, muß sich nothwendig auf Nebensächlichkeiten beschränken und um den Kernpunkt herumgehen. Sonst könnte sie ja Anstoß erregen!" Ich weise es mit Entrüstung zurück, daß irgend Einer in der Versammlung aus Furcht, Anstoß zu erregen, nicht seine wahre Meinung gesagt haben sollte. Und ich weise es als eine Anmaßung der „Zeit" ab, daß Jeder, wie sie, überzeugt sein solle, daß die Uebertragung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechtes auf die Kommunalwahlen das lösende Wort für alle Räthsel sei. Das ist es noch lange nicht. Ich habe aber sehr energisch im Auftrage des Gesammtverbandes der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands, auch mit Rücksicht auf die einseitige Zusammensetzung der allermeisten heutigen Stadtverordnetenversammlungen, die Einsetzung von sozialen Kommissionen bei den städtischen Verwaltungen gefordert und auf diese Forderung ist man immer wieder in der Debatte zurückgekommen. Der Landesrath Brandts hat sie kräftig unterstützt und daran die Forderung eigener „sozialer Beigeordneten" geknüpft. Als Dr. Freund aus Berlin die Vorfrage erst erledigt zu sehen wünschte, ob überhaupt die Kommune zur Wohlfahrtpflege berufen sei, wurde von allen folgenden Rednern diese Frage bejaht. Ich habe bei diesem Anlaß besonders an Berlin als die größte Arbeitgeberin einen Appell zur Einsetzung einer sozialen Kommission gerichtet, der mir sehr dringlich erscheint.

Und nun noch einige Typen von Redern aus dieser Debatte. Der Stadtrath Kalle aus Wiesbaden, der Vertreter des alten Liberalismus, ist besonders immer für Volksbildung begeistert. „Obligatorische Fortbildungschule, Haushaltungschulen, Kochunterricht in den Volksschulen und ärztliche Schulaufsicht": Das waren diesmal seine Forderungen. Dr. Freund ist ein durch und durch moderner Mann, klug und schlagfertig, mit einem kühlen, kritischen, finanziell abwägenden Verstand, der, ich möchte sagen, die Hand beständig an der Bremse hielt, damit der sozialreformerische Eifer nicht durchginge. Gemeinderath Stähle aus Stuttgart bildete den geraden Gegensatz hierzu; er ist ein warmherziger, pietistisch

frommer Schwabe, dessen praktischer Verstand doch von dem Schwung des Herzens stets emporgetragen wird. In ihren Wohlfahrteinrichtungen (Arbeiterwohnung-Vierteln, Kindergärten u. s. w.) ist seine Heimathstadt Stuttgart Berlin unendlich voraus. Die Vertreter von Straßburg, Leipzig und Dresden, der ehrwürdige Bürgermeister Back, einer der nicht allzu zahlreichen altdeutschen Beamten, die im Elsaß sich wirkliche Sympathie erworben haben, und die Stadträthe Keil und Körner haben in der Debatte nur deshalb sich kritisch und vorläufig ablehnend gegen soziale Kommissionen ausgesprochen, weil die städtische Verwaltung durch eine neue Kommission mit einem neuen Beigeordneten erschwert werde und weil das Bedürfniß bei ihnen nicht vorhanden sei, da an allen drei Orten Arbeiter und Handwerker in den städtischen Vertretungen sitzen. Ich habe diese Bedenken zu widerlegen gesucht und noch einmal dringend und hoffentlich nicht vergeblich um erneute Prüfung der Sache gebeten. Vorwärts muß und wird dieser Gedanke gehen: die Zeit zwingt dazu.

Auch der Fabrikant Dr. Wittenstein aus Barmen hatte Bedenken, weil ein Muster von „sozialem Beigeordneten" schwer zu finden sein werde, zumal auch weises Maßhalten zu dessen Tugenden gehören müßte. Herr Dr. Wittenstein, dessen politische und sozialpolitische Ansichten ich nicht theile, ist doch völlig über den Verdacht erhaben, als wenn er nicht das Wohl der minder bemittelten Volksklassen und auch die Mitwirkung der Arbeiter bei Wohlfahrteinrichtungen anerkenne und thatkräftig fördere. Er thut Das in seinem eigenen Betriebe und als Vorsitzender des bergischen Vereines für Gemeinwohl, wo er kann.

So viel von dem Vormittag des ersten Tages und seinen fünfstündigen Verhandlungen. Am Nachmittag besichtigten wir eine Reihe von Wohlfahrteinrichtungen, so zunächst die Aktienbaugesellschaft für kleine Wohnungen, die Wohngesellschaft „Heimgarten", eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht, und die Häuser der frankfurter gemeinnützigen Baugesellschaft. Die zuerst genannte Gesellschaft hat an der Burg- und Eichwaldstraße ein mächtiges Viereck von Miethwohnungen hergestellt, die im Einzelnen zwei bis drei Zimmer nebst Abort, Keller und kleinem Gärtchen für eine Arbeiterfamilie enthalten. Der Bestand der Einwohnerschaft dieses Vierecks war 388 Personen, darunter 224 Kinder. Die Miethe für eine Wohnung beträgt im Durchschnitt 220 Mark, was uns Allen, die aus anderen Städten kamen, hoch erschien, aber für Frankfurt nicht zu hoch sein soll. In Gladbach bekommt man in den Miethhäusern der Aktienbaugesellschaft eine solche Wohnung für 155 Mark. In vier Fällen wurde im letzten Jahr Miethern von der Verwaltung in Frankfurt gekündigt, und zwar wegen ungebührlichen Benehmens gegen die Verwaltung und wegen Streitigkeiten von Miethbewohnern unter einander. In diesem Viereck waren zwölf Geburten vorgekommen und kein Sterbefall, sondern nur die Totgeburt eines Knaben. Eine Bibliothek sorgt für die Unterhaltung der Großen und Kleinen: Märchen, Indianergeschichten, Romane, Kriegsschilderungen, Gartenlaube. Jetzt wird auch noch im Zusammenhang mit den neuen Bauten ein Vereinshaus errichtet. Vorstand der trefflichen Gesellschaft ist Herr Stadtrath Dr. Flesch, der uns auch herumführte und in trefflicher Weise auf jede Frage Antwort gab.

Die Wohngesellschaft „Heimgarten" baut einzelne Familienhäuser mit größerem Garten, deren Baukosten 10000 Mark pro Haus im Allgemeinen nicht über-

steigen sollen, und verpachtet sie an die Gesellschafter, deren Stammeinlage mindestens 1000 Mark beträgt. Die frankfurter gemeinnützige Baugesellschaft, deren Vorstand Herr Dr. A. von Harnier ist, hat 291 Wohnungen, deren Miethbewohnerzahl 1058 betrug. Von 404 Personen im Jahre 1867 ist es in dreißig Jahren bis zu dieser Zahl emporgegangen.

Endlich existirt auch noch ein Verein „Arbeiterheim", dessen Vorsitzender Herr Direktor H. Andreae ist und in dessen Vorstand unter anderen Herren hoch fungiren: Herr Senatspräsident Dr. C. Diehl, Pfarrer Dr. Rade und Pfarrer Teudt. Der Verein hat an der Waldstraße Niederrad sieben Häuser zu zwei Wohnungen und ferner Bauterrain für etwa dreiundzwanzig Häuser zum Alleinbewohnen. Die Häuschen machen einen sehr freundlichen Eindruck.

Wir besuchten weiter die städtische Arbeitvermittelungstelle, die durch Beschluß des Magistrates im Februar 1895 eingeführt und großartig ausgestaltet und nach den verschiedenen Klassen der Arbeitsuchenden individualisirt ist (Kellner, Dienstmädchen, männliche Dienstboten, Fabrikarbeiter, Handwerker, Tagelöhner). Die Stelle wird unter der Aufsicht des Magistrates von einer Kommission geleitet, die aus einem vom Magistrat ernannten Vorsitzenden und acht Beisitzern besteht. Die acht Beisitzer und vier Stellvertreter sollen zur Hälfte aus Arbeitgebern, zur Hälfte aus Arbeitern bestehen; die ersten werden durch Wahl der Arbeitgeber des Gewerbegerichtes, die anderen von den Arbeitnehmern des Gewerbegerichtes bestimmt. In dem selben altersgrauen und etwas verwahrlost aussehenden Patrizierhause am Main befand sich auch die eben so trefflich organisirte Auskunftstelle für Arbeiterangelegenheiten, die im Jahre 1890 in 2225 Fällen Auskunft ertheilt und 801 Schriftstücke, darunter allein vierundneunzig Klageschriften, ausgefertigt hat. Es waren vor Allem Versicherung-Fälle und Fälle der Gewerbeordnung, die hier ihre Erledigung fanden.

Einen Blick warfen wir dann noch in eine der engen, schmutzigen, theilweise von Dirnen bewohnten Gassen Frankfurts. Möchten solche Höhlen doch bald verschwinden! Möchte der Stadt Frankfurt ein Haußmann — dessen Hintermann freilich kein Napoleon zu sein braucht — erstehen!

Nach des Tages Mühe und Arbeit hielten wir ein fröhliches Mahl im Palmengarten und abends eine durch interessante Privatunterredungen gewürzte Zusammenkunft im Vereinslokal des technischen Vereins. Liebe Gestalten für meine Erinnerung werden mir aus dieser Abendstunde bleiben die Herren Oberreg.-Rath Mosthaff aus Stuttgart, früher drei Jahre lang juristischer Berather des japanischen Ministerpräsidenten, und Landesrath Meyer aus Berlin; beim Mittagessen hatte ich mit Herrn Landesrath Brandts, diesem Vorkämpfer in der Wohnungfrage und Verbesserer der Pläne Lechlers zur nationalen Wohnungreform, ein Gespräch, das mir unvergeßlich bleiben wird. Ich empfehle seine Schrift: „Die Betheiligung des Staates an der Lösung der Wohnungfrage. Staatliche General-Kommissionen für städtischen Grundbesitz und staatliche Baubanken (Sonder-Abdruck aus dem ‚Arbeiterwohl'"), Köln, J. P. Bachem allen Volksfreunden eindringlich. Solche Gedanken müssen und werden auch bei der Bureaukratie, die sich augenblicklich noch wenig empfänglich zeigt, schließlich doch durchdringen.

Am folgenden Morgen besuchte ich vor den Verhandlungen die freie Bibliothek und Lesehalle, die täglich nachmittags von 6 bis 9½ Uhr offen steht und in der

250 Zeitungen aller Parteirichtungen mit Einschluß der Sozialdemokratie und 8000 Bände dem Publikum zur Verfügung stehen, und eine Haushaltungschule dicht dabei, in der, wie in der Nordendschule, je ein Morgen-, Nachmittag- und Abendkursus für Mädchen des Arbeiter- und Handwerkerstandes im Nähen, Kleidermachen, Waschen, Bügeln und Kochen stattfindet. Von den zahlreichen anderen Wohlfahrteinrichtungen habe ich leider keine mehr besuchen können: der Frauenbund zum Wohle alleinstehender Frauen und Mädchen, der Frauenbildungverein, die Gesellschaft für Wohlfahrteinrichtungen, die Volkskindergärten, die Kinderhorte, die Schulbäder, die Volksbibliotheken, die Lesehallen und Museen, das Marthahaus, die vereinigten Flickschulen, die Pfennigsparkasse und der Verein zum Wohl der dienenden Klasse, die Volksvorlesungen und die Fürsorge für die aus der Schule entlassene Jugend, der Armenverein, die Blindenanstalt, der Hauspflegeverein, der Verein für Ferienkolonien, die Volksspeise- und Kaffeehallen wären noch zu besichtigen gewesen. Ich komme zu den Verhandlungen des zweiten Tages, die sich auf Heilstätten für lungenkranke Arbeiter oder Volksheilstätten bezogen.

Referenten waren die Herren Stabsarzt Dr. Pannwitz aus Berlin und Landesrath Dr. Liebrecht aus Hannover. Der Erste behandelte vom ärztlichen Standpunkt aus die planmäßige Bekämpfung der Schwindsucht in Heilstätten, der Zweite die Frage: Wer soll Heilstätten errichten? Beide Referate waren frisch und ansprechend, das eine mit preußischer Energie, das andere mit hannöverscher Würde, der man eine tiefe Herzenswärme anfühlte, vorgetragen. In der Debatte sprachen die berühmtesten Aerzte Deutschlands auf diesem Gebiete, vor Allem der Altmeister Geheimrath Dr. Dettweiler aus Falkenstein, der mit Dr. Brehmer aus Görbersdorf zusammen die ganze neuere Methode der Schwindsuchtbehandlung zuerst durchgeführt hat, dann Dr. Wolff aus Reibersgrün, Dr. Michaelis aus Rehburg u. A. Interessant waren mir bei den Ausführungen der Aerzte besonders zwei Punkte: die Betonung der seelischen Einwirkung auf die Patienten, von der Dr. Dettweiler sagte, es werde bei der Behandlung sogar das phychiatrische Gebiet in manchen Fällen leise gestreift und man müsse eine suggestive Gewalt üben, beim Kranken eine Umbildung seiner Vorstellungen über sich und seine Krankheit, eine Umbildung seines inneren Menschen herbeiführen, dann die Betonung des Gegensatzes gegen den Alkohol und alle Reizmittel, wie sie besonders Dr. Wolff vertrat. Allen aus dem Herzen sprach in seinem Schlußwort Dr. Pannwitz, als er sagte: „Die Tuberkulose steht im Mittelpunkt des sozialen Elends, ihre Abwehr ist der Brennpunkt aller Gesundheitpflege. Für die Bekämpfung der verheerendsten Volkskrankheit müssen alle Kreise gewonnen werden. Diese Frage darf nicht von der Tagesordnung verschwinden, bis das Gebiet geklärt ist. Die gemeinnützigen Vereine haben an den Pionierarbeiten mitzuwirken, auf die sich später die behördlichen Maßnahmen aufbauen müssen."

Am Nachmittag gab es wieder Besichtigungen innerhalb der Stadt, am Abend zwangloses Zusammensein im Palmengarten. Am folgenden Tage gings zur Besichtigung der herrlich im Taunus gelegenen Volksheilstätten in Ruppertshain und Neuenhain und der Arbeiterwohlfahrteinrichtungen der Portland-Cement-Fabrik von Dyckerhoff & Söhne bei Biebrich. Und damit sei von den schönen und hoffentlich erfolgreichen und für ganz Deutschland gesegneten Tagen geschieden.

München-Gladbach. Pfarrer Ludwig Weber.

Die dresdener Kunstausstellung.

Festessen sind meist Gelegenheiten, von denen man nicht mehr heimbringt als höchstens einen Katzenjammer. Und doch war das Festessen zur Eröffnung der dresdener Internationalen Kunstausstellung für mich ein Ding, das ich so bald nicht vergessen werde. Neben mir saß Konstantin Meunier und mir fiel die nicht immer bequeme Pflicht zu, dem belgischen Bildhauer die deutsch gehaltenen Reden aus dem Stegreif zu übersetzen. Denn er saß wie taub unter uns, kein Wort von Dem verstehend, worüber Andere lachten und Beifall riefen. Aber dieses Uebersetzen hatte doch auch seine Reize: denn Meunier selbst hielt sich, obgleich man ihm einen eigenen Saal zur Aufstellung seiner Werke angewiesen hatte, für einen Unbekannten unter uns. Und es freute ihn sichtlich, wie ein Redner gerade seine Arbeiten als Zierde des Ganzen pries, wenn er sich auch dagegen verwahrte, und als gar Paul Wallot ihn als „den Größten unter uns" feierte, machte er verzweifelte Anstrengungen mit den breiten runden Schultern und den schweren Armen, um diesen Ruhm von sich abzuwehren: „Ich mache keine großen Dinge; Das, was ich mache, ist ja ganz einfach. Das sieht man ja auf der Straße, in jeder Fabrik." Und kaum waren die Kerzen auf die Tische gestellt, da drängten sich die Künstler und die Kunstfreunde an seinen Platz und mehr als Einer sagte zu mir: „'s ist doch eine Mordsfreude, so einem Kerl zuzuhören!"

Wir hatten Mühe gehabt, ihn in den Speisesaal hereinzuschieben. Ihm fehlte der feierliche Frack, — und dieser Mangel machte ihn sichtlich beklommen. Der graue Vollbart deckte das unvorschriftmäßige Wollenhemd und den respektswidrig bunten Schlips. Aber bald wars ihm ganz wohl, und er erzählte lebhaft von Dem, was ihm das Herz bewegt, seiner Kunst und seiner Begeisterung für die Natur. Und dabei arbeiteten die mächtigen Hände nach Bildhauerart in die Luft modellirend herum, die vom Kneten im harten Wachs rückwärts gebogenen Daumen, die breiten, nervigen Finger bekräftigten das entscheidende Wort mit einem Vollgriff aus der Schulter heraus, es blitzten die kleinen, klaren grauen Seemannsaugen in dem verwetterten Gesicht.

Sozialistische Kunst hat man sein Schaffen genannt. „Ich kümmere mich nicht um Politik; aber wenn ein Armer und ein Reicher zu mir kommen, ist mir der Arme meist interessanter. Man soll vor die jungen Künstler einen Elenden stellen und sie den zeichnen und modelliren lassen, so genau sie es können: sie werden an ihm mehr lernen als an einem Wohlgenährten. Ich suche die Kraft; und die finde ich bei Denen, die mit der Hand arbeiten müssen. Ich suche die Natur; und die finde ich nicht im Salon." Und ich sah an meinem schönen, neuen Frack hinunter und sah auf die schönen Fräcke ringsum: hier war wirklich nicht viel für einen Bildner zu suchen.

Fünfundzwanzig Jahre lang war Meunier Maler. Dann erst fand er an ein paar Arbeiten des pariser Rodin, daß er eigentlich Bildhauer sei. Und nun ist er Beides. Er ists nicht in der Weise der Alten, er ists in seiner Art. Seine Bilder sind zumeist Pastelle. Unter Pastellen versteht man jene Zeichnungen in farbiger Kreide, in der das vorige Jahrhundert so groß war. Die dresdener Galerie ist besonders reich an solchen Werken einer vornehmen, glatten, alle Härte beseitigenden Technik, die mit dem tiefen Kompliment des Roccocohofmannes in die Kunstgeschichte eintritt und in ihrer sammetartigen Weichheit sich bald in die Gunst der schönen Herren und Frauen aus der Zeit der gepuderten Haare und der Zopfschleifen einschmeichelte. Es ist wunderbar, zu sehen, was in der wuchtigen Faust Meuniers aus dem Pastell wurde. Er malt das Innere und Aeußere von Fabriken und deren Werkleute. Ist Das demonstrativ, ist es sozialistisch? Mir scheint: es ist das Gegentheil davon. In den Zeitungen der Zielbewußten ist die Fabrik eine Art Folterkammer, erscheint der Arbeiter als der Gequälte, Elende, in verhaltener Wuth den unerhörten Zumuthungen Gehorchende. Meunier ist der Idealist der Arbeit. Er sieht das Schöne im Rauch und Dampf, in den blauen Flatterlichtern über schmelzendem Eisen wie in dem gelben Schwalch brodelnder Kohlenfeuer, er freut sich an dem Spiel der Farben um die verräucherten, verrußten Balken einer Großhütte, den verwitterten Schornstein einer zusammenbrechenden Ziegelei. Das spricht aus seinen Arbeiten deutlich und klar. Die Maler, welche Sennhütten oder Schiffe darstellen, die die Sennerin melken und den Bootsmann rudern lassen, nehmen doch wohl nicht politische Partei in der Wirthschaftfrage der alpinen Molkerei oder der Arbeiter an der Seekante. Ihnen gefällt die Sache, — und darum malen sie sie. Meunier gefällt die Fabrik, er sieht in ihr Schönes. Darüber kann man ja höhnen und Viele werden sich über den drolligen Geschmack vor Lachen schütteln. Aber die Alten lachten darüber, als man ihnen den Bauern vorführte, denn Ziel der Kunst war ihnen der Fürst, der Held, der Heilige. Das nächste Geschlecht lachte, als man ihm erklärte, das Licht sei das Schöne in der Landschaft, nicht die „pittoreske Gegend". Heute kommt ein Neuer; und schon glauben es ihm Viele: auch in die räuchernde Fabrik dringt der Strahl der Schönheit, auch dort findet Jeder, der die farbigen Werthe gegen einander abschätzen gelernt hat, der mit den Augen des Malers sich in den Gegenstand vertiefte, dem es darum zu thun ist, zu schauen, und der den Genuß des Begreifens im Schauen auf sein Herz wirken zu lassen vermag, daß es nur der starken Führerhand bedürfte, um uns auch dies Land der Kunst zu erschließen. Nicht eine Anklage der Fabrik malt Meunier, sondern ihre Verherrlichung, die Verherrlichung der Arbeit.

Und im gleichen Sinn ist seine Bildnerei. Es ist nicht das erste Mal,

daß man sie in Deutschland sieht. Mit Schrecken betrachtete man sie 1891 in Berlin. „Das ist die Zukunftplastik“, sagte ich damals am Schluß eines Ausstellungberichtes, „solche, die in Zukunft gefallen wird, ob Ihr sie jetzt gleich fast für ein Verbrechen gegen den heiligen Geist der Kunst ansehlt; da ist endlich der redliche, vollkommene Bruch mit der Antike, da scheute sich ein kühner Mann nicht, in der Natur selbst zu suchen, was aus dem einst so unermeßlich reichen, jetzt aber ganz steril gewordenen Boden Griechenlands nicht mehr herauszugraben ist. Es sind revolutionäre Arbeiten, Erzeugnisse, denen man die Kampfstimmung nur allzu deutlich ansieht. Aber nur im Kampf kann das Eigenartige errungen werden; es muß einmal auch in der Bildnerei die volle Gegenströmung gegen die Schönmacherei eintreten, soll ihr neue Lebenskraft zugeführt werden.“

Und als der Trinkspruch auf Meunier erklang, erhob sich der Gefeierte, der sein rothes Ordensbändchen im Knopfloch trug. Der Herr Minister kam, um mit ihm anzustoßen. Und dann erzählte er beglückt, wie liebenswürdig und gnädig am Tage vorher der König und die Prinzen gegen ihn gewesen seien: die Revolution ist zu Ende, der Friede geschlossen, alle Parteien haben gesiegt.

Seine Arbeiten sind wohl Vielen brutal realistisch. Die ausgearbeitete Schulterblättern, die riesige Muskulatur, der säulenartige Hals, die eigenthümliche Kopfbildung: starke Backenknochen, mächtige Kiefern, eine sich vordrängende Stirn und darüber wenig Fleisch, kein Fett, eine Haut, die den Knochenbau verhüllt, aber nirgends versteckt. Mit nacktem Oberkörper, die Beine in Leinenhosen, die Füße in plumpen Holzschuhen, alle Muskeln angespannt, alle Glieder von der Last oder dem Druck wie gefesselt, so arbeiten sie im Schacht, am Hochofen. Alles an ihnen ist schwer, massig, gedrungen. Aber welche Kraft, welche Sicherheit in der Bewegung, welche Tiefe der Erkenntniß des Aufbaues des menschlichen Körpers! Dies Wissen ist seit Michelangelo nicht wieder zur Welt gekommen. Da arbeitet ein Bergmann im engen Schacht mit der eisernen Brechstange. Man sieht hauptsächlich den nackten Rücken; eine Figur von vielleicht vierzig Centimetern Höhe. Es ist erstaunlich, was auf die paar Zoll Fläche an künstlerischer Weisheit niedergelegt ist. Und so von Stück zu Stück, überall die selbe Einfachheit und Größe. Die kleinen Gestalten wachsen zu Denkmälern, der „krasse Realismus“ blüht zur höchsten Stilform empor. Denn wer sehen kann mit den Augen des Künstlers, Dem wirds alsbald klar: schon ist dieser Realismus auf seiner Höhe, schon ist er bei der Klarheit mit sich angelangt, schon hat er sein Ziel erreicht, die scharf erkannte Eigenart, die Selbstherrlichkeit im Erfassen der Natur, die Meisterung der Natur durch das frei empfindende Herz.

Es ist ein Wallone, der hier zu uns spricht. Früher lebte er in Löwen, jetzt in Brüssel. Das ist nicht blos eine Aeußerlichkeit. Die alte nieder-

ländische Kraft, die nun seit dem großen Bildner Klaus Slüter, seit einem halben Jahrtausend, nicht aufhört, sich zu bethätigen, die Ergänzung zwischen romanischer und germanischer Art, die sich dort vollzieht, ist das Entscheidende. Die Wallonen sind die gewaltsameren, die Vlamen die plastischeren: Jene düster, heftig, ernst; Diese lebensfroh, leichtsinnig, gestaltunglustig. Ein zweiter Saal der dresdener Ausstellung ist erfüllt mit Arbeiten des brüsseler Meisters Charles van der Stappen. Da sind seine „Städtebauer", meines Wissens 1894 oder 1895 entstanden, beeinflußt von Meunier, mit dem er gemeinsam ein paar Jahre vorher den Botanischen Garten in Brüssel ausschmückte. Zwei schlafende Arbeiter, nackt bis auf die kurzen Leinenhosen, wenn man will naturalistischer, sorgfältiger durchgefeilt. Aber auch wieder weniger ursprünglich, weniger frei vom Anklang an Dagewesenes, ohne völlig geklärte Sicherheit der Wiedergabe, die nie einen Augenblick zweifelt, wie das Ding anzupacken sei; von der Gewaltsamkeit des Pathos, mit dem van der Stappen sich vom Alten losriß, jener Gewaltsamkeit, die in dem Sankt Michael des Stadthauses zu Brüssel ihren Triumph feierte und deren Wiederschein in den dresdener Ausstellungsaal fiel, da dort die unter den Füßen des Heiligen sich windende Gestalt, hier bezeichnet als „Vom Blitz getroffen", ausgestellt ist.

Es ist gut, van der Stappen sich genau anzusehen: er gilt in seinem Vaterland als Klassizist, er und Paul de Vigne haben bei den Florentinern des fünfzehnten Jahrhunderts ihre Studien gemacht, sie gingen von großer — freilich meist literarische Gedanken verwirklichender — idealistischer Kunst aus. De Vigne wollte in erster Linie Denkmale schaffen, van der Stappen zog es schon vor, dekorativ zu sein, dekorativ manchmal bis zur Uebertreibung des Malerischen; Jener wollte abgeklärt, vornehm wirken, Dieser packen, die Wahrheit erfassen, das Bildwerk lebend machen. Man sehe seine Büsten: er schenkt seinen Leuten nichts, er giebt Donatello nichts nach in der Rücksichtlosigkeit des Wahrseins. Es ist da eine Sammlung vornehmer belgischer Männer, kluger Geschäftsleute, — in Wahrheit, wenn man ihnen hinter die metallene Haut zu schauen vermag, eine recht widerwärtige Gesellschaft von kalter, brutaler Selbstsucht; das Belgien der Fabrikleiter steht Meuniers Belgien der Arbeiter gegenüber: bei Diesem das Wohlwollen gegen die Bedrückten, bei Stappen die klare Erkenntniß der geistigen Verrohung dieser sehr geistreichen, sehr gebildeten, sehr vornehmen Herren.

Realisten sind auch van der Stappens Voksgenossen, die Vlamen: so Jef Lambeaux, mit seinem „Kuß": die Raschheit der Bewegung, der Augenblickskampf zwischen Scham und Sinnlichkeit ist nie mit gleicher Sicherheit erfaßt und mit gleicher Schärfe dargestellt worden. Da ist ein Schaffen, das nur unserer Zeit angehört, modern ist ohne jeden Blick rückwärts. Denn man thut auch nicht gut, wie es so oft geschah, Lambeaux' „Trunkenheit" mit Rubens oder Jor-

daens zu vergleichen: fette Weiber hats zu allen Zeiten gegeben. Die Darstellungart ihrer hastig bewegten Leiber ist neu, trotz den großen alten Malern. Meunier galt stets als der „krassesie“ unter diesen Meistern. Er war der eigentliche Gottseibeiuns des Realismus für alle hellenistisch frommen Seelen. Und jetzt erscheint er mit den selben Werken neben den selben Arbeiten, neben Schilling und Begas und wie sie Alle heißen mögen, die „Besonnenen“, als der große Stilist. Es bewahrheitet sich, daß Stil alt gewordener Realismus ist, daß sie sich verhalten wie Most zum Wein und daß nicht Wein wird, was nicht einmal Most war. Das zeigt Jedem, der sehen kann, der geschickte Griff der dresdener Ausstellung in das Gesammtschaffen der Zeit. Die Werke, um die sich seit Jahren in Brüssel und Antwerpen der Kampf dreht, die, viel gefeiert, viel gehöhnt, den Streit der Meinungen weckten, sind in Dresden vom Staat angekauft worden. Das ist ein Zeichen der Zeit, und ein sehr erfreuliches. Ein Museumsleiter, wie Georg Treu es ist, weiß, was der heimischen Bildnerei fehlt. Man wird in Dresden die Bildnereien vom Pathenon und vom olympischen Zeustempel mit den Göttergestalten Thorwaldsens oder Rauchs und mit den Arbeitern des Engländers Thornicroft oder nun gar des Belgiers Meunier vergleichen können. Meunier ist der Bruch mit der Antike. Und gerade deshalb erkennt man schon jetzt, daß er ihr näher steht, als die Klassizisten es thaten. Denn der Grieche und der Belgier glaubten an Das, was sie machten, Jene aber an Das, was Andere gemacht hatten. In der Ehrlichkeit sind sie einander verwandt, nicht im Faltenwurf und der geraden Linie der Nase. Endlich siegte doch nicht die formale Geschicklichkeit, sondern die Aufrichtigkeit gegen sich selbst.

Die Wucht, mit der die neue Bildnerei in Dresden auftrat, und die selbst für Widerstrebende handgreifliche Erkenntniß, daß gerade das Entschiedene, klar Gewollte allein Stand hält, jede „Mäßigung“ eine Halblüge erscheint: Das ist das wichtigste Merkmal der dresdener Ausstellung. Unter allen Deutschen ist allein Christian Behrens ohne Kompromiß er selbst. In seiner Arbeit tritt eine herbe Größe hervor, die mich doch überraschte, so sehr ich in ihm einen kommenden Mann erwartete. Es ist sehr dankenswerth, daß die Dresdener auch diese Dinge hervorsuchten zu ihrer Darstellung des Standes des europäischen Schaffens. So nur wurde die Ausstellung, was sie ist: in ihrer planmäßigen Auswahl und ihrer Anordnung, namentlich aber in der Höhe des Mittelstandes ihrer Kunstwerke die schönste, die ich je bisher gesehen habe zwischen Edinburg und Neapel, sicher eine der lehrreichsten. Wenn sie auch viel schon Gesehenes bietet, so erscheint es im Zusammenhang, von Kennerhand ausgewählt, in ganz neuem Lichte: die Kunst unserer Zeit als ein in sich Geschlossenes. Man athmet auf: sollte unsere Zeit vielleicht doch dereinst in der Kunstgeschichte und in der Geschichte des Menschengeistes ihr Recht behaupten? Leben wir in künstlerisch großen Tagen? Wer wagt es, darüber zu urtheilen!

Dresden. Professor Dr. Cornelius Gurlitt.

Der böhmische Sprachenstreit.

Der nationale Kampf zwischen Deutschen und Czechen ist heute wieder einmal für die innere Politik Oesterreichs entscheidend geworden. Seitdem das Ministerium Badeni durch die Sprachenverordnungen vom fünften April dieses Jahres die weitesten sprachlichen Forderungen der Czechen gewährt hat, sind die Deutschen Oesterreichs — so weit sie nicht streng klerikal gesinnt sind — von Erbitterung und Sorge erfüllt. Die Deutschen Oesterreichs sehen in den Sprachenverordnungen einen gegen sie gerichteten Streich und sie glauben, daß ihr politischer Einfluß für immer vernichtet sein wird, wenn sie sich diesen Streich gefallen lassen müßten. Es gilt also für die Deutschen, die von dem Ministerium Badeni begonnenen Feindsäligkeiten zu erwidern, es gilt, einen innerpolitischen Krieg zu führen, in dessen Verlauf zwar die formellen gesetzlichen Schranken eingehalten, aber alle anderen Rücksichten bei Seite gesetzt werden. Daher bereitet sich die von den Sprachenverordnungen zunächst betroffene Bevölkerung Nordböhmens vor, den passiven Widerstand gegen die Staatsverwaltung systematisch zu organisiren. Im Parlament aber ist durch die Obstruktion aller deutschen nichtklerikalen Abgeordneten der vollständige Stillstand der sachlichen Verhandlungen bewirkt worden. Auch diese parlamentarische Obstruktion wurde nicht etwa blos von einigen übereifrigen Führern gemacht, sondern von den Wählerschaften unbedingt gefordert. Wurden doch manche Abgeordnete der Alpenländer, die anfangs gegen eine so weit gehende Hinderung der Parlamentsverhandlungen Bedenken trugen, von ihren Wählern heftig angegriffen. Diese Thatsachen sprechen deutlich genug auch für Den, der die österreichischen Verhältnisse nicht genau kennt. Denn die Deutschen leiden gewiß nicht an einem Uebermaß von politischer Energie und Erregbarkeit, und wenn sie sich wirklich dazu aufraffen, die böhmischen Sprachenverordnungen zum Anlaß einer Kriegserklärung gegen das Ministerium Badeni zu machen, so können diese Sprachenverordnungen unmöglich die harmlosen Verwaltungmaßregeln sein, als die sie die czechischen Politiker und die Regirung hinstellen möchten. Da den Lesern der „Zukunft" eine ausführliche Darstellung des czechischen Standpunktes von meinem Parlamentskollegen Kaizl vorgelegt worden ist, so empfiehlt es sich, auch die deutsche Auffassung des böhmischen Sprachenstreites genauer darzustellen. Denn die Deutschen Oesterreichs haben ein berechtigtes Interesse daran, daß ihre politischen und nationalen Bestrebungen von ihren Stammesgenossen in Deutschland nicht mißverstanden werden.

Die Deutschen in Böhmen verlangen, daß die Sprachenfrage in Böhmen auf Grund der thatsächlichen Verhältnisse nach praktischen Rücksichten und nach den selben Grundsätzen geregelt werde wie in den übrigen österreichischen Provinzen. Die thatsächlichen Verhältnisse aber sind folgende. Die Bevöl-

kerung Böhmens besteht nach der Zählung von 1890 aus rund 3,6 Millionen Czechen und 2,1 Millionen Deutschen. Die Deutschen bilden also, wenn man das ganze Verwaltungsgebiet Böhmen betrachtet, eine Minorität von etwas über 37 Prozent. Allein diese Minorität lebt nicht etwa zerstreut und vermischt unter der czechischen Majorität, sondern sie lebt zum größten Theil geschlossen zusammen auf einem eigenen Gebiet, das von dem czechischen Sprachgebiet durch die Sprachgrenze ziemlich scharf getrennt ist. Betrachtet man die kleinen Verwaltungsgebiete, so giebt es unter den 219 Bezirksgerichtssprengeln nur 40 mit gemischter Bevölkerung, dagegen 104 rein czechische und 75 rein deutsche Bezirke, in denen kein einziges czechisches Dorf existirt. In einem zusammenhängenden Gebiete von 72 Bezirken lebt eine Bevölkerung von etwa 1 600 000 Deutschen, neben denen etwa 18 000 — also 1,15 Prozent — Czechen vereinzelt vorkommen. Für dieses Gebiet, für das „geschlossene deutsche Sprachgebiet" Nordböhmens von Asch und Eger bis Reichenberg und Trautenau, verlangen die Deutschen vom Staate die deutsche Verwaltung. Die Berechtigung dieser Forderung muß jedem Unbefangenen einleuchten. Denn erstens hat in Nordböhmen die deutsche Verwaltung bestanden, seit überhaupt unter Maria Theresia die Grundlage des modernen Staates geschaffen und eine intensivere Verwaltungthätigkeit durch staatliche Beamte begonnen wurde. Zweitens gilt in allen übrigen österreichischen Provinzen, wie in allen polyglotten Staaten, das natürliche Prinzip, daß sich die Sprache der Aemter nach der Sprache der in ihrem Amtsbezirk ansässigen Bevölkerung richtet, wobei auf verschwindende Minoritäten unter zehn Prozent oder gar unter fünf Prozent keine Rücksicht genommen werden kann. Auch in Tirol, in Steiermark und in Galizien giebt es je zwei Landessprachen, die gesetzlich als „gleichberechtigt" anerkannt sind; aber noch Niemand hat daraus die unsinnige Konsequenz gezogen, daß in Tirol, Steiermark und Galizien in allen Orten in beiden Landessprachen amtirt werden soll und daß alle Beamten in diesen Ländern beide Landessprachen verstehen müssen. Nun kann aber Das, was in den übrigen Ländern absurd wäre, doch nicht allein in Böhmen praktisch und gerecht sein. Wenn man für das deutsche Sprachgebiet Böhmens — das größer ist als irgend ein anderes rein deutsches Kronland — die deutsche Amtirung verweigert und die zweisprachige Amtirung einführt, so behandelt man die Deutschen Böhmens nach einem anderen Prinzip und einem anderen — und zwar schlechteren — Maßstab als die Deutschen der anderen Kronländer. In Wien beträgt die czechische Bevölkerung über fünf Prozent und in Niederösterreich giebt es in mehreren Gerichtsbezirken czechische Ortschaften und Gemeinden; trotzdem würde es jeder Unbefangene für eine lächerliche Zumuthung erklären, daß alle Behörden in Wien oder Niederösterreich zweisprachig amtiren und mit zweisprachigen Beamten besetzt sein sollen. Man hält es vielmehr

für selbstverständlich, daß neben der deutschen Amtirung den Bedürfnissen der czechischen Bewohner Wiens im Wege der mündlichen oder schriftlichen Uebersetzung Rechnung getragen wird. Die Deutschen in Nordböhmen sehen aber nicht ein, warum bei ihnen nicht der selbe Vorgang wie in Wien angewendet werden soll, warum sie in nationaler Beziehung hinter Wien und die anderen Kronländer zurückgesetzt werden müssen.

Ferner ist zu beachten, daß die seit langer Zeit erhobenen Forderungen der Deutschböhmen nach sprachlicher Abgrenzung der Verwaltungsgebiete und nach deutscher Verwaltung des deutschen Gebietes durch die Ausgleichspunktationen von 1890 prinzipiell als berechtigt anerkannt, wenn auch nur theilweise erfüllt worden sind. Was den Deutschen damals nach vierzehn langen Berathungen als berechtigt zugestanden worden ist, war gewiß nur das Mindestmaß der politischen Nothwendigkeit; denn weder Graf Taaffe, der damalige Ministerpräsident, noch die Führer des böhmischen Feudaladels, noch die damals in der czechischen Wählerschaft noch überwiegende Fraktion der „Altczechen“ waren Freunde der Deutschen. Aber damals haben alle an den Ausgleichsverhandlungen Betheiligten den nationalen Frieden wirklich anbahnen wollen und deshalb haben sie auch das einzige Mittel dazu gebilligt, nämlich die möglichste Absonderung der beiden Nationen in allen Dingen des öffentlichen Lebens. Der böhmische Ausgleich von 1890 ist nicht durchgeführt worden, obwohl von höchster Stelle wiederholt die Mahnung ausgesprochen wurde, daß dieser Ausgleich eine Staatsnothwendigkeit sei und durchgeführt werden müsse. Die den Deutschen damals gemachten Zusagen wurden nur theilweise erfüllt, weil der böhmische Feudaladel und die czechischen Volksvertreter ihr Wort nicht einlösten. Heute aber haben die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni den Ausgleich von 1890 völlig zerrissen und den Deutschen von dem Wenigen, was sie durch den Ausgleich erhalten hatten, das wichtigste Stück wieder geraubt. Da ist es doch begreiflich, daß die Deutschen in Böhmen von Erbitterung und Mißtrauen erfüllt sind. Seit sieben Jahren haben sich die nationalen Verhältnisse in Böhmen nicht geändert; was damals von den wichtigsten Faktoren des Staatslebens als gerecht und nothwendig anerkannt worden ist, muß es auch heute noch sein. Wenn trotzdem die Regirung ihren damaligen Standpunkt völlig verleugnet und jetzt die extremsten sprachlichen Forderungen der Czechen zum Schaden der Deutschen im Verordnungwege bewilligt, so zeigt Das den Beginn einer direkt deutschfeindlichen Regirungpolitik, der die Deutschen den kräftigsten Widerstand entgegensetzen müssen.

Die von den czechischen Führern dem Grafen Badeni diktirten Sprachenverordnungen richten sich nicht nur gegen die deutschen Beamten, sondern auch gegen das deutsche Publikum. Sie gehen nämlich von dem Grundsatz aus, daß die Sprache des ersten Anbringens für das ganze gerichtliche oder polizei-

liche Verfahren maßgebend sein muß. In den deutschen Gebieten also, wo weder das Publikum noch die Anwälte czechisch können, kann Jeder sich den Spaß machen — und die Czechen betreiben diese Späße systematisch! —, durch eine czechische Eingabe etwa in Bausachen oder in Wasserrechtsfragen allen seinen Nachbaren große Schwierigkeiten und Kosten zu verursachen. Denn sie müssen sich nicht nur die an sie erfolgende amtliche Erledigung, die natürlich czechisch ist, übersetzen lassen, sondern sie müssen auch einen czechischen Vertreter zu der mündlichen Kommissionverhandlung entsenden, weil auch diese in czechischer Sprache erfolgt. So wird zwar das sprachliche Recht des Klägers bis ins Extrem gewahrt, aber das eben so gute sprachliche Recht des Verklagten einfach ignorirt und ein unvernünftiges und ungerechtes Resultat erzielt.

Wenn die zweisprachige Verwaltung nach dem eben dargestellten Prinzip auch in den deutschen Gegenden streng durchgeführt wird, dann wird es allerdings nothwendig sein, daß alle staatlichen Beamten in Böhmen auch czechisch sprechen. Die weitere Folge aber wird, wie Niemand bezweifelt, sein, daß die Deutschen aus der Beamtenschaft, in der sie jetzt schon schwach vertreten sind, fast völlig verschwinden. Die Deutschen in Böhmen müssen es aber als nachtheilig und ungerecht, sie müssen es wie eine Fremdherrschaft empfinden, wenn ihnen gegenüber die Staatsgewalt ausschließlich ausgeübt wird durch Angehörige einer fremden Nation, die Haß und Feindschaft gegen das Deutschthum predigt.

Was zur Begründung der czechischen Forderungen und der ihnen angepaßten Sprachenverordnungen angeführt wird, verträgt keine ernstliche Erörterung. Die „Gleichberechtigung und Gleichwerthigkeit" der czechischen Sprache, die „Einheit und Untrennbarkeit Böhmens": Das sind allgemeine und absichtlich ungenau gefaßte Formeln, aus denen man willkürlich alles Mögliche deduziren kann, mit denen man aber Niemand überzeugen wird. Daß z. B. die staatsrechtliche „Einheit" Böhmens darunter leiden würde, wenn der Staat, den praktischen Bedürfnissen entsprechend, in den deutschen Gebieten Böhmens deutsch, in den czechischen Gebieten czechisch amtiren ließe, ist doch nur eine erheiternde Behauptung. Die staatlichen Einrichtungen kann man auf ihre Gerechtigkeit und Angemessenheit nur nach ihrem Zweck und ihrer Wirkung prüfen, nicht aber nach willkürlich aufgestellten Formeln und Voraussetzungen. Die Wirkung der böhmischen Sprachenverordnungen ist für die Deutschen in nationaler und politischer Beziehung geradezu verderblich. Der Inhalt der Sprachenverordnungen entspricht den extremsten Forderungen der czechischen Fanatiker, die die czechische Sprache als Staatssprache des böhmischen Nationalstaates behandeln wollen. Und daß diese Forderungen den Czechen gerade jetzt gewährt worden sind, geschah, um sie für die Regirungmajorität bei den Fragen des ungarischen Ausgleiches zu gewinnen. Die Sprachenverordnungen sind also keine harmlose Verwaltungmaßregel, sie sind

weder praktisch angemessen noch gerecht, sie beruhen auf einem politischen Kaufgeschäft, bei dem Graf Badeni die nationale Existenz der Deutschen Böhmens leichtfertig als Preis zahlen wollte für die Erledigung einer vorübergehenden parlamentarischen Schwierigkeit. Bei dieser Auffassung ist es begreiflich, daß die Deutschen Oesterreichs die Sprachenverordnungen als eine Kriegserklärung ansahen und sich zum entschiedensten Widerstande rüsten mußten.

Wien.

Dr. Emil Pfersche,
Mitglied des Reichsrathes.

Der Sensationen-Jurist.

Bei der Umgestaltung unseres juristischen Studienwesens hat man Etwas übersehen, das jetzt schleunigst nachgeholt werden soll: die Fürsorge für die Ausbildung des Sensationen-Juristen. Das ist eine Gattung — oder besser: eine Elite-Truppe — von Kriminal-Juristen, die durch die heutige freiere Auffassung von den Aufgaben des Strafprozesses besondere Bedeutung gewinnt. Der Zweck der Strafjustiz erschöpft sich nämlich keineswegs mehr darin, den Verbrecher bei seinem erblich belasteten Henkelohr zu fassen und in das veredelnde Milieu einer geordneten Zuchthaus-Wirthschaft zu verpflanzen. Es giebt auch Strafprozesse, bei denen die Ueberführung und Bestrafung des Angeklagten nur einen Neben-Effekt bildet, — etwa, wie man beim Ausgraben einer Wurzel einigem Gewürm gelegentlich den Garaus macht. Der wahre Zweck des Prozesses aber liegt anderswo, er ist nicht immer leicht zu erkennen und es kommt vor, daß selbst die ältesten Leute ihn nicht begreifen. Er kann z. B. darin bestehen, daß ein bedenklicher Zeuge zur Strecke zu bringen ist; mitunter kommt es auch nur darauf an, bedeutsame Vorgänge auf geeignete Weise in das Licht der Oeffentlichkeit zu rücken, für politische Maßnahmen Stimmung zu machen oder dem Volke über Preßbestrebungen, sozialistische Partei-Organisation, jüdische Schächte-Methoden und andere wissenswerthe Dinge die ersehnte Aufklärung zu verschaffen. Daß unsere Strafprozeß-Ordnung, die den Angeklagten überall in die Mitte des Verfahrens stellt, für solche Prozesse gar nicht mehr paßt und einer gründlichen Umarbeitung bedarf, ist selbstverständlich; nur in der starken Betonung der Oeffentlichkeit scheinen die Verfasser unserer Justizgesetze einen vorahnenden Blick für die Bedürfnisse der Zukunft bewiesen zu haben, freilich wohl mehr aus Instinkt als aus Ueberlegung. Denn gerade die unbeschränkteste Oeffentlichkeit ist das eigentliche Element des Sensation-Juristen, in dem er sich so munter tummelt wie der Fisch in den gleichfalls öffentlichen Gewässern. Deshalb ist auch vom Militär-Strafprozeß leider niemals eine gedeihliche Entwickelung zu erwarten, selbst

wenn ihm so prächtige Fälle wie der von Brüsewitz oder die Thaten männermordender Gefreiten noch öfter zufallen sollten; er bleibt steif, engbrüstig und zugeknöpft, wie ein vorschriftmäßiger Unteroffiziersrock.

Wenn nun der Mensch nach beglaubigter Angabe eines erheblichen Dichters im Allgemeinen mit seinen größeren Zwecken wächst, so fragt sich, nach welcher Seite hin speziell der junge Jurist sich auszuwachsen hat, um den Zwecken des Sensation-Prozesses gewachsen zu sein. Er muß zunächst in den Stand gesetzt werden, einen solchen Prozeß richtig aufzufassen, und dann, die ihm darin zugedachte Rolle mit Verständniß zu spielen. Aeußerlich erkennbar ist der Sensation- oder Enthüllung-Prozeß an der allgemeinen Theilnahme, die ihm Berufene und Unberufene entgegenbringen und durch die er sich vortheilhaft vom „Kommiß-Prozeß" älteren Stiles unterscheidet, namentlich aber auch daran, daß sofort die einzelnen politischen Parteien Stellung zu ihm nehmen. Noch ehe er überhaupt anhängig ist, erscheinen schon in den verschiedensten Blättern geheimnißvolle Andeutungen, daß auf irgend einem Polizeibureau oder im Amtszimmer eines Staatsanwaltes das Schwert der Themis für irgend Jemanden gewetzt werde. Ein häufiges Symptom ist ferner ein Zeugnißzwangs-Verfahren „in Sachen gegen Unbekannt und Genossen"; auch Haussuchungen in Redaktion-Bureaux, bei denen gewöhnlich nichts gefunden wird, gehören in dieses Stadium. Es ergiebt sich hieraus von selbst, daß ein eingehendes Studium der Tagespresse für den Sensation-Juristen ganz unerläßlich ist; auch während der Verhandlungen darf er es nicht aussetzen: er muß stets wissen, was die Zeitungen über die letzte Sitzung berichtet und wie sie über deren Ergebnisse geurtheilt haben; die Verlesung von solchen Zeitung-Referaten in der Verhandlung ist durchaus nicht ausgeschlossen, wenn sie auch die Urtheilsgründe nie ganz ersetzen darf.

Hat man nun den Sensation-Prozeß als solchen erkannt, so folgt daraus noch nicht, daß man auch seinen Zweck richtig begriffen hat: dieser Zweck liegt, wie erwähnt, häufig so tief, daß selbst die Nächstbetheiligten — einschließlich der Richter — ihn nicht erfassen können. Das gilt namentlich vom Enthüllung-Prozeß, der dem Vorsitzenden und dem Staatsanwalt die schwierigsten Aufgaben stellt. Hier heißt es, in der Verhandlung Eröffnungen zu veranlassen, von denen der Eröffnungbeschluß der Strafkammer nichts weiß, und Das erfordert mitunter fast die Gewandtheit eines Lockspitzels, — den es freilich nach neuerer Feststellung überhaupt nicht geben soll. Auf der anderen Seite ist wiederum darauf zu sehen, daß nicht zu viel und am unrechten Ort enthüllt wird; denn wenn auch Schillers Satz, daß der Mensch „nimmer zu schauen begehre", was, „gnädig mit Nacht und Grauen bedeckt", für den Staatsanwalt im Allgemeinen wohl nicht maßgebend sein darf, so giebt es doch übertünchte Gräber, besonders im politischen Leben, vor denen auch ein frommer Staatsanwalt mit einem ehrfurchtvollen „ignorabimus" — zu Deutsch: „Das wollen wir nicht wissen" — sein Kreuz schlägt. Vorsicht, feines Tastgefühl und diplomatischer Takt sind also hier sehr am Platze, und da diese Eigenschaften unserer studirenden Jugend nicht in hervorragendem Maße eigen zu sein pflegen, so muß bei Zeiten auf deren Anerziehung hingewirkt werden. Am Besten dürfte hier heute noch die zweisemestrige Ausbildung als Corpsfuchs dem späteren Beruf vorarbeiten.

Was die einzelnen Rollen im Sensation-Prozeß anlangt, so ist die heikelste

naturgemäß die des Vorsitzenden; nur ein Sensation-Jurist erster Größe ist ihr gewachsen. Einige Aeußerlichkeiten, wie ein schneidiges Auftreten, eine gewisse vornehme Pose, ausdrucksvolle Gesten und eine mit Sentenzen und Epigrammen gewürzte Rede lassen sich ja wohl aneignen. Aber nicht leicht ist z. B. die zweckmäßige Behandlung der Zeugen. Man kommt nicht mehr mit dem altbewährten Rezept aus, wonach man einen Zeugen entweder als Belastungzeugen, d. h. freundlich und aufmunternd, oder als Entlastungzeugen zu behandeln hat, im zweiten Falle kurz und abschneidend, mit der gelegentlichen vorwurfsvollen Zwischenfrage an den Vertheidiger, wozu ein solcher Zeuge überhaupt benannt sei. Es treten zwei ganz neue Arten von Zeugen hinzu, auf die das Rezept nicht paßt. Zunächst der Enthüllung-Zeuge .... richtiger „Herr Zeuge" ...., meist eine hochangesehene Person, zuweilen die Triebfeder des ganzen Prozesses. Diesem ist der denkbar weiteste Spielraum zu geben, namentlich durch Ueberlassung des richterlichen Fragerechtes, wobei die Persönlichkeit des Vorsitzenden zeitweilig bis zu völligem Verblassen zurücktreten kann; selbst das sonst so wohlbegründete und wohlthuende Uebergewicht der königlichen Staatsanwaltschaft in der Verhandlung muß hier vorübergehend verschwinden und der Herr Zeuge übt zugleich die Funktionen des Anklägers, Zeugen und sämmtlicher Gerichtspersonen — mit alleiniger Ausnahme des Gerichtsschreibers — aus. Das Gegenstück des Enthüllung-Zeugen ist der Vexir-Zeuge, gegen den sich im Grunde der ganze Prozeß richtet oder dessen Unschädlichmachung doch mit Hilfe des Prozesses erreicht werden soll. Ist ein solcher Zeuge vorhanden, so gestaltet sich das Verfahren äußerst dramatisch und zeigt einige Aehnlichkeit mit einem spanischen Stiergefecht. Es beginnt mit einem pomphaften Aufzuge hochgestellter Enthüllung-Zeugen, strotzend von Titeln, Orden und Uniformen, in deren Mitte das Opfer, der Vexir-Zeuge, in die Arena geführt wird; dann folgen leichtere Plänkeleien, durch die der Vexir-Zeuge von den Gegenzeugen (picadores) hin und her getrieben und zu unvorsichtigen Vorstößen verlockt wird — auch ein Drohen mit dem rothen Lappen, auf den man die Haftbefehle schreibt, kann hierbei gute Dienste thun —, bis schließlich der Staatsanwalt als gewandter Matador den Stier bei den Hörnern faßt und ihn mit einem wohlgezielten Verhaftung-Antrage mitten ins Herz trifft. Er wird hinausgeschleift, vulgo zur Untersuchunghaft abgeführt, und das Gefecht nimmt seinen Fortgang, bis alle Vexir-Zeugen erlegt sind; dann erhält auch der Angeklagte noch schnell seinen Gnadenstoß. Es liegt auf der Hand, daß die Leitung derartiger Kampfspiele eine größere Geschicklichkeit voraussetzt, als sie sich weiland König Franz in seinem Löwengarten träumen ließ.

Bedeutend einfacher als die Rolle des Vorsitzenden stellt sich die des Beisitzers im Sensation-Prozeß dar; hier mag das gelegentliche Dazwischenwerfen eines „Sentiments" genügen, um zu zeigen, daß man noch wach ist. Um so delikater ist die Mission des Staatsanwalts in diesen Prozessen, doch will ich sie hier nicht weiter berühren, da eine intimere Berührung mit dieser Behörde überhaupt besser vermieden wird. Der Sensation-Staatsanwalt muß sehr kitzlig sein; Das gilt auch noch für frühere Staatsanwälte, die inzwischen vielleicht in die Politik verschlagen sind. Auch der Vertheidiger hat keinen leichten Stand: mit dem einfachen Secttrinken ist es keineswegs gethan, er muß z. B. auch verstehen, die Akten zur rechten Zeit und mit dem rechten Knall auf den Tisch zu

werfen und mit Protest den Saal zu verlassen. Er muß mit kurzen, scharfen Zwischenbemerkungen Effekt machen können; erklärt z. B. der Vorsitzende rundweg: „Es giebt keine Oeffentlichkeit", so würde er schalkhaft ergänzen: „So lange sie vom Gericht ausgeschlossen ist," u. s. w. In manchen Prozessen (Ahlwardt und Konsorten) übernimmt er die Rolle, die sonst den Enthüllung Zeugen obliegt, und zwar unter viel schwierigeren Verhältnissen, da seine Enthüllungen meist nicht gewünscht werden. Er muß Sachen in die Verhandlungen bringen, bei deren Herbeiziehung selbst die stärksten Haare leicht reißen, und Zeugen benennen, deren Wohnort ungefähr eben so nah liegt wie der Gegenstand des ganzen Beweisantrages. Der Arbeiter Krähhahn und der mythische Normann-Schumann sind hierfür als geeignete Personen zu empfehlen. Vor Allem aber muß der Vertheidiger im Gegensatz zu dem titzligen Staatsanwalt ein möglichst dickes Fell haben, auf dessen Erzeugung bei der Methode des Unterrichtes besonders Bedacht zu nehmen sein wird.

Gewiß wäre es wünschenswerth, daß auch die Geschworenen, ja, selbst die Zeugen und Angeklagten, sich im Sensation Prozeß richtig benehmen lernten; doch dürfte eine allgemeine Ausbildung des Publikums für diese Aufgaben — etwa durch die vielbesprochenen populär-akademischen Kurse — leider noch nicht durchführbar sein. Hoffen wir, daß die Praxis durch weitere Zunahme dieser schönen Prozesse und Hineinziehung immer größerer Kreise hier von selbst ein Uebriges thut.

Dagegen wird man auf alle Fälle sofort ein kleines Museum einrichten müssen, in dem die Studirenden solche Gegenstände, die im Sensation-Prozeß eine wichtige Rolle spielen, aus eigener Anschauung kennen lernen. Judenflinten, Schächtemesser, Bochumer Flickschienen, Gummischläuche, Scheiterhaufenbriefe und eine Fülle anderer netter Sachen würden hier ihren Platz finden. Behufs unerläßlicher physiognomischer Studien müßten auch die Portraits großer Koryphäen des Sensationprozesses, wie Ahlwardt, Fritz Friedmann, Hammerstein, Flora Gaß, Lützow und Bertha Rother (im Märchen-Kostüm), die Wände schmücken — die Herren und Damen in bunter Reihe — und das ehrliche Gesicht des alten Seemann würde sicher von hervorragender Stelle auf den Besucher herniederschauen. Ob auch Kuriositäten, wie hannoversche Spielkarten oder Mohr-Margarine, in Privatklagen eingewickelt, Aufnahme finden sollen, bleibt zu erwägen.

Ich habe hier die Erfordernisse und Ziele der sensation-juristischen Ausbildung nur ganz im Allgemeinen gekennzeichnet. Die Einzelnheiten werden sich von selbst ergeben, sobald erst eigene Lehrstühle für dies Fach geschaffen sind und die „stud. jur. et sens." als Zierde der akademischen Jugend auf unseren Hochschulen auftauchen. Wenn es bisher gerade der Sensation-Prozeß und seine schönste Blüthe, der Skandal-Prozeß, waren, die das Vertrauen des Volkes — oder wenigstens einiger Zeitungschreiber — in die deutsche Rechtsprechung erschüttert haben, so werden sie künftig unter Leitung geschulter Sensation- und Skandal-Juristen im Gegentheil eine derartige Stärkung des Ansehens unserer Justiz herbeiführen, daß Niemand mehr ohne heilige Scheu an sie herantreten wird. Denn eine Göttin, die von Amts wegen Schwert und Wage führt, muß auch mit dem Schwerte zu rasseln verstehen und wird, wenn ihre Wage nicht gehörig klappert, leicht selbst als „klapprig" erscheinen. Otto Reinhold.

Das österreichische Parlament.

Die geräuschvolle Obstruktion, die im Reichsrath der habsburgischen Monarchie sich gegen die neuen Sprachenverordnungen gerichtet und den Grafen Badeni gezwungen hat, die Session zu schließen, statt sie zu vertagen, hat die Aufmerksamkeit auf das erste österreichische Parlament gelenkt, das aus dem erweiterten Wahlrecht hervorgegangen ist, und es mag deshalb lohnend sein, den Ursprung und die Art dieses neuen Reichsrathes einen Augenblick zu betrachten.

Mit dem Stück allgemeinen Wahlrechtes, das wir zum ersten Male angewandt sahen, hat die österreichische Wahlgesetzgebung ihren bisherigen Standpunkt verlassen, den der ausschließlichen Vertretung der besitzenden Volksschichten. Auf dieses Prinzip baute Schmerling sein Februarpatent vom Jahre 1861 und die damit in Verbindung stehenden Wahlordnungen, die dem Reichsrath die Grundlage schufen. Wer da hatte — aber nicht im biblischen Sinne des Verdienstes, sondern im denkbar materiellsten —, Dem wurde gegeben. Am Reichlichsten bedachte man den Großgrundbesitz; auf seine Kurie allein entfielen von den dreihundertdreiundfünfzig Abgeordneten des Reichsrathes fünfundachtzig, obgleich er auch im Herrenhause maßgebend ist, wo ihn die Erzherzöge und die Häupter der hochadeligen Familien als erbliche, zahlreiche andere Großgrundbesitzer als „lebenslängliche" Mitglieder vertreten. Das rein materialistische Prinzip, den legislativen Einfluß nur nach der Größe des Besitzes und nicht nach dem sozialen Wirkungkreise zuzumessen, zeigte sich aber auch bei der Vertheilung des Wahlrechtes innerhalb der Großgrundbesitz-Kurie; schon je neunzehn der riesige Territorien besitzenden Wähler dieser Kurie in Böhmen haben einen Vertreter, während in anderen Ländern Oesterreichs mehrere hundert bescheidenere Großgrundbesitzer — ähnlich den Rittergutsbesitzern des deutschen Nordens — nur einen einzigen Abgeordneten wählen. Nun wird aber Niemand behaupten, daß die Besitzer jener rein kapitalistisch bewirthschafteten Latifundien von der Höhe ihres ungeheuren Reichthumes und ihres Luxuslebens aus den selben sozialen Nutzen stiften können, wie die bescheideneren Besitzer es in ihrem beschränkten Einflußkreise wohl vermögen, freilich aber durchaus nicht immer thun. Nicht so sehr, aber auch stark bevorzugt wurde das großkommerzielle und großindustrielle Interesse. Nach der Konstitution und Wahlordnung der Handels- und Gewerbekammern war ihnen deren Vertretung — einundzwanzig Abgeordnete — von vorn herein sicher und ihre wirthschaftliche Macht ermöglichte ihnen, die meisten der einhundertachtzehn Mandate von Städten und Märkten ihren Vertrauensmännern zu verschaffen.

Während man den Großgrundbesitz begünstigte, drängte man den kleinen, den bäuerlichen, in den Hintergrund. Der Bauernstand, der in Oesterreich noch die Masse der Bevölkerung bildet, hat nur einhundertneunundzwanzig Vertreter und diese (bis vor Kurzem in allen Ländern Oesterreichs) nur in indirekter, also von fremden Faktoren leichter zu beeinflussender Wahl zu ernennen. Kaum ein Drittel des dem Städter gewährten Wahlrechtes ist dem Landmann gewährt.

Früher bildete der hohe Census von zehn Gulden direkter Staatssteuern die Grenze des Wahlrechtes; seit 1885 ist er auf fünf Gulden herabgesetzt. Hierdurch wurde einer materiell niedriger stehenden Volksschicht das Recht auf Vertretung ihrer Wünsche im Parlament gewährt, nicht aber das Machtverhältniß

zwischen den einzelnen Interessengruppen geändert. Denn die Kurien, die durch die Fünfguldenmänner vergrößert wurden, durften nicht mehr Abgeordnete wählen als vorher. Die zu keiner der genannten vier Kurien gehörige Bevölkerung — ungefähr zwei Drittel der gesammten — hatte überhaupt kein Wahlrecht. Daß bei solcher Vertheilung die wirklichen und vermeintlichen Interessen des großen Besitzes und Erwerbes in der Gesetzgebung und Verwaltung das Uebergewicht haben müssen, bedarf keiner Erklärung. Dies Verhältniß wurde sehr verstärkt durch den Umstand, daß in Oesterreich die privilegirten Stände an vollständige Gemeinsamkeit ihrer Interessen glauben und danach handeln, daß sich nicht ein Gegensatz zwischen agrarischem und industriell-kommerziellem Kapital gebildet hat, wie er in Deutschland sehr scharf bestand, bis 1879 ihm das Kartell ein Ende machte, und jetzt wieder besteht. Es ist deshalb nur natürlich, daß das ganze volkswirthschaftliche Leben Oesterreichs nach den Interessen der privilegirten Gruppen gemodelt, das Interesse der anderen Schichten aber nicht berücksichtigt wurde.

Die Klugheit empfahl, die wirthschaftlichen Wirkungen des Wahlrechtes den Augen der profanen Menge zu verhüllen, und als Schleier bot sich die nationale Eifersucht dar. Daß sie so ausgiebig fruktifizirt werden konnte, verdankt Oesterreich gleichfalls nur den Wahlrechtsprinzipien Schmerlings. Denn der Haß zwischen den Nationalitäten, der seit drei Jahrzehnten der ganzen politischen Geschichte Oesterreichs seinen Stempel aufgedrückt hat, ist eine Leidenschaft, die nur in den wohlhabenden, mittleren Volksschichten ihren Nährboden findet. In den oberen denkt und fühlt man dafür zu adelig-international oder zu monarchistisch oder zu höfisch; in den unteren nimmt die Sorge um den Erwerb des täglichen Brotes, um die Erhaltung des kleinen Besitzes, den Menschen zu sehr in Anspruch, um ihm Zeit und überschüssige Kraft zu solchen Gefühlen zu lassen. Dazu kommt noch, daß die wirthschaftliche Seite der Nationalitätenfrage — die des Vorrechtes des einen oder anderen Volksstammes auf die Beamtenstellen — nur die bürgerliche Bevölkerung in ausgedehntem Maße interessiren kann. Den Sohn als niederen, höheren oder hohen Beamten untergebracht zu sehen, ist das Ideal jeder Familie in den mittleren Volksschichten, und zwar aus sozialen wie aus materiellen Gründen. Ist doch der Beamte Repräsentant der staatlichen Autorität und zugleich ein über den wirthschaftlichen Daseinskampf Erhobener, ein Mann, dem für sein Leben ein festes, seinem Stand gemäßes Einkommen sicher ist. Für die unteren Volksschichten ist der Weg zum Beamtenstande zu kostspielig; wollen sie einen Buben, „der einen Kopf hat", zum Herrn machen, so lassen sie ihn Priester werden, denn Das kann fast ohne Opfer der Familie geschehen. Und es ist ihnen gleichgiltig, in welcher Sprache die hierzu nöthige Bildung dem Jungen übermittelt wird: in ihren Augen ist der Geistliche über Nationalitätenunterschiede erhaben.

Gerade der durch die einseitige Interessenvertretung großgezogene Nationalitätenhaß war es, der die erste Bresche in das bisherige System schoß und die Zulassung der bisher unvertretenen Volksmassen in das Parlament herbeiführte. Es hatte im Laufe der letzten Jahre im Reichsrath nicht an Versuchen zur Ausdehnung des Wahlrechtes gefehlt, aber sie waren erfolglos geblieben. Auch die vor ungefähr fünf Jahren begonnene, geschickt und nachdrücklich betriebene Agitation der österreichischen Sozialdemokatie für das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht schien keinen anderen Erfolg zu haben als scharfes Vorgehen

der Polizei gegen diese Bewegung. Da kam für den das volle Vertrauen des Kaisers besitzenden Ministerpräsidenten Taaffe nachdem er durch viele Jahre mit großer Geschicklichkeit das Staatsschiff durch d e Klippen des Nationalitätenhaders zu steuern gewußt hatte, ein Augenblick, wo jedes Weitergleiten unmöglich schien. All seine diplomatischen Künste bei Seite werfend, griff Taaffe, wie einst Bismarck in gefährlicherer Lage, zum allgemeinen Wahlrecht, um die herrschenden Parteien zu Paaren zu treiben. Wie eine Dynamitbombe fiel die gänzlich ungeahnte Wahlrechtsvorlage unter die hadernden Gruppen des Reichsrathes. Schrecken und Verwirrung auf allen Seiten! Graf Hohenwart aber, der konservative Führer, überschaute in seiner tiefen Menschenkenntniß sofort die Situation, und indem er mit kühner Offenheit das Wort von der Erhaltung des Besitzstandes der Parteien aussprach, sammelte er die Gruppen, die kurz vorher einander bis aufs Blut bekämpft hatten, einträchtig um die Fahne des Klasseninteresses. Nationaler Fanatismus, ethische Prinzipien, die Rücksicht auf den Monarchen: Alles wich dem mächtigsten der politischen Triebe, der sonst schamhaft hinter Beweggründe höherer Natur versteckt zu werden pflegt. Das Unglaubliche wurde Ereigniß: Konservative und Liberale vereinigten sich. Sie vertheidigten ihre Privilegien, sie wehrten der Neuerung. Und der Sieg schien ihnen sicher: Taaffe wurde gestürzt.

Aber die Wahlrechtsfrage ganz zu ersticken, war unmöglich. Hatte sich doch die Autorität des Monarchen, eines ethischen Faktors von erstem Range in Oesterreich, für das allgemeine Wahlrecht erklärt. Etwas wenigstens, Das sahen die siegreichen Parteien ein, mußte gewährt werden. Dazu kamen die unermüdlichen Forderungen der Sozialdemokratie, die in weiten Kreisen Zustimmung fanden und dort, wo man für die öffentliche Ruhe verantwortlich war, unheimlich berührten. So kam nach langem Erwägen, Unterhandeln und Aendern das neue Wahlgesetz zu Stande. Es ist ein Meisterstück in seiner Art. Es gewährt wirklich das allgemeine Wahlrecht. Alle Staatsbürger von vierundzwanzig Jahren an, die nicht dem aktiven Militärstande angehören oder durch Verletzung der Gesetze ihre politischen Rechte verwirkt haben, können heute an der Entsendung eines Vertreters in den Reichsrath theilnehmen. Aber dadurch wird das bisherige Vertretungsystem nur sehr wenig berührt. Denn auf Grund des allgemeinen Wahlrechtes kommen nur zweiundsiebenzig Mann in den Reichsrath; und die bisherige Vertreterzahl der vier Besitzer- und Censuskurien besteht nicht nur unverändert fort, sondern die Wähler dieser Kurien erfreuen sich nun eines doppelten Wahlrechtes, da sie ja auch an dem neuen allgemeinen theilnehmen. Damit die zweiundsiebenzig neuen Abgeordneten keine zu kräftigen Impulse von den neuen Wählermassen empfangen können, wurde es den Landtagen freigestellt, die Wahl direkt durch die Wähler oder indirekt durch Wahlmänner vollziehen zu lassen, und so genießt denn jetzt mit wenigen Ausnahmen ganz Oesterreich sein allgemeines Wahlrecht nur in homöopathischer Verdünnung. Direkte Wahlen gab es nur in Niederösterreich und in den Wahlbezirken der fünf größten Provinzhauptstädte.

Die Intensität des Wahlkampfes war je nach den Ländern sehr verschieden. Am Heftigsten tobte er wohl in Niederösterreich, besonders in Wien. Hier traten die alten politischen Mächte nicht in die Arena: zwei neue Parteien standen einander gegenüber, noch voll von der Thatkraft und dem Gesinnungeifer der Jugend. Die christlich-soziale Partei (Antisemiten) und die Sozialdemokratie rangen mit

einander um die fünf Mandate, die die Hauptstadt, und um die vier, die das übrige Niederösterreich zu vergeben hat, und die Parteiführer selbst waren unter den Bewerbern. Lueger und Adler kandidirten in Wien; Lueger in dem Wahlkreise, dem sein politischer Stammsitz Margarethen angehört, Adler in dem die stärkste Fabrikarbeiterschaft zählenden Kreise. Neben Lueger kandidirten Kleinbürger und Gewerbegehilfen, Adlers Gefährten waren aus dem Arbeiterstande hervorgegangene oder ihm noch angehörende Koryphäen der Sozialdemokratie. Beide Parteien entfalteten eine fast übermenschliche Thätigkeit. Eine Versammlung jagte die andere, die besten Redner schienen allgegenwärtig. Sogar das weibliche Geschlecht zog man in den Wahlkampf: nicht nur in sozialdemokratischen, sondern auch in christlich-sozialen Frauenversammlungen ertönte der Schlachtruf der Partei. Die sozialdemokratischen Vorkämpfer erschienen vor den versammelten Arbeiterinnen, die christlich-sozialen vor den Frauen der Meister, Kleinhändler und Kleinbeamten und beschworen sie, ihren Einfluß auf Mann und Sohn, Vater und Bruder für die Kandidaten der Partei geltend zu machen. Die Sozialdemokraten beriefen sich dabei auf ihre bekannten Grundsätze, ihr Streben nach Herbeiführung besserer Zeiten, die Christlich-Sozialen wirkten durch lebhafte Schilderung der von der Gegenpartei drohenden Gefahren und wandten sich an das moralische Gefühl des Weibes durch Ausmalen des Grundsatzes der freien Liebe. Das machte einen ungeheuren Eindruck.

Auf dem Lande wurde die Wahlagitation mit gleichem Eifer von beiden Parteien betrieben, aber hier zeigten sich die Christlich-Sozialen von Anfang an als die Stärkeren. Hier, wo der Bauer die Masse bildet, wurde mit den Arbeiterrednern, die schulgerecht die Lehren der Sozialdemokratie auseinandersetzen wollten, oft sehr kurzer Prozeß gemacht: man ließ sie nicht ausreden und warf sie sammt ihren Gesinnungsgenossen hinaus. In Fabrikgegenden aber wurde die beleidigte Partei durch Schaaren kaum der Schule entwachsener Burschen und Mädchen gerächt, die vor Thüren und Fenstern der Lokale, in denen ein christlich-sozialer Redner sprach, höllischen Spektakel vollführten, nicht selten sogar in den Raum eindrangen. Auch in Wien wurde man mehrmals handgemein, zu ernsten, folgenschweren Ausschreitungen kam es jedoch nicht. Die ärgsten Gewaltthaten wurden an den Wahlaufrufen verübt, mit denen jedes Fleckchen Wiens bedeckt war. Abreißen, Beschmieren, Ueberkleben der gegnerischen Zettel war ein mit Begeisterung betriebener Sport. Die Wahlen selbst fanden in größter Ruhe und Ordnung statt und sie gaben dem Statthalter von Niederösterreich, dem Grafen Kielmansegg, Recht, der zu dem Wunsche der Christlich-Sozialen nach Schutz der Straßen durch bewaffnete Macht sich ablehnend verhalten hatte. Die gefürchteten Sozialdemokraten benahmen sich musterhaft; sie zeigten wieder jene stramme Disziplin großer Arbeitermassen, die Wien und Umgegend bei fast allen Maifeiern und bei der großen Wahlrechtsdemonstration vor dem Reichsrathsgebäude im Jahre 1893 in Staunen versetzt hatte.

Mit großen Hoffnungen war die Sozialdemokratie in den Wahlkrieg gezogen. „Vom Stephansthurme muß die rothe Fahne wehen!“ hattte ihr Hauptorgan, die Arbeiterzeitung, erklärt. Und wirklich erschienen ihre Aussichten vortrefflich. Wien, dessen Grenzen vor einigen Jahren weit ausgedehnt wurden, um den Kranz großer, dicht bevölkerter Vororte, der es umschloß, der Stadtgemeinde

einzuverleiben, umfaßt sehr bedeutende Industrien mit zahlreicher Arbeiterschaft. Und viele Gehilfen des in der Hauptstadt zahlreich vertretenen Kleingewerbes sind sozialdemokratisch gesinnt. Außerdem sollte ein Theil der sonst in der fünften Kurie nicht zu verwerthenden liberalen Stimmen der Sozialdemokratie zu Gute kommen, als der Gegnerin der christlich-sozialen Partei, die den Liberalismus so sehr geschwächt hatte. Aber es kam anders, als zu erwarten schien. In Wien wie in ganz Niederösterreich drang die christlich-soziale Liste vollständig durch und kein einziger Sozialdemokrat ging aus der Wahlurne hervor. Wie der sozialdemokratische Führer Adler vom unbekannten christlich-sozialen Prohaska, so wurde Pernerstorffer, der lange als einziger Vertreter der Arbeiterpartei im Reichsrathe thätig gewesen war und sehr viel geleistet hatte, von dem Arbeiter Wedral geschlagen, der nur als Marionette der christlich-sozialen Führer betrachtet wurde. Von den 277 000 Stimmen der fünften Kurie in Wien fielen 114 000 den Christlich-Sozialen, 88 000 den Sozialdemokraten zu. Von den für die Sozialdemokratie abgegebenen Stimmen waren ungefähr 19 000 liberal. So gehört denn der Sozialdemokratie über ein Viertel der Wähler in der Hauptstadt des Reiches an. Hat diese Zahl auch in Folge scharfsinniger Wahlgeometrie der Partei keinen Abgeordneten verschafft, so ist sie doch — im Herzen des Reiches, im Mittelpunkte seines ganzen politischen und wirthschaftlichen Lebens — ein Faktor, der ohne Gefahr nicht übersehen werden kann.

In den Alpenländern Oberösterreich, Tirol, Vorarlberg, Salzburg, Krain und Görz zeigten die Wahlen der fünften Kurie von Neuem, welches ungemein konservative Element der Bauerstand ist, der hier die Masse der Bevölkerung bildet. Es gingen aus der Urne nur Kandidaten hervor, die sich entschieden zum katholischen Christenthum und zu konservativen Grundsätzen der einen oder der anderen Schattirung bekannt hatten. Daß manche dieser Männer österreichisch gesinnte Deutsche, andere italienisch- oder slovenisch-national mit schwarzgelber Grundlage sind, ändert nichts an der ihnen Allen gemeinsamen Hauptrichtung. Diese repräsentirt wirklich die Gesinnung der alpinen Bevölkerung, die sich noch recht und schlecht durch landwirthschaftlichen Kleinbetrieb ernährt und den Zersetzungprozeß unserer Zeit wohl schon recht empfindlich im Geldbeutel, aber noch nicht in Herz und Hirn verspürt. Vier Wahlbezirke der grünen Steiermark handelten gleich den andern Alpenländern, aber in der Hauptstadt Graz ging aus der Stichwahl nicht der Kandidat der katholischen Volkspartei, ein geistlicher Professor, sondern der nur auf eine starke Arbeiterminorität gestützte Sozialdemokrat, der Arbeiter und Redakteur Resel hervor. Deutschnationale und liberale Wähler hatten ihn dem Anderen vorgezogen. Ihren einzigen Sieg in der fünften Kurie der Alpenländer errang die stramm nationale und ziemlich liberale deutsche Volkspartei in Kärnten, dessen Mandat aus der fünften Kurie ihr zufiel. Triest und Istrien wählten italienisch-national-liberal; Dalmatien kroatisch-national und konservativ, konservativ im alten Sinne.

Böhmen, Mähren und Schlesien sind die Länder Oesterreichs, in denen kapitalistischer Großgrundbesitz und Industrie die eingeborene Bevölkerung besonders massenhaft entwurzelt und in eine mit ihrem Broterwerb auf Lohnarbeit angewiesene Menge von Halb- oder Ganz-Nomaden verwandelt haben. Hier blühte denn auch der Weizen der Sozialdemokratie. Sieben von den achtzehn

Mandaten Böhmens wurden von ihr mit einem Schlage erobert, in Prag kam sie wenigstens in die Stichwahl. Die anderen elf Mandate theilten zwei nationale Parteien unter einander, aber höchst ungleich: die Jungczechen trugen neun davon, die Deutschliberalen zwei. Mährens Bergleute und Textilarbeiter verhalfen zwei Sozialdemokraten zum Mandat. In die übrigen fünf theilten sich Czechisch-Nationale von mehr oder minder gemäßigten Schattirungen, unter ihnen ein Vertreter der entschieden katholischen und konservativ denkenden Nationalpartei. Schlesien entsandte einen Anhänger der extremsten deutsch-nationalen Richtung, der von Georg Schönerer geführten, und einen slavischen Sozialdemokraten.

Die Bukowina wählte je einen Vertreter der zahlreichsten, wenn auch nicht mächtigsten Nationalitäten, die sie bewohnen: einen Ruthenen und einen Rumänen. Galizien hatte in der fünften Kurie fünfzehn Mandate zu vergeben. In diesem Lande hielt bisher der Adel, die Szlachta, und die durch Israeliten verkörperte städtische Intelligenz — Galiziens Mittelstand ist bekanntlich zum größten Theil semitischen Blutes — alle politische Macht in Händen. Der Bauer wählte der Regel nach so, wie sie es vorschrieben. Hängt er doch wirthschaftlich stark vom großgrundbesitzenden Adel und mehr noch von den Juden ab, die hier an zwölf Prozent der Gesammtbevölkerung bilden und ungeheuren Einfluß nach oben wie nach unten hin besitzen, durch ihre Erwerbskünste und ihre nimmermüde Thätigkeit als geschäftliche Vermittler auf allen Gebieten des wirthschaftlichen, sozialen und politischen Lebens. Wohl hatte sich eine konservative Bauernpartei unter dem Patronate der Szlachta und eine radikale Partei gebildet, ihre Erfolge waren jedoch sehr gering. Eine andere Partei aber hatte sich schon seit längerer Zeit gebildet, die große Bedeutung für die Wahlen der fünften Kurie gewinnen sollte: eine christlich-soziale; der Mann, der sie ins Leben rief, war der katholische Pfarrer Stojalowski. Dieser katholische Priester, Sohn eines armen polnischen Handwerkers, hatte das Elend der Landbevölkerung Galiziens und deren tiefe Unwissenheit durch eigene Anschauung kennen gelernt und faßte den Vorsatz, die Bauern über ihre politischen Rechte aufzuklären, damit diese Rechte ihnen Mittel zur wirthschaftlichen Rettung würden. Er gründete zu diesem Zwecke Vereine und kleine Volksblätter. Seine Bemühungen weckten wirklich geistiges und wirthschaftliches Leben in den durch Elend stumpf gewordenen Bauernmassen. Sie erregten aber auch das Mißfallen des polnischen Adels, der, eingedenk der Blutthaten von 1846, wo die polnische Bauernschaft eine national-polnische Erhebung gewaltsam im Keime erstickte, in der politischen Aufklärung und Organisation des Landvolkes eine große Gefahr erblickt. Bald bekam denn auch der priesterliche Bauernapostel die weltlichen und geistlichen Gewalten Galiziens schwer zu fühlen. Zäh und muthig, aber endlich durch fortwährende Verfolgung, Prozesse und vielmonatige Haft in den Nerven ruinirt, zeigte Pater Stojalowski mehr und mehr das Gehaben eines geistig überreizten Menschen und erleichterte hierdurch seinen Verfolgern ihren Plan. Er wurde aus der katholischen Kirche ausgeschlossen, unter verschiedenen Anklagen von den Behörden zu ergreifen gesucht, von den Bauern versteckt und vertheidigt und entfloh schließlich nach Ungarn, das dem Auslieferungbegehren der cisleithanischen Regirung ein Nein entgegensetzte und ihm Gastfreundschaft gewährte.

Seine Propaganda hatte tiefen und nachhaltigen Einfluß geübt. Massen-

haft gab die Landbevölkerung bei der Wahl für ihn ihre Stimmen ab und sie ließ sich hieran auch nicht durch den furchtbaren Druck verhindern, den die herrschenden Klassen ihr entgegensetzten. Acht Tote und gegen fünfzig schwer verwundete und etwa achthundert ins Gefängniß geworfene Bauern: diese Zahlen kennzeichnen die galizischen Wahlen der fünften Kurie und der Landgemeinden. In der fünften Kurie trug nur ein Anhänger Stojalowskis den Sieg davon, in den Landgemeinden aber deren fünf. Diese kleine Parlamentsfraktion besteht aus vier Bauern, einem Doktor und einem Priester. Die Zahl der für sie abgegebenen Urwählerstimmen — deren je 500 auf einen Wahlmann kommen — beträgt 1081500. Wenn man nun erwägt, daß sehr viele Bauernstimmen erfolglos für christlich-soziale Kandidaten abgegeben wurden, so erhält man einen Begriff von der Ausdehnung dieser Partei. Und zu der Zahl der Urwähler kommt nun noch die weit größere Menge ihrer nicht wahlberechtigten Angehörigen. Wirklich, Stojalowski ist heute eine Macht in Galizien. Die Bauern dieser Partei sind tief fromme Katholiken, die ihre Versammlungen mit dem Kreuzeszeichen und dem Spruche „Gelobt sei Jesus Christus!“ eröffnen. Dennoch hat sie die Ausschließung ihres Führers aus der katholischen Kirche nicht verhindert, ihm treu zu bleiben. Sie meinen eben, die Exkommunikation sei ungiltig, sei durch einen Betrug der Adelspartei und ihres Anhanges bewirkt. Auch daß die Bischöfe den Gläubigen das Halten und Lesen von Stojalowskis Schriften bei Strafe der Exkommunikation verboten haben und daß nun in der österlichen Zeit, wo jeder Katholik bei Strafe des Ausschlusses aus der Kirche zur Beichte und Kommunion verpflichtet ist, die Geistlichen den ungehorsamen Bauern diese Sakramente verweigerten, hatte bisher nur wenig Wirkung. So unmöglich scheint es dem galizischen Landvolke, daß der Priester, der sie über ihre staatsbürgerlichen Rechte aufklärte und Besserung ihrer elenden Lage anstrebt, schuldig sein könne.

Durch die scharfe Verfolgung, der die Stojalowski-Partei ausgesetzt war, wurde sie den Sozialdemokraten zugedrängt, als den einzigen Menschen, die ihr in Galizien Theilnahme und Beistand gewährten. In Wien und im Reichsrath hatte sich früher auch die christlich-soziale Partei ihrer angenommen. Je energischer das Vorgehen der weltlichen und geistlichen Autoritäten gegen die neue Bauernpartei war, um so fester wurde die Bundesgenossenschaft. Das half nicht wenig zur Vermehrung der Stimmenzahl für die sozialdemokratischen Kandidaten. Sie trugen denn auch in der fünften Kurie zwei Mandate davon, — ein sehr bedeutender Erfolg in einem Lande, das keine ausgedehnte Großindustrie besitzt. Einer dieser Abgeordneten, Daszynski, eröffnete die Thätigkeit der sozialdemokratischen Fraktion im Reichsrathe mit einer flammenden Anklage gegen das Vorgehen der Adelspartei und der mit ihr verbündeten Beamten und Juden bei den Wahlen und erreichte, daß das Haus die sofortige Freilassung eines bäuerlichen Abgeordneten der Stojalowski-Partei verfügte, der wegen Verdachtes der Majestätbeleidigung in Haft gehalten ward.

Neun Mandate der fünften Kurie fielen der Adelspartei zu, zwei ihr nahestehenden kleinen Parteien. Ferner wurde ein nationaler Ruthene gewählt. Die Wahlen der vierten Kurie, jener der Landgemeinden, ergaben, wenn man von der hier nicht in Betracht kommenden Sozialdemokratie absieht, im Großen und Ganzen ähnliche Resultate wie die der fünften Kurie. In den Alpenländern,

mit Ausnahme von Niederösterreich, Steiermark und Kärnten, wurden nur Abgeordnete von positiv-religiösem Standpunkte und konservativer Gesinnung in mehreren nationalen und politischen Schattirungen gewählt. Diese Elemente hatten auch in der Steiermark das Uebergewicht; es fielen ihnen acht der neun zu vergebenden Mandate zu und nur eins der deutschen Volkspartei, die aber auch alle drei Mandate Kärntens davontrug und in Niederösterreich, wo sie den Christlich-Sozialen nahesteht, zwei Abgeordnete durchbrachte. Die anderen sechs nahm die christlich-soziale Partei mit Hilfe der sehr eifrig für sie eintretenden Pfarrgeistlichkeit.

Nationaler und wohl auch wirthschaftlicher Selbsterhaltungtrieb beherrschte die Wahlen in Istrien und Dalmatien, wo der italienische Stadtbewohner der besitzenden Klassen dem slavischen Landbewohner ziemlich schroff gegenübersteht; entsprechend der Bevölkerungvertheilung, wurden nur Slaven gewählt.

Trotz den traurigen wirthschaftlichen und sozialen Verhältnissen, unter denen die Landbevölkerungen in Böhmen, Mähren und Schlesien leiden, trugen ihre Wahlen dennoch ganz den Stempel nationaler Bestrebungen, da in Folge des indirekten Charakters der Wahlen der Einfluß der mittleren und höheren Klassen entscheidend wirkte. In den beiden ersten Ländern hatte das slavische Element ein starkes Uebergewicht: Böhmen wählte sechzehn nationale Czechen (Jungczechen: Das ist jetzt das einzig Moderne und wird in den ersten Familien mitgemacht) und nur neun Deutschliberale neuester Ausgabe, nämlich der „deutsch-fortschrittlichen". Dazu kamen freilich noch drei national eifrige Deutsche von besonderer Ausgiebigkeit, nämlich Ritter Georg von Schönerer selbst mit zweien seiner Knappen. Ein einziger auf bäuerlich-wirthschaftlichem Programm fußender Kandidat, ein Czeche, wurde in das Parlament geschickt, um dort kundzuthun, daß die böhmische Landbevölkerung doch noch schwerere Sorgen hat als nationale Eifersüchteleien. Diese Wahlen sind ihrer Mehrzahl nach nichts weniger als radikal. Die noch vor Kurzem zu diesem Prädikat berechtigten Jungczechen haben ja binnen wenigen Jahren den Prozeß durchgemacht, den in Oesterreich die Parteien schneller als anderswo überstehen: sie haben sich abgeschliffen und sind regirungfähig geworden. Die Zahmheit der Deutschliberalen aber ist bekannt, trotz Allem, was sie dagegen sagen. Wirklich wild und rauh sind von den Gewählten nur die Schönerianer, dafür ist ihre Zahl aber auch gering.

Mährens Landleute wählten eben so national, aber noch gemäßigter. Unter ihren acht czechischen Abgeordneten sind drei von entschieden konservativer Richtung und unter ihren drei deutschen ein Christlich-Sozialer der wiener Observanz. In Schlesien errang das deutsche Element das Uebergewicht in zwei Abgeordneten der deutschen Volkspartei; das slavische vertritt ein katholischer Pole. Um viel einschneidendere Fragen handelte es sich bei den Landgemeinden-Wahlen in Galizien. Hier wurde der in der fünften Kurie begonnene Kampf mit gleichem Nachdruck fortgesetzt; die Adelspartei bot Alles auf, um sich die früher direkt oder indirekt besessenen Mandate zu erhalten. Dennoch verlor sie deren sieben, fünf, wie schon erwähnt, an die Bauernpartei und zwei an ruthenische Dissidenten. Dem Polenklub blieben zwanzig Mandate.

Stärker noch als bei den Landgemeindewahlen trat der Einfluß der nationalen Idee bei den Städtewahlen hervor. Hier hatten die konservativen und religiösen Bestrebungen auch in den Alpenländern harte Kämpfe mit den

entgegengesetzten Prinzipien zu bestehen und erlitten manche Niederlage. Nur in Niederösterreich zeigte sich die christlich-soziale Bewegung auch in dieser Kurie als Herrscherin und die zwei Deutschnationalen, die neben ihr Mandate erhielten, verdanken sie zu großem Theil den Beziehungen zwischen beiden Parteien. In Galizien setzte die Adelspartei alle ihre Kandidaten durch.

Ueberblicken wir die Wahlen der allgemeinen Kurie, so sehen wir, daß in vielen Ländern Oesterreichs das besser gestellte Bürgerthum auch auf die neuen Wählerschichten maßgebenden Einfluß geübt hat, weil es die Nationalität zum Kampfobjekt machte, an Stelle der wirthschaftlichen Forderungen, die der neuen Wählermehrheit so viel mehr am Herzen liegen. Wie viel die entwickeltere Intelligenz, die agitatorische Geschicklichkeit des höheren Bürgerthumes, wie viel seine Macht als Beamte, wie viel seine wirthschaftliche Stellung als industrieller Unternehmer, Großhändler und als Verwalter der Sparkassen und Kreditinstitute an diesem Einfluß mitgewirkt haben, sei dahingestellt.

Wir sehen ferner, daß in den meisten Alpenländern, und zwar sowohl in jenen mit selbstbewußter germanischer als in jenen mit fügsamer slovenischer Bevölkerung, religiöse und konservative Gesinnungen so sehr die Oberhand haben, daß, wie in den Landgemeinden, so auch in der allgemeinen Kurie keine entgegengesetzte Richtung aufkommen kann, höchstens in den Städten Erfolge zu erringen vermag. Es zeigt sich uns endlich, daß bei der allgemeinen Wahl der Einfluß der wohlhabenderen Schichten nur dort abgelehnt wurde, das Klasseninteresse nur dort zum Durchbruch gelangte, wo der wirthschaftliche und soziale Ruin der Wählermehrheit, der Volksmassen, bereits erfolgt ist oder unmittelbar droht. So in den Industriebezirken Böhmens, Mährens und Schlesiens mit ihrer elend entlohnten, schlecht behandelten, der Arbeit nie sicheren Bevölkerung. So unter der ausgebeuteten, unterdrückten, das ganze Jahr am Hungertuche nagenden Bauernschaft Galiziens. So beim Kleinbürgerthum Wiens, das durch das übermächtig entwickelte und kapitalkräftige jüdische Unternehmerthum sich mehr und mehr aus jedem selbständigen Erwerbe verdrängt sieht.

Die Liste der allgemeinen Kurie zeigt uns eine weit überwiegende Mehrzahl von Abgeordneten, die ausschließlich oder hauptsächlich eine nationale Idee vertreten. Es sind also die Bestrebungen der höheren, wohlhabenden Volksschichten, nicht der unteren, armen, politisch machtlosen, die hier am Stärksten zum Ausdruck kommen. Die da hatten, haben von Neuem reichlich empfangen. Die nichts oder nur Geringes besaßen, trugen sehr wenig davon. Dennoch ist auch dies Wenige nicht zu verachten. Wohl besteht das Abgeordnetenhaus auch jetzt noch zu ungefähr drei Vierteln aus Vertretern des großen Besitzes und Erwerbes, dessen Vertrauensmännern und dessen Anhang, wohl wird also die bisherige egoistische Interessenpolitik fortgesetzt werden; die Gesetzgebung wird sich, so weit sie von den Parteien abhängt, in den alten Bahnen bewegen. Dies Treiben wird jedoch auf eine viel schärfere und zähere Kritik stoßen als früher. Denn das neue Wahlrecht hat eine — wenn auch kleine — Anzahl wahrer Vertreter der bisher rechtlosen Volksschichten in das Parlament gebracht und unter diesen Erwählten der fünften Kurie, die den großen wirthschaftlichen Interessenkreisen angehören oder nahestehen, ist doch wohl mancher Mann von Gewissen und Charakter, der nicht vergessen wird, welche Pflichten ihm sein von den untersten und zahlreichsten, aber auch bedürftigsten Volksschichten ertheiltes Mandat auferlegt. * * *

Selbstanzeigen.

Recherches sur la sève ascendante, Attinger frères, Neuchatel, 1897. 15 Fr.

In einem politischen und literarischen Wochenblatt ein Werk rein naturwissenschaftlichen Inhaltes anzuzeigen, mag wohl unbescheiden dünken; es geschieht gewissermaßen aus Nothwehr. Nach zwei Seiten hin habe ich mich zu wehren. In der literarischen Welt bin ich bisher fast lediglich als „Wagnerianer" bekannt, und zwar als ein „Vertreter der streng orthodoxen Richtung", — Beides, Anerthum und Orthodoxie, sowohl meinem Charakter wie meinem Bildungsgange so fernliegend, daß es verzeihlich sein mag, wenn ich solche Bezeichnungen fast wie eine Beleidigung empfinde. Aber: qui s'excuse s'accuse; nicht durch Entrüstung, sondern durch positive Leistungen mußte ich trachten, die Voreingenommenheit zu brechen. Meine an der Universität Genf ausgeführten „Untersuchungen über den aufsteigenden Saft" mögen einen ersten Beitrag hierzu liefern. Wie der Leser aus dem Vorwort sehen wird, hat ein hervorragender Pflanzenphysiologe, Hofrath Wiesner, mich durch das öffentliche Zeugniß geehrt: erstens, meine Experimente seien die genauesten, die bisher jemals angestellt wurden — und seit bald zwei Jahrhunderten steht die schwierige Frage auf der Tagesordnung —, zweitens, er bewundere namentlich die kritische Schärfe in der Besprechung der widersprechenden Ansichten. Nun mag der Mensch „zwei Seelen in seiner Brust" bergen, der Dichter versicherts wenigstens, unzweifelhaft verfügt er jedoch nur über ein einziges Gehirn, und während ich über den Mechanismus des Saftsteigens mit neuen, von mir erfundenen Instrumenten Versuche anstellte, habe ich wohl den Experimentalbeweis erbracht, daß das mir zur Verfügung stehende Gehirn genau beobachtet und kritisch denkt. Das möchte ich den sehr geehrten Literaten und Aesthetikern gegenüber hierdurch festgestellt haben. Gewiß giebt es Menschen, die für Wagner schwärmen, sie wissen selbst nicht, warum, sie müssen eben für irgend Etwas schwärmen, und solche Menschen fragen bei jedem Punkt: was hat der Meister gesagt? und dann beten sie es nach; wer mich jedoch zu diesem Gelichter zählt, blamirt sich selbst. Bin ich ein begeisterter Anhänger des großen freien deutschen Mannes, so ist es, weil mein Kopf und mein Herz „genau" wissen, was sie an dem Herrlichen besitzen, und weil sie mit angeborener „kritischer Schärfe" zwischen einem sein ganzes Jahrhundert überstrahlenden Genie und den wackeren ästhetisirenden Besserwissern unterscheiden. Auch gegen die wissenschaftlichen Fachmänner habe ich mich zu wehren. Zwar hat der Senat der Universität Genf in schmeichelhaftester Weise die Widmung meines Werkes angenommen und also die schützende Hand einer der glänzendsten Gelehrtenvereinigungen Europas über mein schwaches Haupt ausgebreitet. Trotzdem und trotz der warmen Empfehlung Wiesners wird es schwer fallen, mir in der gelehrten Welt Gehör zu verschaffen. Erstens, weil unser ins Unendliche zersplittertes Fachwesen zu der Bildung unzähliger Cliquen führt; wer die niederen und die höheren „Weihen" nicht besitzt, wird meistens prinzipiell ferngehalten. Zwar war von den beiden einzigen Männern, denen wir bis heute eine wesentliche Förderung der von mir behandelten Frage verdanken, Hales und Dutrochet, der Eine Landgeistlicher, der Andere praktischer Arzt, Beide waren also

nicht Fachmänner im engeren Sinne des Wortes, während ich eine regelrechte fachmännische Ausbildung genossen habe; aber nichts ist stärker als Kastengeist. Wie sollte ein Mann, der über Kunst und Philosophie, gar noch über Musik schreibt, etwas streng Wissenschaftliches über den aufsteigenden Saft liefern können? Dazu kommt noch ein weiteres Bedenken. In diesem Buche bin ich nämlich dem die neueste Botanik tyrannisirenden Dogmatismus scharf auf den Leib gerückt. Eine kleine Schrift von so eng beschränkter Tragweite, geschrieben von einem so obskuren Naturforscher, kann natürlich in dieser Beziehung nicht den geringsten Einfluß ausüben, d. h. nach außen nicht, wohl aber nach innen, auf die Anerkennung, die meinen „Untersuchungen" zu Theil wird. Der Dogmatismus in der Wissenschaft ist genau eben so intolerant wie auf irgend einem anderen Gebiete, und wenn die Herren die Macht nur besäßen, so würde vor mancher Universität stets ein Scheiterhaufen brennen. Ein ganzes Geschlecht von „rückwärts schauenden Propheten" ist unserem Jahrhundert entstanden; sie wissen um die Schöpfung der Welt so genau Bescheid wie weiland Moses; und ist es mit der Erklärung ein Bischen anders geworden, der Geist bleibt doch der selbe. Schadete mir nun auf dem Gebiete der Literatur mein Anerthum und meine Orthodoxie, so schadet mir hier dagegen mein keckes Auftreten gegen die Unfehlbarkeit botanischer Päpste und die offene Heterodoxie meiner wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Vielleicht gewinnt mir Beides bei den Lesern der „Zukunft" einige Freunde. Den Egotismus dieser Anzeige möge der bezeichnete Zustand der Nothwehr entschuldigen.

Wien. Houston Stewart Chamberlain.

Shakespeare als Mensch und als Christ. Eine Studie. A. Deicherts Verlagsbuchhandlung (G. Böhme). Leipzig 1897.

Es ist kein Zufall, daß seit mehr denn hundert Jahren die Blicke der gesammten gebildeten Welt auf den Geistesheros Shakespeare gerichtet sind; denn wie ein Quell unaufhörlich seine Wasser spendet, so werden Shakespeares Werke auf undenkliche Zeiten hinaus eine Fundgrube seltenster Art für alle Wissensdurstigen bleiben. Der Diamant erstrahlt in immer neuer Pracht. So verschieden seine Farben leuchten mögen, ist er doch stets der kostbarste Edelstein. Der Verfasser des vorliegenden Werkes will nicht mehr bieten als einen Versuch, Shakespeares Werke unter doppelter Lupe zu betrachten: unter dem allgemein menschlichen und unter dem christlichen Gesichtspunkt, der bei den bisherigen Untersuchungen vielfach zu kurz gekommen ist.

Nürnberg. Pfarrer Julius Schiller.

Theater. Verlag von Rosenbaum & Hart. Berlin.

Ich habe ein Buch unter dem Gesammttitel „Theater" herausgegeben. Die Idee, vierzehn Einakter und einen Zweiakter zusammen zu veröffentlichen, kam mir, als die erste Auflage des „Gewitters" (L'Uragano) von Luciano Zuccoli in meiner autorisirten Uebersetzung vergriffen war. Das Drama wurde in Frankfurt am Main aufgeführt und in Zuccoli ein vielversprechendes Talent entdeckt. Meine Einakter stammen zum größten Theil schon aus älterer Zeit und Plagiat-

schnüffler müssen der Liebe Mühe verloren geben. Ich hoffe, daß mein kleines Buch manchem Leser Freude machen wird. Dr. Alfred Friedmann.

Gestalten des Glaubens, C. G. Naumann, Leipzig.

Hört man in Parlamenten reaktionäre Minister und fromme Abgeordnete über Unterrichtssachen oder über staatsbürgerliche Rechte sprechen, so staunt man über die Unvollständigkeit ihrer Erziehung und möchte gern Etwas dazu beitragen, die Lücken in ihrem Wissen mit dem Nothwendigsten auszufüllen. Es fällt bei rückständigen Staatslenkern immer wieder auf, daß ihnen jene ethische Einsicht und Vornehmheit mangelt, die sich um die wahren Interessen der Gesellschaft lebhaft kümmert. Dafür sprechen sie eben so mystisch wie anmaßend über jenseitige Affairen, als ob sie Unterstaatssekretäre der „Weltordnung" wären. Sie können sich auch kaum anders geben, weil sie das physische Weltgeschehen und die Lehren der Geschichte nicht kennen, weil sie im Lernen eine Art Selbstentehrung und in Kenntnissen eine Last erblicken, die man durchs Leben nicht schleppen soll. Man braucht der Ansicht nicht beizupflichten, daß die Begriffe Hochgeboren und Hochgebildet mit einander sich nicht vertragen, denn es tauchen auch in den Oberschichten einer Volksgemeinschaft Personen auf, die in stillen Stunden der Einkehr erkennen, daß ihre geistige Ernährung nicht zureicht und daß Vieles nachzulernen für sie gut wäre. Für jene Wißbegierigen nun, die sich über alle Täuschungen der Phantasie, über die Hofbefehle des Königs Wahn und über alle großen Dummheiten der Völker orientiren wollen, habe ich das Buch: „Gestalten des Glaubens. Kulturgeschichtliches und Philosophisches" verfaßt. Diese kritisch vergleichende Mythen- und Religionengeschichte ist natürlich auch für logisch denkende Normalmenschen und für jene Lernbegierigen geschrieben, die im richtigen Denken den Gipfel menschlicher Anständigkeit erblicken. Es giebt ja religiongeschichtliche Werke, in denen besonders „geoffenbarte" Religionen auf den Schild gehoben werden. Allein wer weiß nicht, daß für alle Religionen die selben Ursprungsquellen sprudeln? Absichtlich habe ich in meinem Buche mythen- und religiongeschichtliche Gestalten neben einander gestellt, weil Das zu sicheren Schlußfolgerungen zwingt. In mancher Religion wurde nach Wahrheit gesucht und doch stets nur Poesie gefunden. Besonders sind es altasiatische Literaturen, die für die Geschichte der Glaubenspoesie Anmuthendes beitragen. Auch in Denkmälern des Folklore, in Volksmythen, in lyrischen und epischen Dichtungen, in Sagen und Märchen schlägt jene Poesie, die über die Welt Auskünfte giebt, ihre hellen Kinderaugen auf. Neben asiatischen Religionurkunden bietet das altegyptische Schriftthum viel Belehrendes über gemeinsame Dogmenwurzeln, deren manche sich ins Christenthum senkten. Fachtheologen werden in meinem Buche über die Entwickelung des Gottesgedankens und über die Beziehungen der Religion zur Kultur und Sittlichkeit manches Neue erfahren. Meine Ausführungen wollen religiöses Empfinden nicht verletzen, sondern durch Thatsachenbeweise überzeugen und das Erkennen ethischer Bedürfnisse erleichtern. Da neben der Poesie auch das Komische in der Geschichte des Glaubens eine Rolle spielt, so wird es eben so hervorgehoben wie das Tragische, das durch religiöse Belastungen der Völker zu Tage trat.

Stuttgart. Professor Dr. Adalbert Svoboda.

Deutscher Zucker.

Die Ueberraschung, die uns die amerikanische Tarifbill bereitet hat, veranlaßt auch den Laien unwillkürlich, sich einmal die Lage unserer Zuckerinteressenten anzusehen; er wird um so mehr dazu gedrängt, als eine neue Depesche aus New-York, die von einer Umarbeitung der ganz extremen Vorlage spricht, zugleich die baldige Erledigung der Kuba-Frage in Aussicht stellt. Welche Bedeutung Das für das europäische Fabrikat hätte, wurde hier schon früher gezeigt. Unter allen Umständen wird man in Washington die Einfuhrzölle auf Zucker erhöhen; man wird aber dafür sorgen, daß dabei das Schatzamt noch profitirt und nicht die Unternehmer, die in Mexiko einen großartigen Rübenbau planen, den Vortheil haben. Trotzdem man Das bei uns sehr gut weiß, empfangen unsere Fabrikanten die amerikanischen Konsuln sehr zuvorkommend und versehen sie, die das Wort Mexiko nie aussprechen, mit recht lehrreichen Informationen.

Unsere ganze Zuckerindustrie interessirt von einem noch höheren Standpunkt aus. Wer sich nämlich in die Details der Sache vertieft, wird bald erkennen, daß Deutschland auch auf diesem gewerblichen Gebiet an der Spitze marschirt, daß es in allen Verbesserungen der Maschinen, Veredelung des Samens, Hebung der Zuckerqualität, Vermehrung der Ausbeute u. s. w. seit vielen Jahren die unbestrittene Führung hat. Einen großen Antheil daran hat unsere Chemie, einen nicht zu unterschätzenden aber auch die Regirung, die die Bedeutung unserer Zuckerindustrie, von deren landwirthschaftlichem Werth noch ganz abgesehen, früh erkannte. So beträchtlich ist das deutsche Uebergewicht, daß wir sogar die eigene Konkurrenz zu bedienen haben. Die hallische Maschinenfabrik hat umfangreiche Aufträge für die indischen Rohrzuckerplantagen auszuführen und unsere Samenzüchter liefern den Franzosen ihren Rübsamen; erst jetzt beginnt man dort, diesen Samen selbst zu kultiviren. Unsere größten Züchtereien sind bekanntlich in der Provinz Sachsen. Da nur nach magdeburger Normen gekauft wird, giebt es bei uns keine Samenzüchterei ohne Laboratorium und die Rohzuckerfabriken pflegen vor jeder Sendung ihre Muster zunächst nach der hallischen Versuchsstation zu schicken, die für jede Untersuchung ihre zehn Mark berechnet. Zu der steten Verbesserung der Fabrikation trug auch der Umstand bei, daß die Industriellen dieser Branche noch nicht so verschlossen gegen einander sind und daß in ihren zahlreichen technischen Zweigvereinen alle Neuerungen offen durchgesprochen werden. Auch gehört es zu den gewöhnlichen Erscheinungen, daß nach der Campagne da, wo veränderte Methoden eingeführt sind, Besuche gemacht werden. Im Uebrigen ist die Verschiedenheit sehr groß; z. B. soll für die Saftreinigung jede Fabrik ihr eigenes Verfahren haben, wobei durchaus nicht immer die Beschaffenheit der Rüben entscheidet, sondern, wie man mich versichert, oft nur die gerade herrschende „Mode".

Ueber den Rohzucker und dessen verschiedene Arten soll hier nichts weiter gesagt werden. Das Rohprodukt geht dann an die Raffinerien und diese machen einander bereits eine so starke Konkurrenz, daß für den Inlandsverbrauch Preisschwankungen von einer halben bis zu einer Mark entstehen. Der Ruf einer Fabrik spielt da sicher eine bedeutende Rolle; aber im Ganzen läßt sich wohl solcher Wettbewerb auf eine andere Thatsache zurückführen, nämlich darauf, daß die Raffinerien im Grunde Spekulationgeschäfte sind. Die Fachmänner, die Das

behaupten, geben allerdings gleich eine Entschuldigung dafür an: sie berufen sich auf die stets sehr gedrückte Raffinationprämie. Die Spekulanten sind natürlich meist à la hausse. Die Rohzuckerfabriken, die vom September bis zum Ende Januar 800 bis 1000, auch 3000 bis 4000 Centner täglich herstellen, müssen wegen der darin investirten Kapitalien, des Lagermangels u. s. w. möglichst rasch verkaufen und so findet der Hauptandrang vom Oktober bis zum Dezember statt. Bezahlt wird innerhalb acht Tagen nach Empfang der Faktura, während die Raffinerien einen sechs Monate langen Steuerkredit zinsenfrei haben. Die Raffinerien geben aber auch gegen zwei Monatstratten ab. Merkwürdig, aber wahr ist, daß der Detaillist, der Kolonialwaarenhändler, an seiner süßen Waare wegen des relativ hohen Kaufpreises und wegen der nicht zu hebenden Verluste am Gewicht nichts verdient. Dagegen spekuliren auch unsere Krämer nicht wenig; die Schwankungen im Preise haben früher schon 10 Pfg. per Pfund ausgemacht. Unsere Raffinerien sind fast sämmtlich Aktiengesellschaften, bis auf einige große alte Privatfirmen, wie die Rath und die Langen in Köln. Im Ganzen giebt es bei uns etwa sechzig Zucker-Raffinerien. Die beiden größten mit 6 Millionen Aktienkapital befinden sich in Alten bei Dessau (seit 1877) und in Rositz bei Altenburg (seit 1890). Es giebt aber auch Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die $2^1/_2$ Millionen haben, und wiederum Aktiengesellschaften, die noch nicht über eine halbe Million verfügen. In der amtlichen Angabe fehlt das Jahr des Umbaues nicht; oft liegen da zwischen Errichtung und Rekonstruktion Jahrzehnte.

Unser Zuckerkonsum ist zwar im Wachsen, aber noch weit geringer als z. B. in England, wo nicht allein der Genuß vom Thee, Rum und Kaffee weit mehr in die Masse eingedrungen ist, sondern wo es auch für Konserven, Biscuits, Drops u. s. w. Riesengeschäfte giebt. Oesterreichs Zuckerindustrie steht auch in wissenschaftlicher Beziehung gleich hinter der Deutschlands und ihre Konkurrenz wird besonders in der Levante für uns fühlbar. Deshalb kommt als Hauptmarkt neben New-York, London, Hamburg, Magdeburg, Amsterdam, Rotterdam und Paris noch Prag in Betracht. Eine Ausfuhr von Rohzucker haben Kuba, Indien und Egypten; besonders vom Nillande ist diese Thatsache noch viel zu wenig bekannt. Oesterreich bedient auch die Schweiz; die einzige schweizer Fabrik ist bereits verkracht.

Die Amerikaner kaufen von den deutschen Fabriken nur den Rohzucker — auch Rohrzucker genannt —, der gewaltige Trust drüben besteht aus Raffineuren, deren Herrscher der hier schon früher genannte Herr Havemeyer ist. Der Geschäftsgang ist ungefähr so: Unsere Rohzuckerfabrikanten verkaufen gegen Baar ihren Kommissionären in Magdeburg und Hamburg. Diese vermitteln dann wieder die Waare an die Exporteure, und da diese flinken Herren mit einem Nutzen von 10 oder 20 Pfennigen per Centner zufrieden sind, so fehlt ihnen das Interesse an einer Behauptung der Preise. Zwar ist es da nie so weit gekommen wie etwa bei der einstigen Herrschaft der Kohlenkaufleute über die Zechen, aber die Abwesenheit eines Produzenten-Schutzes ist doch fühlbar genug. Sehr gewiegte Fabrikanten gehen freilich auch nach Holland; aber in der Provinz ist man dazu doch zu schwerfällig. Von einem Verkaufssyndikat ist trotz allen Versuchen, die in Magdeburg sogar zu einer eigenen Gesellschaft mit beschränkter Haftung geführt haben, nicht die geringste Wirkung zu verspüren. Das bisherige Scheitern aller Einheitversuche ist auf das Debetkonto der Großgrundbesitzer in Ostpreußen

zu setzen. Diese Herren, die nicht, wie die süddeutschen Fabriken, Kaufrüben, sondern Aktienrüben verarbeiten, bewältigen während der Campagne bis zu 30 000 Centnern Rüben an einem Tage und da kann der Verkaufspreis schon etwas niedriger sein; auch sind die Arbeitlöhne auf dem Lande natürlich geringer.

Alle diese Schwächen kennt Herr Havemeyer in New-York ganz genau, und als wir im laufenden Jahre mit unserem Zucker theurer werden wollten, hielt er einfach ein paar Wochen mit Käufen zurück oder kaufte gerade so billig unseren Zucker in England auf. Das genügte natürlich, um den deutschen Markt zur Nachgiebigkeit zu zwingen, — um so mehr, als die Börsenreform unserer Spekulation die Flügel gelähmt hat. Früher griff man bei uns sofort auf amerikanische Käufe ein; zahlreiche Unternehmer nahmen so viel Zettelwaare aus dem Markte, daß der Trust wenigstens nicht Alles billig einschlachten konnte; heute aber fehlt der Faktor, der sich gleichsam zwischen Wolf und Lamm stellt. Nur im Falle einer kleinen Ernte können sich unsere Fabrikanten gegenüber dem smarten Yankee halten. Die Ursache ist klar: es ist dann weniger Kapital festgelegt und man braucht deshalb nicht so rasch zum Verkauf zu drängen.

Die Zuckerinteressenten sehen trüb in die Zukunft. Wir kranken an einer Ueberproduktion, so heißt es, es sind zu viele Fabriken da, der Zucker findet keine Abnehmer. Und dabei sind noch große Unternehmungen im Bau, deren Chancen selbst von den Leitern der genügend gedeckten Maschinenfabriken, wie ich häufig merke, gering geschätzt werden. Der Bauer, der nur zwei Morgen Rüben baut — den Samen erhält er umsonst —, will eine Mark für den Centner haben, als ob der Preis noch zwischen 14 und 20 Mark schwankte und nicht, wie es doch thatsächlich der Fall ist, nur zwischen 9 und 13 Mark. Nur zuweilen gehen die Bauern auf einen Abschluß mit Preisskala ein. Immer aber werden die Abschlüsse vor dem Rübenbau gemacht, so daß der Bauer auch unter Hinweis auf seine paar Morgen sagen kann: es liegt mir gar nichts daran. Solche Vorkäufe sind oft schlechte Spekulationen. Für die Großgrundbesitzer steht die Sache besser. Sie, die Rüben bauen, weil sie am Getreide zu wenig verdienen, haben den großen Vortheil des schweren Dunges, wenn sie später Getreide bauen, und brauchen wegen ihrer Rüben nicht lange zu handeln. Unsere 400 Fabriken verfügen über etwa 50 000 Arbeiter, die natürlich nur während der Campagne in diesem Betrieb beschäftigt sind; ihre Löhne sind jedenfalls so gut wie die in den französischen Fabriken. Die meisten Aktienkapitalien bleiben hinter einer Million zurück. Einzelne Fabriken, wie die in Koberwitz, Glauzig, Klettendorf, kommen bis zu 5 400 000, 4½ und 4 Millionen. Die bekannte badische Fabrik Waghäusel arbeitet mit 2 700 000 Mark. Besonders nöthig scheint mir, daß die Kontingentirung wieder herabgesetzt wird.

... Schließlich möchte ich noch einen Satz aus meinem vorigen Artikel über Dampfmaschinen berichtigen. Er muß heißen: Nach meinen Erkundigungen könnte z. B. dann der Dampfverbrauch einer mit 1500 Pferdekräften arbeitenden Dreifach-Expansionmaschine, der jetzt etwa 5,8 Kilogramm pro Stunde und indizirte Pferdekraft beträgt, durch Ueberhitzung des gesättigten Dampfes von 186,9 Grad auf etwa 350 Grad Celsius um etwa 20 Prozent erniedrigt werden, so daß dieser Dampfverbrauch auf etwa 4,6 Kilogramm pro Stunde und indizirte Pferdekraft sänke.

Pluto.

Der Zeuge Levysohn.

Unter den Fragen, die mir als Zeugen im Prozeß Tausch vorgelegt wurden, bezogen sich einzelne auch auf den Chefredakteur des Berliner Tageblattes, Herrn Dr. Arthur Levysohn. Als ich sie pflichtgemäß beantwortet und erklärt hatte, daß ich den Herrn zwar für einen hitzigen Bewunderer des Auswärtigen Amtes und seiner Bewohner hielte, an seiner optima fides aber nicht zweifeln wollte, wurde ich von einem der Vertheidiger des Herrn von Lützow sehr artig gefragt, ob ich nicht in literarischer Feindschaft mit Herrn Levysohn lebte. Darauf antwortete ich: „Ach nein, die Gefühle, die ich für Herrn Levysohn hege, sind doch von ganz anderer Art. . . Ich bin ihm in gewissem Sinne sogar dankbar, denn er war der Erste, der mich in einem verbreiteten Blatte gedruckt hat." Diese beiden Sätze wurden mit sehr lauter Heiterkeit aufgenommen, die mir bewies, daß ich richtig verstanden war. Drei Tage später stand Herr Levysohn als — wichtigerer — Zeuge vor dem Schwurgericht; und als nun auch er nach seinem „Verhältniß zu Herrn Harden" gefragt wurde, sagte er, ich hätte allerdings Grund, ihm dankbar zu sein, denn er habe mir „ein großes Blatt geöffnet", ich aber habe dieser Dankbarkeit „in etwas eigenthümlicher Weise Ausdruck verliehen", und er fügte hinzu: „Er greift mich bei jeder Gelegenheit an und ich antworte ihm nie." Der erste Theil dieses Satzes ist mit der Wahrheit leider nicht zu vereinbaren. Die Leser der „Zukunft" wissen, daß ich mich fast nie mit Herrn Levysohn beschäftigt habe; ich habe ihn einmal hier ein „ursprünglich starkes journalistisches Talent", das durch die Verhältnisse mählich zerstört worden sei, und später einen „freundlichen Herrn" genannt. In ganz seltenen Fällen bin ich zu meinem Bedauern genöthigt gewesen, ihn in einem Nebensätzchen anzugreifen, weil ich finde, daß er seinen ernsten Beruf oft recht gewissenlos ausübt, und weil ich mein Urtheil über öffentlich wirkende Personen nicht von der Frage abhängig machen kann, ob sie mir einmal gefällig waren. Wenn Herr Levysohn meine ersten Versuche im Tageblatt gedruckt hat, so hat er übrigens jedenfalls nicht mir, sondern seinem Blatt einen Gefallen zu thun geglaubt und ich wenigstens würde mir nie ein Recht auf Dank anmaßen, weil ich einem Artikel, den ich für brauchbar halte, in meiner Zeitschrift Raum gegönnt habe. Herr Levysohn leidet aber seit Jahren an der fixen Idee, er habe alle Leute, die nachher ein Bischen Erfolg hatten, „entdeckt" und sei von ihnen mit schnödem Undank belohnt worden. Er hat ja wirklich eine ganz gute Witterung für Talente und es mag wahr sein, daß er, wie er unermüdlich und stolz erzählt, die Herren Voß, Sudermann, Mauthner, Brahm, Schlenther und noch viele Andere „entdeckt" hat. Ein Mann, der seit bald dreißig Jahren eine verbreitete Zeitung leitet, muß unter dem Manuskriptenstoß, der ihm täglich ins Haus gebracht wird, manchmal doch eine leidliche Arbeit finden, deren Verfasser später, mit Recht oder Unrecht, Beifall gewinnt; aber er hat, wie mir scheint, nicht das geringste Recht, dafür auf Lebenszeit Dankbarkeit oder auch nur Schonung seiner Schwächen zu verlangen. Die Behauptung des Herrn, ich hätte ihn „bei jeder Gelegenheit angegriffen", ist vollkommen unwahr; wenn ich den Wunsch gehabt hätte, ihn anzugreifen, dann hätte jede Woche mir dazu mindestens ein Dutzend Gelegenheiten gegeben, denn er leistet als scheinbar ernster Politiker seit den herrlichen Tagen des Caprivismus geradezu Unglaubliches. Wahr ist, buchstäblich wahr, daß er mir „nie geantwortet" hat; mein verruchter Name durfte Jahre lang überhaupt nicht im Berliner Tageblatt

genannt werden. Aber Herr Levysohn hat mir gegenüber doch nicht die wundervoll edle Rolle gespielt, die er sich vor Gericht zurechtzumachen suchte. Ich will nur ein Beispiel anführen. Nach dem Prozeß Leckert-Lützow erschienen im Tageblatt hübsch gefeilte Notizchen, die dem lieben liberalen Publikum den Glauben beibringen sollten, ich sei an allerlei dunklen Machenschaften der Täuschlinge betheiligt; es waren recht infame Notizen und ich wurde häufig gebeten, dagegen Etwas zu thun. Erstens aber reagire ich überhaupt schon lange nicht mehr auf die Gemeinheiten, mit denen ein Theil der Presse mich rastlos bewirthet, und zweitens konnte ich in diesem Fall ja ruhig die Hauptverhandlung abwarten, die Alles aufklären mußte. Am ersten Tage des Prozesses Tausch erschien in den Zeitungen ein vom Herrn Thiele, dem bekannten Gerichtsberichterstatter, verfaßter Auszug aus der Anklageschrift, in dem beiläufig auch erwähnt wurde, die Anklagebehörde erblicke ein Symptom des Schuldbewußtseins darin, daß Herr von Tausch zwei Tage vor seiner Verhaftung „dem ihm völlig fern stehenden Schriftsteller Harden“ einen Besuch gemacht habe. Ich war neugierig, wie das Blatt des Herrn Levysohn sich mit diesem Satze, der die netten Notizen sämmtlich ins Lügenreich verwies, abfinden würde: er war einfach gestrichen worden. Der Redakteur des Tageblattes wollte seinen Lesern nicht mittheilen, daß er mich verleumdet hatte, und beseitigte flink den verfänglichen Satz. Nach diesem einen Beispiel wird man begreifen, weshalb ich die Zeugenaussage des Herrn Levysohn nicht für ganz korrekt halten kann. Da es sich im Gerichtssaal aber um eine Frage von Leben und Tod handelte, wollte ich mir nicht für persönliche Auseinandersetzungen das Wort erbitten und schwieg, wie ich zu den Unwahrheiten geschwiegen hatte, die von den Herren Normann-Schumann und Lützow schriftlich und mündlich über mich ausgesagt worden waren. Aber Herr Levysohn hatte, ohne den mindesten Grund, auch meinen Bruder in die Sache hineingezogen und dabei behauptet: mein Bruder habe ihn eines Tages aufgesucht und gefragt, ob er mein Talent für ausreichend zu einer journalistischen Laufbahn halte; darauf habe Levysohn geantwortet, er glaube, ich werde „der bedeutendste Pamphletist Deutschlands“ werden, und „diese Prophezeihung sei auch wahr geworden“. Ich gestatte mir, einzuschalten, daß es mir ganz und gar gleichgiltig ist, ob mich Jemand für „bedeutend“ oder für einen Pamphletisten — auf Deutsch, nach dem Großen Meyer: Schmähblattschreiber — hält; ich bin an ganz andere Beschimpfungen gewöhnt, sage, so gut ich es eben vermag, was ich denke, und kenne meine Fehler wahrscheinlich besser und empfinde sie sicher viel schmerzlicher als irgend ein Anderer. Als mein Bruder die Aussage des Herrn Levysohn in der Zeitung las, schrieb er mir, die Unterredung sei unrichtig wiedergegeben worden; erstens habe er Herrn Levysohn nicht aufgesucht, um ein Urtheil über mich zu hören, zweitens habe er ein solches Urtheil überhaupt nicht erbeten, drittens sei das Wort „Pamphletist“ nicht gefallen und viertens sei der Satz, den Herr Levysohn eine „wahr gewordene Prophezeiung“ nennt, auch nicht einmal dem Sinne nach gesprochen worden; vielmehr sei bei einem gelegentlichen Besuch das Gespräch auf mich gekommen und Herr Levysohn habe mein angebliches Talent für „Gesellschaft-Satire“ gelobt und mir empfohlen, Paul Louis Courier zu lesen ... Das über Herrn von Tausch zu fällende Urtheil hing davon ab, ob die Geschworenen Herrn Levysohn für einen Mann halten würden, der im Stande ist, ein Gespräch so klar und exakt wiederzugeben, daß seine beeidete Aussage auch objektiv unzweifelhaft glaubwürdig erscheinen kann. Deshalb schickte ich den Brief dem

Schwurgerichtspräsidenten und stellte es seinem Ermessen anheim, ob er die Sache in der Verhandlung erörtern wolle. Herr Landgerichtsdirektor Roesler, dessen Gewissenhaftigkeit gar nicht laut genug gerühmt werden kann, hielt den neuen Widerspruch gegen eine Aussage des Herrn Levysohn nicht für unerheblich und ließ den Zeugen schnell noch einmal laden. Bevor er vernommen wurde, erfuhr der Redakteur des Tageblattes schon im Korridor, um was es sich handle, — und zwar nicht nur durch eine kurze Andeutung des Rechtsanwaltes Lubszynski, sondern, wie zu beweisen wäre, durch Mittheilungen, die ein aus dem Zuschauerraum zu ihm eilender Herr ihm machte. Er war also auf das Thema schon vorbereitet und erzählte am Zeugentisch, er könne sich an die einzelnen Worte des Gespräches natürlich nicht mehr erinnern — vorher hatte er sich ganz deutlich erinnert —, aber er habe meinem Bruder damals gesagt, ich hätte das Zeug, ein deutscher Paul Louis Courier zu werden, und damit sei doch der Begriff des Pamphletisten gegeben, denn Courier habe sich selbst einen Pamphletisten genannt. Ich weiß nicht, welchen Eindruck diese neue Leistung auf den Gerichtshof und die Geschworenen gemacht hat, und las nur in dem Bericht, der Staatsanwalt (Eger) habe erklärt, auch für ihn sei es ganz zweifellos, daß das eigenartige Wort Pamphletist in dem Gespräch mit meinem Bruder nicht gebraucht worden sei. Wenn ich im Saal gewesen wäre, hätte ich gebeten, Herrn Levysohn zu fragen, ob ihm nicht bekannt ist, mit welcher Ironie Courier im Pamphlet des Pamphlets davon spricht, daß der beredte Monsieur de Broë ihn einen vil pamphlétaire genannt habe. Aber dann hätte der behende Herr einen anderen Seitenpfad eingeschlagen und die Urtheilsverkündung wäre noch länger verzögert worden ... Ich habe diese an sich unbeträchtlichen Dinge hier so ausführlich, so trocken und nüchtern geschildert, um etwa noch Zweifelnde vor die Frage zu stellen, ob es möglich war, auf die Bekundung dieses Zeugen, mit dessen Aussage die Anklage stand und fiel — denn alles Andere hing in der Luft oder an der Glaubwürdigkeit des pathetischen Gewohnheitlügners Lützow —, einen unbescholtenen Menschen ins Zuchthaus zu schicken. Daß Herr Levysohn mit vollem Bewußtsein die Unwahrheit sagt, glaube ich nicht; ich halte ihn für einen gutmüthigen, gefälligen, bürgerlich anständigen Mann, aber mir scheint, daß er zu einer objektiv glaubwürdigen Zeugenaussage so ungeeignet wie möglich ist: er ist ein aufgeregter Enthusiast, nicht ein klarer und kühler Kopf, und sieht und hört die Dinge, wie er, nach Stimmung und Laune, nach Sympathie und Antipathie, sich eben sehen und hören will, um sie dann hastig für sein geliebtes Tageblatt niederzukritzeln. So lange er sich in den Redaktionräumen aufhält, hat er nur einen Gedanken: „das Blatt"; und um dem Blatt eine funkelnagelneue Nachricht zuwenden und am nächsten Tage seinen Lieblingssatz — „Wie wir vor allen anderen Blättern melden konnten" — drucken lassen zu können, wäre er zu jedem Opfer der Intelligenz und leider auch des Anstandes bereit. Er hat selbst vor Gericht gesagt, daß er den Menschen in sich von dem Journalisten trennt; der Mensch ist gewiß ehrenwerth, aber der Journalist ist durch die Art seines Geschäftsbetriebes dahin gelangt, daß er die Begriffe Wahr und Unwahr kaum noch zu unterscheiden vermag und es vielleicht gar nicht mehr merkt, wenn er in der Hast Leute verleumdet, die auch in ihrem Lebensberuf, wie in ihrer Weltanschauung, sich bis zum Monismus durchgearbeitet haben. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 19. Juni 1897.

Der Märchen-Marschall.

Noch ist die Brochure nicht erschienen, die wir von dem Erwerbssinn des berühmten Herrn Normann-Schumann mit einiger Sicherheit wohl erwarten dürfen. Der wackere Mann, der, wenn er damit Geld verdienen konnte, sogar gegen sich selbst Artikel geschrieben haben soll, sucht vielleicht noch das Plätzchen, wo er für seine Enthüllungen die höchsten Preise erzielen kann. Er wird es finden, wird dann, nach dem Beispiel seines Epigonen Lützow, über die schändliche Verworfenheit der politischen Polizei im Allgemeinen und des Kriminalkommissars von Tausch im Besonderen der lauschenden Welt Räubergeschichten erzählen und im Auslande den Glauben befestigen, daß eine finstere Vehme die Geschicke des Deutschen Reiches bestimmt. Da der ungemein pfiffige Herr, der Mitarbeiter fast aller großen berliner Zeitungen gewesen sein und auch das wundervolle „Geheimniß des Ceremonienmeisters" ersonnen haben soll, über eine erfinderische Phantasie verfügt, dürfen wir uns auf eine höchst ansehnliche Leistung gefaßt machen. Noch aber ist uns dieser Hochsommergenuß nicht gegönnt und wir müssen warten, bis aus Amerika oder der Schweiz das neue Lied von der Hintertreppe zu uns herüberflattert ... Ein stenographischer Bericht, der uns die Möglichkeit schüfe, alle Theile der sensationellen Schwurgerichtsverhandlung, die im politischen Leben Deutschlands ihre tiefe Spur hinterlassen wird, zu überblicken, ist einstweilen auch nicht zu erlangen; die in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Berichte

waren so lückenhaft und nach so merkwürdig dunklen Erwägungen zurechtgestutzt, daß man nicht zu klagen brauchte, als sie, fast zugleich mit dem Freiherrn von Marschall, aus der Oeffentlichkeit verschwanden. Und wenn wirklich eines Tages noch ein vollständiger Bericht erscheint, — darf man sicher sein, daß er unanfechtbar ist? In dem vom Auswärtigen Amt bestellten Stenogramm, das den Prozeß gegen Leckert, Lützow und Genossen wörtlich wiedergeben sollte und dem Meineidsverfahren gegen Herrn von Tausch als Grundlage diente, fehlte, wie man jetzt hört, ein ganzes Stück und die vorhandenen Theile waren von den begünstigten Zeugen offenbar vor dem Druck korrigirt worden. Diese seltsame Sitte soll auch diesmal im engen Kreise der Privilegirten wieder gegolten haben: einzelne am Prozeß betheiligte Herren durften ihre Aussagen korrigiren und retouchiren, die Anderen mußten staunend merken, daß beim ersten Druck wenigstens ihre Reden vielfach völlig verstümmelt waren. Immerhin muß man sich an Vorhandenes halten... Es wäre recht amusant, die Lügen, Fälschungen und Verleumdungen, mit denen das in die Flucht geschlagene Freiwilligencorps der Wilhelmstraße jetzt die Pöbelinstinkte füttert, in ein duftiges Bouquet zu sammeln und zu zeigen, weshalb Alle, die im Interesse des Reiches vor sechs Monaten ihre warnende Stimme erhoben, von den fliehenden Troßknechten nun mit Kothklümpchen beworfen werden; vorher aber giebt es noch ernstere Arbeit. Jedes dem Auswärtigen Amt dienstbare Blatt, in dem die rastlos gegen Herrn von Miquel betriebene Hetze und die Nachrichten über den Gesundheitstand der geliebten Getreidespieler ein Bischen Raum übrig lassen, bringt uns noch immer die Kunde, Herr Marschall von Bieberstein, der wie ein lichter Märchenheld und Drachentöter gefeiert wird, habe sich, ob der Gerichtsspruch auch gegen ihn entschied, um das Wohlergehen des Deutschen Reiches doch unermeßliche Verdienste erworben und werthvolle Wahrheiten „festgestellt". Diese Verdienste und Wahrheiten müssen endlich einmal nüchtern nachgeprüft werden, damit sie im reinen Licht ihres wirklichen Wesens vor den Mitlebenden glänzen und von der Geschichte später nicht etwa verdunkelt werden. Das wird keine amusante, aber eine lehrreiche und nothwendige Arbeit sein und ihr Ergebniß wird eines Kommentars nicht bedürfen.

Der erste Prozeß, der ja nur äußerlich ein gemeiner Injurienprozeß war, sollte den Beweis erbringen, daß von einer „offiziösen Preßmißwirthschaft" im Auswärtigen Amt nicht die Rede sein könne. Am dritten Dezember 1896 sagte Herr von Marschall als vereidigter Zeuge vor der dritten Strafkammer des berliner Landgerichtes I. darüber:

„Ich habe die Preßthätigkeit des Auswärtigen Amtes auf das Minimum beschränkt, das überhaupt noch mit dem Staatsinteresse verträglich ist . . . Ich kann, wie gesagt, die Preßthätigkeit des Auswärtigen Amtes nicht weiter beschränken. Ich wiederhole, ich habe sie auf das Minimum zurückgeführt, das überhaupt noch mit dem Staatsinteresse verträglich ist.“

Beschränken und auf ein Minimum zurückführen kann man nur, was vorher größer und umfangreicher war; wenn also die beschworene Aussage des Herrn von Marschall einen Sinn hatte, konnte sie nur bedeuten, unter seiner Leitung sei die Preßthätigkeit des Auswärtigen Amtes geringer geworden, als sie unter seinem Vorgänger, dem Grafen Bismarck, war. Diese Behauptung wäre nun leider vollkommen falsch. Niemals haben, so lange Fürst Bismarck Kanzler war, zwischen dem Auswärtigen Amt und der Presse Beziehungen bestanden, wie sie sich in der Aera Caprivi-Marschall einbürgern durften. Damals war es den Beamten streng verboten, ohne Auftrag oder Genehmigung des Chefs Nachrichten oder Artikel in die Presse zu bringen, und es wurde kein Fall bekannt, wo dieses Verbot mißachtet worden war. Freilich wurden dafür auch der Kanzler und der Staatssekretär im Auswärtigen Amt früh und spät von der Presse angegriffen, — von der selben Presse, die dann die neuen Herren huldvoll hätschelte. Ferner empfand man damals nicht das Bedürfniß, die unbekannten Verfasser von Zeitungartikeln und Brochuren zu ermitteln, und man dachte erst recht nicht daran, für solche Zwecke öffentliche Gelder in Anspruch zu nehmen. Erst mit dem neuen Kurs entstand die neue Mode, die glücklichen Finder, die durch Bedrohung, List oder Bestechung den Namen eines den Gebietern der Wilhelmstraße lästigen Artikelschreibers ausgekundschaftet hatten, mit reichlichen — oft, wie es scheint, über jede Vermuthung reichlichen — Prämien zu belohnen. Um die selbe Zeit nahm der Verkehr des Auswärtigen Amtes mit der Presse völlig veränderte, vorher ungeahnte Formen an. Herr Gingold-Staerck hat beschworen, daß er wöchentlich mehrmals von den verschiedensten Herren des Amtes empfangen wurde und daß Herr Levysohn in sehr freundlichen Beziehungen zum Herrn von Holstein stand. Sollten weitere Beweise etwa erwünscht sein, so braucht man nur die Herren Fischer, von Huhn, Stein, Levysohn, Grüttefien, Nicolai, Heller und viele Andere als Zeugen zu vernehmen. Beschränkt mag seit 1890 im Auswärtigen Amt Manches sein; die Preßthätigkeit aber ist unter der Leitung des Herrn von Marschall auf das Maximum erhöht worden, das überhaupt noch mit dem Staatsinteresse

verträglich ist, und es wird Leute geben, die meinen, daß selbst dieses Maximum von einzelnen Herren nicht selten überschritten wurde.

Der Staatssekretär hat als Zeuge dann weiter gesagt:

> „Es sind niemals vom Auswärtigen Amt — ich kann Das bezüglich meiner Person und bezüglich aller Beamten, die in der Lage sind, mit der Presse zu verkehren, mit aller Bestimmtheit sagen — es sind vom Auswärtigen Amt niemals persönliche Angriffe ergangen, weder gegen aktive noch gegen frühere Beamte."

Da Herr von Marschall gar nicht zu wissen scheint, welche Herren seines Amtes „in der Lage sind, mit der Presse zu verkehren", hätte er sich als Zeuge vor so bestimmten Behauptungen besser gehütet. Wenn er Lust hat, die Grundlagen seiner Aussage zu kontroliren, mag er die vorhin genannten Herren, denen zunächst nur noch Herr Rosatzin zu gesellen wäre, unter dem Eid befragen lassen. Vielleicht erfährt er, außer manchen anderen Neuigkeiten, dann auch Einiges über die wundersame Geschichte des Interviews, dem Graf Waldersee vor fünf Jahren in der Schweiz zum Opfer fiel, und über die Genesis der Artikel, die in dem selben Jahr gegen den Fürsten Bismarck in den offiziösesten Blättern veröffentlicht wurden. Einem in der Robe des Staatsanwaltes ergrauten Herrn braucht man nicht ausdrücklich zu sagen, daß die Bekundung eines Zeugen sich nur auf Thatsachen erstrecken soll, die er genau zu überblicken und in seiner Erinnerung zu prüfen vermag. Dabei sind Irrthümer auch vom Gewissenhaftesten nicht stets zu vermeiden und man wird es Herrn von Marschall nicht allzu sehr verübeln dürfen, wenn er, wie von unterrichteten Leuten hartnäckig versichert wird, auch in dem Theil seiner Aussage geirrt haben sollte, wo er erklärte, das Auswärtige Amt habe seit dem Jahre 1892 „die Beziehungen zur geheimen Polizei abgebrochen" und er selbst habe den Kriminalkommissar von Tausch im November 1896 überhaupt zum ersten Male gesehen. Immerhin war die Sache, da diese Dinge im Mittelpunkt des Verfahrens standen, so wichtig, daß eine unanfechtbare, auf die Akten und das Journal gestützte Darstellung wohl möglich gewesen sein sollte. Noch schwerer verständlich sind aber andere Angaben, die den vom Staatssekretär bestellten und revidirten Stenogrammen entnommen sind.

Am vierten Dezember 1896 sagte Herr von Marschall vor der dritten Strafkammer des Landgerichtes:

> „Ich will ganz offen bekennen, daß ich einen gewissen Verdacht gegen Herrn von Tausch gehabt habe, und zwar aus dem Grunde, weil es mir auffiel, daß, so weit ich von der Thätigkeit seiner Ver-

trauensmänner bezüglich der Presse bisher Etwas erfahren habe, diese jeweils eine ganz besondere Beflissenheit gezeigt haben, die Beamten des Auswärtigen Amtes herunterzusetzen, zu verdächtigen und zu verleumden. Daß ich den Herrn von Tausch nicht empfangen habe, ist richtig. Das hängt damit zusammen, daß ich seinen Vertrauensmännern niemals ein Vertrauen entgegengebracht habe, da ich im Voraus annahm, daß eine werthvolle Information mir von Seiten des Herrn von Tausch nicht gegeben werden würde. . . Wie kommt es denn, daß die Vertrauensmänner des Herrn von Tausch mit besonderer Vorliebe sich gegen das Auswärtige Amt wenden, — und namentlich, nachdem, wie ich gestern auf meinen Eid bekundet habe, das Auswärtige Amt seine Preßthätigkeit auf ein Minimum eingeschränkt hat? Diese Frage habe ich mir vorgelegt; und aus der Beantwortung dieser Frage hat sich bei mir allerdings eine Stimmung herausgestellt, die man nicht Animosität nennen kann, die man aber nicht mit dem Ausdruck Vertrauen zu bezeichnen pflegt."

Am neunundzwanzigsten Mai 1897 sagte Herr von Marschall vor dem Schwurgericht:

„Daß Herr von Tausch irgendwie betheiligt war an diesen Artikeln (seines Agenten Normann-Schumann), daß er inspirirt hat, darüber kann ich nichts aussagen, dafür habe ich keine Anhaltspunkte, die irgendwie verwerthbar wären für ein gerichtliches Urtheil . . . Ich muß also mit aller Entschiedenheit in Abrede stellen, daß von Seiten des Auswärtigen Amtes jemals irgendwie — ich weiß nicht, wie der Ausdruck lautet — Verhetzungen gegen Herrn von Tausch stattgefunden haben oder grundlose Verdächtigungen. Wir haben damals von Herrn von Tausch eigentlich nichts weiter gewußt, als daß er bei Reisen Seiner Majestät ihn begleitete zu seiner Sicherheit, und Das war für uns doch der Beweis, daß er bei seinen Vorgesetzten in dem Ruf eines absolut sicheren und zuverlässigen Beamten stand. . . Ich muß noch wiederholen, daß die Behauptung des Herrn von Tausch, als ob im Auswärtigen Amt eine Animosität gegen ihn bestanden habe, als ob ich animos gegen ihn gewesen sei, — daß Das vollständig unrichtig ist . . . Wenn Herr von Tausch mich zu irgend einer Zeit um eine Audienz ersucht hätte, um sich mit mir zu versöhnen, so würde ich auf das Aeußerste überrascht gewesen sein und ich würde gesagt haben: Ich habe nie gegen Herrn von Tausch Etwas gehabt."

Zwischen diesen beiden Zeugenaussagen, die schon recht schwer mit einander zu vereinbaren sind, liegt die Rede, die Herr von Marschall am fünften Februar 1897 im Reichstage hielt und in der er sagte:

„Die Sache mit dem Kriminalkommissar lag vor der Hauptverhandlung so, daß die Möglichkeit seiner Belastung vorhanden war. Ob die Verdachtsmomente sich verdichten würden zu Beweisen: Das

> hing in erster Reihe von dem Auftreten des Beamten selbst ab, . . . vor Allem aber davon, ob der Agent von Lützow geneigt war, sich bis zum Schluß des Prozesses mit dem Kriminalkommissar zu identifiziren. . . Wenn es einen Mann in der Welt giebt, mit dem ich diese Dinge öffentlich verhandeln mußte, so war es der Beamte, der alle die Fäden der Preßintriguen in seinen Händen hatte. . . Diese Art, nach hochgestellten Hintermännern zu suchen, wie es jener Kriminalkommissar getrieben hat, ist nichts Anderes als ein leichtfertiges Spielen mit der Ehre anderer Menschen. . . Ich fürchte, wenn ich nach dem Rezept des Herrn Vorredners vorgegangen wäre (also nicht gegen den Kriminalkommissar), so würde man mir das Sprichwort entgegengehalten haben: Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen."

Im Dezember 1896 bekennt der Staatssekretär sich also zu einem begründeten Verdacht, der ihn verhindert habe, den Kriminalkommissar zu empfangen. Im Februar haben nach seiner Angabe die Verdachtsmomente sich schon zu strikten Beweisen verdichtet: der Kommissar ist ein Verbrecher, treibt Infamien und gehört zu den großen Dieben. Im Mai ist das Bild abermals wesentlich verändert: von den Beweisen ist keine Spur mehr zu sehen, Herr von Marschall hat gegen den Kommissar nie einen Verdacht gehegt, nie gegen ihn „Etwas gehabt" und er wäre deshalb „auf das Aeußerste überrascht gewesen", wenn Herr von Tausch „zu irgend einer Zeit um eine Audienz ersucht hätte", um sich mit dem Herrn der Wilhelmstraße zu versöhnen, der von ihm nichts weiter wußte, als daß er bei seinen Vorgesetzten „in dem Ruf eines absolut sicheren und zuverlässigen Beamten stand" . . . Jedes erläuternde Wort wäre eine Beleidigung des zurechnungfähigen Lesers. Man hat Herrn Bebel, nicht ohne Grund, getadelt, weil er vor Gericht ganz anders als vorher im Reichstag und in Volksversammlungen redete. Soll der Tadel, der den sozialdemokratischen Führer trifft, dem Staatsminister erspart bleiben, der im Schwurgerichtssaal als vereidigter Zeuge und Instigator des ganzen Prozesses und im Reichstag als Mitglied des Bundesrathes sprach?

. . . Das sind nur ein paar Stichproben aus dem wirren Knäuel der angeblichen „Feststellungen", die wir Herrn von Marschall verdanken. Die Beispiele wären leicht zu häufen, wenn man die Mühe nicht scheut, die Aussagen der Herren Bronsart von Schellendorf, von Köller und von Windheim den Bekundungen des Staatssekretärs zu vergleichen, — und diese umständliche Mühe wird man sich machen müssen, wenn das Märchen von den unermeßlichen Verdiensten und den werthvollen Wahrheiten des vergötterten Herrn noch weiter ausposaunt wird. Märchen soll man leise

erzählen, in der Wisperweise der dunklen Kinderstube; die braven Männer, die sie jetzt ausbrüllen, müssen gütig gestatten, daß Erwachsene den Märchen den Glauben versagen und in nüchternster, sachlichster Darstellung zeigen, wie völlig falsch, wie unwahr und unhaltbar fast alle Feststellungen und Verdächtigungen sind, die ihrem Helden so hohen Ruhm eintragen sollten. Falsch war die Behauptung, die Preßthätigkeit des Auswärtigen Amtes sei beschränkt worden: es gehen dort viel mehr Journalisten aus und ein als früher, ohne Auftrag und Genehmigung des Chefs werden „von den verschiedensten Herren" Nachrichten in die Presse gebracht und der Staatssekretär, dem darüber, wie sich gezeigt hat, jede Kontrole fehlt, kann gar nicht wissen, welche „Angriffe gegen aktive oder frühere Beamte" in seinem Bereich ihren Ursprung haben. Falsch war die Angabe, die politische Polizei habe seit dem Jahre 1892 vom Auswärtigen Amt keinen Auftrag mehr erhalten, falsch die Erzählung von den Verdachtsmomenten, die sich zu Beweisen verdichtet hätten, falsch die leichtfertige Kollektivverdächtigung eines angeblich vorhandenen „Chores der Beschädigten", falsch Alles, was der gefeierte Wahrheitkünder über Ursprung, Art, Dauer und Richtung des Verdachtes sagte, den Herr von Bronsart gehegt haben sollte. Der frühere Kriegsminister hat unter dem Eide erklärt, er hätte das in den Münchener Neuesten Nachrichten veröffentlichte Telegramm „unbeachtet gelassen, wenn sich an dieses Telegramm nicht unmittelbar, wie aus der Pistole geschossen, eine großartige Preßtreiberei geknüpft hätte. In den damals erschienenen Zeitungartikeln wurde ich direkt und indirekt gepriesen als der Vertreter der Reform des Militärstrafprozesses; der Chef des Militärkabinets wurde als Gegner dieser Reform hingestellt und in gehässiger Weise angegriffen." Der Schauplatz dieser „Preßtreiberei" waren die Blätter, deren berliner Vertreter im Auswärtigen Amt ständige Gäste sind und die seit Jahren ohne Ermatten gegen geheimnißvoll tückische Feinde der Herren von Boetticher und von Marschall zetern ... Genügen diese paar „Feststellungen" einstweilen, um bündig zu beweisen, daß die Phantasie des Staatssekretärs nicht minder erfinderisch ist als die Poetenkraft der Königin von Navarra, die uns das hübsche Heptamerone gab? Es ist ja erfreulich, daß wir, während wir auf die Brochure des Herrn Normann-Schumann warten, wenigstens andere unterhaltsame Geschichten zu hören bekommen. Aber man sollte recht sorgfältig doch zwischen dem Märchenhelden Marschall und dem leibhaftigen Staatssekretär unterscheiden, der, sicher in gutem Glauben, der andächtig lauschenden Schaar politischer Kinder im Gerichtssaal und im Reichstag frei ersonnene Märchen erzählt.

Neue Bismarckbriefe.*)

Liebe Kleine,

Ich bin wohlbehalten hier angekommen, ohne besondre Unfälle, außer daß ich von Stettin mit einer jungen, recht hübschen und etwas coketten Frau bis Naugard allein fahren mußte; ein 5stündiges tête à tête der Art wird zuletzt ermüdend. In Naugard fand ich viel Schnee, viel Acten und viel Kinder, die Zähne bekommen. Schnee liegt hier mehr, als Du je auf einem Haufen beisammen gesehn hast; ich theile Dir dies mit, damit Du gelegentlich in einer Unterhaltung über das Wetter eine Bemerkung über den viel stärkeren Schneefall in Hinterpommern anbringen kannst. Die Posten werden von 6—8 Pferden mühsam geschleppt. Ferner habe ich bemerkt, daß es sehr leicht ist, Landrath zu sein; ich kam vorgestern Abend an, und wenn nicht übermorgen ein Termin wäre, so hätte ich gestern sehr gut wieder auf 8 Tage verreisen können. Die hiesige Welt ist, wie ich höre, mit den eifrigsten Vorbereitungen zu einem Plather Maskenfeste beschäftigt, sogar Mütter von 8 Kindern, wie Frau v. K., und Schönheiten, die meine Wiege umstanden, wie Frau v. B., zuckt es unwiderstehlich im Sprunggelenk; sie können der Versuchung nicht Herr werden, ihren Reizen durch bunte Mieder und gezwickelte Strümpfe noch für einen Abend aufzuhelfen, fahren im tollsten Schneegestöber nach Naugard, um die graziösen Touren einer altdeutschen Quadrille einzustudiren. ... O. wird vermuthlich in Berlin sein; frage ihn doch, zu welchem Preise er mir Grosvenor, das Thier, welches ich in Wodbow ritt, ablassen will; wenn er wohlfeil damit ist, so werde ich ihn abholen lassen, bis jetzt habe ich nicht hingeschickt, weil das Wetter zu fürchterlich ist. Wenn er noch mehre Tage ausbleibt, so sei so gut und schreibe ihm dar-

*) Die Sammlung von „Bismarckbriefen", die Hesekiel im Jahre 1875 im Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld erscheinen ließ und die seitdem zu einem deutschen Hausbuch ersten Ranges geworden ist, wird in den nächsten Tagen in einer neuen (der sechsten), stark vermehrten Auflage herausgegeben. Horst Kohl war in der Lage, nicht nur die bisher bekannten Briefe vertraulichen Inhaltes nach den Originalen zu ergänzen, sondern ihnen auch achtzig neue Briefe hinzuzufügen. Von diesen, meist an den Bruder, Bernhard von Bismarck-Külz, und die Schwester, Frau von Arnim-Kröchlendorff, gerichteten Briefen theile ich mit Genehmigung der Verlagsbuchhandlung einige der schönsten in der Schreibweise der Originale den Lesern der „Zukunft" mit. M. H.

über, damit ich Bescheid erhalte. Seine Reisetasche liegt bei Bernhard in Stettin, der heut hier ist und morgen mit uns bei Kameke essen wird. Der Vater befindet sich in seiner Art wohl; nur scheint er sich zu sehr zu langweilen, was auch kaum anders möglich ist, da er für viele Dinge die Theilnahme verloren hat, bei diesem Wetter nicht ausgehn kann, und ich den Tag über sehr wenig zu Hause bin; das Mittagessen und die Zeitung sind die Angelpunkte seines Tages. Wenn Du ihm noch nicht geschrieben hast, so thue es doch bald.

Ich weiß heut nicht recht, wovon ich Dich unterhalten soll, und dabei fällt mir Dein letzter Brief ein, den ich von Dir bekam, in welchem Du sagtest, daß Du nicht recht zu dem Entschluß habest kommen können, mir zu schreiben. Dies veranlaßt mich, ob mit Recht oder Unrecht ist gleichgültig, zu einer Bemerkung über fortgesetzte Correspondenz im Allgemeinen. Wenn man in einem wohlunterhaltenen und für beide Theile stets behaglichen Briefwechsel bleiben will, so darf man sich nicht auf den Fuß setzen, jedes Mal eine Art von geistigem Sonntagsrock zum Briefschreiben anzuziehn, ich meine, daß man sich nicht genirt, einander gewöhnliche, unbedeutende Sachen, alltägliche Briefe zu schreiben. Wenn man sich lieb hat, wie es von uns beiden doch anzunehmen ist, so ist es ein Vergnügen, überhaupt nur in Verbindung zu sein. Ist man geistig angeregt, so schreibt man einen witzigen, ist man niedergeschlagen, einen sentimentalen Brief; hat man den Magen verdorben, hypochonder, und hat man gelandwirthschaftet, wie ich heut, trocken und kurz. Ich habe heut den ganzen Tag gerechnet und wußte bei Gott nicht, was ich Dir schreiben möchte; wäre es nicht wegen Grosvenor gewesen, so hätte ich es aufgeschoben (so leicht verfalle ich selbst in den Fehler, den ich tadle), und nun habe ich doch 3 Seiten voll geschrieben, ich weiß nicht wovon, und verlange von Dir als schwesterliche Pflicht und Schuldigkeit, daß Du sie lesen sollst. Ebenso mußt Du, mein Herz, dazu beitragen, uns auf dem ungenirten Plauderfuß zu erhalten; schreibe Du mir, in welcher Stimmung Du willst — auch in der wirthschaftlichsten von der Welt, Du machst mir immer eine sehr große Freude; Dein Brief mag kurz oder lang, frankirt oder unfrankirt sein, er mag Dir uninteressant vorkommen, für mich ist er immer das Gegentheil. — Mit besondrem Couvert übersende ich Dir einige von den blonden Leberwürsten, welche vor etwas länger als Jahresfrist Oscars Herz mit Dir zu theilen den Vorzug hatten, und will wünschen, daß Du zur Frühstückszeit bevorzugte Nebenbuhlerinnen in ihnen findest. Für heut leb wohl, mein Lieb, und schreibe ja bald an Vater und dann auch an

Kniephof, 22. Febr. 45. Deinen treuen Bruder

Bismarck.

II.

Liebes Herz,

Du weißt ungefähr, auf welchem Fuß ich mit dem Cardemminer Hause stand und wie schwer mich der neuliche Todesfall*) deshalb trifft. Wenn noch etwas gefehlt hat, um mir den Entschluß, Pommern zu verlassen, leicht zu machen, so war es dieß. Es ist eigentlich das erste Mal, daß ich jemand durch den Tod verliere, der mir nahe stand und dessen Scheiden eine große und unerwartete Lücke in meinen Lebenskreis reißt. Der Verlust der Eltern steht in einer andern Kategorie; er ist nach dem Laufe der Natur voraus- zusehn, und der Verkehr zwischen Kind und Eltern pflegt nicht so innig und das Bedürfniß desselben auf Seite der Kinder wenigstens nicht so lebhaft zu sein, daß wir bei ihrem Tode nicht eher Mitleid und Wehmuth als heftigen Schmerz über den eignen Verlust empfänden. Mir wenigstens war dieses Gefühl der Leere, dieser Gedanke, eine mir theuer und nothwendig gewordene Person, deren ich sehr wenig habe, nie wieder zu sehn und zu hören, dieß war mir so neu, daß ich mich damit noch nicht vertraut machen kann und mir das ganze Ereigniß noch nicht den Eindruck der Wirklichkeit macht. Beneidenswerth ist mir die Zuversicht der Verwandten, mit der sie diesen Tod als kaum etwas andres wie eine Vorausreise betrachten, der ein fröhliches Wiedersehn über kurz oder lang folgen muß. Moritz sowohl wie Thadden sind, für meinen Maßstab, wunderbar gefaßt, wenn auch am ersten Tage namentlich Thadden von Schmerz überwältigt ward und zu Besorgnissen Anlaß gab. Marie selbst ging ihrem Tode mit ungetrübter Heiterkeit und Zuversicht entgegen; in den letzten Tagen war sie indeß selten bei Besinnung. Moritz wird nun wohl wieder nach Zimmerhausen ziehn, einstweilen ist Hedwig bei ihm. Die Todesfälle sind hier in diesem Jahre häufig gewesen, die alte Frau v. Eisenhart, Herr v. Dewitz in Daber, Frau v. Dewitz in Wussow, Frau v. Wedell in Braunsforth, Vormans jüngste Tochter, alle 3 Kinder der Frau v. Wedell in Teschendorf; fast alles in Trauer. Unter den ge- meinen Leuten grassiren die Nervenfieber stark; ich habe hier in den Tage- löhnerhäusern 11 Kranke. Heut habe ich den Pachtcontrakt über Kniephof abgeschlossen mit Herrn Klug, bisherigem Pächter von Pansin, und mir dadurch wiederum den Unwillen der Frau v. Puttkamer zugezogen, die den Mann gern behalten wollte. Pecuniär glaube ich ein sehr gutes Geschäft gemacht zu haben und werde damit viel Sorgen und Verdruß los. Gut ist es, daß der Winter eingekehrt ist, sonst würde mir das Scheiden von hier doch schwer werden. Ich denke Anfangs der nächsten Woche zu reisen und Euch zu sehn, kann aber mit Bestimmtheit die Zeit noch nicht angeben,

*) Der Frau Marie von Blankenburg, geb. von Thadden.

da ich noch viel Geschäfte abzumachen und viel einzupacken habe. Leb wohl, mein Liebchen, und grüße O. herzlich.

K[niephof], 18. 11. 46.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

III.

Malinka,

Ich zeige Dir nunmehr alles Ernstes meine Verlobung an, die kein Geheimniß mehr ist. Ich erhielt in der vorigen Woche einen Brief von hier, der mir freistellte herzukommen und die Antwort hier zu hören. Am Montag früh kam ich früh durch Angermünde, fuhr spurlos durch Naugard und Dienstag den 12. um Mittag war ich verlobt. Alles Nähere, das maßlose Erstaunen der Cassuben, von denen die, welche nicht gleich rundum überschlugen, noch immer haufenweis auf dem Rücken liegen, den Verdruß der alten Damen, daß auch keine sagen kann: ich habe eine Silbe davon geahnt u. s. w. will ich Dir mündlich erzählen. Einstweilen bitte ich nur Dich und Oscar, Euch in wohlwollende Verfassung für meine zukünftige Frau zu setzen, die Dir selbst noch schreiben wird. Reinfeld liegt hier dicht bei Polen, Bütow ist die nächste Stadt, man hört die Wölfe und die Cassuben allnächtlich heulen, und in diesem und den 6 nächsten Kreisen wohnen 800 Menschen auf der Quadratmeile; polish spoken here. Ein sehr freundlich Ländchen. Herzliche Grüße an O.

Reinfeld, 16. 1. 47.

Dein treuer Bruder
Bismarck.

Sobald ich nach Hause reise, siehst Du mich, wann, das weiß ich noch nicht.

IV.

Schönhausen, 19. Februar 1847.

Mein liebes Herz,

Ich bin recht faul im Schreiben an Dich gewesen und faul doch eigentlich nicht, denn ich habe, seitdem ich als Protokollführer beim Criminalgericht fungirte, nicht so viel geschrieben wie in den letzten Wochen. Erstens ist das Actenwesen, welches ich von W..... übernommen habe, in einer gränzenlosen Confusion und da ich einstweilen nicht wie die Herren Landräthe 6 Schreiber zu meiner Disposition habe, so muß ich mich allein damit befassen, und 2. wird die Correspondenz mit Reinfeld augenblicklich mit einer Lebhaftigkeit geführt, die auf die Länge so nicht beibleiben kann. Es ist doch sehr angenehm, verlobt zu sein, ich sehe seitdem mit ganz andern Augen in die Welt, langweile mich nicht mehr und habe wieder Lust und Muth zu

leben. Je mehr und je ruhiger ich mich in die Idee einlebe, desto deutlicher wird mir, daß ich einen verständigen und glücklichen Schritt gethan habe, und meine Hoffnung ist, daß mich diese Ueberzeugung nie verlassen wird . . . .

O. wird Dir gesagt haben, daß unsre Reise nach Magdeburg wegen Bernhards Ausbleiben keinen vollständigen Erfolg gehabt hat. Es thut mir leid, und Du wirst mir verzeihn, daß ich ihn in dieser Zeit, wo Dir etwas bange sein muß, entführt habe; indes B., für den die Erledigung der Sache in der That von Wichtigkeit ist, drängte so, daß ich gar nicht begreife, was ihn hätte abhalten können zu kommen. Ich glaube, daß auch er damit umgeht, sich nochmals zu verloben*), und da er gar keine Gründe seines Ausbleibens angiebt, so ist es wohl möglich, daß sie delikater Natur sein können. Ich weiß aber nicht, auf wen er sein Auge geworfen haben könnte . . .

Zu dem großen Landtag in Berlin werde ich wohl nicht gewünscht werden, da ich in Pommern freiwillig ausgeschieden bin und hier die erwartete Vacanz nicht eintritt, indem der Oberpräsident Bonin selbst sein Licht als Redner glänzen lassen will. An und für sich würde ich der farce sehr gern beiwohnen; unter jetzigen Umständen ist es mir aber recht lieb, daß ich nicht brauche und dafür in Reinfeld sein kann. Vor dem 20. März kann ich hier wegen verschiedener Geschäfte nicht gut fortgehn, wenn auch das Wasser vorbei wäre, und dann hätte ich bis zum 8. April nur Zeit und müßte am Ende bis zum Wollmarkt in Berlin sitzen, denn so lange, meint man, wird das Stück spielen, da die Provinziallandtage dieses Jahr ausfallen und dort zum Theil mit abgemacht werden. — Wenn das Wetter nicht wechselt, so werden wir in 3—4 Tagen den Eisgang haben, dem man nicht ohne Sorge entgegensieht, da das Eis durch das wiederholte Aufthauen und Zufrieren sehr dick geworden ist und im Gebirge viel Schnee liegt. Dafür ist aber das Eis mürbe, und wenn jeder seine Schuldigkeit thut, ist so leicht nichts zu befürchten . . . . Viele Grüße an O. Wenn das Wasser vorbei ist, komme ich wohl auf 1 oder 2 Tage nach Berlin, um Dich zu sehn, denn später auf der Reise nach Reinfeld wird es doch nicht viel.

Dein treuer Bruder

B.

V.

Frankfurt, 24. 6. 51.

Lieber Bruder,

So faul man auch sein mag, so kommt doch der Termin, wo die Brutalität materieller Interessen das bei mir bewirkt, was Bruderliebe an-

---

*) Die Gattin Bernhards von Bismarck, Adelheid, geb. Fanninger, war am 22. Mai 1844 bei der Geburt des zweiten Sohnes gestorben. Im Jahre 1848 vermählte sich Bernhard von Bismarck mit Fräulein Malwine von Lettow.

scheinend nicht vermochte, daß ich nämlich einen regelrechten Brief schreibe. Ohne einen gewissen Zwang gehe ich allerdings nicht in das Tintfaß, aber dieser Zwang ist jetzt mitunter so stark, daß ich beispielsweise vorgestern, am Sonntag, von des Morgens 9 Uhr bis Abends 8 ohne Unterbrechung und ohne zu essen geschrieben habe, was mir selbst sehr imponirt. Uebrigens ist es hier ziemlich langweilig, sobald man nichts zu thun hat. Das Angenehmste ist, daß man sehr schnell fort kann und Partien wie nach Heidelberg, Bingen in 1 Tag macht. Ich bin eben durch eine 4 Stunden lange Reihe von Besuchen unterbrochen worden; die hiesigen kleinstaatlichen Diplomaten sind sonderbare Käutze, die nach Hause berichten, was für Cigarren man raucht, nie aus der diplomatischen Fechterstellung kommen und auch im bloßen Hemde das Bewußtsein, Bundestagsgesandter zu sein, niemals verlieren. Der gesellige Verkehr mit ihnen wird dadurch lästig und insipide. Meine Stellung ist hier eine lediglich zuschauerliche und ex post kritisirende, da die wichtigeren Sachen fertig aus Berlin kommen, die übrigen meist mündlich und gelegentlich abgeredet werden, was doch nur Einer besorgen kann. Von östreichischer Seite bemüht man sich, meine Ernennung zu hintertreiben, geschieht das mit Erfolg, so werde ich vor Ablauf des Sommers die Freude haben, mich dem harmlosen ländlichen Leben zurückgegeben zu sehn, denn in meiner jetzigen Stellung fühle ich mich überflüssig, und meine Ernennung nach Stuttgart oder so etwas, für wie auszeichnend ich sie auch vor 3 Monaten gehalten hätte, würde jetzt nicht viel Andres als ein Testimonium meiner Unbrauchbarkeit für die hiesige Stelle sein, nachdem man die Absicht, mich als Bundesgesandten anzustellen, einmal auf glaubwürdige Weise ins Publikum gebracht hat und mir die bündigsten Zusicherungen von höchster Stelle darüber ertheilt hat. Außerdem weiß ich nicht, ob und wie weit ich mich mit unsrer deutschen Politik identificiren kann, wenn nicht der Hauptfaden durch meine Hand geht; jedenfalls will ich hier nicht Hütten bauen, ehe ich nicht selbständig und klar sehe und genau weiß, welche Stelle man mir der arroganten Pfiffigkeit unsrer „ehrlichen Halters" gegenüber zumuthet. Johanna geht nach Stolpmünde, und ich hole sie im August hierher, vorausgesetzt, daß bis dahin alles so eingerichtet ist, wie es bei meiner Abreise von Berlin mit der Regirung abgeredet worden. Ich bombardire von hier aus, daß sie in der innern Politik sich klar machen, wo sie hinauswollen, und sich nicht zwischen zwei Stühle setzen. Wenn sie die Stände zu weiter nichts als zu einem interimistischen Einschätzungs-Organ aufrufen, so heißt das mit Kanonen auf die Hühnerjagd gehn, und wenn sie nicht aufhören, die wichtigsten amtlichen Funktionen durch Leute üben zu lassen, denen ihr Amt nur eine Waffe gegen die Regirung ist, so können sie nichts durchführen. In 8 Tagen kommt der Prinz von Preußen her, er hat sich, wie ich erfahre, schon überzeugt, daß seine erste

Ansicht, meine Ernennung sei eine Mediatisirung unter Oestreich, nicht richtig gewesen, und scheint mit uns oder doch mit meiner Person ganz ausgesöhnt. Im August erwarten wir den König hier auf dem Wege von Königsberg, wo er am 3. eintrifft, nach Hohenzollern. Weißt Du keinen Finanzminister? Zuletzt wird Hermann mein Rabe wohl ruhig wieder eintreten. . .

Die Besuche lassen mir keine Ruhe, und ich mag die Thür nicht schließen, weil so oft schnell Durchreisende kommen, die man gern gesehn hätte. Seit ich an diesem Briefe schreibe, habe ich 3 oder 4 deutsche Kleinstädter, einen magyarischen Magnaten, einen stockrussischen hazardspielenden Diplomaten, den alten Radziwill und einen Berliner Geh. Rath hier gehabt, und sie alle in Unterhosen und dem Dir bekannten schwarzgelben Schlafrock empfangen, da ich noch jetzt um 4 Uhr nicht zum Anziehn gelangt bin. Grüße alle Bekannte herzlich, namentlich meine liebenswürdige Schwägerin, Kamekes, Lettows. . . Leb wohl und schreibe bald.

Dein treuer Bruder

v. B.

VI.

Lieber Bruder,

eben beim Aufräumen fällt mir Dein Brief vom 11. v. M. in die Hände, und ich sehe, daß ich ihn damals nicht mit der Gründlichkeit, die sein Inhalt erfordert, beantwortet habe . . . . In Wien war es gräßlich langweilig. Ich sollte eigentlich jetzt noch da sein, während Arnim in Ischl badet, aber nachdem ich mich unter dem Vorwande eines vierzehntägigen Urlaubs losgeschwindelt habe, sitze ich hier unter allerhand Vorwänden fest. Der ganze Schwindel macht mir den Eindruck, als wenn ich so ganz unvermerkt mich da in die Erbschaft hineinleben sollte. Wenn ich nur mein Creditiv erst wieder hätte, denn formell bin ich noch heut da accreditirt. In Ungarn habe ich mich gut amüsirt; etwas unsicher ist das Reisen; sie ließen mich stets von einem Cavallerie-Commando mit Officier escortiren, alles schußfertig, die Carabiner in der Faust. Man reist aber wohlfeil, für 16 Pferde Vorspann und 4 Wagen, freilich Leiterwagen mit Stroh, gab ich 2 fl. (etwa 1 Thlr. 5 sgr.) für die Station von 2 Meilen. Einmal war ich, wie ich erst durch meinen Interpreten nachträglich erfuhr, in Gefahr, „befreit" zu werden, da man mich für einen politischen Gefangenen hielt, der unter Escorte nach Munkacs gebracht würde. Da ich gar keine Miene des Einvernehmens machte, so kam ich mit einigen mitleidigen éljens davon. Ich ging von Pesth nach der Theißmündung zu, dann letztern Fluß aufwärts, der unsicherste Theil des Landes von je her. Ich hörte von mehren Überfällen in meiner Nähe, habe aber nur Einen dieser berühmten Petyaren (berittene Räuber) gesehn und den bei der Hinrichtung mit dem bekannten Pulver und Blei, ein Medicament, welches noch immer

ziemlich freigebig administrirt wird. Später machte ich eine kleine Tour nach Steiermark, wo ich fast den Hals brach, als ich durch einen in Arbeit befindlichen Eisenbahntunnel kroch und ein Steg, der über einen unterirdischen Abgrund führte, mit mir stürzte. Der Führer war schon hinüber und mein Reisegefährte, Graf Kinsky, zufällig zurückgeblieben, sonst fiel der auch. Zufällig lag neben dem Steg eine Schiene, an der hielt ich mich so geschickt, daß ich nicht einmal den Hut verlor, nur mein Grubenlicht fiel in die Tiefe, blieb aber an einem Baugerüst hängen und beleuchtete unten recht unbehagliche Felsecken und Spitzen, während ich wie zu Eiselens Zeiten*) am Reck hing. Freiwillig gehe ich gewiß nicht nach Wien. Überhaupt das Angenehmste, was mir passiren kann, ist, daß ich bleibe, was ich bin. Ich freue mich, daß Du eine gute Ernte machst, und hoffe, daß Malwine sich die Unarten im Halse bei diesem schönen Sommer ganz abgewöhnen wird. Gestern war ich in Baden beim Prinzen von Preußen. Sonst habe ich jetzt viel zu thun, weil Ferien sind, und ich Präsidium spiele, welchem in der Zeit alle laufenden Geschäfte zufallen. Johanna und Söhne sind wohl und grüßen. . . Aus Berlin höre ich mit größtem Verdruß, daß sie sich von Hanover haben breit schlagen lassen, die auf gestern angesetzte Wiedereröffnung der Zollconferenz aufzuschieben. Das ist ein großer politischer Fehler. Viele Grüße an die Deinigen von mir und Johanna.

Fr. 17. 8. 52. Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

VII.

Frankfurt 8. 12. 53.

Ich benutze die Zeit, während ebenso voluminöse als insipide Abstimmungen über Regulirung des Vereinswesens verlesen werden, um Dir, lieber Bruder, einmal Nachricht von unserm Ergehn zu geben. Ich habe Dir zuletzt aus irgend einem italiänischen Neste einige Zeilen geschrieben, von denen ich nicht weiß, ob Du sie bei der fabelhaften Liederlichkeit des Piemonteser Postwesens erhalten hast. Ich wurde aus Genua durch Vorspiegelung wichtiger und dringlicher Geschäfte zurückcitirt, und da ich seit 4 Wochen keine Zeitung gelesen hatte, hielt ich alles für möglich, ließ Frau und Kinder zurück und reiste, mit Kolik behaftet, Tag und Nacht bis Frankfurt, wo ich schon merkte, daß es sehr thöricht von mir war, den diplomatischen Dienst mit militärischer Pünktlichkeit zu behandeln. Es war offenbar bloß Futterneid hochgestellter Personen, die sich ärgerten, daß ich mich umhertrieb und sie nicht. Indessen gab mir meine Eile wenigstens noch Gelegenheit, die Jagd in Letzlingen mitzumachen und einigen inzwischen in

*) Eiselen war Bismarcks Turnlehrer in der plamannschen Anstalt.

Berlin aufgetauchten leichtsinnigen Projekten ein Bein zu stellen, die allerdings mir wichtig genug scheinen, um mich über meine Couriereile zu freuen, trotz mancher Noth . . ., die ich vermöge meiner italiänischen Bauchverfassung unterwegs erlitten habe. In Letzlingen habe ich 1 Schwein und 11 Stücken Damwild erlegt. Mindestens ebensoviel habe ich theils gefehlt, theils krank geschossen, und in einem Treiben, wo ich früher nie etwas gesehn hatte, war ich so leichtsinnig, meinen Posten einem Andern abzutreten, weil ich die Zeit zur Besprechung mit jemand benutzen wollte. Mein Stellvertreter fehlte in meinem Stand 4 Sauen, schoß 1 und 3 Stücken Wild. Du kannst denken, wie ich mich ärgerte. Aber Du siehst daraus, daß jemand, der garnicht vorbeischösse und nicht von seinem Posten ginge, an meiner Stelle etwa 25 Stück Damwild, 5 oder 6 Sauen und ein von mir gekränktes Roth-thier hätte schießen können. Hier giebt es leidliche kleine Jagd; auf den besten schießt man etwa 300 Hasen bei ca. 50 Schützen. Gestern haben wir dicht bei der Stadt hier 100 und einige 20, ich selbst 11 geschossen. Vorgestern kamen auf mich 5 Hasen und 4 Fasanen, deren letztrer ich 7 schießen konnte, wenn ich wußte, daß auch die Hennen sterben sollten. Du siehst, daß ich in dem Actenstaube dem edlen Waidwerke nicht absterbe; leider gehört es nur zu den großen Seltenheiten, daß ich die Zeit habe, die ich mir meist durch späte Abend- oder Nachtarbeit schaffen muß. Sonst thue ich grundsätzlich des Abends nichts. Bis zum Essen, um 5 Uhr, geht es aber gewöhnlich vom Aufstehn an so scharf, daß ich oft nicht Zeit finde, eine Stunde zu reiten; ein solcher Ausfall von Unterleibserschütterung macht mich immer etwas unwohl. Um 9 Uhr Abends muß ich fast jeden Tag Frack und weiße Halsbinde anthun, denn die Leute sind schauderhaft gesellig, und es ist mir in den meisten Fällen nicht gestattet, mich ihrer Liebenswürdigkeit zu entziehn; ein Zwang, den Johanna auch nur mit Murren erträgt. Ich habe nicht geglaubt, daß ich ein so arbeitsames und von dem Zwange regelmäßiger Zeiteintheilung abhängiges Leben auf die Dauer erträglich finden würde; aber es gefällt mir recht gut, und es ist mir unwillkommen, wenn einmal Geschäftsstille eintritt. Mein früherer Hang zum Reisen hat sich ganz gegeben. Bei dem mehrmonatlichen Umhertreiben in den Ferien war mir zuletzt, wie dem ewigen Juden sein muß, und ich freute mich kindisch, wie ich endlich wieder in meinem Bett lag. Du kannst daraus entnehmen, daß ich zu den zufriedenen Menschen für gewöhnlich gehöre, wie sich auch Prokesch bemühn mag, meine Gemüthsruhe zu trüben. An Sorgen fehlt es freilich nicht, denn unter 3 Kindern ist fast immer Eins, was Unruhe macht, und Johanna reibt sich in excessiven Ängsten und Anstrengungen bei kleinen Vorkommnissen auf. Ab und zu tauchen auch drohende Gerüchte von Versetzung nach Wien oder Petersburg auf, aber ich wehre mich ent-

schlossen ... Die 17. Curie hat abgestimmt, ich muß daher schließen mit herzlichstem Gruß an Malwine. Gott erhalte Euch beide und die Kinder.

Dein treuer Bruder

v. B.

Johanna grüßt sehr und hätte Dich herzlich lieb, behauptet sie.

VIII.

Frankfurt, 22. July 55.

Lieber Bruder,

meinen herzlichen Glückwunsch bringe ich Dir für übermorgen. Wir sind nun beide in unserm fünften Jahrzehnt, und ich kann nicht leugnen, daß mich das Erscheinen der 40 in diesem Frühjahr etwas erschüttert hat. Man sagt sich so schwer von einem gewissen Anspruch an Jugendlichkeit los, und die 3, selbst mit der 9 dahinter, hat noch etwas an sich, wodurch dieser Illusion Vorschub geleistet wird. Das Leben ist wie ein geschicktes Zahnausziehn, man denkt, das Eigentliche soll erst kommen, bis man mit Verwunderung sieht, daß es schon vorbei ist; oder ich wollte es, meiner hiesigen Beschäftigung entsprechend, lieber mit einem diner vergleichen, bei dem das unerwartet frühe Erscheinen von Braten und Salat auf den Gesichtern der Gäste den Ausdruck der Enttäuschung hervorruft. Möge sich für uns beide die Aehnlichkeit mit dem diner dadurch vervollständigen, daß nach dem Braten nur noch süße Speisen folgen. Verzeih mir diese etwas resignirte Betrachtung, die sich grade zum Geburtstage eines robusten Familienvaters von 45 J. nicht passend ausnimmt; es ist ein unwillkürlicher Ausbruch meiner eignen Stimmung. Ich bin nicht wohl und fange an die Folgen vom vielen Sitzen bei gutem Leben und einigem Ärger zu empfinden, und die 3 letzten Nächte waren meine beiden Jungen krank, nicht gefährlich, aber doch ruhestörend. Ich werde wahrscheinlich einige Wochen nach Kissingen gehn und dann ins Seebad; Leber und dickes Blut reden mir die Ärzte vor; um 5 aufstehn und in nasse Tücher wickeln wollen sie mich; ich aber ziehe eine natürlichere Todesart vor, wenns einmal sein soll; le remède est pire que le mal. Johanna ist auch nicht recht munter, sie muthet sich zu viel zu bei den Kindern. Meine Schwiegerältern sind bei uns, und die Mutter ist ebenfalls krank. Es ist aber alles nicht so ernsthaft, daß man dabei nicht Gott für seine Gnade ungezwungen danken könnte; nur die gute Laune vergeht einem, wenn ich sie mir nicht durch das Bischen Zank mit Prokesch auffrische. Die Oestreicher sind sehr thöricht, daß sie ihn wieder hergeschickt haben; man sagt, Buol habe dringend gewünscht, ihn aus Wien los zu sein, und nichts Anderes gewußt, als Frankfurt. Ich scheine der Einzige zu sein, der ihn verdauen kann, ich wünsche mir gar

keinen andern. Überhaupt ist dienstlich meine Stellung ganz meinem Geschmack entsprechend und die Vertheilung der Stimmen zwischen uns und Oestreich jetzt Gott sei Dank eine andre als vor 3 Jahren. In Berlin ist man seit Monaten fest und gut in der europäischen Politik und wird es hoffentlich bleiben, da allmählich auch die Gegner der bisherigen Politik sich bekehren. . . . .

Dein treuer Bruder

v. B.

IX.

Frankfurt, 29. April 58.

Lieber Bruder,

verzeih, daß ich Deinen Brief, den ich grade am Morgen des 1. empfing, so spät beantworte und Dir erst jetzt meinen herzlichen Dank für Deine Glückwünsche sage. Ich bin in der Zwischenzeit von Arbeit und Unwohlsein so in Anspruch genommen worden, daß ich froh war, wenn ich die nothdürftigste Zeit fand, mir Bewegung zu machen. Am Mangel derselben leide ich empfindlich in Gestalt von Blutstockungen, Congestionen und Weichlichkeit für Erkältung. Die dänische Sache und noch mehr andre innere Streitigkeiten des Bundes fesseln mich seit Monaten so an den Schreibtisch, daß ich meinen Leib nicht ausreichend strapaziren kann. Bei unserm Geschäftsgange hier giebt jede Kleinigkeit viel Arbeit, da ich statt des Einen auswärtigen Ministers, mit welchem sonst Gesandte zu thun haben, ihrer 34 in Gestalt meiner 16 Collegen zu bearbeiten habe. Dabei fällt grade dem Vertreter Preußens am Bunde vermöge der Politik, die Oestreich und die andern süddeutschen Staaten gegen uns betreiben, einigermaßen die Rolle des Uhu zu, nach dem die Krähen stoßen. Diese Nacht bin ich von Berlin zurückgekommen, wohin man mich weniger wegen Zucker, als wegen der hiesigen Händel citirt hatte. Da war die Arbeit auch nicht leicht. In der Zuckerfrage lagen in der Sache selbst keine Gründe zur Ablehnung; die Steuer ist eine ganz vernünftige. Dem Widerstande, welcher stattfand, lag auch wohl nur eine Unzufriedenheit mit den Ministern oder einzelnen unter ihnen zu Grunde. Dem Ausdruck einer solchen förderlich zu sein, ist aber meiner Stellung im Dienst nicht entsprechend, und wenn ich nicht meiner Überzeugung nach für die Vorlage hätte stimmen können, so wäre ich nicht in die Sitzung gegangen. Bei Berlin war große Dürre, nur gestern Morgen etwas Regen; in Pommern soll es besser aussehn, weil mehr Schneefall gewesen ist. Bellin schreibt mir, daß die Rapsfelder dort theilweis, der Klee fast ohne Ausnahme untergepflügt worden sind. In den Gebirgen ist es fruchtbar, und hier in der Umgegend kann man bei den

fabelhaften Dungverhältnissen aus dem Stand der Früchte nicht aufs Allgemeine schließen. Die Meinigen habe ich Gott sei Dank in bestem Wohlsein vorgefunden; unsre augenblickliche Noth ist der Umzug, der am 1. vollendet sein soll, aber wahrscheinlich nicht wird. Das neue Haus ist ganz leidlich bequem, und wir bewohnen es allein; aber Raum für große Gesellschaften ist nicht. Alle meine Bemühungen, die Regirung zum Kauf eines Hauses zu bestimmen, sind erfolglos geblieben. Mir kanns recht sein, wenn ich verhindert werde, Bälle und große diners zu geben. Hätte ich das jetzige Haus nicht zufällig bekommen, so lag ich auf der Straße, denn es war das einzige, und die Gasthöfe nehmen im Sommer keine Familien auf die Dauer. — —

Ich habe den Brief bis dahin in einer langweiligen Sitzung geschrieben, während allerhand endlose Acten gegen und für Dänemark verlesen wurden. Jetzt schließe ich ihn in Mitten der Zerstörung, die der Umzug neben mir anrichtet. Ich kümmere mich um nichts dabei, Johanna hat alles auf sich genommen. Herzliche Grüße an Malwine von Johanna und mir.

Dein treuer Bruder

v. B.

X.

Petersburg, $\frac{\text{8. Mai}}{\text{26. April}}$ 59.

Lieber Bruder,

ich hätte Dir schon längst von meinem Ergehn Nachricht gegeben, wenn ich nicht bisher ein vielfach gequälter Mensch gewesen wäre. Meine Reise hierher, plötzlich und eilig, war eine beschwerliche. Bei Königsberg (24. März) fing das Schneegestöber an, und ich bin von Donnerstag bis zum Dienstag Tag und Nacht gefahren, mit 8 Courierpferden, oft im Frachtwagenschritt, auch vollständig im Schnee stecken geblieben und zu Fuß gegangen, dann wieder meilenweit gestreckten Galopp, wobei man in der Finsterniß, an glatt eisigen Bergen und bei gelegentlich stürzenden Pferden, im Andenken an den verunglückten Schlippenbach seine Seele Gott zu empfehlen alle Ursache hatte. Das Innere des Wagens war mir zu eng, ich tauschte deshalb mit Engel und nahm den Sitz auf einem verdeckten, aber vorn offnen Bock; da die Kälte bis 14° stieg, so ging mir die Haut vom Gesicht. Es lief aber alles gut ab, und ich mußte manchmal an die Sylvesternacht denken, in der wir beide einige Mal umwarfen, bei Schlossin und Raden, ich glaube, es war 1840. Hier habe ich zunächst die Vorstellungen bei Hofe, die vielen Hunderte von Visiten, die Mühe, ein Quartier zu suchen, und verschiednes andre Noth=

wendige zu kaufen gehabt, vor Allem aber einen Geschäftsverkehr, wie er so heftig hoffentlich nicht bald wiederkehrt. Die laufenden Sachen bestehn in dem polizeilichen und gerichtlichen Schutz von etwa 40000 Preußen, die in Rußland leben, und in Besorgung preußischer Processe gegen russische Unterthanen. Man ist Advokat, Polizei, Landrath, Ersatz-Commission für alle diese Leute und correspondirt für sie direct mit allen Behörden des russischen Reichs von Weichsel bis Ural. Ich habe oft über 100 Unterschriften den Tag. Nimm dazu die gegenwärtige politische Krisis, die mir während der Verhandlungen über den Congreß täglich 2 bis 4 chiffrirte Depeschen, gleich zu beantworten, brachte und fast tägliche Conferenzen mit dem Franzosen und dem Engländer bei Gortschakow veranlaßte, über die dann wieder telegraphisch zu berichten war. Dabei habe ich die Kanzlei noch nicht im Hause und muß deshalb das Meiste vom Chiffriren und Dechiffriren mit Hülfe meines attachirten Ltnt. Klüber selbst besorgen, oft auch allein, mitten in der Nacht. Dabei habe ich mir die Augen etwas fatigirt und arbeite nicht mehr bei Licht, sondern stehe früh auf. Du siehst, daß da wenig Zeit zum Briefschreiben war; seit sie*) sich schlagen, kann man sich etwas erholen. Ich bin nur in großer Sorge, daß wir uns schließlich mit dem nachgemachten 1813er von Oestreich besoffen machen lassen und Thorheiten begehn. Sobald wir uns einmischen, wird natürlich für Frankreich der deutsche Krieg Haupt- und der italiänische Nebensache und die Parteinahme Rußlands für Frankreich unvermeidlich. Dann bricht der Tanz an allen Ecken los, auch im Orient und in Ungarn. Ich glaube, daß wir es in der Hand haben, den Krieg auf Italien einzuschränken und auch Oestreichs deutsche Besitzungen davor zu sichern. Thun wirs nicht, so mag Gott ein Einsehn haben und uns den gesunden Menschenverstand wieder verleihn, der wenigstens unsrer Partei für die Beurtheilung auswärtiger Verhältnisse abhanden gekommen sein muß, wenn die blödsinnigen Elucubrationen der Kreuzzeitung über die europäische „Situation“ die Ansichten ihrer Leser ausdrücken sollten. Wenn wir Oestreich zum Siege verhülfen, so würden wir ihm eine Stellung verschaffen, wie es sie in Italien nie und in Deutschland seit dem Restitutions-Edict im 30jährigen Kriege nicht gehabt hat, dann brauchen wir einen neuen Gustav Adolph oder Friedrich II., um uns erst wieder zu emanzipiren. Bisher haben wir uns nicht dumm machen lassen, und ich hoffe, wir bleiben fest. Wir sind nicht reich genug, um unsre Kräfte in Kriegen aufzureiben, die uns nichts einbringen.

Ich habe endlich ein Haus gefunden, schön gelegen am englischen Kai (an der Newa nach der Seeseite zu), groß, aber mehr Säle als Wohnzimmer, gute Ställe und eigne Reitbahn, aber miserables Unterkommen für die Leute,

---

*) Franzosen und Sardinier gegen die Oesterreicher.

mit einem guten Theil Luxusmöbeln, aber keinen für täglichen Gebrauch; Preis 7000 Rubel Silber jährlich ohne Heizung. Die Theurung ist für tägliche Bedürfnisse, Fleisch, Brot, Fourage nicht übermäßig, aber für alles, was zum Luxus gehört, fabelhaft. Dem Kanzleidiener muß ich 35 Rubel monatlich geben, Jäger, Lakaien 25, Reitpferde garnicht zu erschwingen, d. h. elegante; mittelmäßige sind unbedeutend theurer wie bei uns, etwa 80 Fdr. statt 60; Pferde, die bei uns 120 bis 80 kosten, gelten aber hier das Doppelte, ja in einzelnen Fällen für reiche Liebhaber bis 10000 Rubel! Arabischer Schnitt, hochhalsig bei sehr großer Statur ist, was man schätzt. Eine einfache 3sitzige Glaskutsche 11 bis 1200 Rubel, und unsre Wagen halten hier das unglaublich schlechte Pflaster bei dem schnellen Fahren nicht aus. Die Menge der Wagen auf den Hauptstraßen ist erstaunlich, wie in London; man muß sein Tempo sehr schnell und umsichtig wahrnehmen, wenn man zu Fuß über den Fahrdamm will. Vorgestern war die erste große Parade, etwa 40000 M. Tscherkessen, Kosaken, Tataren aller Art, sehr schönes Material an Mensch, Pferd und Leder, überhaupt sehr gelungen. Ich war als Kürassier, und der Kaiser, der überall besonders gnädig für mich ist, nahm mich von Anfang bis zu Ende neben sich und setzte mir alles selbst auseinander. Gegen den kalten Wind habe ich mir ein vollständiges Untercostüm von Leder machen lassen, was mir vortreffliche Dienste that, da die Geschichte fast 3 Stunden dauerte und eisiger Sturm mit Staub, Schnee und Hagel wechselte. Zur Jagd habe ich noch nicht viel Zeit gehabt; mit den Bären wars zu Ende; grade in der Woche, wo ich kam, „standen sie auf“ und lassen sich nicht mehr finden. Einen Auerhahn habe ich geschossen und bin dazu 3 Meilen gefahren, um Mitternacht zu Pferde gestiegen, etwa 25 Werst durch Haide, Moor und wüsten Wald geritten und war Morgens 8 Uhr wieder hier bei der Arbeit. Eine mühsame, aber gesunde Abwechselung in dem Schreiberleben. Wenn ich Urlaub bekommen kann, so komme ich vielleicht Ende Juni nach Pommern, um Johanna mobil zu machen. Mit der Gesundheit geht es, nach einigen kleinen Leiden, gut und bin ich überhaupt bis auf das Klima und die Trennung von meiner Familie vollständig mit meiner Lage zufrieden. Das gesellige Treiben ist angenehm und wohlerzogen, und nach allen den Frankfurter Zänkereien ist es eine wahre Erholung, dienstlich nur mit liebenswürdigen Leuten und Formen zu thun zu haben. Herzliche Grüße an Malwine, an Deine Kinder und an alle Nachbarn. . . Von Schönhausen bin ich ohne Nachricht, seit ich fort bin. . . Leb wohl und schreibe bald.

Dein treuer Bruder

v. B.

XI.

Berlin, 12. Mai 1860.

Lieber Bruder,

verzeih, daß ich Dir nicht früher für Deine beiden letzten Briefe gedankt habe. Ich bin hier zwischen Geschäften, Geselligkeit und gelegentlichem Unwohlsein so in Anspruch genommen worden, daß ich es von einem Tage zum andern verschob. Ich kam zu Anfang März auf 8 Tage her, um ärztlichen Rath und je nach dessen Ausfall Urlaub zu einer Badereise zu holen. Letztere wurde nicht für nützlich erachtet, und ich drückte den Wunsch aus, nach Hohendorf zurückzukehren und von dort die Reise nach Petersburg anzutreten, sobald Wege und Flüsse sicher passirbar sein würden. Ohne gerade bestimmten Widerspruch zu erfahren, bin ich aber hier von Tage zu Tage zurückgehalten worden, 4 Abschiedsaudienzen führten jede am Schluß nur zu dem Wunsche des Prinzen, daß ich noch einige Tage bleiben möchte. Abgesehn von der Unbehaglichkeit des Gasthofslebens und der Trennung von Johanna, die vor 3 oder 4 Wochen abreiste, in der Hoffnung, daß ich in 3 Tagen folgen würde, bringt mich dieses äußerlich unmotivirte Verweilen hier am Hofe in eine schiefe Stellung zu den Ministern, besonders zu Schleinitz. Ich habe deshalb vor einigen Tagen noch einen entschlossenen amtlichen Schritt gemacht, um auf meinen Posten zu gehn, und gleichzeitig in scherzhafter Weise um 6 W. Urlaub gebeten, die ich in Petersburg zuzubringen beabsichtigte. Das Ergebniß ist aber ein ziemlich ungnädiger Befehl gewesen, „hier zu bleiben". Nun weiß ich wenigstens, woran ich bin oder vielmehr, was ich zu thun habe, und da der Regent gleichzeitig Perponchers Bitte, ihm die Rückkehr und Uebersiedlung nach Neapel zu gestatten, trotz ministerieller Befürwortung abgeschlagen hat, so ist klar, daß er mich in den nächsten Tagen noch nicht nach Petersburg läßt. An Johanna habe ich geschrieben, daß sie mich vor Schluß des Landtags (23.) nicht erwarten möge. Das Gerücht erklärt sich mein Festhalten natürlich durch die Annahme, daß ich Schleinitz ersetzen soll; dieselbe verliert aber für mich dadurch jede Wahrscheinlichkeit, daß mit mir von competenter Stelle kein Wort in diesem Sinne gesprochen worden ist, und man doch nicht annehmen kann, daß ich gar keine Bedingungen machen würde, wenn ich in dieses Cabinet eintreten sollte. Wollte ich bereitwillig in diese Galeere hineingehn, so müßte ich ein ehrgeiziger Narr sein; jeder große Gesandschaftsposten, auch der Petersburger, der, abgesehn vom Klima, der angenehmste von allen ist, ist ein Paradies im Vergleich mit der Schinderei eines heutigen Ministergeschäftes, besonders des auswärtigen. Wenn mir aber die Pistole auf die Brust gesetzt wird mit ja und nein, so habe ich das Gefühl, eine Feigheit zu begehn, wenn ich in der heutigen, wirklich schwierigen und verantwortungvollen Situation „nein" sage. Wenn wir so

vor dem Winde weitertreiben, so ist es Gottes Wunder und besondre Gnade, wenn wir nicht so fest laufen, daß die Fragen von Juden und Grundsteuern bald sehr nebensächlich erscheinen. Kurz, ich thue ehrlich, was ich kann, um unbehelligt nach Petersburg zu gelangen und von dort der Entwicklung in Ergebenheit zuzusehn, wird mir aber der ministerielle Gaul dennoch vorgeführt, so kann mich die Sorge über den Zustand seiner Beine nicht abhalten, aufzusitzen. Johanna und meine Schwiegereltern erwarten mich schmerzlich von Tage zu Tage in Hohendorf, und dieser Mißbrauch der Gastfreundschaft ist mir, trotz der stets erneuerten Einladung und Liebenswürdigkeit, fast das Peinlichste an der Situation. In dem steten Glauben, in 2 Tagen nach Petersburg reisen zu können, haben wir immer Anstand genommen, die 2 Tagereisen nach Reinfeld mit 8 resp. 11 Personen nochmals hin und her zu machen. Es wird nun aber doch wohl nicht anders werden, und wenn dann meine Abreise nicht, wie es wohl zu geschehn pflegt, urplötzlich sehr eilig betrieben wird, so hoffe ich dann den Weg über Külz und Reinfeld nehmen zu können. . .

Johanna und die Kinder sind wohl mit Gottes Hülfe, und mit dem neuen Hauslehrer geht es gut. . . . Ich bin ziemlich wieder zu Kräften gekommen, aber doch nicht ganz der Alte, erkälte mich leicht und darf nur wenig Wein trinken. Wenn ich, was auch in der Möglichkeit liegt, für die nächsten 2 Monate einen provisorischen Auftrag erhalten sollte, der mich so lange von Petersburg fern hält, so möchte ich dann noch 4 Wochen ins Seebad, am liebsten nach Stolpmünde gehn, sonst muß ichs in Finnland brauchen. Meine Sachen liegen alle unausgepackt in Petersburg, wahrscheinlich von Motten gefressen; ich habe für mich, Frau, Kinder, Leute Alles müssen neu machen lassen, da wir im November nur noch Nachtzeug bei uns hatten. In Petersburg habe ich jedes Quartal 5000 Thlr. Ausgaben, ohne dort zu sein, da ich den Hausstand doch nicht auflösen kann, und in diesem Vagabondenleben gebrauche ich, trotz Hohendorfscher Gastlichkeit, ein fabelhaftes Geld; seit Januar sind mir, außer Petersburg, über 5000 Thlr. baar durch die Hände gegangen, zum Theil noch Einrichtungskosten, und die sind noch nicht alle getilgt. 3000 Thlr. geben sie für den Umzug, und 13000 kostet er. Doch Gott hilft haushalten, und ich komme im Ganzen im Vermögen nicht zurück. . . . Herzlichste Grüße an Malwine. Arnims sind wohl, alle Abend aus, Mittags esse ich da, wenn ich nicht aus bin, wie heut doppelt, um 3 und um 6, und ich habe Gründe, auf beide Diners zu gehn und bei beiden zu fasten. Leb wohl.

Dein treuer Bruder

v. B.

XII.

Berlin, 18. July 61.

Lieber Bruder,

sei mir nicht böse, wenn ich durch Freienwalde fahre, ohne anzuhalten; ginge ein Telegraph nach Naugard, so würde ich Dich benachrichtigen. Ich soll 4 Wochen Kissinger trinken und 4 Wochen See baden; alles beabsichtige ich in Reinfelde und Stolpmünde zu erledigen; wenn ich mich nicht sofort davon mache, so wird mir Mitte September die Ostsee zu kalt und zu einsam. Sobald diese Operationen beendigt sind, komme ich mit Johanna zu Euch, um von dort nach Kröchlendorf und Carlsburg zu gehn, bevor ich mich wieder gen Norden begebe. Meinen herzlichen Glückwunsch zu Deinem Geburtstag, den ich gern und sicher in Külz feiern würde, wenn diese infame Kur nicht wäre, die mir nach allen Richtungen hin im höchsten Grade störend und langweilig ist. Vielleicht hast Du einige Tage übrig, uns mit Malwine in Reinfeld oder Stolpmünde zu besuchen; das wäre sehr erfreulich. Mir geht es ziemlich wohl, etwas matt und heiß von den 500 Meilen, die ich seit Petersburg gemacht, und ich sehne mich nach Ruhe in Reinfeld, wenn nur der Kissinger nicht dabei wäre. In Baden habe ich dem verrückten Attentat*) beinah beigewohnt. Ich suchte den König grade auf der Promenade und fand ihn eine Viertelstunde nach dem Vorfall etwas verdrießlich über das Aufsehn und die Störung, das Unterfutter aus dem Rockkragen hängend, sonst aber ganz heiter gestimmt, im Gegensatz zu der entsetzten Umgebung, bestehend aus der Königin, Großfürstin Helene und deren Damen. Meine Abreise wurde dadurch noch einige Tage verzögert, sodaß ich es nun sehr eilig habe. Lebe wohl, grüße die Deinen herzlich, ich muß um 12 fahren, vorher noch zu Schleinitz, und es ist gleich 11. Bernstorff kommt an Schleinitz' Stelle, der seinerseits Hausminister wird. London soll vor der Hand offen bleiben, setzt aber viel Begehrlichkeiten in Bewegung; die meinige nicht, ich bleibe lieber in P. und ziehe ungern um. Beinah wäre ich Minister des Innern geworden, aber die Sache hat doch sehr ihre Haken, besonders wegen der vielen schlimmen Landräthe, in die man einen ganz neuen Zug bringen müßte. Einstweilen bleibt nun das ganze Ministerium am Platz außer Schleinitz, und ich richte mich für den Winter in Petersburg ein. Dein treuer Bruder

v. B.

XIII.

Biarritz, 20. Aug. 62.

Mein liebes Herz,

ich bin in Biarritz hängen geblieben an der Schwelle der Pyrenäen, die ich vielleicht noch betrete. Das Seebad bekam mir zunächst so ausgezeichnet, daß ich die Abreise von einem Tage zum andern verschob, obschon ich mich etwas

*) Beckers Attentat vom vierzehnten Juli 1861.

einsam fühlte. Seit die Orlows gekommen sind, lebe ich mit ihnen, als ob wir allein auf dem Bade wären .... Wir baden des Morgens, gehn dann auf die Klippen, frühstücken in einer entlegnen Schlucht hinter dem Leuchtthurm, wo ich augenblicklich neben einer gelb und blauen Robe auf dem Rasen sitze, zwischen zwei haidebraunen Feldern auf grüne Wellen und weißen Schaum blickend, diese Zeilen schreibe; große weiße Möwen mit schwarzen Flügeln schweben und kreischen in der Höhe, und die allgegenwärtige Tamarinde beschattet uns ausreichend gegen die glühende Sonne eines „schönen Wetters“ d. h. 25 Grad im Schatten, nur hier nicht, wo die Seebrise kühlt. Einige Birnen, Pfirsiche und Hunde liegen neben uns, Orlow (Du kennst ihn doch mit der schwarzen Binde auf dem Auge, der Gesandte in Brüssel) sitzt rauchend und lesend, seine Frau schreibt wie ich. Sie würde Dir auch sehr gefallen ... sehr originell, gescheut und lustig . . . ., aber civilisirt durch französisch-deutsche Erziehung; ihre Eltern (Trubetzkoi) wohnen seit 20 Jahren in Fontainebleau. Um 3 nehmen wir das zweite Bad, essen um 5, gehn dann wieder spaziren und lagern im Seewind bis zur Schlafenszeit auf dem Haidekraut. Ein behagliches Stillleben, bei dem ich Berlin und Paris (aber nicht Reinfeld) vergesse und von dem ich mich mit sehr lieben Erinnerungen trennen werde. Wann? Die Frage lege ich mir täglich vor und verschiebe die Beantwortung auf morgen, indem ich mit Recht mich darauf berufe, daß ich seit 6 Jahren nicht so gesund gewesen bin, wie jetzt hier. Ich klettre und gehe den ganzen Tag wie eine Ziege, liege im feuchten Gras ohne Furcht vor Rheuma und werde täglich 1 Jahr jünger, also wenn ich noch lange bleibe, studentisch oder kindisch. Außer meiner Nachbarin kenne ich hier nur eine alte Gräfin B .... und ihre Enkelin, ein hübsches tanzlustiges Fräulein, mit der ich einige Mal walzen mußte, ehe Orlows kamen. Das Gros der übrigen Gesellschaft sind Spanier von guter Familie und schlechter Erziehung; sie sprechen keine europäische Sprache, und ich weiß nichts mit ihnen aufzustellen..... Wenn Du mir schreiben willst, so adressire nach Paris, als ob ich dort wäre, von da behält man mich im Auge. Ich trete meinen Rückzug von hier jedenfalls über Pau, Barrèges, Toulouse, Marseille an, nur heut noch nicht. Von Bernstorff hatte ich vor einigen Tagen einen veralteten Brief vom 5. Er wünscht, daß der Stellenwechsel, „wenn er sich überhaupt auf das Fachministerium erstrecken soll“, jedenfalls vor Ende Sept. stattfinde. Ich gehe nicht vor Ende meines Urlaubs, der etwa den 14. abläuft, nach Berlin und Pommern. Vorher habe ich Angst, in Berlin im sonnigen Gasthof vor Anker gelegt zu werden. Dann muß sich mein Geschick entscheiden, mir ist es einerlei, wie. Leb wohl, liebes Herz, die Sonne kommt aufs Papier, und dafür, daß ich auf meinem rechten Bein schreibe, ist der Brief recht leserlich; Mendelssohns Briefe liegen freilich noch darunter. Herzliche Grüße an Oscar.

Dein treuster Bruder

v. B.

XIV.

Varzin, 28. Okt. 1869.

Mein geliebtes Schwesterherz,

ich bin leider verurteilt einsam das Haus zu hüten; Joh. wird Dir sagen, wie es im Punkte der Gesundheit steht. Ich bin mit Gottes Hülfe in der Erholung, aber doch noch in solcher Verfassung, daß die gestern vollendete Crise Heydt-Camphausen ohne mich abgespielt werden mußte; sie ging brieflich glatter ab, als ich gehofft hatte. Ich hätte Dich so gern als Großmutter und Silberbraut im Staate gesehn und Dir das Zeugniß gegeben, daß Du die vorzeitigen Ehren des Alters trägst wie unsre Rosen den heutigen Oktoberschnee, sie sehn nur um so frischer unter ihm aus. Ich hätte so gern Oskars Brautfahrt in Kniephof und Naugard, Antonie und Schönhausen und alle todten Hochzeitsgäste mit Dir beredet und ganz abgetragne Betrachtungen über traumhafte Flüchtigkeit des Lebens mit Dir neu aufgebügelt. Man verzichtet so spät auf die Illusion, daß das Leben nun bald anfangen soll, und hält sich so lange bei der Vorbereitung auf, daß es solcher Meilensteine von 25 Jahren bedarf, um sich durch den Rückblick klar zu machen, wie lang die zurückgelegte Strecke ist, und wie viele gute und schlechte Stationen man passirt hat. Ist es ein Beweis unsrer Ungenügsamkeit oder der Dankbarkeit unsres E r i n n e r u n g s vermögens oder ist es nur m e i n Fehler, daß mir die gegenwärtige Station immer unbehaglicher erscheint als alle früheren und daß man nicht aufhört rastlos vorwärts zu treiben in Hoffnung auf eine bessere? Ich wünsche Dir von Herzen, daß Du wenigstens übermorgen Dein Fest in der befriedigten Stimmung feierst, in der man dem Zeit-Postillon zurufen möchte: Schwager, fahr sachte! Ich finde mich recht undankbar gegen Gott, daß ich zu dieser Stimmung des Behagens niemals gelange und doch nach meiner eignen Ansicht so viel Grund dazu hätte, wenn ich an Frau und Kinder denke und vor allem an meine Schwester, und an so manches andre in Staat und Haus Erstrebte, und wenn es erreicht war, nicht Gewürdigte. Ich hoffe, daß ich besser werde, wenn ich nicht mehr Minister bin, darauf muß ich alle vertrösten, die an mir zu tragen haben. Grüße O. und Deine Kinder herzlich. Dein treuer Bruder v. B.

XV.

Berlin, 23. 7. 1870.

Lieber Bruder,

seit Du 3 Jahr wurdest, ist Dein Geburtstag nicht unter ähnlichen Umständen, nicht in so ernster Zeit gefeiert worden. Ich kann Dir dießmal nichts Beßres wünschen als den Wunsch Aller: möge Gott Dir verleihn, daß Du Dich mit den Deinigen wohlbehalten des Sieges über die

große Räuberbande freuen kannst, die vermuthlich grade morgen über unsre Westgränzen hereinbrechen wird.

Ich bin seit einigen Tagen wohler wie seit lange, es ist das Kraut „muß", was mich aufrecht hält. Wenn die Spannung vorüber, wird der Zusammenbruch der Kräfte wohl folgen, wie 66. Johanna macht mir Sorge; nervöse Kopfschmerzen seit Wochen ohne Unterlaß. Die stete Sorge um meine Gesundheit, die Nachtwachen und die Angst bei Herbert haben ihre Kräfte schwer mitgenommen. Herzliche Grüße an Malwine.

Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

XVI.

Versailles 4. 1. 71.

Meine geliebte Malle,

herzlichen Dank für Deinen Brief, den ich einige Tage unbeantwortet ließ, weil ich unwohl und doch geschäftlich belastet war. Es schien der Beginn von Podagra zu sein, schickliche Krankheit für alternde Staatsmänner und Ableitung des Ärgers, angeblich durch Anweisung auf 25 Jahre Lebensverlängerung. Sage Joh. nichts weiter davon; daß ich unwohl, aber in Besserung, habe ich ihr selbst geschrieben. Es sitzt jetzt mit Gichtschmerz im rechten großen Zeh, die normale Stelle. Roon liegt an Asthma; meine Isolirung im sozialen Verkehr wäre vollständig ohne Delbrück. Joh. kann leider nicht hier sein, Frauen sind verboten, sonst würde jeder seine haben wollen, auch die, welche sonst recht gut ohne fertig wurden. Oscars Besuch hat mir viel Freude gemacht, aber auf die Dauer kann er hier nicht aushalten, wenn er nichts zu thun hat. Johanniter und deren sind wie die Bösen behaupten, schon zu viele. Stolberg war 2 Tage hier, sonst hat in den 14 Tagen, daß ich nicht ausgehe, niemand mein Zimmer betreten als dienstliche Räthe und andre Geschäftsleute, einmal der Kronprinz. Ich habe Eulenburg gebeten, sich einen geschäftlichen Vorwand zum Herkommen auf einige Tage zu machen. Einmal, um unter den Uniformen einen sympathischen Menschen zu sehn, und dann, weil ich von ihm Beistand gegen das erobernde Eindringen der Soldatesca in die Civilgeschäfte hoffe. Wenn sie letztere verständig behandelten, so bin ich ja nicht hungrig nach Arbeit. Aber sie begehn sehr schädliche Thorheiten in ihrem politischen Dilettantismus, und nachher glaubt die Welt noch, ich sei es gewesen. Heut sollte endlich ernsthaft geschossen werden, aber der Nebel hindert es. Nach den bisherigen Probeleistungen unsrer Belagerungsartillerie ist alles zum Schießen bekehrt, nur Schade, daß es nicht 2 Monat früher

so war, dann wären wir weiter mit weniger Opfern. Herzliche Grüße an Oscar. Kotze vor 5 Tagen gesehn, ist wohl. Dein treuer Bruder

v. B.

XVII.

Varzin, 23. July 1871.

Lieber Bruder,

mögest Du Dein Fest morgen in Gesundheit und Freude erleben und Gott Dir in dem neuen Lebensjahre mit Seinem Segen zur Seite stehn. Es geht mit den letzten Jahren unsres Erdenlebens wie mit allen Abwärts-Bewegungen, sie vergehn in steigender Beschleunigung. Seit ich die 50 überschritten, es muß 1865 gewesen sein, und schon vorher, wie mich dünkt, hat das Jahr seine 12 Monate nicht mehr, und sie werden jedesmal kürzer. Wenn ich hier an Örtlichkeiten komme, die ich seit dem 12. July 70 sicher nicht gesehn habe, so geschieht es mit dem Eindruck, als wäre ich vor wenig Wochen da gewesen und die jetzt reifende Saat wäre die, welche ich im Herbst 69 bestellen sah. Ich kann nicht sagen, daß mir diese schnelle Förderung angenehm wäre, denn so deutlich ich mir auch gegenwärtig halte, daß jeder Tag der letzte sein kann, so gelingt es mir doch nicht, den Gedanken liebzugewinnen. Ich lebe gern. Es sind nicht die äußern Erfolge, die mich befriedigen und fesseln, aber die Trennung von Frau und Kind würde mir erschrecklich schwer werden. Du sprachst in dem letzten Briefe, den ich in Berlin erhielt, von dem Erdenglück, welches mir so reichlich zu Theil geworden. Es ist das besonders in meiner amtlichen Stellung der Fall; ich habe Glück gehabt in dem, was ich dienstlich angriff, weniger in meinen Privatunternehmungen. Es ist das für das Land sehr viel besser, als einen Minister zu haben, dem es umgekehrt geht. Worin mich Gott aber am meisten gesegnet hat und ich am eifrigsten um Fortdauer dieses Segens bitte, das ist die friedliche Wohlfahrt im Hause, das geistige und körperliche Gedeihn der Kinder, und wenn mir das bleibt, wie ich zu Gott hoffe, so sind alle andern Sorgen leicht und alle Klagen frivol. In dem Sinne nur erwähne ich, daß meine amtliche Stellung bei allem äußern Glanze dornenvoller ist, als irgend jemand außer mir weiß, und meine körperliche Fähigkeit, alle die Galle zu verdauen, die mir das Leben hinter den Coulissen ins Blut treibt, ist nahezu erschöpft, meine Arbeitskraft den Ansprüchen nicht mehr gewachsen. In meinen eignen Geldangelegenheiten habe ich kein Glück, vielleicht kein Geschick, jedenfalls nicht die Zeit, mich darum zu kümmern. Ich war in guter Lage, bevor ich die erste Dotation bekam; seitdem geht alles in Varzin auf; ich habe außer meinem Gehalt und der Pacht von Schönhausen nicht einen Groschen Einnahme, nur Zu-

schüsse zu Selitz, Misdow, der Forst und den Bauten; die ganzen Pachterträge bleiben hier und reichen nicht. Die Zukunft wird das alles wohl ins Gleise bringen, ob zu richtigen Zinsen, das weiß ich nicht. Die neue Dotation ist, wie ich denke, sehr werthvoll, bisher aber brachte sie mir nur eine Ausgabe von 85000 Thlr., die ich aufgenommen habe, um eine veräußerte Parzelle mitten darin zu kaufen, den einzigen Fleck, wo man sich etabliren kann, wenn man nicht in einem verwunschenen Jagdschloß im wüsten Walde wohnen will. Die Einnahmen waren bisher 34 000 Rthlr. netto, darunter 3500 Thlr. Jagdpacht und 2 bis 3000 Thlr. für Mahl-, Brau- und Brennzwang. Beides fällt künftig fort, letztres durch die Gesetzgebung, und die Jagd kann ich doch nicht dauernd den Hamburgern lassen. Die Einnahmen stehn mir erst vom 1. Jan. 72 an zu. Bis dahin mache ich Schulden. Immer wären 30 000 Thlr. eine schöne Revenue, nur muß man nicht Fürst dabei sein. Auf diesen Schwindel werde ich mich wohl nicht mehr recht einleben. . . .

Ich trinke Carlsbad, noch bis zum 1. August. Einstweilen macht es mich sehr matt. Dann soll ich in ein Seebad und kann mich garnicht entschließen, wohin. Ich fürchte das Leben im Gasthofe und die fremden Menschen und das kalte Wasser. Vielleicht muß ich auch zum Könige, falls S. Maj. noch nach Gastein gehen sollte oder sonst eine Zusammenkunft mit andern hohen Herren hat. Dann geht das Arbeiten wieder an. Einstweilen mache ich mir das Vergnügen, täglich einige Dutzend Briefe, die an mich kommen, unerbrochen zurückzuschicken. Täglich werden wenigstens 20 000 Thaler Darlehn von mir verlangt, abgesehn von allen Stellen- und andern Gesuchen. Ich nehme keine Briefe mehr an, deren Schreiber ich nicht als berechtigt kenne. Nun leb wohl, lieber Bruder, mit nochmaligem Glückwunsch und Grüßen an die Deinigen. In etwa 8 Tagen erwarte ich Herbert, der in Schlangenbad badet. Er will beim Regiment bleiben, Bill wieder studiren, wird einstweilen à la suite gestellt. Carl Bismarck will den Abschied nehmen. Der Ärmste leidet so, daß er nur seiner Pflege leben will . . . Leb wohl.

Dein treuer Bruder

v. Bismarck.

Religion und Politik.

Eine Betrachtung wie diese hat in der Stimmung unserer Tage wenig Aufmerksamkeit zu erwarten. Vielleicht findet sie eben deshalb manchen Leser von jenem altväterischen Geschmack, den es angenehm dünkt, wenn auch an verlockenden Aussichten vorübergegangen wird und mancher zum Licht drängende Gedanke unausgesprochen bleibt.

Man ist heute ziemlich einig, in der Familie die erste Form der menschlichen Gesellschaft zu sehen. Der Anfang der Familie war der Wille des Mannes, die Art fortzusetzen, und der Glaube des Weibes an die Möglichkeit. Der Wille des Stärkeren zu einer That, zu einer in die Zukunft weisenden That, und der Glaube der Schwächeren, daß diese That das Glück, die Erlösung bringen werde, haben den Verband der Familie zu dem des Staates und den Glauben des Weibes zu den Religionen der Völker entfaltet. Denn mit jener That sind alle Thaten des Herrschers, alle Thaten der Macht, die Rache, die Strafe, die Belohnung, des Angriffes und des Friedensschlusses, alle Ausdehnung und alle Einschränkung, der Inhalt Dessen, was wir Recht nennen, und die Form, die dieser Inhalt im Leben menschlicher Gemeinschaften annimmt, die Politik, gegeben. Und die Erduldung der Gewalt läßt Enttäuschung oder Sehnsucht nach Befreiung zurück. So ruhen die That des Mannes, das Recht, die Politik, ganz in der Gegenwart als der Ausdruck der eben im Augenblick verfügbaren Kraft, als das lebendige, aber von jedem Augenblick von Neuem zu erkämpfende und festzustellende Interesse an dem Bestande des Gegenwärtigen. Enttäuschung und Sehnsucht dagegen schaffen einen Seelenzustand: den Glauben. Dieser tiefe, ausschließende Unterschied begründet das Uebergewicht der Familie gegenüber dem Willen des Vaters, des Stammes gegenüber dem Häuptling, des Volkes gegenüber dem König, der Religion gegenüber der Politik. Denn keine noch so große Macht der Gegenwart kann jemals den Glauben der Beherrschten an die Zukunft vollkommen erfüllen und selbst Christus setzt die Erfüllung aller Dinge auf die Zeit seiner Wiederkehr.

Zwar ist der Familienvater der erste Gott, Prophet, König, Richter und Rächer in einer Person; allein die heranwachsende Kraft der Nachkommen und die zunehmende Schwäche des eigenen Alters zwingen ihn, nach außerpersönlichen Beglaubigungen seines Ansehens zu suchen. Diese findet er, indem er Priester wird und auf die Vorfahren hinweist. Als Erbe und Inhaber der Vorzüge der Ahnen giebt er sich als deren Beauftragter, an ihrer Stelle und nach ihrem verklärten Vorbilde für die Familie, für die ganze Familie, zu sorgen. Den von allem Egoismus losgelösten Willen und die größere Weisheit der Vorfahren behauptet er, gegenüber dem beschränkten Streben

und der kurzen und lückenhaften Erfahrung vereinzelter Familienmitglieder allein zum wirklichen Wohle der ganzen Familie deuten und nutzbar machen zu können. So vervielfacht er seine Göttlichkeit und vermindert seine Menschlichkeit zugleich. Dann deutet er Wind und Wetter, den Vogelflug, die Geräusche des Waldes, des Meeres, der Wüste, die Spuren des Wildes und der fremden Menschen. Den Beistand der guten Götter und Geister erwirkt er, den Schaden der Bösen wehrt er ab, — nicht immer mit zweifellosem Erfolg. Die Familienmitglieder werden von der Ahnung erfaßt, es möchte doch noch einen Mächtigeren geben als diesen gegenwärtigen Gott und König, den Familienvater. Dieser Zweifel und der Wunsch nach einem größeren Herrn, der mehr Lust gewähren und jeden Schmerz verhindern kann, haben alle und jede Wandlung in Religion und Politik in der ganzen Geschichte der Menschheit bewirkt und die eine Seite des Familienvaters zum Zarismus, die andere zum Papstthum entwickelt.

Aber je umfassender und mannichfaltiger die Sehnsucht der Beherrschten — die Religion der Familie, der Horde, des Stammes, des Volkes, der Nation — aus eigenem inneren Trieb und durch die Berührung mit der übrigen Menschheit sich gestaltete, desto schwieriger wurde es dem Herrscher, die übersinnliche Welt zur Stütze der eigenen Autorität heranzuziehen, desto zweifelhafter wurde der Nutzen, den er aus seiner Priestereigenschaft zu gewinnen vermochte, desto mehr verblaßte seine Gottähnlichkeit. Aus den Penaten und Laren wurden Stammes- und Volksgottheiten, diesen folgte der einzig wahre Gott der auserwählten Völker, die Jehovas wurden durch den Christengott, den Gott der Menschheit, abgelöst. Dieser hat die Sklaverei des Sohnes, des Weibes, des Gefangenen und die Priesterschaft des Herrschers zugleich beseitigt. Nicht nur der Vater ist Gott, auch der Sohn ist Gott und seine Mutter sitzt am Throne der Dreieinigkeit; und: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt“, so lautete die neue Lehre.

Schon in den Anfängen der Menschheit bildete die Fähigkeit, Besitz, für die Familie, das Volk erwünschten Besitz zu erwerben, das Maß für das Ansehen und die Macht des Familienvaters und Königs. Erwünschter Besitz war vor Allem Landbesitz, selbst für die Völker Europas sogar bis in unser Jahrhundert. Doch hat dieser Wunsch nach Besitzvermehrung seit den Hirtenvölkern bis auf diesen Tag ununterbrochen seinen Sinn verändert. Die Kornsäcke Argentiniens wandern heute von selbst in die deutschen Mühlen und australisches Fleisch entwerthet die Weideplätze Holsteins und verödet die Almen des Hochgebirges. Nicht Acker- und Weideland, sondern Absatzgebiete sind heute der Inhalt der Wünsche der Völker Europas. Je seltener und entfernter diese Gebiete werden, um so unwirksamer wird das Mittel des Krieges. Verhandlungen und Verträge und Anpassung der Produktion treten

an die Stelle. Eine nie gesehene, unerhörte Umwälzung vollzieht sich: die Völker werden Spezialisten der Arbeit. Deutlich erkennbar hält dieser Prozeß gleichen Schritt bei jedem Volke mit der Abnahme der Fähigkeit neuen Landerwerbes. Er hat am Frühesten begonnen und ist am Weitesten vorgeschritten in der Schweiz. Sie erobert seit Jahrhunderten nichts und hat nie kolonisirt. Dagegen zeigt Rußland von jener Wandlung noch kaum eine Spur; es ist im Stande, halbe Erdtheile zu verschlingen, von Kolonialbestrebungen unfaßbar weit entfernt. Die Türkei erobert seit Jahrhunderten nicht mehr, bröckelt eben so lange schon ab und zeigt sich zur heutigen Arbeit schon völlig unfähig, noch mehr aber zur Arbeit der Zukunft, der spezialisirten Arbeit. Sie geht zu Grunde. Der Blick auf diese beiden Länder enthüllt einen überraschenden Widerspruch: das auf dem Gipfel der Macht befindliche Rußland und die am Abgrund eines unwiderruflichen Endes stehende Türkei sind die beiden einzigen Länder Europas, in denen die oberste geistliche und die höchste weltliche Macht in der Hand des Herrschers vereinigt sind. Und mehr noch: während der eine der beiden im Wesentlichen gleichen Organismen zur widerstandlosen Auflösung sich anschickt, erhebt der andere den Anspruch, sein Werdegesetz, das für den Boden der civilisirten Welt jede Keimkraft verloren hat, dem Erdball aufzuzwingen; während der eine den letzten der zur Wirklichkeit gewordenen Irrthümer von der Möglichkeit eines caesaropapistischen Weltreiches mit seinem Ende besiegelt, will der andere den endgiltig beseitigten Irrthum gegenüber der gesammten Kulturwelt erneuern. Hiergegen — und hiergegen allein — protestirt diese am Bosporus, gleichgiltig in welche Worte die scheinbar so verschiedene Sprache der Diplomatie den Widerspruch kleidet. Armenian horrors, Christenschutz, Befreiung des Balkans, Philhellenismus sind nur façons de parler, der geschickte und unbehilfliche, der deutliche und verschleierte Ausdruck für die gemeinsame Ueberzeugung der Kulturwelt, daß das wirthschaftliche Gesammtbedürfniß, der heutige Stand der Kultur dieser Welt, nicht aber der beschränkte und für die Kultur noch lange unfruchtbare und rückständige Geist Rußlands für die Zukunft des Orients maßgebend sein müsse. Im vollen Gegensatz zu Rußland haben die Kulturländer gar kein Interesse an dem Besitz des Landes, sondern nur an seiner Kaufkraft; und der Ruf nach Reformen in der Türkei drückt wirklich den ganzen Inhalt der Wünsche der Mächte aus. Für Rußland freilich hat dieser Ruf keinen Sinn; denn es empfindet die wirthschaftliche Rückständigkeit des Osmanenreiches und der Balkanländer überhaupt nicht, ja, diese Rückständigkeit ist die Ursache, daß der einzige Botschafter des Zaren am Goldenen Horn dem Einfluß der ganzen Eintracht des gesammten vereinigten Europas die Waage halten kann.

Die wirthschaftliche Rückständigkeit der slavischen Welt, die in Rußland

und in der Türkei natürlich am Stärksten ist, entspricht aber ganz der geistigen, der religiösen Rückständigkeit oder ist vielmehr nur ihr sichtbarer Ausdruck. Um einen vollen Ueberblick zu gewinnen, muß man bis in die Zeiten des Schismas zurückgehen. Den ganzen, unendlichen geistigen Segen, der dem Westen aus den Kämpfen der Päpste und Kaiser und aus der Reformation zufloß, mußte die orthodoxe Christenheit entbehren. Der Machtverfall der obersten, centralen geistlichen Gewalt, des ökumenischen Patriarchates, war eine der augenfälligsten Folgen, die interessanteste Erscheinung aber dabei war, daß die weltliche Gewalt des Herrschers wieder die geistliche des Hohenpriesters in sich aufsaugte. Peter der Große mußte sich noch bittend nach Konstantinopel wenden, aber schließlich wurde er Gründer des Heiligen Synods und heute ist der Zar das offen und stillschweigend anerkannte geistliche und weltliche Oberhaupt der gesammten slavischen Welt. Daß es geradezu fast alle — und fast nur — Slaven sind, die mit ihrem ganzen Dasein nach Petersburg gravitiren, ist ein Zeichen, wie innig wirthschaftliche und religiöse Verfassung auf dem gemeinsamen Grunde der Rasseneigenthümlichkeiten zusammenhängen. Und daß die Reformation von dem slavenreichen nördlichen Deutschland ausging, ist eine Erscheinung, die sich wohlverständlich anreiht. Dagegen haben die wirthschaftlich-religiösen Zustände des Westens von Europa in den gemeinsamen Schicksalen der Völker trotz den allerdings weniger tiefen Rassenunterschieden heute eine Gleichartigkeit erreicht, die in der That die ganze westliche Kulturwelt in einen unüberbrückbar scheinenden Gegensatz zu dem Osten gebracht hat. Wegen dieser Gefahr, möchte es scheinen, habe Europa diese langen Jahre die schwere Waffenrüstung tragen müssen. Und trotzdem ist der dornenvolle Weg Preußens und Oesterreichs mit seinen peinlichen und bitteren Kämpfen in den Parlamenten und in den Schreibstuben der Verwaltung vielleicht der einzig gangbare gegenüber der nördlichen, wie der Englands und Italiens gegenüber der südlichen slavischen Rückständigkeit. Denn die nichtrussischen Bestandtheile der slavischen Rasse haben durch die längere und innigere Berührung heute schon Kulturelemente des Westens in sich aufgenommen, die mit unwiderstehlicher Wurzelkraft den geistigen harten Boden der Grenzgebiete bereits so weit aufgeschlossen haben, daß eine Rückkehr ihrer Völker auf die Stufe der russischen Volksmasse auch durch eine bedingungslose Einverleibung in das Zarenreich nicht mehr möglich wäre. Dieser kleine Unterschied allein genügt heute, selbst die exponirtesten Posten in Europa vor solcher Einverleibung zu schützen. Es will vielmehr den Anschein gewinnen, als könne die slavische Welt im Gange ihrer Entwickelung die Stufe der nationalen politischen Einigung überhaupt überspringen und in verhältnißmäßig kleineren politischen Organismen unmittelbar die Pflege und Ausbildung der Stammesindividualitäten in Angriff nehmen.

Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, hätte der Islam in Europa und Asien eine Kulturaufgabe geleistet, deren unermeßliche Bedeutung jetzt erst ins volle Licht hervorzutreten beginnt. Dann aber ist die Frage, wer einst Konstantinopel besitzen soll, wirklich die Lebensfrage der gesammten Kulturwelt und nur dann wird das leise und doch fürchterliche Erbeben, unter dem das ganze Europa heute zusammenschaudert, wirklich verständlich. Dieser Schauder macht die Kabinette von Berlin und Wien, von London und Paris so nervös, weil man überall fühlt, daß die Instinkte der Völker, die so lange schwiegen, daß sie Manchem verstummt schienen, dahinter stecken und daß man sich ihnen auch mit den ernstesten Mienen und den drohendsten Geberden kaum wird entziehen können. Diese Nervosität enthält aber als wichtigen Bestandtheil noch die deutlich erkennbare Furcht, als sei jener Drang der Instinkte nach einer Aenderung der Dinge im Orient ebenfalls nur ein Bestandtheil eines viel umfangreicheren Programmes der Wünsche der westlichen Völker Europas. Diese Furcht wird die Mächte gruppiren, wenn die Gleichgiltigkeit der Völker an der Gegenwart bis zur Freude am Kriege gesunken sein wird.

Daß die Völker für ihre Wünsche im Orient gar keinen anderen Ausdruck finden können als den, sie im Namen des Christenthumes zu erheben, Das scheint ein schöner Beweis für die Richtigkeit der Anschauung über Religion und Politik, der diese Betrachtung entflossen ist.

Paul Garin.

Studentische Ehrengerichte.

In Deutschland ist oft genug die Frage gestellt worden, wie dem Duell unter den Studirenden zu steuern wäre. Die Einen begnügen sich mit der sehr äußerlichen Antwort, daß strenge Verordnungen dagegen erlassen und durchgeführt werden müßten; die Anderen meinen, daß die Zweikämpfe unter Studenten erst aufhören wüden, wenn das Offizierduell ausgerottet wäre; und die Dritten endlich sehen das Heilmittel in der Einsetzung ständiger studentischer Ehrengerichte, die alle unter Studenten vorkommenden Ehrenhändel durch Schiedsrichterspruch beilegen könnten. Dieser letzte Gedanke hat mehrfach in der Geschichte der deutschen Studentenschaft zu Bewegungen geführt, von denen aber heutzutage so gut wie nichts mehr bekannt ist, außer dem Umstande, daß im letzten Wintersemester zuerst an der technischen Hochschule in Charlottenburg und später an der Universität Berlin eine Anzahl von Studirenden eine solche Bewegung schuf und daß diese Bewegung unter der Studentenschaft zu den erbittertsten Kämpfen mit den schlagenden Korporationen, die sich ihr mit aller Gewalt widersetzen, geführt hat. Gerade unter diesen Umständen nun scheint es mir angebracht, einem breiteren Publikum einen Ueberblick über die früheren Bewegungen zu geben. Leider ist

das Material außerordentlich weit verstreut — selbst die besten Behandlungen der Geschichte der deutschen Studentenschaft (ausgenommen Karl Scheidlers, des Mitbegründers der Burschenschaft, „Deutscher Studentenspiegel", der aber schon 1844 erschien) sind darin sehr unzuverlässig — und so weiß ich nicht, ob es mir in der That gelungen ist, sämmtliche Spuren studentischer Ehrengerichts-Bewegungen in Deutschland zu entdecken.

Daß strenge, ja drakonische Gesetze gegen den Zweikampf unter den Studirenden nicht den beabsichtigten Erfolg haben, zeigt das Schicksal sämmtlicher Duellmandate. Vom Anfang des sechzehnten Jahrhunderts an, wo die verabredeten Ehrenkämpfe unter Studenten an die Stelle der bis dahin üblichen, wohl durch das allgemeine Waffentragen veranlaßten „Rencontres" traten, versuchten die Universitäten vergeblich, dem Unwesen zu steuern. Die Universität Wittenberg legte 1570 dem Kurfürsten August von Sachsen ein Statut zur Bestätigung vor, wodurch dem „Metzeln unter den Studenten gewehret werden soll, damit die Universitäten nicht Lermen- und Palgeplätze oder Metzelhäuser" seien. Aber alle Verordnungen hatten keinen Erfolg, zumal sie bald nicht mehr streng durchgeführt wurden und die Duellanten sich sehr häufig durch die Flucht der verwirkten Strafe entzogen, um ihr Wesen auf einer anderen Universität wieder zu beginnen. Vielleicht hätte ein Plan, der 1675 in Straßburg auftauchte, nämlich eine „Konföderation der Akademien" gegen die Duellunsitte zu bilden, Abhilfe geschaffen; doch wurde er weder damals noch später durchgeführt. In Preußen wurden noch 1796 sehr scharfe Gesetze gegen den Zweikampf unter Studenten erlassen: die Herausforderung zum Duell sollte mit drei- bis sechsjähriger, das Ausfechten mit zehnjähriger bis lebenslänglicher Festunghaft und mit Verlust des Adels und der Ehrenstellen bestraft werden; wer sich „zur Begünstigung eines Duells, als Sekundant oder Kartelträger wissentlich brauchen läßt", hatte, wenn das Duell einen tödlichen Ausgang nahm, eine zehnjährige, sonst eine fünfjährige Festungstrafe verwirkt.

Die andere Ansicht, daß der studentische Zweikampf bald verschwinden würde, wenn das Offizierduell aufhörte, ist vielleicht haltbarer. Beobachtungen über analoge Vorgänge in anderen Ländern fehlen zwar; denn meines Wissens hat die akademische Jugend in keinem anderen Lande den Zweikampf in der selben Weise gepflegt wie die deutsche; auch ist es ja bekannt, daß der deutsche Student heute vor seinen ausländischen Kommilitonen das eigenthümliche Vorrecht genießt, als einziger bekannt zu sein, der Ehrenstreitigkeiten nicht auf dem Wege von Vereinbarungen, sondern auf dem der Gewalt „beizulegen" pflegt. Sicherlich besteht ja für unsere Studentenschaft ein starker Anreiz zum Zweikampf in dem Umstand, daß Alle, die die Regirungskarriere einschlagen wollen, den Regeln des militärischen Ehrenkodex folgen müssen und daß dadurch natürlich auch Andere mitgezogen werden. Viele von ihnen — ich spreche hier nur von Solchen, die keiner schlagenden Korporation angehören — verdammen den Zweikampf und sind sich über das Tragikomische ihrer Situation in jedem Streitfalle durchaus klar; aber wie die Verhältnisse nun einmal liegen, können sie sich dem herrschenden Duellzwange gar nicht entziehen. Auf unseren Universitäten nimmt der Duellzwang beständig zu. Vor dreißig Jahren noch konnte ein „Wilder" (ein zu keiner Korporation gehöriger Student), der von einem inkorporirten Kommilitonen ge-

fordert wurde, die Forderung ruhig ablehnen. Heute wird er in einem solchen Falle gemieden wie ein Pestkranker; die Wildenschaft hat sich leider in dieser Zeit den „Ehr“-Begriff der Korporationen, der während der selben Zeit eine bedeutende Veränderung in pejus erlitt, aufzwingen lassen.

Eine ganz ähnliche Entwickelung hatte die deutsche Studentenschaft vor hundert Jahren durchzumachen. Auch damals wollte man sich endlich den alten überlieferten Formen, die tyrannisch über das Thun und Lassen des Einzelnen entschieden, nicht mehr fügen und die auftauchenden Reformforderungen wandten sich namentlich gegen den Duellzwang. „Es ist lächerlich, aber wahr“, schreibt Oscar Dolch in seiner „Geschichte des deutschen Studenthumes“, „daß eine Zeit kam (es waren die letzten zwanzig Jahre des achtzehnten Jahrhunderts), wo Einzelne, denen alle Uebrigen als Opposition gegenüberstanden, das ganze Studentenleben beherrschten.“ Die Senioren der damals bestehenden Studentenverbindungen, der „Landsmannschaften“ und „Orden“, terrorisirten die gesammte übrige Studentenschaft. Das führte denn auch zu einer Auflehnung gegen die schon damals veralteten Ansichten über die Beilegung von Zwistigkeiten durch Duelle, die zuerst in Jena zum Ausbruch kam. Hier, wo die erleuchtetsten Geister des deutschen Volkes, ein Schiller, ein Fichte, ein Reinhold, der akademischen Jugend ihre Ideale einhauchten, begann in den Jahren 1791 und 92 eine kraftvolle Bewegung für die Errichtung ständiger allgemeiner studentischer Ehrengerichte. In einem Sendschreiben der Studenten der Universität Jena aus jener Zeit heißt es: „Wir — die Hoffnung besserer Zeiten — sollten in diesen erleuchteten Tagen noch einem die Vernunft höhnenden Vorurtheile huldigen, das uns unerbittlich der Schande aller aufgeklärten Zeitgenossen und der noch schärfer sehenden Nachwelt preisgeben wird; sollten die Akademie mit dem entehrenden Bewußtsein verlassen, nichts zu dessen Abschaffung gethan, nicht einmal versucht zu haben, und dann nach wenigen Jahren zusehen, wie die Jünglinge nach uns, auf die wir jetzt als auf Knaben mit Stolz herabsehen, diese That zu unserem Hohne hinausführen und den Ruhm davontragen, sich als die ersten würdigen Söhne der Wissenschaften gezeigt zu haben, während daß man uns mit allen vorhergehenden akademischen Geschlechtern in eine Klasse, in die Klasse roher, unaufgeklärter Menschen, werfen wird?“ Die Studentenschaft Jenas war zu der Ansicht gelangt, daß die Duelle kein schlechthin nothwendiges Uebel seien, sondern daß sie durch von Studenten selbst ernannte und nur aus solchen bestehende Schiedsgerichte sehr wohl vermieden werden könnten. Sie setzten deshalb an die Höfe der Erhalterstaaten ihrer Universität eine Erklärung auf, deren Anfang lautete: „Schon lange war es laute Klage, daß das schimpfliche Vorurtheil der Duelle durch keine bisher angewandte Mittel von den Akademien könne verbannet werden. Am Meisten waren hierzu die rechtschaffen Denkenden unter den Studenten berechtiget, indem sie ihrer eigenen Ueberzeugung zuwider von wenigen in Schlägergesellschaften Verbundenen gezwungen wurden, diesem Vorurtheile nachzuleben und dadurch den akademischen Gesetzen ungehorsam zu sein, wenn sie sich nicht anders den härtesten Verfolgungen aussetzen wollten, gegen welche sie zu schützen bekanntlich alle angewendete Macht nicht zureichend war.“ Sie legten deshalb den durchlauchtigsten Erhaltern der Gesammtakademie Jena einen Plan zur Abschaffung der Duelle vor, den sie die Erlaubniß erhalten hätten, „unter den Augen der

erbetenen Kommissarien, des Geheimenrathes von Goethe und der Hofräthe Schnaubert und Schütz", zu entwerfen. In dem „Plan zur Abschaffung der Duelle" war die Ansicht verfochten, daß Ehrenstreitigkeiten unter den Studirenden vor einer akademischen Behörde oder einem ordentlichen Gerichte nicht entschieden werden könnten, „weil solchen Ehrenstreitigkeiten die besondern Begriffe von Ehre zu Grunde liegen, mit welchen die gewöhnlichen Richter nicht vertraut genug sind, um die vorfallenden Streitigkeiten mit allen Umständen gehörig beurtheilen zu können, und eben daher nie das völlige Zutrauen Derer erlangen, welche ihrem Richterstuhle unterworfen sind." Die Einsetzung studentischer Ehrengerichte sei das einzige Mittel, um hier wirksame Abhilfe zu schaffen, zumal die bei den akademischen Gerichten auf Beleidigungen gesetzten Strafen, die meist Geld- oder Karzer-Strafen seien, ihren Zweck von je her vollständig verfehlt hätten. Diese sehr verständigen Ausführungen waren von dreihundert Studenten der Universität Jena unterschrieben. Das Bemerkenswertheste aber war die Thatsache, daß die Anregung zu diesem „Plane zur Abschaffung der Duelle" nicht von den Wilden, sondern von den Verbindungen selbst ausgegangen war, — ein in der Geschichte der deutschen Studentenschaft einzig dastehender Fall.

Von Jena ging die Anregung zu ähnlichen Bewegungen aus, die im Laufe der nächsten Jahrzehnte an verschiedenen deutschen Universitäten auftauchten. Karl Leonhard Reinhold, der 1794 nach Kiel berufen wurde, übertrug sie dorthin. Kiel schien ihm wohl um so mehr dazu geeignet zu sein, als es — es war damals noch dänisch — einem politisch weit vorgeschrittenen Lande angehörte. Er hielt dort 1796 an die Studentenschaft eine Rede, in der er sie aufforderte, sich an der Wahl eines Ehrengerichtes zu betheiligen, das er „nach dem Auftrage des akademischen Konsistoriums und nach dem Wunsche des größeren und besseren Theiles der Kommilitonen" näher besprechen und warm empfehlen wolle. Auch Fichte trug die studentische Ehrengerichtsbewegung, an der er sich in Jena innig erfreut hatte, weiter. Als er berufen wurde, die in einer Zeit schwerer Noth in der richtigen Erkenntniß von dem Werthe der Wissenschaft gegründete Universität Berlin als erster Rektor zu leiten, eröffnete er ihre Thätigkeit im Oktober 1811 mit einer Rektoratsrede „über die einzige mögliche Störung der akademischen Freiheit", in der er das studentische Verbindungwesen und den studentischen Zweikampf, in denen er jene einzig mögliche Störung sah, scharf bekämpfte. „Wo die Ehre darein gesetzt wird", ruft er, „daß man, unter dem lauten Widerspruche seines inneren Gefühls und verfolgt von dem Hohngelächter der ganzen übrigen Welt, einigen kindischen Satzungen Folge leiste und dadurch sich Beifall einiger Wüstlinge erwerbe, wo der Muth darein gesetzt wird, daß man durch einen kurz vorübergehenden Zweikampf die Feigheit eines ganzen, in schmählicher Sklaverei und in knechtischer Furcht vor verächtlichen Menschen hingebrachten Lebens auslösche; wie möchte daneben die wahre Ehre, die die mächtigste Triebfeder ist aller großen Thaten, und der wahre Muth, der die einzige Bedingung derselben ist, stehen bleiben?" Dürfen wir nicht stolz sein, daß die Universität Berlin von einem solchen Manne mit einer solchen Rede eröffnet worden ist?

Die Rede fiel auf günstigen Boden. Eine große Anzahl von Studenten that sich zusammen und richtete an ihren Rektor ein Schreiben, in dem es heißt: „Das Phantom der Studentenehre, das auf den Universitäten unzählige Händel

anrichtet, hat auch auf unserer Universität seinen Thron aufgeschlagen und herrscht schon mit einer Gewalt, daß wohl nur die kleinste Zahl von uns nicht von seinem eisernen Szepter geblutet hat .... Wir fühlen, welche Pflichten wir als Söhne, als künftige Staatsdiener, als dereinstige Beförderer der Wissenschaften zu erfüllen haben; wir verachten das elende Vorurtheil, das von uns eine blutige Rache auf empfangene vermeintliche Beleidigungen von einem öfters noch verächtlicheren Beleidiger fordert; wir verabscheuen die kanibalische Roheit einer grausamen Selbstrache, die gerade uns, die Zöglinge der Wissenschaften und der feinen Sitten, desto tiefer herabsetzt .... Alle Verordnungen, alle Drohungen und Strafen helfen da nichts; das Uebel schleicht dann nur desto versteckter einher, und je strenger das Verbot, desto größer der Reiz, es zu übertreten. Das einzige Mittel, von dem wir, die wir doch den Geist unserer Mitbrüder kennen, mit Grund eine Wirkung erwarten, ist die Etablirung eines Ehrengerichtes von Studenten über Studenten, wenn wir uns selbst über den Punkt der Ehre richten. Wenn Diejenigen, die das meiste Ansehen bei den Anderen genießen, über empfangene Beleidigungen entscheiden und die Genugthuung bestimmen, die der Beleidiger dem Beleidigten zu leisten hat, so wird die Veranlassung zum Duell wegfallen und gerade Das, was jetzt den Studenten zum Duell anreizt, die vermeintliche Schande in den Augen der Anderen, vorzüglich der Angesehenen, wird dann eine koerzitive Kraft auf die Unterwerfung unter den Ausspruch der Ehrenrichter äußern müssen, weil es dann keine Schande mehr in den Augen der Anderen geben kann, die Angeseheneren es vielmehr zu einem Ehrenpunkt machen werden, daß sich Jeder einem für ihn ehrenvollen Ausspruche unterwerfe. Es hat schon lange geheißen, daß ein solches Ehrengericht errichtet werden solle; es hat sich bis jetzt verzögert: wir bitten jetzt dringend, die Errichtung zu beschleunigen ..." Ueber den Erfolg dieser berliner Bewegung ist mir aber so wenig Etwas bekannt wie über den der jenenser vom Jahre 1791/92, der kieler vom Jahre 1796 und der noch zu besprechenden würzburger vom Jahre 1846. Jedenfalls scheinen im zweiten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts keine allgemeinen studentischen Ehrengerichte mehr in Jena bestanden zu haben. Denn als 1817 hier die erste Deutsche Burschenschaft gegründet wurde, die ja ursprünglich als Vereinigungpunkt aller ideal gesinnten Kommilitonen gedacht war, nahm diese den Plan der Schaffung ernstlicher Ehrengerichte — d. h. solcher, die nicht ohne Weiteres auf ein Duell entschieden, sondern die vielmehr in der That Ehrenhändel durch Schiedsrichterspruch beizulegen suchten — wieder auf. Man war sich damals in der Burschenschaft bewußt, daß der Begriff der Ehre zunächst die Ehrenhaftigkeit der Gesinnung fordere, mit der es unvereinbar ist, einem Anderen ein Unrecht zuzufügen oder es ihm nicht abzubitten. Auf dem Wartburgfest hielt am neunzehnten Oktober 1817 im Rittersaale der Burg der heidelberger Bursche Carové, der in der Bewegung jener Zeit eine große Rolle spielte, vor den zahlreich versammelten Vertretern von zwölf deutschen Universitäten ein Rede, der von keiner Seite widersprochen wurde und in der er gegen das „luftige, spitzige point-d'honneur" eifert, das an die Stelle eines kernhaften Ehrgefühles getreten sei. „Daß die Burschenehre jetzt nicht mehr darin bestehen könne," ruft er aus, „blos ein gewandter Fechter oder ein unüberwindlicher Trinker zu sein oder die Heiligkeit der Person durch jedes unbedeutende Wort oder durch ein schiefes Gesicht verletzt zu fühlen,

davon möchte nun billig jeder deutsche Bursche überzeugt sein, wenn er nicht taub ist wie ein Stein für die Klänge der Zeit."

Die Ehrengerichte der Burschenschaften scheinen eine Zeit lang in der That gut gewirkt zu haben. Da die Burschenschaften jedoch schon bald der Auflösung anheimfielen und es nach den Karlsbader Beschlüssen kein Spaß war, das schwarz-roth-goldene Band verborgen unter der Weste zu tragen, so schrumpfte ihre Mitgliederzahl erheblich zusammen; und wenn sie auch die idealsten Elemente der Studentenschaft umfaßten, so konnte doch von einem so durchgreifenden Einfluß auf die Beilegung von Ehrenhändeln, wie er von öffentlichen Ehrengerichten geübt werden kann, nicht mehr die Rede sein.

Im Jahre 1846 beschlossen fünfzig Studenten der Universität Würzburg einen Ehrengerichts-Verein zu gründen, dessen Zweck sein sollte, „an die Stelle des Duells ein den studentischen Verhältnissen entsprechendes Auskunftmittel zu setzen, zum Schutze der rechtswidrig angegriffenen Ehre in der öffentlichen Meinung. Mit dem Duell selbst kann es in keiner direkten Verbindung stehen, daher es keinesfalls erlauben." Der „Entwurf der Satzungen" dieses Vereins (Würzburg, 1846, als Manuskript gedruckt) enthält sehr vernünftige Bestimmungen, die zum Theil den Satzungen des in jüngster Zeit in Charlottenburg neugegründeten „Akademischen Ehrengerichts-Vereins" zu Grunde gelegt werden sollen.

Diese jüngste Bewegung für Errichtung studentischer Ehrengerichte ist ganz unabhängig von allen ihren Vorgängerinnen, von denen die Führer der neuen Bewegung nichts wußten. Sie entstand, nachdem an der Universität Berlin in den letzten Jahren ein solcher Plan im kleinen Kreise wiederholt erwogen worden war. Man setzte ein „Komitee zur Errichtung eines ständigen, allgemeinen Ehrengerichtes" ein und hatte eben einen Entwurf zur Ausführung des Planes ausgearbeitet, als das Komitee von den akademischen Behörden aufgelöst wurde. Als Rechtfertigung dieser Auflösung, wie sie amtlich durch den Mund des Rektors verkündet wurde, ergaben sich — man höre und staune! — die folgenden „Gründe". Erstens liege allein schon in der Existenz des Komitees eine Provokation für die Korporationen; zweitens sei ihm zum Vorwurf zu machen, daß es sich auf die Gesetze der Moral und der Religion berufe; und drittens nehme man an, daß sich in seinem Gefolge Sozialdemokraten befänden. Diese Vermuthung, nebst den beiden ersten erschreckenden Thatsachen, genügte, um die Grundfesten der Sitte und Ordnung an der königlichen technischen Hochschule zu Charlottenburg erschüttert erscheinen zu lassen! Und die Rechtsverhältnisse der Studirenden liegen augenblicklich zu traurig, als daß irgend ein Instanzenweg in solchen Fällen mit der Hoffnung auf angemessene Revision beschritten werden könnte. So hat man sich schließlich außerhalb der Hochschule zu einem „akademischen Ehrengerichts-Verein" unter Polizeiaufsicht zusammenthun müssen, um seinen Zweck zu erreichen. Und an der Universität Berlin verbot der Rektor vor wenigen Tagen zum zweiten Male eine allgemeine Studentenversammlung, die man zur Wahl eines studentischen Ehrengerichtes berufen wollte, weil er bis jetzt nichts davon wisse, daß auch die Mehrheit der Inkorporirten mit der Einsetzung eines Ehrengerichtes einverstanden sei. Welch ein Kontrast gegen die Haltung der Behörden in früherer Zeit, namentlich in Berlin unter dem glorreichen Rektorat von Fichte, den man oft versucht ist, auf den berliner Rektorstuhl zurückzuwünschen!

Ernst Schultze.

Schmidt-Motoren.

Sehr geehrter Herr Harden, in der „Zukunft" vom fünften Juni 1897 bringt Ihr Mitarbeiter Pluto in dem interessanten Artikel „Unsere Industrie" unter Anderem auch einen kurzen Bericht über Heißdampfmaschinen (Schmidt-Motoren), in dem einige Ungenauigkeiten enthalten sein dürften, die ich, als Mitinhaber der Firma W. Schmidt & Co., mir hierdurch zu berichtigen erlaube.

Mit der Verwendung hochgespannter Dämpfe in der Dampfmaschine sind die an das Schmiermaterial gestellten Anforderungen gleichfalls gesteigert worden. Die vegetabilischen und animalischen Schmieröle sind von den mineralischen und speziell von den amerikanischen Cylinderölen vollständig verdrängt worden, da sich die zuletzt genannten ausschließlich als Schmiermaterial für Dampfcylinder am Besten bewährt haben. Das selbe Schmiermaterial wird auch in der Heißdampfmaschine erfolgreich angewendet, da das Mineralöl laut amtlicher Untersuchung (königlich mechanisch-technische Versuchsanstalt in Charlottenburg) bei den verschiedenen Cylinderölen einen Zündpunkt bis zu etwa 400 Grad C. und eine Viskosität von ca. 5,5 Grad C. gegeben hat. Hieraus sowohl als auch aus seiner vielfachen anstandlosen Anwendung in der Praxis geht klar hervor, daß die Zukunft der Heißdampfmaschine nicht „von der Kleinigkeit des zu entdeckenden Schmiermaterials abhängig ist", wie von Pluto behauptet wird, sondern daß Amerika jedes gewünschte Quantum mineralischen Cylinderöls für hochüberhitzten Dampf von etwa 350 Grad C. vorläufig noch zu liefern vermag und bisher stets gern geliefert hat. Aus diesem Grunde wird auch die Bemerkung, „daß die ausreichende Schmierung der inneren Theile der Maschine, mit denen der überhitzte Dampf in steter Berührung ist, auf die Dauer ernsten Schwierigkeiten begegnet," hinfällig.

Die ältesten Heißdampfanlagen haben daher auch in einem fünfjährigen Betriebe keine anderen Abnutzungen als die aller gewöhnlichen Dampfanlagen gezeigt. Eben so hat sich die Annahme eines etwa eintretenden Mehrverbrauches an Schmiermaterial erfreulicher Weise in der Praxis nicht als zutreffend erwiesen.

In Bezug auf den Satz, „daß die Heißdampfmaschine trotz den glänzenden Resultaten sich noch im Stadium der Versuche und der sich hieraus ergebenden Verbesserungen befinden müsse", gestatte ich mir, auf die einfache Thatsache hinzuweisen, daß in den letzten Jahren insgesammt über 100 Heißdampfanlagen zur Aufstellung gelangt und in Betrieb genommen sind, von denen die kleinste Anlage eine Leistung von etwa 4 und die größte eine solche von 500 bis 750 Pferdestärken repräsentirt. Auch sind bei Betriebserweiterungen in verschiedenen Fällen Nachbestellungen auf Heißdampfanlagen erfolgt. Wenn Herr Pluto aber meint, daß wir bestrebt sind, „Verbesserungen" auf Grund der gemachten Erfahrungen bei jeder neuen Anlage zu verwerthen, dann gehen unsere Ansichten in diesem Punkte nicht mehr auseinander.

Dagegen entspricht seine Annahme bezüglich der Firma Gebrüder Sulzer (Winterthur-Ludwigshafen), die die Lizenz für Heißdampfmaschinen erworben hat, nicht den Thatsachen. Diese Firma führt mehrere Dampfmaschinen von je dreitausend Pferdestärken mit hochüberhitztem Dampf im Auftrage der Berliner Elektrizität-Werke aus.

Nur aus dem systematischen Aufbau kann sich eine Idee oder Konstruktion speziell auf maschinellem Gebiete folgerichtig entwickeln und ausreifen, um das gesteckte Ziel ohne Mißerfolge zu erreichen. Da der Schwerpunkt der Fabrikation der eben genannten Weltfirma hauptsächlich in der Herstellung von Maschinen mit sehr großen Leistungen liegt, so konnte sie diesen Schritt erst thun, nachdem die vielen und zeitraubenden Vorarbeiten auf diesem Gebiete beendet waren, abgesehen davon, daß die umfangreichen Werkstätten der Firma mit laufenden Aufträgen in ihren rühmlichst bekannten Fabrikaten so sehr in Anspruch genommen waren, daß sie den gestellten Anforderungen kaum zu entsprechen vermochten.

Wie schwierig die Fabrikation von gut ausgeführten Dampfmaschinen in Folge der hohen Anforderungen ist, geht besonders daraus hervor, daß sich unter der großen Menge von Maschinenfabriken auf diesem Gebiete nur eine ganz verschwindend kleine Zahl befindet, die sich einen Ruf durch tadellos arbeitende Dampfmaschinen zu erwerben wußte. Hierin liegt auch der tiefere Grund, daß in der Entwickelung der Heißdampfmaschine vereinzelt mangelhafte Ausführungen nicht zu verhindern waren, die aber niemals dem System zur Last gelegt werden konnten.

Die großen Dreifach-Expansion-Dampfmaschinen mit Kondensation haben bei 1500 Pferdestärken, um die selbe Leistung, die in Plutos Aufsatz erwähnt ist, wiederzugeben, bei bester Ausführung einen Dampfverbrauch von etwa 5,3 Kilogramm pro indizirte Pferdekraft und Stunde erreicht. Dagegen haben die vom Bayerischen Dampfkessel-Revision-Verein in München vorgenommenen amtlichen Messungen schon an einer neunzigpferdigen Zweifach-Expansion-Heißdampfmaschine mit Kondensation einen solchen von nur 4,25 Kilogramm Dampf pro indizirte Pferdekraft und Stunde während des Betriebes ergeben. (Zeitschrift des Bayerischen Dampfkessel-Revision-Vereins, Jahrgang I, Nr. 5, Seite 35.)

Der außerordentliche Fortschritt, der mit der Verwendung speziell des hochüberhitzten Dampfes nach dem System W. Schmidt auf dem gesammten Gebiete des Dampfmaschinenbaues hinsichtlich der großen Oekonomie gemacht ist, läßt sich am Besten durch folgende, amtlich festgestellte Zahlen prozentualiter ausdrücken. Von der gesammten Wärme wird in der einfachen Auspuffmaschine für gesättigten Dampf bis zur vollkommensten Dreifach-Expansion-Maschine mit Kondensation etwa 6,5 bis 16,5 Prozent in Arbeit verwandelt. Dagegen wird bei der Heißdampfmaschine mit überhitztem Dampf von circa 350 Grad Celsius in der einfachen Auspuffmaschine schon bis zur Zweifach-Expansion-Maschine mit Kondensation etwa 14 bis 22 Prozent Wärme in Arbeit umgesetzt. Das heißt also: die Heißdampfmaschinen, System Schmidt, erreichen gegen die bisherigen Dampfmaschinen eine Ersparniß von 30 bis 50 Prozent.

Wie systematisch und richtig der Weg gewesen ist, den der Ingenieur W. Schmidt mit der Verwendung des hochüberhitzten Dampfes zur Erreichung der größten ökonomischen Arbeit in der Dampfmaschine eben so sicher wie kühn betreten hat, beweisen am Besten die glänzenden Erfolge der gelieferten und bewährten Anlagen in der Praxis, die nicht geringen und nicht mißzuverstehenden Anfeindungen der interessirten Anhänger des alten Dampfmaschinenbaues und endlich die vielen rastlosen Bestrebungen und Arbeiten in der Nachfolge und Nebenbuhlerschaft des genialen Erfinders.

Indem ich Sie, sehr geehrter Herr Harden, bitte, die vorstehenden Zeilen zur Berichtigung im nächsten Heft der „Zukunft" gütigst erscheinen lassen zu wollen, empfehle ich mich Ihnen

Mit vorzüglicher Hochachtung

Aschersleben. Karl Jacobi,
Ingenieur und Fabrikbesitzer.

Bessere Tendenz.

Die vergrämten Züge der Börse haben sich etwas aufgehellt, obgleich die Spekulation, die noch genau so wie früher arbeitet, von den eigentlichen Effektentempeln immer weiter entfernt wird. Zweifellos ging der Anstoß zur Besserung vom Minenmarkt aus, an dem auch Deutschland, wie hier schon gezeigt wurde, umfangreiche Interessen hat. Wenn nun ein großer immobiler Besitz plötzlich zu neuem Leben erwacht, muß schon dadurch eine unerwartete Kräftigung der gesammten Unternehmunglust eintreten. Uebrigens ist dabei eine alte Erfahrung wieder zu Ehren gekommen: daß nämlich unmittelbar neben den letzten Exekutionen und während der niedrigsten Kurse die Hausse anbrach. Die Herren an der Stock-Exchange haben die selbe gute Witterung wie ihre kontinentalen Genossen: so lange noch verkauft werden muß, haben sie kein Interesse daran, zu kaufen. Diesmal scheint die gute Meinung in den Deep Levels zu wurzeln, was natürlich den Randmines zu Gute käme, auf die stets Alles, wie auf eine Fahne, blickt.

Die merkwürdigste Regsamkeit sah man in amerikanischen Eisenbahnaktien; um diese Vorgänge zu verstehen, muß man bedenken, daß der deutsche Privatmann nicht, wie der Engländer und Franzose, nur die Werthpapiergebiete „anbricht", die er einigermaßen kennt, sondern daß bei uns sofort Schullehrer, Beamte u. s. w. ihr Sparkassenguthaben herbeiholen, um nur möglichst rasch die neue Aktienmode mitmachen zu können. Ohne diese, wie es scheint, leider unausrottbare Eigenart wäre auch gegen den Handel in Eisenbahnshares gar nichts einzuwenden. Vorläufig hat man sich auf die Preferred Shares der Northern-Pacific und auf die Commonshares der Canadian-Pacific gestürzt, die nicht in Frankfurt, sondern nur in Berlin eingeführt sind. Von den Northern giebt es 75 Millionen Dollars Preferred- neben 80 Millionen Commonshares, die in London lebhaft gehandelt werden, von der Canadian dagegen giebt es neben 65 Millionen Dollars gewöhnlicher nur 8 Millionen Vorzugsaktien. Die Northern, die in der vorletzten Liquidation noch 33 notirten, stehen jetzt 37, während Canadian in nicht zu langer Zeit von 42 bis auf etwa 60 gestiegen sind. Der Anstoß für diese beiden Papiere geht natürlich von der Befestigung New-Yorks aus, wo man von der Wirksamkeit der Zollerhöhungen einen Umschwung im ganzen Handel erwartet und wo nach dem letzten Erkenntniß des höchsten Gerichtshofes die bisher verhinderten Tariferhöhungen der Bahnen allmählich beginnen werden. Besonders der letzte Umstand vermag viel Günstiges zu wirken, da bisher die Frachten vielfach so niedrig waren, daß oft die Ausgaben nicht mehr gedeckt werden konnten. Da nun hinter jeder Kursentwickelung auch einige Potenzen stehen müssen, die ein Interesse am Verkauf der Papiere haben, so nenne ich für Northern-Pacific die Deutsche Bank

und für Canadian-Pacific eine von Frankfurt aus kommanditirte berliner Mittelfirma. Die jetzt konsolidirte Schöpfung Villards hatte zusammen mit der Great Northern Co. die Shares der Oregon-Navigation von der Deutschen Bank angekauft. Damaliger Kurs: 45, heutiger: etwa 60, da eine Dividende von einem Prozent bezahlt werden kann. Nun verfügt aber das große Garantiesyndikat über 40 Millionen Dollars Vorzugsshares von Northern, da der Reorganisationplan durchaus von der Leistung des Zuschusses abhängt und das Syndikat allein auf 26 Millionen diesen Zuschuß leisten mußte. Jetzt, nachdem die Verhältnisse sich gebessert haben, bleiben auch die Früchte für die früher so Hilfreichen nicht aus. Eingeschworene Gegner des Großkapitals könnten hier fragen, ob nicht unzählige Kleine zusammen das Selbe hätten leisten können. Nein. Ohne den Muthmangel des Publikums wäre ja damals das Unternehmen gar nicht an den Rand des Abgrundes gerathen. Immer wieder wird es zu wirthschaftlichen Zwischenfällen kommen, bei denen ohne das Eingreifen einzelner Großen ein Zusammenbruch unausbleiblich ist, und ideale Theoretiker, die parteilos genug sind, um die Wichtigkeit ausgedehnter Unternehmungen zu würdigen, sollten die Geschichte vom Falle und der Wiederaufrichtung der Nothern-Pacific-Bahn eifrig studiren. Für die Canadian-Pacific macht man jetzt in Berlin auf die Vortheile einer neuen Konzession in Ontaria aufmerksam. Die Dividende soll wieder zwei Prozent betragen, nachdem im letzten Halbjahr nichts vertheilt werden konnte Bis vor drei Jahren hatte die Regirung für die Aktien drei Prozent garantirt; als Das aufhörte, zahlte die Gesellschaft noch mehrmals den selben Satz aus den eigenen Einnahmen. Bei dieser Bahn sind übrigens die Tarife hoch genug. Natürlich braucht kein noch so Mißtrauischer bei uns an die Einführung neuer amerikanischer Werthe zu denken; dazu ist die Stimmung „oben“ nicht angethan. So wollte man die vierprozentigen Atchison-Bonds (also Prioritäten) einführen, die aus der Beilegung der Atlantic-Pacific-Angelegenheit stammen, aber keine Firma hatte Lust, den Prospekt zu unterzeichnen, trotzdem man drüben Geld dafür ausgesetzt hatte. Nachträglich erst, nachdem die Summe schon wieder zurückgezogen war, fand sich ein Bankhaus bereit; aber ohne klingenden Lohn unterzeichnet man heutzutage keinen Prospekt.

In den genannten Shares war das Geschäft viel lebhafter als z. B. in unseren Bankaktien, trotzdem doch jetzt die führenden Institute bei uns Geld genug verdienen. Wie die Dinge heute liegen, haben die Banken unaufhörlich aus ihrem Portefeuille abzugeben; und so viele Käufer, wie wünschenswerth sind, lassen sich wohl kaum auftreiben. Die Aktien der Deutschen Bank (Siemens & Halske?) sind zu der selben Kurshöhe wie Diskontokommandit gestiegen, während vor Kurzem noch Diskontokommandit einen Vorsprung von 30 bis 40 Prozent hatten.

Das selbe Publikum, das früher in Diskontokommandit, Harpenern und Bochumern spekulirt hat, spielt jetzt in den verschiedenen städtischen Trambahnen. In Harpenern mit ihren 40 Millionen Kapital wurde sonst im Laufe des Monats für vielleicht 200 Millionen hinüber und herüber gehandelt; jetzt, wo Berliner Pferdebahn 400 stehen, repräsentiren deren 20 Millionen schon 80 Millionen. Mit effektivem Geld wurden aber meist weder die früheren noch die jetzigen Abschlüsse gemacht und so darf man wohl ruhig behaupten, daß die heute so erstaunlich ausgedehnten Umsätze in Industriepapieren zum guten Theil auf Kredit (Lombardirung) beruhen. Deshalb ist auch der Effektenmarkt gleich empfindlich, wenn Japan oder Rußland Guthaben kündigt, und man sollte auf diese wachsende Abhängigkeit von nur leisen Versteifungen des Geldsatzes recht ernstlich achten.

Die Hauptsache bleibt aber die Zuversicht der Börsenkreise zu der Tüchtigkeit ihrer Bankfaktoren. In dieser Beziehung geht Berlin voran; den Berlinern sind aber die weniger Respektablen die Liebsten, denn sie bleiben nicht in vornehmer Thatenlosigkeit, sondern stehen mitten im Feuer des Gefechtes. Von ihnen gehen wirkliche Anregungen aus, die ins Publikum dringen, und mitunter ist die Behauptung wohl nicht übertrieben, daß ein Frühstück — vor der Börse — mit pfiffigen Direktoren ein Haus im Thiergarten einbringen kann.

Für Italiener bleibt, dank den Käufen des Mutterlandes, die Nachfrage noch immer lebhaft, sogar nach Ausgleich des Budgets, während die Herren in Rom den erhöhten Abzug (von $13^1/_3$ auf 20 Prozent) so ruhig weiter bestehen lassen, als ob sie gar nichts versprochen hätten. Auch die Argentiner hatten vor einiger Zeit sehr Schönes versprochen, nämlich die Vollzahlung. Jetzt stellt sich heraus, daß die Zeitungen von dem schlechten Budget keine Ahnung hatten. Vielleicht will man sich in Buenos-Ayres mit Monopolen helfen: Das giebt wieder Finanzgeschäfte, an denen Einzelne verdienen, — deshalb die Kurssteigerungen. Was die neuen Anleiheversuche Portugals betrifft, so ist nicht anzunehmen, daß das erste Kommissiongeschäft Frankreichs, der Crédit Lyonnais, irgend eine Transaktion mitmacht, die die alten Gläubiger schädigt und die portugiesische Regirung als wortbrüchig brandmarkt. Wie es scheint, will man eine Vermischung der Einnahmen herbeiführen, die mit Aufmerksamkeit verfolgt werden muß. Uebrigens höre ich über London, daß englische Industrielle in Portugal Zuckerfabriken errichten wollen und in Verbindung damit der Regirung bedeutende Summen angeboten haben. Das würde aber später die Zolleinnahmen schwächen, auf die doch die fremden Gläubiger angewiesen sind. Auch über die chinesischen Anleiheverhandlungen höre ich Neues. Danach hätten wir nicht die geringste Veranlassung, irgend eine auswärtige Gruppe zu beneiden, die eine chinesische Anleihe wirklich erschnappt. Denn die Sicherheiten in den Vertragshäfen sind erschöpft und außerhalb einer europäischen Kontrole soll kein Pfennig sicher sein. Deshalb, und weil selbst den Vicekönigen, genau wie den anderen Beamten, nicht über den Weg zu trauen ist, sollte sich unser Kapital auch vor den Konsols der chinesischen Vicekönige hüten, — wenigstens so lange die Genehmigung des Kaisers selbst fehlt. Ueber eine türkische Emission verlautet noch wenig. Die Türkei prunkt heute als siegreicher Staat und ihre Papiere haben den Kursstand von früher erreicht.

Von Bahnen unterlagen Schweizer bösen Schwankungen, und zwar auf heimische Verkäufe; so konnte Nordost in einer Woche sieben Prozent einbüßen. Bisher hat der Bund zwar versucht, die einzelnen Kantone für das Eisenbahnprojekt durch anderweitige Zugeständnisse zu stimmen, aber die ersten Versuche sind mißglückt. In der ganzen Angelegenheit, wohin man auch sieht: Chaos.

Staatsbahn handelt jetzt Budapest ungemein lebhaft; nach diesem Platze wird man auch künftig, statt nach Wien, blicken. Freilich mißtrauen Viele den schlechten Saatenstandsberichten aus dem ungarischen Ackerbauministerium. Bei uns sieht man einem der glänzendsten Erntejahre entgegen. Da diese Aussicht die Preise herunterbringt, ist es klar, daß der Gutsbesitzer, wie früher, schon jetzt auf Lieferung verkaufen möchte. Doch versichern mich Kenner der Sachlage, daß an die Wiederkehr der Händler in die alte Börse vorläufig gar nicht zu denken sei.

Pluto.

Die Wolter.

Wir kamen von Santa Cruz, der Hafenstadt der schlummernden Märcheninsel Teneriffa. Die Fahrt war schlimm gewesen, das winzige, nur noch zur Hälfte befrachtete Schiff hatte recht unangenehm gestampft und geschlingelt und selbst die seefestesten Leute waren froh, als endlich Madeiras waldige Höhen im Sonnenglanz am Horizont auftauchten. Bis Hamburg hatten wir zwar noch eine hübsche Strecke, aber wir durften für ein paar kurze Stunden doch einmal noch festen Boden betreten. Nur für ein paar kurze Stunden: wenn in Funchal der süße Wein verladen war, sollte die Reise gleich weiter gehen. So blieb keine Zeit, die Insel der Schwindsüchtigen zu durchstreifen oder gar auf dem Ochsenschlitten ins Waldrevier zu gleiten, von dessen Wunderwildniß die flinken Portugiesen so verlockend zu erzählen wissen. Wir konnten nur einen flüchtigen Eindruck mitnehmen, eine starke Sensation, deren Spur im Gedächtniß aber nie wieder verwischt werden kann. Ein herrlich prangendes Land mit bunt blühenden Gärten, dicht daneben die Wesenszeichen vulkanischen Lebens; viel Sonne, mächtige Palmen, strotzende Bananen, vorn das erregte Meer und im Hintergrunde ein beinahe nordisch düsteres Waldgebirge. Ein heißes Eiland, das sich zwischen Europa und Afrika aus den Wogen reckt, ein Weinland, dessen fast nie ganz reiner Trank das Blut bald in Wallung jagt, ... und in dieser sonnigen Pracht bleiche, fröstelnde und hustende Gestalten, die den Todeskeim lange schon in sich tragen, — eine sterbende Menschheit aus allen Zonen. Das ist für mich seitdem Madeira. Mehr drang von der besonderen Art der fruchtbaren Insel mir nicht ins Bewußtsein. Dieses Bild, das die Erinnerung untilgbar bewahrt, ist gewiß sehr unvollkommen, sehr lückenhaft und vielleicht nicht einmal in den erhaltenen Zügen ähnlich. Aber gehts uns nicht beinahe immer so? Wie selten gelingt es dem begrenzten irdischen Sinn, alle Seiten eines Dinges mit schweifendem Blick zu umfassen, wie selten, auch nur eines uns nahen Menschen vielfarbige Natur in ihrer Ganzheit, ihrer schillernden Fülle und Kompliziertheit zu sehen! Wir müssen froh sein, wenn eine Seite, die dem eigenen Empfindungcentrum die nächste ist, sich dem Gedächtniß einprägt und uns die Möglichkeit läßt, aus dem Theil rückschauend auf das Ganze zu schließen. Die Bilder, die uns von den wechselnden Erscheinungen des Lebens bleiben, sind selten klarer und in ihrer perspektivischen Wirkung getreuer als der Eindruck, den ich einst von der üppigen Insel des Leidens mitnahm.

Dieser Eindruck wurde mir wieder lebendig, als die Nachricht vom Tode der Frau Charlotte Wolter kam. Mit der großen Schauspielerin ist mirs gegangen wie mit der waldigen Insel im Ozean: ich kenne nicht alle Seiten ihres Wesens und habe kaum mehr von ihr bewahrt als ein Erinnerungbild, dessen Farben nicht verblaßt sind, dessen Konturen aber falsch oder mindestens mangel-

haft sein mögen. Ich habe die Wolter nicht oft und in den letzten Jahren gar nicht auf der Bühne gesehen. Sie spielte nicht mehr in Berlin, seit bei uns alljährlich neue Genies entdeckt werden; sie wollte sich wohl nicht von dummen Jungen bescheinigen lassen, daß sie zum alten Eisen gehöre. Sie kam nach Parvenupolis, um endlich einmal die „neue Richtung“ oder den „neuen Stil“ kennen zu lernen, von denen so fürchterlich viel geschwatzt wird, aber es ging ihr wie anderen erfahrenen Leuten: sie fand sie nicht, trotz emsigstem Suchen, und erzählte später, sie habe gute und schlechte Vorstellungen gesehen, aber das fabelhaft Neue nirgends erschaut. Damals sah man ihren strengen, klassischen Kopf in den Logen und konnte ahnen, was sie bei der fahrigen, undisziplinirten Spielerei empfand, die in Berlin als modernste und deshalb höchste Kunstleistung gepriesen wird. Als ich sie zum ersten Male auf den Brettern sah, war ich noch sehr jung, sehr hitzig für alle Theatervorgänge interessirt, aber schon kritisch genug, um die Judith der Frau Ziegler und den Uriel des Herrn Barnay kühl zu verschmähen. Und da ich den frühen Eindrücken jetzt nachdenke, ist mirs, als hätten Phädra, Messalina, Orsina, Lady Macbeth und Hebbels Maria Magdalena damals in meinem jungen Sinn erst die Gestalt, die nie mehr veränderliche, empfangen. Und nun spüre ich auch, weshalb mir, als ich von der Wolter sprechen wollte, unwillkürlich die paar Stunden einfielen, die ich auf Madeira erlebte. Auch vor der Tragoedin, der ersten und letzten, die ich im vollen Besitz ihres Vermögens sah, stand ich wie vor einer fremden Welt, vor einem heißen Eiland, das sich zwischen zwei Zonen, zwischen Europa und Afrika, aus den Wogen reckt und von leidender, sterbender Menschheit bevölkert ist. Auch der üppige, beinahe tropische Reichthum ihres Genies entsproßte vulkanischem Boden und hinter der südlichen Pracht, die Phädra und Messalina mit schleppendem Schritt durchkeuchten, dehnte sich drohend der wilde Nordlandswald, der in der Schicksalsstunde vor Macbeths Königsburg rückt . . .

Charlotte Wolter glich dem Geist der Tragoedie. Ein dunkler Kameenkopf, der, selbst wenn er verführerisch lächelte, noch schwarz und schreckend blieb, wie die Maske der Melpomene. Ein ernstes, fast finsteres Auge, das streicheln und strahlen, höhnen und jubeln, locken und sengen konnte, seiner Wirkung aber am Sichersten war, wenn es drohen, in jähem Blitzfeuer flammen, vernichten durfte. Eine metallische, durch den rein materiellen Reiz schon bezaubernde Stimme von Cellofärbung, eine zum dunklen Haupt passende dunkle Stimme, die gern im eigenen Wohllaut schwelgte und zu den Worten der Dichter oft wundersam eintönige Weisen sang. Ihre Vortragsart hat man ihr abgeguckt und auf allen deutschen Bühnen wurde Jahrzehnte lang wüst gewoltert; leider ließ die Persönlichkeit, ließ das strotzende Genie dieser Frau sich vom Affentalent nicht kopiren. Sie war nicht groß, nicht von dem Walkürenmaß, an das die Riesengarde der deutschen Heldinnen uns seit der Zieglerzeit gewöhnt hat und das den schönen und schlimmen Frauen unserer tragischen Dichtung die Weiblichkeit raubt; aber sie hatte die

innere Größe, die auch die Buhlerinnen noch, Kleopatra und Messalina, über den Troß der gemeinen Straßenhetären erhöht, und konnte deshalb Thusnelda, Chriemhild, die Königin von Messina und die Mutter der Makkabäer sein. Adelaide Ristori, von der sie so viel gelernt hat, war körperlich noch kleiner gewesen und hatte in ihrer Kunst doch das Größte und Großartigste vermocht. Beide waren Meisterinnen der Plastik, aber Beiden war es nicht um die schöne, sondern um die charakteristische Linie zu thun: wie die Ristori Medea als wilde, barbarische Kolchierin spielte, deren Wesen sich düster von der hellen Hellenenwelt abhob, so gab die Wolter dem Weibe des Klaudius nicht eine stilisirte Kaiserinpose, sondern die schlangenhafte Beweglichkeit eines brünstigen Weibes. Doch selbst in dieser Rolle, die man von keiner Anderen sehen kann, ohne von Ekelgefühl vor dem jämmerlichen Machwerk eines kraftlosen Erfolghaschers gepackt zu werden, bewahrte ihr Genius sie vor dem Fall in den stinkenden Schlamm der Gassendirne; die Leidenschaft dieser Messalina war zu mächtig, als daß man sie mit gemeinem Maß messen durfte, und diese große, wirbelnde Passion wurzelte nicht nur in thierischen Trieben. Das verbuhlte Weib empfand wie ein keusches Mädchen, wenn es im Venustempel den Epheben umfing, und litt wie eine flügellos in den Abgrund gestürzte Göttin der spendenden Liebe, wenn es zagend, als ginge es zum Richtplatz, sich, mit dem Weinlaub der Bacchantin im Haar, an die Leiche des letzten Geliebten schlich. Daß Marcus ihr letzter Geliebter war, das letzte Lächeln in einem zerstörten Leben: darin suchte und fand die Wolter die Tragik dieser unreinen, verzerrten Gestalt. Vielleicht brauchte sie gar nicht zu suchen; der spähende Geist war, wie man sagt, nicht allzu stark in ihr und sie gehörte nie zu der scheusäligen Schaar der denkenden Künstler: der Instinkt aber witterte, was der Verstand nicht klar erkannte, und trieb sie unbewußt stets an den einen, den tiefsten Punkt, von dem aus die Summe des Wollens, die man den Charakter nennt, in einem Menschengeschöpf zu begreifen und nachschaffend zu gestalten ist . . . So wurde Hebbels Klara in ihrer Darstellung zur echten Tochter des igligen Meisters Anton, zur unbeugsamen Virago, die, da sich in ihrem Schoß schreckend schon Leben regt, noch immer in Jungfrauenscham die vom Vater ererbten Stacheln ausstreckt. So blieb ihre Phädra auch im athenischen Palast noch Ariadnes Schwester, die früh Treulosigkeit und Entpflichtung gekannt und an die Pflicht einer Treue fürs Leben niemals geglaubt hatte. So stützte sie auf die erlesene und ersonnene Tollheit der Verlassenen die morsche, in dunkelrother Pracht von den fahlen, flackernden Lichtern des Irrsinns umspielte Gestalt der Gräfin Orsina.

Ganz Reines und ganz Kleines, scheint mir, lag außerhalb der Grenze ihres Vermögens. Sie war zu sinnlich, zu heftig in jeder Empfindung für Iphigenie, zu stark, zu gebietend für die Kameliendame. Ihre große Kunst gestattete ihr, auch auf Tauris und in Paris als Siegerin zu erscheinen, aber ihr eigenster Bereich lag doch in anderem Gelände. Ich sah sie als Marguerite

Gautier. Sie war schön, leidenschaftlich, ergreifend, aber ihr fehlte der krankhafte Reiz, der Reiz der kränkelnden Cocotte, der Sarah Bernhardt in dieser Rolle so einzig macht, und sie war zu gewaltig, als daß man glauben konnte, sie habe mit wurmstichigen Baronen und Grafen seit Jahren Tisch und Lager getheilt; man führt die tragische Muse nicht ins cabinet particulier, zahlt Melpomene nicht einen Hemdenzins. Bei Dumas schlug die Französin die Deutsche; Racine brachte der Deutschen über die fremde Eroberin einen Triumph. Sarahs Phädra ist entzückend, ist in ihrer feinen Weichheit ganz dem racinischen Stil angepaßt und labt unser Ohr mit jauchzenden und schluchzenden Tönen einer Stimme, die aus Gold und Demant geschmiedet scheint; aber sie hat nicht die Wucht, nicht die lechzende Fieberhitze der Wolter, die von dem anmuthigen Hügellande Racines mit Dämonengriff uns auf die Gletscher der großen Tragiker riß... Da erst, wo Andere nicht mehr athmen können, fühlte sie sich recht wohl und behaglich, blähte die im Thal stets nervös zuckenden Nüstern und sog gierig die Höhenluft ein. Und wenn sie in sieghafter Schöne dort oben stand, auf schwindelndem Steg, dann achtete der staunend emporstarrende Betrachter nicht mehr ihrer Mängel, dann verschwand die nie völlig dialektfreie Sprache, die übertreibende Heftigkeit der Tigerinnengeberde und die manchmal launische Willkürlichkeit ihres Spieles, — dann tobte eine mächtige Naturkraft in segenden Gewittern sich prachtvoll, beglückend und glücklich, aus. Bis auf den eisigsten Gletschergipfel wehte plötzlich dann der Scirocco und dem Hörer gefror in der schwülen Stille das Blut. Hoch oben aber, vom letzten Licht gelber Blitze umlodert, stand aufrecht noch immer die Furchtbare, Holde, nur in ihren Schleier gehüllt, das einzige Gewand, das sie niemals ablegen mochte. Ihr Schleier war ein Theil von ihrem Selbst, ihn breitete sie um alle ihre Gestalten und diese dünne, durchsichtige Hülle trennte die Geschöpfe der Tragoedin wie ein feiner, silberner Nebel, von der gemeinen Wirklichkeit der Dinge und verlieh ihnen das adelige Lebensrecht der poetischen Welt.

... Frau Duse, die kätzchenhaft kluge und geschmeidige Virtuosin der Natürlichkeit, sah die einsame Riesin eines Abends dort oben stehen, hörte von der Höhe den Wolterschrei und folgte mit entsetztem Blick Macbeths gespenstischem Gemahl durch die öden Hallen des blutigen Schottenschlosses. Am nächsten Tage stand die zierliche Italienerin vor der sehnigen Frau und sagte ihr allerlei Schönes; als aber die Wolter sie fragte, ob auch sie schon einmal die Lady Macbeth gespielt habe, da ging ein Frösteln durch die müden Glieder der Duse, sie schüttelte hastig das blasse Haupt und hüllte sich fester noch in den weichen Pelzmantel. Vielleicht empfand sie, besser als ihre Kritiker, die Grenzen ihrer Kraft und fühlte, daß sie zu einer unheilvoll Begnadeten sprach, — zu Einer von Denen, die wie eine Elementargewalt über die Erde brausen, große Sünderinnen oder große Tragoedinnen — oder Beides — werden und mit dem dräuenden Blick den Tod sogar bannen. Die Wolter, die in meiner Erinnerung lebt, vermochte dem Sensenmann Monate abzulocken und abzudrohen; und in diesem Zug wenigstens gleicht das Erinnerungbild der nun entschwundenen Wirklichkeit. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.

Die Zukunft.

Berlin, den 26. Juni 1897.

Johannisnacht.

Wenn die alte Erdmutter Hel, die Gebärerin und Vernichterin alles Lebens, heitere Mienen zeigte, wenn Froh und Frouwa, die Götter des Sommers, des Lichts und der Wärme, mit strahlendem Blick die in neuem, im Lenz erblühten Laubschmuck grün schimmernde Erde grüßten, dann rüstete die Heidenheit in Germanien das fröhliche Mittjahresfest der Sommersonnenwende. Das Walten der Naturkräfte, das die dunkle Vorstellung als persönliche Aeußerungen beseelter Wesen, als Wirkungen eines willkürlich die Richtung wechselnden Willens empfand, trat nie so klar in den engen Kreis des Bewußtseins wie an den beiden Tagen der Sonnenwende; und es war nur natürlich, daß von noch hellerem Glanz als das winterliche Julfest, zu dessen Ehre die Methhörner schäumten, der Eber am Spieß briet und die blutig duftenden Opfer dampften, der Tag der Sonnenhöhe beleuchtet wurde. Bald kürzten sich ja schon wieder die Tage, bald rang der Eisriese den Lichtgott nieder, dessen Flammentod dann in festlichem Feuer symbolisch gefeiert ward: man mußte die knappe Zeitspanne genießen, sich der Stunde, der flüchtigen, freuen, die Licht und Wärme in den dichtesten Tann führte, in die sonst so finstere Einsamkeit der Föhren, wo die Holzweibchen unheimlich hausen. Eine besondere, von frommen Schauern umwehte Weihestimmung lag auf dem Tage; und sie blieb ihm bewahrt, als das Christenthum in die deutschen Gaue einzog, als, von Angelsachsen und Iren geleitet, zunächst eine eudä-

monistisch-sinnliche Christenlehre die rauhen Sitten zu sänftigen begann und nur selten noch über Feld und Vieh und unter heiligen Wipfeln germanische Zaubersprüche gemurmelt wurden, selten vom Stein das Blut der qualmenden Opfer rann. Die Feiertage des alten und des neuen Glaubens wurden zusammengelegt und das Heidenfest der Sonnenhöhe wandelte sich im Wechsel der Zeit und der Vorstellungen zum Johannisfest, zum Tage des Täufers. Damit war der Sinn der Feier verändert, aber die alten Bräuche ließen sich so schnell nicht verbannen. Wotan, Frouwa und Froh herrschten nicht mehr, Hel war längst in die tiefsten Erdhöhlen hinabgetaucht, aber die Mittsommerspiele der heidnischen Zeit waren erhalten geblieben und lockten die Menge aus düsterer Askese zu fröhlicher Lust. Noch immer loderte das Sonnenwendfeuer, das fein christlich jetzt Johannisfeuer hieß, und auch die Opfer wurden erneut: wenn der Holzstoß aufflammte und das junge Volk, um sich von Krankheitstoffen zu reinigen, beim feierlichen Reigen, zu Paaren gesellt, durch das Feuer sprang, dann warfen die Aelteren Fleisch und Knochen von frisch geschlachteten Thieren oder auch Blumen und Kräuter in die rothe Gluth, auf daß, wie diese Opfergaben, auch das ringsum lauernde Unheil in Rauch aufgehe. So blieb der Weihnacht vor dem Johannistage die festliche Freude bewahrt; und man kann die Spur der schwülen, geräuschvollen Lustbarkeit bis in die neueste Dichtung verfolgen, bis zu Wagners Meister Sachs, dem die warme Nacht, da der Glühwurm sein Weibchen sucht, den nüchternen Sinn umnebelt, und zu Strindbergs Comtesse Julie, die sich beim Grauen des Johannistages vom herrischen Lakaienmännchen willig schänden und morden läßt. Wenn der Flieder blüht und die Sonne für den Kinderblick am Himmel den höchsten Punkt erreicht hat, kehren für kurze Stunden, so scheint es, wieder die alten Götter zurück und der alte Glaube, durch bunt bekränzte und in ihrem sittlichen Werth doch nichtige Opfer lasse die Gottheit sich dem Flehen gewinnen, zieht, wie in grauer Vorzeit, tröstend in die Gemüther ein.

Soll die sinnlos gewordene Sitte nun im politischen Bewußtsein des Deutschen Reiches zu neuem, nie geahntem Leben erwachen? Soll, da Aegir besungen und die Macht des Dreizacks in schwärmender Rede verherrlicht wird, im einst nüchternsten Staat Mitteleuropas ein Solstitialfest gefeiert werden, ein prunkvolles Opferfest, von dem die gläubige Hoffnung ersehnt, es werde drohendem Unheil wehren und mit dem Duft hastig auf dem Brandstein gespendeter Gaben die schlimmen Dünste des langen, dunklen Tages verscheuchen? Das Geräusch, das sich beim Nahen der Sommer-

sonnenwende diesmal erhob, zwingt fast zum Glauben an solche Absicht. Wer still dem Echo des Lärmes nachgeht, den die letzten Tage uns brachten, wird hinter schwärzlichen Papierwällen das Gefühl finden, in unserer nationalen Ekliptik sei ein entscheidender Punkt erreicht, der dem deutschen Volk eine wichtige Wendung, eine politische Sonnenwende, bedeute. Darüber sind alle Parteien einig; Zweifel knüpfen sich nur an die Frage, ob man das große Elementarereigniß mit Jubelchören oder mit Trauerklagen begrüßen solle. Solche Zweifel sind leicht zu verstehen: je nachdem man mit dem Gewordenen zufrieden oder unzufrieden war, wird ein nahender Wechsel mit Hoffnung oder mit Schrecken erfüllen. Völlig unverständlich und beklagenswerth ist aber der Wahn, es könne gelingen, an einem hellen Tage zu sühnen, was in Jahren gefehlt worden ist, und die Opferung welker, verbrauchter Leiber genüge, um die Stirn der zürnenden Gottheit zu entrunzeln. Haben die Feste, mit denen das deutsche Volk in der zweiten wilhelminischen Epoche überreichlich gefüttert wurde, ihm das Gefühl wirklich schon so verwirrt, daß es selbst den ernsten politischen Alltag sich wie ein Fest putzt und dem trügenden Kinderglauben huldigt, der Feuerreigen einer Johannisnacht könne es für Jahre vor Ungemach und Bedrängniß bewahren? Kindern verzeiht man gern den leichten Sinn und die Lust an schillernden Seifenblasen; ein mündiges Volk aber muß die Bedingungen und die Nothwendigkeiten seines Daseins in ruhiger Würde zu schätzen wissen. Und die Männer, die sich stark genug für die Aufgabe fühlen, einem solchen Volk die Zeichen der Zeit zu deuten, die Politiker und Publizisten, sollten Spiegelfechterkünste und Augurentrug stets vornehm verschmähen.

Die Botschaft, daß uns nach langem Leid endlich wieder bessere Tage beschieden sein sollen, würde, wenn sie glaubwürdig klänge, von allen ernsten und deshalb stillen Patrioten im Reich mit aufrichtiger Freude empfangen werden. Aber diese zuverlässigsten Vaterlandsfreunde, die Heucheln und Lügen nie gelernt haben, sind gegen tönende Worte längst abgehärtet; sie finden, die frohe Botschaft verdiene einstweilen noch keinen Glauben, und meinen, das Wesen der Bauarbeit werde sich kaum verändern, weil statt der alten neue Handlanger gemiethet werden. Ob wirklich ein Wechsel im Handlangerpersonal bevorsteht, weiß in dieser Stunde noch Niemand und die Gerüchte, die geschäftig, um den Quartalsschluß möglichst sensationell zu beleben, herumgetragen werden, sind verweilender Beachtung nicht werth. Fürst Chlodwig zu Hohenlohe ist ein müder, im Willenscentrum gebrochener und verbrauchter Mann, der an der Spitze eines friedlich schlummernden Mittelstaates durch

milde Beschaulichkeit vielleicht noch wohlthätig wirken könnte, der aber selbst im Vollbesitz seiner nie impetuosen, nie Energie weckenden Kraft ganz und gar unfähig war, einem großen, ringenden, Raum heischenden Volk die Schicksalsbahn zu bestimmen. Er wird nicht lange mehr auf seinem Posten ausharren und bereut jetzt wohl schon, daß er die gute Gelegenheit, die sich ihm vor der Einbringung des preußischen Vereinsgesetzes bot, nicht benutzt hat und, wie es an einem kritischen Tage beschlossen war, mit den Kollegen vom Schauplatz verschwunden ist. Auch von den vielgeliebten Herren, die den Kanzler auf den wichtigsten Gebieten des Reichsdienstes unterstützen, werden wir eines nicht allzu fernen Tages wehmüthig scheiden müssen und in den Aemtern der Wilhelmstraße werden neue, noch unbeschädigte, unbefleckte Götter thronen. Und dann? ... Dann wird, wie man erzählt, der Wirksamkeit des Herrn Johannes von Miquel ein breiterer Raum gewährt werden und sein Einfluß wird da mächtig sein, wo bisher die gewaltigen Herren von Boetticher und von Marschall leise die feinen Fäden spannen. Man würde Herrn von Miquel beleidigen, wenn man ihn diesen Männern auch nur vergliche, die er an Geist, Gedankenreichthum, Erfahrung, Geschicklichkeit und selbständiger Pflichtauffassung unendlich überragt, und man muß es den eisenstirnigen Hausknechten der Helden von Stralsund und Moabit überlassen, die siechen Staatssekretäre auf Kosten des Finanzministers herauszustreichen. Der neueste und wunderlichste Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler ist unter unseren Ministern der einzige Politiker großen Stils, der einzige staatsmännisch schaffende Geist, dem Talent und gründliche Bildung die Möglichkeit giebt, den drängenden Fragen der Zeit die Antwort zu suchen und vielleicht zu finden, — und es ist deshalb nicht wunderbar, daß er von den Kleinen, die eine überlegene Intelligenz nicht ertragen können, ohne Ermatten beschimpft und verdächtigt wird. Aber steht dieser außerordentlich begabte Mann nicht seit Jahren auf einem Posten, der ihm im Ministerrath des größten Bundesstaates den entscheidenden Einfluß sichert, und hat er auf den allgemeinen Gang der politischen Entwickelung diesen Einfluß geübt? Er hat sich in sein enges Ressort zurückgezogen und da, seit er die bewundernswerthe Steuerform in Preußen durchgesetzt hat und den nicht minder großartig gedachten Plan seiner Reichsfinanzreform scheitern sah, leere Tage verlebt. Es mag sein, daß er sich in bewußter Absicht geschont, sich für die Sommersonnenwende aufgespart hat; aber er darf sich nicht wundern, wenn die Hoffnung, die so lange auf ihn blickte, mählich stumpfer Skepsis gewichen ist, — der selben Skepsis, die er in allen Fährlichkeiten schmunzelnd selbst zu bekennen schien. Er wird

gewiß immer ein guter Minister bleiben und ein trefflicher Stellvertreter des Kanzlers werden, zwischen dem Lebensrecht der nationalen Wirthschaft und den nicht mehr zu beseitigenden Formen des modernen Verkehrs die Brücke zu schlagen verstehen, bei neuen Handelsverträgen, die nicht zu vermeiden wären, sich nicht übertölpeln lassen und bessere Wahlen machen als irgend ein anderer der heute im Handlangerdienst beschäftigten Herren. Ob er aber die sichere, stetige Kraft besitzt, von der man eine schöpferisch gestaltende, durch neue Kämpfe zu neuem Sieg führende Politik erwarten darf, ob er der „stählerne Mann" ist, den das Volk und nicht weniger sein Kaiser so heiß begehrt und so dringend braucht? ... Wir haben einen großen und ein paar gute Minister gehabt und es ist seit fast zehn Jahren doch nicht vorwärts gegangen; der Große wurde ungnädig in sein Waldhaus geschickt und auch die Kleineren mußten sich bald in die Einsamkeit ihrer Landgüter flüchten, wenn sie nicht vorzogen, gehorsam schweigende und behende Handlanger zu sein. Die Wurzel des Uebels, an dem wir leiden, muß also wohl tiefer liegen, als die Zeitungweisheit wähnt, — so tief, daß kein Glanz eines Johannisfeuers ihr verborgenes, kränkelndes Faserwerk mit rothem Schein zu erhellen vermag.

Nicht von dem Talent und der Geschicklichkeit des neuen Johannes, den die Einen jetzt schon mit Kränzen, die Anderen mit Steinwürfen begrüßen möchten, hängt die nächste Zukunft des Deutschen Reiches ab, sondern von der Stellung, die er sich, seinen Helfern und Nachfolgern erobern wird, von dem Umfang der Selbständigkeit und stolzen Unabhängigkeit, die er den Trägern der Verantwortung wieder zurückgewinnt. Es handelt sich nicht um eine Personalfrage, sondern um einen Systemwechsel, von dem allein noch Heil zu erhoffen ist, und es steht mehr auf dem Spiel als Reichstagswahlen, Börsenreform, Vereinsgesetze und Flottenvermehrung. Wir brauchen uns über Ministerkrisen, wirkliche oder erdichtete, nicht aufzuregen; uns ängstigt eine schwerere, weiter reichende Krisis, denn wir empfinden, ob auch nur Wenige es schon offen gestehen, die längst still begonnene, unter der glatten Oberfläche fortwühlende Auseinandersetzung, die William Lecky voraussah, als er warnend schrieb: „Eine peinlichere, schlimmere und schiefere Stellung ist kaum zu denken als die eines Herrschers, der im politischen Leben einer konstitutionellen Monarchie thätig Partei ergriffe. Hat der Volkswille in einem Parlament deutlichen Ausdruck gefunden, ist durch die Freiheit der Presse und durch die Zusammenpferchung der Massen in großen Städten die öffentliche Meinung einmal eine Macht geworden, dann fordert die Sicherheit wie die Würde des Monarchen, daß er den

in der Arena auszufechtenden Kämpfen fern bleibt." Daß diese Warnung Jahre lang im Deutschen Reich, dessen höchste Spitze ein Fürstenkollegium, nicht ein einzelner Monarch ist, überhört wurde, daß der Bürger sich widerwillig gezwungen sah, mit dem Kaiser zu rechten, den ein edler Drang nach Bethätigung rastlos in den Vordergrund aller Gebiete des Staatslebens trieb: darin beruht die Wurzel des Uebels, das uns die arge Verwirrung und Verstimmung der Geister, die Unruhe und die Unlust am vaterländischen Wesen beschert hat und das jetzt die Umkehr so schwer, so fast völlig unmöglich macht. Neue Handlanger mögen die alten ablösen, neue Männer von reinerem Wollen und bewährterer Kraft: die Schwierigkeit bleibt, da den Kurs zu wechseln, wo der Monarch sich persönlich in hallender Rede für eine Richtung engagirt hat, und ein hohes Maß von Resignation und Herzenstakt wird auf allen Seiten nöthig sein, wenn ein Umschwung zum Besseren überhaupt noch erreicht werden soll.

In festlich berauschter Lust ist dieses Ziel nicht zu haschen und nur müssiger Kindersinn kann träumen, die jauchzend bereitete Opferung welker, verbrauchter Leiber könne an einem hellen Tag sühnen, was in Jahren gefehlt worden ist. Die alten Götter ließen sich durch bekränzte, blutende Opfer dem Flehen gewinnen; doch diese Götter der Dumpfheit, Hel und Wotan, Frouwa und Froh, leben nicht mehr, sie mußten dem neuen Gott weichen und ihr heidnisches Fest der Sommersonnenwende gehört Dem jetzt, der des milden Mannes Vorläufer war und als Erster des nahenden Gottesreiches Herrlichkeit pries. Dieser Johannes, der Täufer, predigte Einkehr und Buße, nicht lauten Feiertagslärm, und das Christenfest seiner Geburt sollte in anderer Stimmung begangen werden als die gewissenlos frohe Stunde des alten germanischen Feuerreigens. Wenn der neue Johannes, dem man jubelnd jetzt oder jammernd den Einzug rüstet, uns die Reinigung, die wir brauchen, bringt, soll er willkommen sein; doch zum Empfang des Retters stimmt man sich nicht im prunkenden Feierkleid, sondern bei ernster und zäher Arbeit. Das politische Leben eines großen, bedrängten Volkes ist kein ewiges Fest; und die kindlichen Gemüther, die wähnen, wenn sie Fleisch und Knochen frisch geschlachteter Thiere oder Blumen und Kräuter in die rothe Gluth werfen, werde mit diesen Opferspenden auch das ringsum lauernde Unheil in Rauch aufgehen, vergessen, daß der Sinn des Johannistages nicht mehr dem der Sommersonnenwende gleicht und daß, ob auch die alten Bräuche sich bis in unsere Zeit fortgeschleppt haben, die schwüle Stille der Johannisnacht doch ein anderes Thun und Wollen verlangt als die Stunde des Flammentanzes in den germanischen Gauen.

Pro Nihilo.

Nachdem über die seltsame Staatsaktion, die sich vor einem halben Jahre als Anklage wider Leckert, von Lützow und „Hintermänner“ im Justizgebäude zu Moabit abzuspielen begann, jetzt der Vorhang gefallen ist und die „Welt am Montag“, von der damals an dieser Stelle die Rede gewesen, ihren Wochenschluß gefunden hat, mag hier ein Wort des Epiloges am Platze sein. Daß ein solcher Epilog sich thunlichst leidenschaftlos, sine ira et studio, aufführe, bringt die Gelegenheit von selbst mit sich. Auch wüßte ich in der That nicht, was mich bei dem Rückblick auf das beendigte Drama in Zorn und eifernden Groll versetzen sollte. Die Hauptpersonen des Schauspieles sind mir gleichgiltig. Mir fehlt jede Animosität gegen den Staatssekretär von Marschall und jede Sympathie für die Person des Polizeikommissars von Tausch. Was den Ersten betrifft, bin ich für mein bescheiden Theil des Glaubens, daß er in der aktiven Politik der letzten sieben Jahre eine viel unbedeutendere Rolle gespielt hat, als seine Gegner ihm beimessen, und daß beispielsweise seine Verantwortlichkeit für die Handelsverträge die allergeringste ist. Um seinen Abgang zu wünschen, müßte ich erst eine Ahnung haben, wer etwa sein Nachfolger zu werden berufen ist. Im Uebrigen hat Derjenige, der, wie Das mir beschieden war, solche politisch seltsamen Vorgänge fern vom vaterländischen Boden anschaut, zumeist den Vorzug, daß die Dinge nur in ihren großen, wesentlichen Zügen von ihm wahrgenommen werden und die mit der Stunde und dem Tage wechselnden Emotionen der unmittelbar betheiligten Zuschauer ihn nicht erreichen. Man ist so in günstigerer Lage, die Moral der Geschichte zu ziehen, — wenn die Geschichte überhaupt eine Moral hat. Im vorliegenden Fall scheint sie mir allerdings keine zu haben.

Nach dem ersten Gesammteindruck zu urtheilen, war von der frischen Farbe der Entschließung, die im ersten Akte des Prozesses gegen Tausch und seine „Hintermänner“ vorgewaltet hatte, im zweiten Akte nicht mehr viel übrig geblieben. Eine gewisse milde Resignation lastete ersichtlich auf den Trägern der Hauptrollen. Nur einige der untergeordneten Figuranten zeigten noch Etwas von dem hitzigen Uebereifer der Verfolgung, der sie unter dem Beifall der öffentlichen Meinung vorher so schön gekleidet hatte; daß seit dem Tage, da der Haftbefehl den Zeugen von Tausch verstrickte, die Situation seiner Ankläger sich nicht verbessert,

sondern wesentlich verschlechtert hatte, entging ihrer Einsicht. So glaubte Herr Hammann durch fortgesetzte nichtige Inkriminationen des ehemaligen Chefs der berliner politischen Polizei sich fernere Verdienste um das deutsche Auswärtige Amt erwerben zu können. So bildete sich der freiwillige Assistent der Staatsanwaltschaft und Vertheidiger des Mitangeklagten von Lützow, Herr Lubszynski, ein, weitere Triumphe einheimsen zu müssen, wenn er seinen ehrenwerthen Klienten durch thunlichste Anschwärzung des Verführers von Tausch weiß zu waschen versuchte. Und so blieb auch der dem Ersten Staatsanwalt pflichtgemäß sekundirende Herr Eger in der Vorstellung befangen, einer von ihm konzipirten Anklageschrift dürfe der Erfolg unter allen Umständen nicht fehlen. Dagegen herrschte bei Denen, die für das Verfahren in politischer und prozessualer Beziehung die eigentliche Verantwortlichkeit zu tragen hatten, dem Staatssekretär von Marschall, dem unbestritten eigentlichen Instigator des Ganzen, dem Oberstaatsanwalt Drescher und dem Gerichtsvorsitzenden, erkennbar das unbefriedigende Gefühl vor, einem in der Hauptsache verfehlten, die öffentlichen Interessen nur noch ernsthafter und empfindlicher kompromittirenden Unternehmen zum unerquicklichen Schluß verhelfen zu sollen.

Als ich an dieser Stelle unter dem frischen Eindruck der merkwürdigen Wendung in der gegen Leckert-Lützow geführten Prozedur mich zuerst über die „Welt am Montag" verwundert äußerte, ging ich naiver Weise noch von der mir damals allein verständlichen Annahme aus, die Staatsraison dieses Verfahrens ziele darauf ab, dem gemeingefährlichen Treiben der politischen Polizei und ihrer nichtsnutzigen Agenten ein für allemal ein eklatantes Ende unter der vollen Sonne der Oeffentlichkeit zu bereiten. Ein solches Ziel erschien mir für den Chef unserer auswärtigen Angelegenheiten recht ungewöhnlich, jedoch an sich immerhin verständlich und nur die hierfür in Bewegung gesetzten Mittel bleiben mir schlechthin unbegreiflich. Aus Dem, was Herr Hammann neuerdings zum Besten gegeben hat, und aus einzelnen Andeutungen des zweiten Zeugnisses des Herrn von Marschall muß ich indessen folgern, daß den Herren unseres Auswärtigen Amtes über Tauschs Kopf hinaus denn doch noch höher fliegende staatspolitische Zwecke vorgeschwebt haben. Man scheint dort durchaus hinter Tausch und seinen Agenten bedeutendere „Hintermänner" gewittert zu haben und hoffte, den im Zeugenzwang unter dem Schwert peinlicher Ver-

folgung stehenden Polizeikommissar zu werthvollen Enthüllungen zu nöthigen. Vielleicht war es Fürst Bismarck, vielleicht Graf Waldersee, die der Ehrgeiz nicht schlafen ließ, die jetzt besonders beneidenswerthen Ministerposten der Herren von Marschall, von Boetticher u. s. w. einzunehmen, und die sich des Polizeikommissars von Tausch, seiner famosen Werkzeuge Normann-Schumann, Lützow, Gingold-Stärck und Anderer bedienten, um die derzeitigen Handlanger neusten und allerneusten Kurses zu diskreditiren. Derartige Hoffnungen sind nun allerdings kläglich zu Schanden geworden. „Tausch hat keine Hintermänner", durfte die Staatsanwaltschaft erleichterten Herzens im Schlußplaidoyer ausrufen. Im Uebrigen blieb es dabei, daß der Staatssekretär von Marschall durch sein Zeugniß zwar allerlei Uebles über den Verkehr des Chefs der politischen Polizei mit höchst anrüchigen politischen Agenten, zur Unterstützung der erhobenen Anklage selbst aber platterdings nichts beibringen zu können erklärte. Nachdem aller kriminalistische Scharfsinn der Staatsanwaltschaft und des Untersuchungrichters trotz fast sechsmonatigem Inquiriren absolut nichts zu Tage gefördert hatte, was eigentlich nicht schon am ersten Tage nach Tauschs Verhaftung bekannt gewesen war, mußte wohl auch Herr von Marschall den als öffentlicher Ankläger so verheißungvoll begonnenen Feldzug als verloren aufgeben. Von der alten staatsanwaltlichen Schneidigkeit der ersten Dezembertage war keine Spur mehr zu bemerken. Der Staatssekretär genügte ohne Freude seiner Zeugenpflicht und bekundete kaum noch ein Interesse, was aus der Anklage weiter würde. Die überschwängliche Verherrlichung, die ihm der Staatsanwalt in seinem Schlußplaidoyer auf den Weg gab, wird ihm schwerlich die Laune aufgeheitert haben. Man geht eben niemals so weit, wie wenn man nicht weiß, wohin man eigentlich geht: diese Lehre ist für ältere Staatsmänner eben so nützlich wie für diplomatische Dilettanten.

Eben so dürftig wie die politische hatte sich die kriminalistische Ausbeute der langen Voruntersuchung gestaltet. Da es Herr Drescher versichert, bezweifle ich es nicht, daß er bei seinem Antrage auf sofortige Verhaftung des Zeugen von Tausch weder durch Weisungen des Staatssekretärs von Marschall noch durch die zudringlichen Wünsche des Vertheidigers Lubszynski beeinflußt worden ist. Unverkennbar aber stand die Staatsanwaltschaft, als sie zuerst mit solcher Vehemenz zum vernichtenden Schlage gegen einen bis dahin tadellos dastehenden,

mannichfach verdienten Beamten ausholte, mindestens unbewußt unter den Einflüssen der gegen die politische Polizei sittlich entrüsteten öffentlichen Meinung und der dem Polizeikommissar von Tausch außerordentlich abgünstigen, den Leuten des Berliner Tageblattes desto geneigteren Stimmungen des Auswärtigen Amtes. Denn daß die Bezichtigungen eines Menschen vom Schlage des Angeklagten von Lützow und der Widerspruch der Zeugenbekundung der Herren von Tausch und Levysohn in einem im Grunde recht gleichgiltigen Nebenpunkte für sich allein kaum ein zureichendes Fundament abzugeben geeignet seien, um einen Mann in der dienstlichen Stellung des Tausch ohne Weiteres wie einen meineidigen, der Anstiftung oder Begünstigung schwerer Urkundenfälschung dringend verdächtigen Verbrecher zu behandeln, darüber konnte die Staatsanwaltschaft sich bei ruhiger Ueberlegung nicht wohl täuschen. Nun hatte das gesammte Ergebniß der umfänglichen Voruntersuchung keinen Schritt über jene ersten, den Haftbefehl motivirenden Verdachtsgründe hinaus geführt; jetzt hieß es, Das rechtfertigen, was so eklatant eingeleitet worden war. Mit allem Gezeter über das unsittliche Institut der politischen Polizei ließ sich keine greifbare Anschuldigung kriminalistisch formuliren. Also half man sich, indem man einestheils die Beschuldigungen Lützows gegen Tausch zur Begründung einer Anklage zwar nicht wegen Anstiftung, aber doch wegen amtlicher Begünstigung (§ 346 St.-G.-B.) der Urkundenfälschung als Handhabe benutzte, anderentheils, um die Meineidsanklage nicht ausschließlich auf das Zeugniß des Herrn Levysohn zu stützen, noch in auffällig gezwungener Weise ein paar weitere Beziehungen heranzog, in denen Tausch zeugeneidlich von der Wahrheit abgewichen sein sollte. Er sollte unter Anderem wissentlich fälschlich abgeleugnet haben, daß von ihm je „politische“ Artikel in der Presse „inspirirt“ worden seien. Man kann sich kaum ein verschwommener ausgedrücktes Beweisthema denken! Ist schon der Begriff „politisch“ in unseren Tagen mit ihren tausendfältig verzweigten Wechselbeziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, staatlichem, kirchlichem, wirthschaftlichem, geistigem Leben überhaupt ein unbegrenzter geworden, so möchte ich Dem eine Prämie aussetzen, der mir für das im heutigen Zeitungskauderwälsch so beliebte „Inspiriren“ einen treffenden deutschen Ausdruck zu geben vermöchte. Freilich: schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, — und der Staatsanwalt Eger fand darin nicht die geringste Unklarheit. Vielleicht aber hatte Herr von Tausch

nicht die gleiche Klarheit des Verständnisses besessen; und schließlich kam es doch darauf an, was Tausch sich bei der fraglichen Aussage vorgestellt hatte, nicht darauf, was die Staatsanwaltschaft hineinzulegen für richtig hielt. Im äußersten Fall hätte sich auf Grund des vorhandenen Beweismaterials bei diesem Punkte eine Anklage wegen fahrlässigen Falscheides substantiiren lassen. Daneben standen dem Angeklagten von Tausch bezüglich der Meineidsanschuldigung die Strafminderungsgründe des § 157 Nr. 1 St.-G.-B. zur Seite und gegenüber der aus § 346 St.-G.-B. erhobenen Anklage wurden von der Staatsanwaltschaft mildernde Umstände von vorn herein konzedirt. Dies Alles will sagen: die ganze Belastung des Angeklagten von Tausch, wie sie jetzt von der Staatsanwaltschaft vertreten wurde, hätte in dem der Anklage günstigsten Falle mit einer Verurtheilung des Angeklagten zu einigen Monaten Gefängniß ausgehen müssen, — einer Strafe, die durch die erlittene Untersuchunghaft als verbüßt angesehen werden konnte. Und darum Räuber und Mörder? Darum dieser ungeheuerliche Lärm, der unendliche Wolken gräulichen Staubes überall, in den großen und kleinen, den dunklen und den hellen Winkeln unseres Staatsgebäudes aufwirbelte? Wer in verantwortlicher Stellung die Erkenntniß dieser verzerrten Situation besaß, wie Das in erster Reihe bei dem Gerichtsvorsitzenden, in zweiter bei dem Oberstaatsanwalt Drescher der Fall sein mußte, konnte dem nutzlosen und peinvollen Schauspiel dieser Hauptverhandlung gegen „Tausch und Hintermänner" nur noch eine gedämpfte Theilnahme widerwillig schenken. Nicht also darin, daß Herr von Tausch freigesprochen worden ist — ein Wahrspruch, den ich nicht zu kritisiren habe —, sondern darin, daß nach einem derartig geräuschvollen, den Angeklagten in seiner Existenz vernichtenden ersten Angriff nicht mehr als diese brüchige Anklage übrig blieb, erblicke ich den kriminalistischen Mißerfolg der gesammten, nach allen Richtungen hin bedenklichen Prozedur.

Unsere öffentliche Meinung ist natürlich anderer „Meinung". Sie hält sich an das freisprechende Verdikt quand même, lobt oder schilt den Spruch und ergeht sich danach in Wahrscheinlichkeitrechnungen, wie lange voraussichtlich der Urlaub des Freiherrn von Marschall dauern wird. Auf liberaler Seite ist man überzeugt, in jedem Falle sei die politische geheime Polizei nunmehr gerichtet, müsse entweder abgeschafft oder doch „gründlich reorganisirt" werden. Dieses erreicht zu haben, sei das ruhmreiche Verdienst des bisherigen Staatssekretärs des Aus-

wärtigen Amtes. Träfe Das zu, so würde ich auch dann noch wünschen, daß unsere auswärtige Politik sich höhere Ziele zu setzen und staatsklügere Mittel anzuwenden verstände, als sie ihr hier unterstellt werden. Aber ich glaube, die öffentliche Meinung irrt sich in diesen ihren gesinnungtüchtigen Rechnungen. Die geheime politische Polizei wird weder abgeschafft noch reorganisirt werden. Das Erste nicht, weil sie, gleichviel welchen Namen man ihr geben will, auch von der harmlosesten Politik nicht entbehrt werden kann, und das Zweite nicht, weil von ihr genau das Selbe gilt, was von den Jesuiten gesagt ist: sint, ut sunt, aut non sint. Ich bin der Letzte, der das intime Getriebe des Polizeikommissars von Tausch mit solchen ausgesucht katilinarischen Existenzen wie Normann-Schumann, von Lützow und Ihresgleichen nicht für skandalös und frevelhaft hielte. Indessen: bei der Persönlichkeit des Herrn von Tausch brauchen wir uns nicht weiter aufzuhalten; daß er in seiner bisherigen Amtsstellung unmöglich geworden ist, darüber ist alle Welt einig. Es wird also ein anderer Polizeikommissar an seine Stelle treten: der neue Mann wird zunächst etwas vorsichtiger auftreten, in der Auswahl seiner Agenten und „Vertrauensmänner" erheblich mißtrauischer verfahren, als Das Tausch offenkundig gethan hat, — und will man Das eine „Reorganisation" nennen, so kann man es hierbei belassen. In welchem Geiste, für welche Zwecke und mit welchen Werkzeugen schließlich aber diese Nachfolger Tauschs wirthschaften werden, Das wird ganz und gar nicht von ihnen, sondern von den Aufträgen abhängen, die man „höheren Ortes" ihnen zu ertheilen beliebt. Man soll doch nicht so thöricht in den Tag hineinreden, als hätte Tausch aus eigener Neugier oder zum eigenen Vergnügen seine Kreaturen ausgesandt, um die Geheimnisse der Redaktionbureaux auszuspioniren. Ich denke, es war der Reichskanzler von Caprivi, der durchaus ermittelt wissen wollte, wer in der Saale-Zeitung die seit dem März 1890 in Berlin herrschenden Regirungzustände indiskret und verletzend erörterte, es waren Staatsminister und Staatssekretäre, die im Interesse hoher Politik es für nothwendig hielten, Korrespondenten und Mitarbeiter der Münchener Neuesten Nachrichten, der Kölnischen Zeitung u. s. w. polizeilich zu erforschen. Bleiben diese verworrenen Verhältnisse in unserem Regiment bestehen, behalten Zeitungartikel, ihre vermuthliche Provenienz und Autorschaft, auch ferner die Bedeutung, daß davon Sein oder Nichtsein von Reichskanzlern und Ministern abhängt, so wird unsere Staats-

polizei auch künftig nicht umhin können, auftragsgemäß journalistische Detektivs in Thätigkeit zu setzen. Schutzleute in Uniform sind nun einmal für derartige delikate Geschäfte nicht gut verwendbar; und der „Preßreferent“ im Auswärtigen Amt scheint mir, trotz aller Patronage, die er über eine Menge berliner Journalisten ausübt, auch nicht der Mann zu sein, der Klitsch und Klatsch von erweisbaren Thatsachen zu unterscheiden weiß. Will daher die öffentliche Meinung ernsthaft Wandel geschafft wissen in diesem die Beamten wie die Presse gleichmäßig korrumpirenden Treiben, dann sollte sie nach Allem, was wir im Prozeß Tausch schaudernd erlebt haben, ihre Angriffe nicht lediglich gegen einige bedenkliche Organe des berliner Polizeipräsidiums, sondern erheblich höher hinauf gegen diejenigen Instanzen richten, welche die geheime Polizei für ihre Zwecke brauchen und mißbrauchen.

Es gehört keine Prophetengabe dazu, um auch nach dieser möglichen Richtung einer Klärung und Reinigung verdorbener Verhältnisse unserer öffentlichen Angelegenheiten dem Prozeß Tausch jede Wirkung abzusprechen. Wir werden in den Gleisen, die seit dem Sturz des Fürsten Bismarck für gangbar befunden worden sind, fortwandeln, unsere Minister werden das prekäre Dasein, das ihnen vergönnt ist, fortfristen, mißtrauisch gegen einander, unsicher nach unten wie nach oben hin, vor anonymen Zeitungartikeln immerdar in ängstlichen Sorgen, und unsere Polizei wird in der trüben Luft nach wie vor denjenigen Gewalten zu Willen bleiben, denen sie subordinirt ist und die sie nöthig zu haben vermeinen. Ob wir daher die politische, die polizeiliche oder die strafgerichtliche Seite der Affaire ins Auge fassen, der Gesammteindruck bleibt der gleiche: ein unendlicher Aufwand staatlicher Kräfte ist rein pro nihilo verthan worden.

Was sonst der unselige Prozeß an Rückständen zurückzulassen verspricht, ist freilich schlimmer als nichts. Am Deutlichsten tritt schon jetzt die erhebliche Schädigung werthvoller staatlicher Autorität als eine der unvermeidlichen Nachwirkungen des seltsam verlaufenen Verfahrens hervor. Von dem sinkenden Ansehen der Chefs unserer Ministerien können wir dabei ganz absehen; nach Dem, was ihnen unlängst Eugen Richter im Reichstage zu ihrer Charakteristik widerspruchlos vorhalten durfte, haben die Herren an angesammeltem Kapital amtlicher Autorität nicht mehr viel zu verlieren. Auch das erheblich verstärkte Geschimpfe gegen die schändliche Polizei bedeutet im Grunde wenig. Man nennt

Tausch einen zweiten Stieber, was ungefähr so viel Sinn hat, wie wenn man den Polizeipräsidenten von Windheim als zweiten Hinckeldey bezeichnen wollte, und freut sich des gelungenen Stichwortes. Derartiges gehört zum landläufigen Jargon demokratischer Bierbänke, darüber darf ein verständiger Mensch höchstens die Achseln zucken. Schmerzlicher empfinde ich von meinem Standpunkte die unglückliche Art, in der zum eigenen Schaden die Organe der staatlichen Strafgerechtigkeit hier wieder einmal einer unsicher umhertastenden Politik dienstbar gemacht worden sind. Welche Zwiespältigkeit im äußeren Verhalten und im ganzen Temperament der Behandlung des Angeklagten Tausch zwischen dem Ersten Staatsanwalt und seinem Gehilfen! Wie viele unerquicklichen Vorbehalte, Verwahrungen, nachträglichen Einschränkungen und Deklarationen der Staatsanwaltschaft, um sich und die Amtsstellung vor kompromittirenden Mißdeutungen zu schützen! Schließlich weiß doch Jedermann, daß die Staatsanwaltschaft zur Verfügung des Justizministers steht und daß, wenn Herr Schönstedt mit Herrn von Marschall einig ist, die Staatsanwaltschaft die Rolle zu Ende spielen muß, die Herr von Marschall ihr anweist. Und was die Richterbank selbst anlangt, so gab sich der Gerichtsvorsitzende ersichtlich alle Mühe, was er in der Hauptverhandlung wider Leckert und Lützow im Gewährenlassen der dem Zeugen von Tausch zu Theil gewordenen Vexationen etwa gefehlt hatte, durch ein möglichst unparteiisches, von aller Voreingenommenheit freies Verhalten dem jetzigen Angeklagten gegenüber wieder gut zu machen. Es war immerhin ein nicht geringes Maß von Ruhe, Selbstbeherrschung und sicherer Herrschaft über den Stoff erforderlich, um die von allen Seiten andrängenden Zumuthungen behufs Fernhaltung von allerlei politisch und journalistisch interessanten, mit der Anklage aber in gar keinem Zusammenhang stehenden Dingen von der Gerichtsstelle abzuwehren. Doch blieben auch diesem Richter die das Amt blosstellenden Momente nicht erspart. Die Art, wie die Vertheidigung des von Lützow verhindert wurde, das Polizeimanöver mit der Wedekindschen Korrespondenz zur Erörterung zu bringen, bekundete eine übertriebene Rücksichtnahme in Schonung polizeilicher Gepflogenheiten, die mit den gegen Tausch verhandelten Inkriminationen wenig in Einklang stand. Vollends die Abbitte, die dann dem Vertheidiger Lubszynski gerichtsseitig geleistet werden mußte, um ihn zur Fortführung der Vertheidigung zu bewegen, enthielt eine für Gerichte und Staatsanwaltschaft so peinvolle Demü-

thigung, wie sie in den Annalen der Strafjustiz bisher unerhört ist. Oder, um an einen anderen, eben so unerquicklichen Vorgang zu erinnern: wie viel diplomatische Geschicklichkeit in Konzessionen und Kompromissen mit von Lützow waren von Nöthen, als dem Zeugen Kraemer bei Erwähnung einer Flasche Steinberger plötzlich der Mund verschlossen wurde und es nun darauf ankam, die Prozeßbetheiligten gleichfalls zum diskreten Stillschweigen in Güte zu bestimmen! Ich verstehe ja vollkommen die Gründe, die es angezeigt erscheinen ließen, solche delikaten, die Person des Kaisers berührenden Mittheilungen öffentlich unerörtert zu lassen, und ich verarge es menschlich dem Vorsitzenden durchaus nicht, daß er die auffällige Mittheilsamkeit des Zeugen Kraemer zu beschränken sich bemühte. Aber ich beklage es, daß ein Richter überhaupt in die Lage gebracht wurde, zwischen vorsichtiger Rücksichtnahme gegen sogenannte Staatsinteressen und Allerhöchste Personen einerseits und rücksichtloser Aufklärung des gesammten Anklagestoffes andererseits wählen zu sollen. Das Vertrauen des Volkes zur vollen Unabhängigkeit der Justiz kann unter dem Einfluß solcher Gerichtsvorgänge nur weiteren Abbruch erleiden. Die Erinnerung daran bleibt viel länger haften, frißt sich viel tiefer in die Gemüther ein, als das diffuse Tagesgeschwätz der hin und her raisonnirenden Presse ahnen läßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß sensationelle Kriminalprozesse offenen oder versteckt politischen Inhaltes gelegentlich unheilvoll mitgewirkt haben, Katastrophen im Staatsleben zu fördern oder zu beschleunigen, wird von Historikern häufig berichtet. Es ist ihnen eigenthümlich, plötzlich ein scharfes Schlaglicht auf Zustände und Verhältnisse der Regirenden zu werfen, die unter normalen Umständen der Beleuchtung öffentlicher Sonne entrückt zu bleiben pflegen. Was bisher nur unsicher vermuthet und leise gewispert werden durfte, enthüllt sich mit einem Male als Thatsache greller Wirklichkeit. Da solche Schlaglichter rasch, wie sie gekommen, wieder verschwinden, ist die Phantasie des Volkes geschäftig, sich die flüchtig geschauten Bilder weiter auszumalen. Das unbestimmte Gefühl, es sei nicht nur Etwas, sondern recht Vieles „faul im Staate", wächst und wird zur Macht, die früher oder später ihre verhängnißvolle Wirkung äußert. Nun möchte ich nicht übertreiben und nicht den Prozeß Tausch zum historischen Ereigniß aufbauschen. Die Warnung aber sollte denn doch auch diese Kriminalverhandlung den regirenden Kreisen erbringen, daß viele solche po-

litischen Fehler nicht mehr zu begehen sind, soll das Gefüge des Deutschen Reiches nicht völliger Zersetzung verfallen. Würde wenigstens eine solche Lehre aus dem Geschehenen resultiren, so dürfte man sich immerhin getrösten, der Prozeß sei nicht ganz so pro nihilo gewesen, wie die Aufschrift dieses Artikels vorausgesetzt hat.

Brüssel. Otto Mittelstaedt.

Aus der Jugendzeit.

I.

Fünfzehn Jahre.

Ich wollt', ich wär' ein Vogel,
Er schwingt sich von Ast zu Ast:
Im Sommer ist er des Nordens,
Im Winter des Südens Gast.

Er kennt nur Licht und Wärme,
Kennt Sonne nur und Luft
Und schmettert Lob dem Leben
Aus seiner Sängerbrust.

Er liebt und baut sein Nestchen,
Er stillt seines Herzens Drang:
Der Vogel kennt nur Freude
Und Lust und Jubelsang.

Ich wollt', ich wär' eine Blume,
Die Rose möcht' ich sein:
Sie blickt mit holdem Zauber
Ins Tageslicht hinein.

Sie ist die Herrin der Blumen,
Ist ihre Königin
Und welkt nach süßem Leben
In süßem Duft dahin.

Ich wollt', ich wär' ein Knabe
Und wäre vom starken Geschlecht:
Es blühten in meiner Seele
Die Knospen für Kraft und Recht.

Es öffneten sich die Thore
Der Hoffnungen mir weit,
Es thronte auf meiner Stirne
Der Stolz der Männlichkeit.

Ein Knabe, ein schlanker Knabe,
Ein Mann dereinst, ein Held!
Mein Mannesmuth und Thaten,
Mein, mein die ganze Welt.

Mein Vaterland und Liebe,
Und Lieb' und Vaterland,
Für das, wenns in Gefahren,
Ich schützend erhöbe die Hand.

O! wäre ich ein Knabe
Mit Mannesmuth und Sinn!
O! wär' ich Alles, Alles, —
Nur Das nicht, was ich bin.

II.

Siebzehn Jahre.

Ich weiß nicht, warum sie sagen,
Die Jugend sei so schön.
Ich habe von ihrer Schönheit
Bis heute nichts geseh'n.

Schön mag sie sein für And're . . .
Ich fühle mich todesmatt.
Gelebt erst siebzehn Jahre
Und schon des Lebens satt!

Rückblick.

Dein Bild ist immer wieder
Im Herzen mir aufgetaucht . . .
Bis endlich ich Dich vergessen,
Hats lange Jahre gebraucht.

Hart waren diese Jahre
Und auch der Kampf war schwer:
Du bist mir zu theuer gewesen, —
Doch heute murr' ich nicht mehr.

Wir wären zu elend geworden,
Wenn wir vergessen der Pflicht,
Du hättest zu viel geopfert
Und Das — verzeiht man nicht.

Dein reiches Mannesleben,
Es wäre zerstört und verheert
Um eines Weibes willen:
Das ist ein Weib nicht werth.

Gottlob, daß Du stark geblieben
Und daß ich erstarkte an Dir!
Der Kampf ist ausgetragen
Und Ruhe ward Dir wie mir.

Ich sehe Dich heute wie immer:
Gut, makellos und rein.
Du wirst Zeit meines Lebens
Mein Heiliger mir sein.

Ich habe überwunden
Und bin im Herzen froh,
Daß wir uns treu geblieben:
Es war viel besser so.

Ein Wunder.

Ich dachte, er wär' meine erste und letzte Liebe gewesen,
Ich dachte, daß ich für immer von diesem Leide genesen.

Daß jemals nach ihm ein And'rer mir Etwas noch könnte werden,
Schien mir von allen Wundern das größte wohl auf Erden.

So ruhig war ich im Herzen, der letzte Funke verglommen:
Als über Nacht das Wunder leis über mich gekommen.

An Dich.

Ich hab' das Beten fast verlernt,
Seitdem ich Dich geseh'n.
Wüßt' wirklich nicht, was ich von Gott
Noch heute sollt' ersleh'n.

Was hilfts, zu beten: Gieb ihn mir!
Wenn Du Dich selbst nicht giebst,
Und was, zu beten: Laß ihn mir!
Wenn Du mich doch nicht liebst!

Soll ich Vergessenheit ersleh'n,
Wo Du mir Alles bist?
Das wäre Hohn: ich weiß genau,
Daß es unmöglich ist.

Wien.

Emil Marriot.

Achtundvierziger.

Ein dies nefastus war der sechzehnte September des Revolutionjahres für das achtundvierziger Parlament. Wenige Tage vorher war die offenkundige Thatsache an die Versammlung gelangt, daß Preußen mit Ueberschreitung des ihm von der Centralgewalt ertheilten Mandates und unter Nichtbeachtung der von dieser gestellten Bedingungen am sechsundzwanzigsten August einen siebenmonatigen Waffenstillstand mit Dänemark, nicht im Namen der Reichsgewalt, sondern in seinem eignen und dem des Deutschen Bundes, geschlossen habe. Malmö: so lief es von Mund zu Mund. Dort war das Ungeheuerliche geschehen, das die Weitsichtigen längst prophezeit, dessen möglichen Eintritt die vertrauenden Geister stets hartnäckig bestritten hatten und das zu glauben schließlich Jeder sich geweigert hatte: die Reichsgewalt zum ersten Male verleugnet und das von ihr erhobene Panier in den Staub getreten! Aber noch einmal richtete sich das Parlament im Gefühl seiner Würde empor. Gegen die Interpellation des alten Dahlmann von der rechten Seite des Hauses, der, von Schmerz um sein Heimathland niedergebeugt, die Tribüne betrat und seine Rede mit den Worten schloß: „Ich füge nur noch Eins hinzu: Vor wenigen Wochen noch beschloß die Nationalversammlung, daß bei einem demnächstigen Friedensschluß die Ehre Deutschlands gewahrt werden müsse, — die Ehre Deutschlands, meine Herren!" wurde von keiner Seite ein Widerspruch laut. Der Bann eines erstarrten Schweigens lagerte über der Versammlung, die ohne Zögern den nächsten Schritt, der ihr vorgezeichnet war, that und die Sistirung des Waffenstillstandes aussprach. War dieser Beschluß aufrecht zu erhalten und durchzuführen, so mochte die Versammlung noch einmal die ihr drohend nahenden Mächte des Verderbens bemeistern und sich ihnen überlegen erweisen; war er es nicht, so war ihr Untergang besiegelt und es konnte sich dann nur noch um den Verlauf des tötlichen Krankheitprozesses handeln. Daher die hochdramatische Spannung, die die zweite, der ersten unmittelbar folgende Verhandlung über den Waffenstillstand und den Sistirungbeschluß begleitete.

Drei Tage, vom vierzehnten bis zum sechzehnten September, dauerte die erregte Verhandlung. Spät am Abend ging sie zu Ende. Es war bis zur Erschöpfung debattirt worden, warnend, anfeuernd, beschwichtigend, aber durch alle Reden klang immer, wie das Wort des Verhängnisses, was abermals Dahlmann prophetischen Geistes der Versammlung zugerufen hatte: „Unterwerfen wir uns bei der ersten Prüfung, die uns naht, den Mächten des Auslandes gegenüber, kleinmüthig dem ersten Anblick der Gefahr, dann, meine Herren, werden Sie Ihr ehemals stolzes Haupt nie wieder erheben. Denken Sie an diese meine Worte: Nie." Es war dunkel geworden, als endlich zur Abstimmung geschritten wurde. Auf den überfüllten Parlaments-Tribünen sah man hier und da den Schein von Lichtstümpfchen und von ihnen erhellt Solche, die sich die abgegebenen Ja und Nein notirten, um das Ergebniß möglichst bald feststellen zu können; überall erregte, gespannte Gesichter. Noch ehe das letzte Ja oder Nein gefallen war, ging die Entscheidung flüsternd von Mund zu Mund. Aber man wartete auf den Ausspruch des Präsidenten, als müsse er einen vorgefallenen Irrthum berichtigen. Endlich tönte die Glocke. Der Präsident verkündete, daß der Si-

stirungbeschluß durch eine Majorität von 21 Stimmen (258 gegen 237) wieder aufgehoben sei. Die sonst so lärmenden Tribünen leerten sich geräuschlos. Eine ungeheure Beklommenheit herrschte drinnen wie draußen, denn auch auf den Straßen standen dicht geschaarte Menschenmassen, die der Entscheidung harrten. Und diese Entscheidung erschien Allen Unheil verkündend. Der drohende Konflikt mit der Krone war freilich abgewendet, aber in den Augen des Volkes war das Parlament geächtet. Bekanntlich brach zwei Tage später der gegen die Majorität des Parlamentes gerichtete Barrikadenkampf in Frankfurt aus, der dem Fürsten Felix Lichnowsky und dem General Auerswald das Leben kostete.

„Nie wieder" hatte der berühmte Historiker gesagt, der sich bei dieser Gelegenheit von seiner eigenen Partei, dem rechten Centrum, trennte, und wenn je, so hatte er bei dieser Gelegenheit den geschichtkundigen Seherblick bewährt. Buchstäblich ging die ausgesprochene Prophezeihung in Erfüllung. Wir, die wir heute auf diese Vorgänge zurückblicken, übersehen leicht den Zusammenhang, der sich damals den Blicken der Meisten entzog. Wir wissen heute, daß einmal die Stunde kommen mußte, wo das Parlament genöthigt sein würde, sein so stolz empor getragenes Haupt zu senken, um es nie wieder zu erheben, weil die ihm gestellte Aufgabe jede Möglichkeit einer Bewältigung ausschloß. Das war nicht sowohl die Schuld des Parlamentes als der Märzrevolution selbst, da sie in die parlamentarische Bahn einbog, uneingedenk der geschichtlichen Warnung, daß — außer in seltensten Ausnahmefällen — jede Revolution ihr Testament macht, die ihre Aufgabe in die Hände von großen berathenden Versammlungen legt. Das achtundvierziger Parlament war ein Redeparlament und an diesem Fluch ging es schließlich elend zu Grunde. Denn man kann wohl das Blaue vom Himmel herunter reden, wie man zu sagen pflegt, aber die erst zu schaffende Einheit einer großen Volksgemeinschaft nicht durch Redekünste erzwingen.

Die Märzrevolution, die sich zunächst in dem sogenannten — in Heidelberg tagenden — „Siebenerausschuß" und dann in dem „Vorparlament" verkörperte, hatte eine kurze, bald ermattende Anwandlung gehabt, die Sache anders anzufassen. Es war im Vorparlament selbst, wo die radikale Linke unter dem Einfluß ihrer vielgenannten Führer, der badischen Abgeordneten Hecker und Struve, dahin drängte, daß die Versammlung unmittelbar ihre Permanenzerklärung aussprechen, eine revolutionäre Exekutivbehörde schaffen und sofort die Vereidigung der Truppen vornehmen solle. Ob dieser Weg gangbar war, konnte nur der Verlauf der Begebenheiten erweisen; wer aber die unglaubliche Lähmung und Rathlosigkeit aller Regirungsgewalten, die vollständige Hilflosigkeit aller Autoritäten unter dem Bann des Schreckens in jenen Tagen miterlebt hat, wird ihn nicht ohne Weiteres für ungangbar erklären. Und als das Vorparlament in seiner Majorität sich dennoch ablehnend verhielt und den entscheidenden Augenblick verpaßte, um der Zukunft entgegenzuharren, hatte die Revolution bereits abgedankt. Jetzt konnte nur der fakultative Despotismus, der uns später in Bismarck erschien, die Sache noch retten.

Das achtundvierziger Parlament war ein Redeparlament, und zwar eins, in dem ganz ausgezeichnete rednerische Kräfte vertreten waren, so daß es in dieser Beziehung allen nachfolgenden deutschen parlamentarischen Versammlungen weit überlegen geblieben ist. Aber nicht Das war, was seine Unvergleichlichkeit ausmachte; sie lag in dem Umstand begründet, daß es ein souveraines Parlament,

eine Versammlung von souverainer Machtvollkommenheit war, — die einzige, die in dieser Gestalt und Fassung jemals in Deutschland getagt hat. Man kann an das „war“ freilich gleich die zweifelnde Frage knüpfen: war denn Das nicht eben eine Selbsttäuschung, eine leere Einbildung, der der eigentliche Thatbestand in keiner Weise entsprach? Und man wird diese Frage zu bejahen haben. Aber da der Mensch, bis ihn die Wirklichkeit unsanft aufweckt, doch Das immer ist, wofür er sich hält und wofür er von Anderen gehalten wird, so war in diesem Sinn die Versammlung, die Heinrich von Gagern, ihr erster Präsident, in seiner Antrittsrede für souverain erklärt hatte, thatsächlich souverain, weil sie sich selbst dafür hielt und weil sie von Allen dafür gehalten wurde. Vielleicht hätte sie in der allerersten Zeit es auch noch werden können. Mit diesem Souverainetät-Bewußtsein besaß aber die Versammlung, was den übrigen parlamentarischen Körperschaften, in Deutschland wenigstens, regelmäßig abgeht: das Gefühl einer gänzlich unantastbaren und unangreifbaren Sicherheit. Nie konnte ihr der lähmende Gedanke kommen, daß all ihr Reden und Beschließen den allmächtigen Gewalten gegenüber doch nur in den Wind gesprochen sei, daß die Entscheidung, wenn es jemals zum Aeußersten käme, doch nicht in ihre Hand gegeben sei, daß sie also die Kunst vorsichtigen Lavirens als die eigentliche staatsmännische Kunst immer zu üben habe. Diese Versammlung durfte das Haupt hoch tragen; es gab kein Bedenken für sie, — höchstens das eine, das namentlich die ausschlaggebende Majorität des rechten Centrums, die Partei Gagern, nie völlig verließ, ob sie nicht zu viel Macht besitze, ob die in ihr verkörperte revolutionäre Kraft nicht schließlich doch noch mit ihr durchgehen werde.

Von den damals vereinten Männern sind, nachdem nun bald ein halbes Jahrhundert seit jener Zeit verstrichen ist, nur noch wenige, meines Wissens nur noch drei, hochbetagt am Leben: Eduard Simson, Karl Biedermann, Wilhelm Jordan. Simson, der geborene und erkorene Präsident — denn er war nicht blos vom Dezember 1848 bis zum Mai 1849 Präsident der Nationalversammlung, sondern bald darauf Präsident des Volkshauses des sogenannten Erfurter Parlamentes unrühmlichen Andenkens, dann wiederum von 1867 ab Vorsitzender des Norddeutschen Reichstages und von 1870 bis 1874 des Deutschen Reichstages und schließlich noch bis beinahe zu seinem achtzigsten Lebensjahr Vorsitzender des Reichsgerichtes —, Simson repräsentirte seiner ganzen Persönlichkeit nach eine in diesem Parlament nur selten vertretene Eigenart, die der kühlen, leidenschaftlosen, vielleicht staatsmännisch zu nennenden Intelligenz. Obgleich er akademisch geschulter Gelehrter und schon mit sechsundzwanzig Jahren eine ordentliche Professur zu übernehmen berufen war, hatte er nichts vom Professoren-Doktrinarismus, und obgleich er praktischer Jurist und Tribunalsrath war, nichts vom Bureaukraten an sich. Den politischen Aufgaben, die an ihn mit der Uebernahme des ihm von Königsberg ertheilten Mandates zur Nationalversammlung herantraten, den Staatsgeschäften brachte er das vielseitige Interesse nicht des Gelehrten oder Beamten, sondern des gebildeten Mannes entgegen. Wenn er nicht den Scharfblick besaß, um den großen Irrthum der sogenannten erbkaiserlichen gagernschen Partei, der er sich anschloß, zu durchschauen, so wußte er sich doch von den Irrungen und Blendungen, die das Parteigetriebe im Einzelnen erzeugte, immer frei zu erhalten. Als ein Mann von feinstem Formgefühl, von der gemessensten

Haltung, der nie aus dem Takt zu bringen war, war er überall am Platz, wo Takt erfordert wurde. Er liebte die gebahnten Straßen; da bewegte er sich aber auch unter den schwierigsten Verhältnissen mit unfehlbarer Sicherheit. Ungangbare Wege erst zurechtzuschaufeln, ein aus den Fugen gegangenes Stück Weltgeschichte zurechtzurenken, wie es die Revolution unternimmt, war weniger seine Sache. Daher versagte er sich auch, als die Bahn unwegsam zu werden drohte — nach der Ablehnung der Kaiserkrone —, der im Mai 1849 wiederholt auf ihn fallenden Wahl zum Präsidenten des Parlamentes. Der Minister Manteuffel hat später einmal das Diktum von den Revolutionären in Schlafrock und Pantoffeln aufgebracht. Simson war kein solcher Revolutionär. Dafür besaß er zu viel Temperament und zu viel Geschmack. Aber er ließe sich vielleicht als ein Revolutionär in Frack und Glacéhandschuhen bezeichnen. Das Gebahren erregter Massen beim Ausgang des Dramas, wo gelegentlich auch Straßenschmutz aufgewirbelt wird, paßte zu solcher Toilette freilich nur schlecht.

In ungewöhnlichem Grade beherrschte Simson die Rede, namentlich den feierlichen Ausdruck einer aus einem gegebenen Anlaß besonders weihevollen, gehobenen Stimmung. Er sprach nicht zündend, aber pathetisch, und zwar geschmackvoll pathetisch. Der Eindruck seiner Rede versagte nie. Man war gewöhnt, seinen Worten mit einer gewissen Andacht, die nur die Skeptiker für überflüssig und übel angebracht hielten, zu lauschen. Gelegentlich behielten allerdings die Skeptiker Recht und niemals mehr als bei den Worten, die gewissermaßen als Thronrede nach vollzogener Kaiserwahl am achtundzwanzigsten Mai 1849 von Simson zur feierlichen Verkündung des Resultates gesprochen wurden. „Möge der deutsche Fürst", sagte er, „der wiederholt und öffentlich in unvergessenen Worten den warmen Herzschlag für die deutsche Sache sein kostbares mütterliches Erbe genannt hat, sich nun als Schutz und Schirm der Einheit, der Freiheit, der Größe unseres Vaterlandes bewähren, nachdem eine Versammlung, aus dem Gesammtwillen der Nation hervorgegangen, wie keine, die je auf deutschem Boden tagte, ihn an deren Spitze berufen hat. An unserem edlen deutschen Volke aber möge, wenn es auf die Erhebung des Jahres 1848 und auf ihr nun erreichtes Ziel zurückblickt, der Ausspruch des Dichters zur Wahrheit werden, dessen Wiege vor jetzt fast einem Jahrhundert in dieser alten Kaiserstadt gestanden hat:

‚Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Ziellos fortzuleiten, zu schwanken hierhin und dorthin,
Dies ist unser, so laßt uns sagen und so es behaupten.'
Gott sei mit Deutschland und seinem neugewählten Kaiser."

Es ist bekannt, wie dieser „neugewählte Kaiser" dem an ihn ergangenen Ruf entsprach. Die Trauermär von dem Empfang der Deputation, die ihm die Kaiserkrone überbrachte, hat sich nicht totschweigen lassen, obgleich es bis in die jüngste Zeit hinein nie an Versuchen dazu gefehlt hat. So las ich noch kürzlich in einem angesehenen mittelparteilichen Blatte die Darstellung des Vorganges kurz so zusammengefaßt: „Mit warmen Worten, wie sie dem königlichen Redner eigen, dankte Friedrich Wilhelm für das große Vertrauen, das ihm entgegengebracht wurde. Er könne aber ohne das freie Einverständniß der übrigen deutschen Regirungen eine Entschließung nicht fassen." In Wahrheit gestaltete sich nun aber der Hergang etwas sehr anders. Der thatsächliche Verlauf ist mitgetheilt

in den Aufzeichnungen eines Augenzeugen, des letzten Präsidenten des Parlamentes, Wilhelm Löwe-Calbe, eines Mannes, dessen gemäßigte Gesinnung außer aller Frage steht, der aber trotz dieser Gesinnung keine Veranlassung fand, über die erniedrigende Abfertigung, die das Parlament in seiner Deputation gefunden hatte, einen Schleier zu breiten, und der über das schleierlose Bild in seinen „Erinnerungen" also berichtet: „Jetzt hörte ich nun Worte aus dem königlichen Munde, die ich, wenn ich sie allein gehört hätte, für eine Sinnestäuschung gehalten haben würde. Ich hätte es für unmöglich gehalten, daß bei einer so feierlichen Gelegenheit von dem Könige selbst in solchen Formen so bittere Worte, ein so blutiger Hohn an die Deputation gerichtet worden wären, die ihm eine Kaiserkrone angeboten hatte. Es waren höhnende Worte über den Auftrag, den die Deputation auszuführen hatte, wie über die Versammlung, welche die Verfassung mit der hohenzollernschen Kaiserkrone beschlossen hatte. Nicht genug damit, wandte er sich dann an die einzelnen Mitglieder noch mit höhnenden Worten. Ich traute meinen Augen und Ohren nicht. Aber nicht ich allein, sondern Alle sahen und hörten die Aeußerungen des Königs. Die Geschichte hat sie aufbewahrt."

Simson, der 1810 geboren ist, steht Karl Biedermann zunächst im Alter. Er ist nur um zwei Jahre jünger, stand also als Mitglied des Parlamentes im sechsunddreißigsten Lebensjahr. Eine durchaus einwandfreie, seines Charakters, seiner liberalen politischen Anschauungen und der ihm deshalb von der sächsischen Regirung schon früh bereiteten Anfeindungen wegen geachtete Persönlichkeit; er vertrat neben manchen anderen Geistern den in dieser Versammlung so stark ausgeprägten professoralen Typus, wenn nicht vorwiegend, doch unverkennbar. Er hatte eine offenbare Neigung, die Sonne der Gelehrsamkeit über die verwickelten Tagesfragen leuchten zu lassen. Daher eine glatte, fast zu glatte Redeform, eine peinliche Beobachtung aller gebotenen Anstandsrücksichten in der parlamentarischen Diskussion, eine bei aller Gründlichkeit fast weibliche Delikatesse in der Behandlung des Gegenstandes. Wahrscheinlich hatte ihm diese Eigenart die ihm auf einem damals gern gesehenen Bilderbogen parlamentarischer Karikaturen beigelegte Bezeichnung: „Anstandsdame" eingetragen.

Ganz anders stellte sich der erheblich jüngere, 1819 in Insterburg geborene Wilhelm Jordan dar. Eine frühzeitige Berühmtheit, da seine in Folge eines für atheistisch erklärten Toastes aus Sachsen erfolgte Ausweisung Aufsehen erregt hatte, Verfasser einer den Geist der neuen Zeit lebhaft wiederspiegelnden Gedichtsammlung „Schaum", jung, beredt, interessant: so erregte er vielseitige Aufmerksamkeit, nicht am Wenigsten bei den Mitgliedern der Damen-Tribüne, deren Vorliebe und Sympathie der Linken zugewandt blieb. Jordan, auf den viele Blicke gerichtet waren, pflegte diese ihm gewidmete Aufmerksamkeit nicht selten dadurch zu erwidern, daß er, an eine Säule der Paulskirche gelehnt, mit Hilfe eines Opernglases Heerschau über die Damengalerie hielt.

Als er bei einer größeren Polendebatte einen politischen Frontwechsel vornahm und, lebhaft von seinen sonstigen politischen Gegnern applaudirt, von der Linken zur Rechten abschwenkte, wuchs das ihm gezollte Interesse noch. Eine etwas ostentativ in die Erscheinung tretende Beziehung zu dem Heißsporn der Rechten, dem Fürsten Lichnowsky, wurde ihm als Renegatenthum ausgelegt, er selbst des Abfalles von seinen bisherigen Grundsätzen und seiner Partei geziehen

und eine Bestätigung dieses Gesinnungwechsels in dem Umstand erblickt, daß er später als Marinerath unserer — zwar noch kaum geborenen — Flotte in das Reichsministerium eintrat. Ob er in dieser Stellung das kurze und schmerzensreiche Dasein unserer von dem Bundeskommissar Hannibal Fischer bekanntlich später verauktionirten Flotte überdauert hat, ist mir unbekannt.

Jordan, Simson und Biedermann zählten zu den hervorragenden Redekräften des Parlamentes. In dem selben Sinn sind noch Andere zu erwähnen, deren Einen der Tod erst im vorigen Jahre abberufen hat: Karl Vogt, der Naturforscher, im Parlament geliebt und gefürchtet wegen seiner kaustischen Ader, seiner scharfen Zunge, seiner unverholenen naturwüchsigen Frische — der erwähnte Karikaturbogen verzeichnete ihn als „Naturburschen“ — und seines materialistischen Glaubensbekenntnisses, das er auch auf die politischen Vorgänge zu übertragen liebte. An Glanz der Beredsamkeit wurde der spätere Bürgermeister Wiens, der damals in der ersten Jugendkraft stehende Giskra, von Keinem übertroffen. Eine Art ungestümer Konvents-Beredsamkeit repräsentirten die Zitz und Schlöffel. Eindringlich und zu Herzen gehend, wenn auch nicht immer geschmackvoll in der Form, sprach der Volkstribun Robert Blum, zündend der junge Advokat Ludwig Simon von Trier (so genannt zum Unterschied von den beiden anderen Simons, Max Simon und Heinrich Simon von Breslau); besonderes Ansehen, auch als Redner, genoß der als Vorkämpfer der Juden-Emanzipation bekannte und viel genannte Gabriel Riesser, der Vicepräsident des Parlamentes, dessen Redegabe allerdings durch eine gewisse salbungvolle Ueberfülle beeinträchtigt wurde. Mit jugendlichem Ungestüm griff, nicht allzu häufig, aber zur rechten Zeit, der gefeierte Staatsrechtslehrer Welcker in die Debatte ein. Selten nur ließ sich in der andächtig lauschenden Versammlung Uhland vernehmen, aber ein Ausspruch von ihm — von dem Tropfen demokratischen Oels, mit dem hinfort jedes gekrönte Haupt gesalbt werden würde, — hat lange nachgehallt. Charakteristische Persönlichkeiten der eigentlichen Rechten waren der geheimnißvolle und schweigsame Radowitz, der sehr selten, dann aber immer in sorgfältig abgewogener Weise, das Wort ergriff, ferner der streitbare und witzige Landrath von Vincke und der übermüthige Fürst Lichnowsky. Er pflegte als ehemaliger Carlistenführer — er war Brigade-General im Heer des spanischen Prätendenten gewesen — schlimm mit seinem Gegner, manchmal aber auch, zum großen Ergötzen der Linken, eben so schlimm mit der Grammatik umzuspringen. Er verblieb in einer seiner lebhaften Apostrophen hartnäckig, unter immer steigernder Heiterkeit des Hauses, dabei, den von ihm gethanen Ausspruch: „Das historische Recht hat kein Datum nicht“ mehrfach zu wiederholen, da er die Zwischenrufe der Linken, die der doppelten Negation galten, als Widerspruch auffaßte und den grammatikalischen Schnitzer nicht bemerkte. Eine eigentlich katholische Partei trat, äußerlich wenigstens, nicht sehr merklich hervor. Als gelegentlicher Wortführer konnte der oesterreichische Pfarrer Beda Weber gelten. Eine feinere Schattirung vertrat der gelehrte und geistreiche münchener Gelehrte Ernst von Lasaulx.

Neben den rednerischen Kapazitäten, deren Reihe in der vorstehenden Aufzählung längst nicht erschöpft ist, treten noch einige andere parlamentarische Charakterköpfe, die wenigstens nicht ganz unerwähnt bleiben dürfen, hervor, vor Allem eine jedem deutschen Herzen theure Erscheinung, der achtzigjährige Ernst

Moritz Arndt mit den unter den weißen Haaren freundlich hervorblitzenden Augen, neben ihm eine Reckengestalt mit faltigem Runenantlitz, auf dem Kopf ein schwarzes Sammetkäppchen, Turnvater Jahn, von den Jüngeren der österreichische Dichter Moritz Hartmann, der in seiner „Reimchronik des Pfaffen Mauritius" seine Parlamentskollegen satirisch schilderte, ferner, ihm als Satiriker verwandt, in seiner äußeren Erscheinung dem eleganten Hartmann allerdings höchst unähnlich, ein Mitglied der Rechten, eine Aesops-Gestalt, Herr Detmold, in der Lebewelt Hannovers und in intimen Cirkeln „das kleine Laster" genannt. Parlamentarisch ist er meines Wissens nicht besonders hervorgetreten; dagegen genossen seine in Verbindung mit dem Genremaler Schrödter unternommenen Piepmeyer-Karikaturen eine nicht unverdiente Berühmtheit. Herr Piepmeyer, dessen Deputirtenlaufbahn geschildert wurde, sollte den gesinnunglosen „Wicht der Popularität, den Sklaven der Freiheit" darstellen und der Verfasser hatte dabei so manchen glücklichen Griff gethan und stehend gewordene Phrasen so gründlich abgetrumpft, daß das satirische Büchlein sich der höchsten Gunst unter den Mitgliedern der Rechten und des rechten Centrums erfreute. Endlich noch eine originelle Erscheinung: der wegen seines unermüdlichen Fleißes auf dem Gebiet der Zoll- und Steuergesetzgebung mit Recht hoch geschätzte württemberger Volkswirth Moritz Mohl, der wegen einer wunderlich aufgethürmten, ins Röthliche schimmernden Haarfülle den Beinamen „die Reichsperrücke" erhalten hatte.

Ich habe schließlich noch eines Mannes zu gedenken, des in mancher Beziehung hervorragendsten, an Bedeutung für das Parlament allen Anderen vorangehenden und sie verdunkelnden: Heinrichs von Gagern. Er war der Mann der Situation. Es ist wahr, daß die Situation größer war als der Mann, aber wenn ihm Das die Bewunderung entzieht, die ihm sonst wohl reichlich zu Theil geworden wäre, so hebt es doch das Interesse nicht auf, das durch die Stellungnahme und den Einfluß des Mannes bedingt war. Gagern war einem alten reichsfreiherrlichen, in Hessen angesessenen Geschlecht entsprossen, hatte schon mit sechzehn Jahren in der Schlacht bei Waterloo mitgefochten, in der hessischen Ständeversammlung der liberalen Opposition angehört und unter dem Eindruck der Februar-Revolution den Antrag auf Wahl eines interimistischen Reichsoberhauptes mit einer Nationalrepräsentation aus einem Rath der Fürsten und des Volkes gestellt. Schließlich, als die Lage sich immer bänglicher für die Regirungen zu gestalten schien, war er vom Großherzog als Retter in der Noth an die Spitze des Ministeriums berufen worden, in eine Stellung, die er unmittelbar darauf mit der des Präsidenten der Nationalversammlung vertauschte. Alle Blicke richteten sich dort auf ihn, dessen Aeußeres schon, eine hohe Gestalt von vornehmer Haltung, ein paar kräftig gezeichnete Brauen über gebieterisch blickenden Augen, Etwas von Herrscherthum und Herrscherkraft anzukünden schien. Die Regirungen, ihrer Ohnmacht sich bewußt, blickten mit einem gemischten Gefühl von Zweifel und Hoffen, die Massen des Volkes, Bürger und Arbeiter, damals noch ungetrennt, mit unbedingtem Vertrauen auf ihn. Die Allmacht des Parlamentes schien in ihm verkörpert zu sein und schwerlich hat wohl jemals vorher oder nachher ein Privatmann in Deutschland die Macht besessen, die er hätte ausüben können. Wenn er der Mann danach gewesen wäre, er, der über die Majorität des Parlamentes jederzeit verfügen konnte, sich auf die Kraft der

noch im Fluß befindlichen revolutionären Bewegung zu stützen, wenn das Parlament, ihm folgend, sich darauf beschränkt hätte, im ersten Anlauf ein Verfassung-Provisorium unter Dach und Fach zu bringen, die Grundrechte festzustellen und eine oberste Behörde zu schaffen, die, mit deren Durchführung betraut, eine wirkliche Thätigkeit als Regirung des Reiches über den einzelnen Regirungen ausübte, so wäre vielleicht Vieles anders gekommen. Einem solchen Vorgehen Widerstand zu leisten, wäre damals für die Regirungen noch ein sehr gewagtes Spiel gewesen, zu dem vermuthlich der Entschluß gefehlt haben würde. Gagern hat seine Macht in diesem Sinne nicht benutzt. Er war ein königtreuer, wenn auch nationalgesinnter, ein die gesetzliche Ordnung liebender und wahrender, wenn auch Willkür mit gesetzlichen Mitteln bekämpfender Mann; und so lag ihm kein Gedanke ferner als der, einer Bewegung, die sich wider Thron und Altar wenden mochte, den Schutz seines Namens und seines Einflusses zu leihen. So ging denn das Verhängniß seinen Gang. Vom hohen Gipfel stieg es zu einer Farce, der Ernennung des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser, hinab, um im Nichts zu endigen. Die Wahl des Reichsverwesers durch das Parlament war Gagerns eigenste That, die letzte, durch die er seine maßgebende Stellung in der Versammlung noch einmal glänzend erhärtete. Denn mit den berühmt gewordenen Worten: „Meine Herren, ich thue einen kühnen Griff, ich sage: wir müssen die provisorische Centralgewalt selbst schaffen“ sicherte er, gänzlich unerwartet, nach fünftäger heißer Redeschlacht dem Prinzip der Linken den Sieg. Die Linke vertrat mit aller Energie, aber mit wenig Aussicht auf Erfolg, die Selbstwahl der Centralgewalt durch das Parlament im Gegensatz zu der Vereinbarung über die Wahl mit den Regirungen. Gagern zog durch sein Votum das rechte Centrum zu dieser Entscheidung hinüber, während die Linke gewissermaßen als Gegenleistung es über sich gewann, dem Erzherzog Johann „nicht weil, sondern, obgleich er ein Fürst war“ ihre Stimme zu geben.

Von allen Mißgriffen des Parlamentes war die Wahl des Reichsverwesers der ärgste. War es an sich schon ein Unding, das werdende preußische Kaiserreich unter die Obhut und in die Pflege eines österreichischen Prinzen zu stellen, so war es vollends unverzeihlich, die Scheinehrlichkeit des allerdings beliebten Prinzen ohne genauere Prüfung für baare Münze zu nehmen. Praktische Politik läßt sich ohne Psychologie nicht treiben. Der spätere Leiter der auswärtigen Politik hat sie stets in ausgezeichnetem Grade bewährt; den Leitern des achtundvierziger Parlamentes ging sie gänzlich ab. Sie vermutheten bei allen höher Gestellten stets die edelsten Gesinnungen und Absichten. Wie sie dem König Friedrich Wilhelm die größten Entschließungen in Bezug auf die nationale Sache zugetraut hatten, so schien es ihnen verbürgt, daß Erzherzog Johann sich in selbstloser Treue der ihm übertragenen Aufgabe widmen werde. Was es damit auf sich hatte, hat dann der thatsächliche Verlauf gelehrt, der den Erzherzog-Reichsverweser in einer fortwährenden geheimen Konspiration, hinter dem Rücken seiner Minister, gegen die Centralgewalt, deren Träger er war, begriffen zeigte. Als nach Ablehnung der Kaiserkrone die Gährung in Württemberg wuchs, konnte der König seinen Ministern einen eigenhändigen Brief des Reichsverwesers vorlegen, worin Johann dem König dringend rieth, die Verfassung nicht anzunehmen. Oesterreichische Hilfe war dabei in Aussicht gestellt. „Das hatte“, bemerkt Löwe hierzu in seinen

Erinnerungen, „der Erzherzog geschrieben, als die Tinte noch nicht trocken war, mit der er das Anschreiben des Reichsministeriums an die einzelnen Regirungen unterzeichnet hatte, in welchem diese zur Anerkennung und Durchführung der Verfassung aufgefordert wurden".

Als das Parlament im Verscheiden lag, die sogenannten „besten Männer" sich von ihm zurückzogen (im Mai 49) und der Umschwung der Volksstimmung sich drastisch in einer Zeichnung aussprach, in der die hohe Gestalt der Germania sich schmerzlich-zornig von Gagern mit den Worten: „Heinrich, mir graut vor Dir" abwandte, setzte Wilhelm Jordan der Versammlung die Grabschrift: „Es ist kein unehrenhafter Tod, an getäuschtem Vertrauen zu sterben." Doch ließe sich wohl die Frage aufwerfen: wer hieß sie, Anderen als sich selbst vertrauen? Und hier tritt der Altreichskanzler gewissermaßen vorbildlich bereits in den geschichtlichen Verlauf der Begebenheiten ein. Man kann über die Einwirkung des Fürsten Bismarck auf den öffentlichen Geist seiner Nation sehr verschiedener Meinung sein. Ich selbst habe in meiner „Aera Bismarck"*) in unbefangener Abwägung eine Gewinn- und Verlustrechnung aufzumachen versucht, die dem großen Gewinn gegenüber das letzte Konto auch als mit manchem schweren Posten belastet erscheinen läßt. An Einem aber ist nicht zu rütteln und eine Lehre hat sein ganzes Thun und Wirken stets im größten Maßstabe aufgestellt: daß Selbstvertrauen nicht die einzige, aber eine der größten Hebelkräfte und die erste, unerläßliche Bedingung jedes Erfolges ist. In dieser Richtung hat er, kann man sagen, durch sein nachahmenswerthes Beispiel der Sache der Freiheit, die sonst nicht gerade allzu viel Rühmens von ihm zu machen weiß, einen besonders für unser Volk schwer in die Wagschale fallenden Dienst erwiesen.

Dresden-Plauen. Dr. Julius Duboc.

Seine Seelenfreundin.

Er ist nie verheirathet gewesen, dagegen hat er viele Beziehungen zu Frauen gehabt. Meist geistiger Art. So nur ist nämlich das Verhältniß, das seine Gedanken ausfüllt. Der Frau, mit der ihn Freundschaft verbindet, die sein Leben mitlebt, — ihr naht er nur platonisch, ohne stille oder laute Wünsche. Die Anderen? Das sind eben Episoden, die in sein seelisches Dasein nicht hinüberreichen.

Grobe Psychologen nennen den Professor Arno Werber einen Don Juan. Aber den Titel verdient er nicht. Er ist sogar pedantisch in seiner Flatterhaftigkeit, von großer Strenge in seinem selbst gewählten Ehren- und Moralkodex. Er würde es für etwas durchaus Unanständiges, Schmutziges halten, zwei Freundinnen, echte wirkliche Seelenfreundinnen, zu gleicher Zeit zu besitzen. Nein, Das ginge nicht an. Mochten Andere thun, was sie wollten, er liebte klare Verhältnisse, reinliche Grenzen. Wie man nicht in zwei Ländern zugleich sein kann, so

*) Hundert Jahre Zeitgeist. II. Band. Leipzig. O. Wigand 1893.

vermag man auch nicht mit zwei Menschen zugleich fortzuleben wie er es auffaßte. Nach einander, -- nun, Das stand auf einem anderen Blatte. Machte man doch auch Reisen, erhöhte doch just der Wechsel von Szenerie und Eindrücken den Genuß.

Justine war seine Schülerin gewesen und nach und nach seine Freundin geworden. Nichts auf der Welt hätte den Professor gehindert, sie zu heirathen, aber Das gerade wollte er nicht. Arno Werber brauchte die Frau wie Lebensluft, nur durfte es nicht seine eigene Frau sein. Der Zwang hätte den Zauber zerstört, der in seinen Augen das Weib umhüllen mußte, wenn es reizen sollte. Er brauchte Unnahbarkeit, ein gutes Theil Mystik und Askese. Sollte eine Frau ihn dauernd fesseln, dann durfte er sie nicht besitzen. Sie mußte wie die Madonna in den Wolken weilen und auch ein Beichtiger sein, wie die Madonna. Ihr wollte er Alles vertrauen können, was er dachte und that, so weit es nicht dem Rufe schadete, den er bei ihr genoß. Ihr wollte er sagen dürfen, was er erlebte, was er plante, welche Meinung er über Menschen, Dinge und Vorkommnisse hegte. Bei ihr wollte er Sympathie und ein Echo seines Denkens finden. Selbstverständlich verlangte er, daß sie ihn bewundere. Dafür ließ er sich ja auch herab, an ihren Interessen theilzunehmen; nur ein Wenig, nur gerade so viel, wie zu seinem eigenen Behagen nöthig war. Ein Instrument, auf dem man spielen will, darf nicht rauher Zugluft ausgesetzt sein, sonst wird es verstimmt; eine Blume, deren Duft uns ergötzen soll, braucht Sonne, Luft und Thau. Hätte ein Unglück Justinen betroffen, dann würde sein Behagen ebenfalls gestört worden sein, weil in ihr harmonisches Heim ein Mißklang gekommen wäre.

Daher faßte er es auch wie eine persönliche Beleidigung auf, als sie jüngst einmal krank wurde. Wie konnte sie so rücksichtlos sein? Er war doch daran gewöhnt, den Nachmittagskaffee bei ihr einzunehmen. Wohin sollte er nun gehen? Er hatte ja gar kein Ziel für den Diner-Spazirgang, der ihm so nöthig war. Ohne Ziel, nur promeniren? Lächerlich! Das konnten wohl Müssiggänger thun, er nicht, nicht ein Künstler, der seine Zeit braucht. Zu Justine ging er ja auch nicht ohne Zweck, sondern, um Anregung zu finden, um über seine Pläne zu plaudern. Auch war es für sein Malerauge eine Lust, in ihrem Salon zu sein.

Sie hatte eine unvergleichliche Art, zu dekoriren, Gegenstände zusammenzustellen, Eigenthümliches, Reizvolles aus allen Zonen, aus allen Ländern zu entdecken. Sie war eine Waise, selbständig; nicht gerade reich, doch im Besitz eines kleinen Vermögens; sie verdiente auch durch ihre Bilder Geld. So war sie in der Lage, sich ein Heim zu schaffen, das ihr Künstlergeschmack zu einem kleinen Juwel gestaltet hatte.

Wieder empfand Arno Bitterkeit bei dem Gedanken: wie rücksichtlos es von ihr sei, daß sie krank geworden war. Wo sollte er nun bleiben, wenn er nicht zu ihr gehen konnte? Im Hotel, wo er sein Mittagsmahl eingenommen hatte, mochte er nicht verweilen. Sie wußte ja, wie unsympathisch ihm Das war. Womöglich mit einem pensionirten General Billard spielen? Undenkbar! Daß auf Frauen auch so wenig Verlaß ist! Wie rücksichtlos und undankbar von ihr!

Es war seltsam, welche Herrschaft Arno Werber über seine Freundin übte. Hatte er sie gewählt, weil sie gefügig war? O nein, durchaus nicht. Aber für eine echte Frau — und eine solche war Justine — ist es eine Wonne, in dem Manne, den sie liebt, aufzugehen, ihre Wünsche, ihr Leben, ihr Behagen

ihm zu opfern. Und je mehr ein Mann von einer solchen Frau verlangt, desto mehr beglückt er sie. Nur darf er nicht auf der einen Seite Alles, auf der andern Seite nichts, so gut wie nichts fordern.

Im Beginn der Freundschaft mit ihrem Lehrer und Meister war Justine beseligt, hingerissen gewesen. Sie hatte er auserkoren, sie gerade, unter den Vielen, die ihn bewunderten, verehrten! Wie war es nur möglich? Ach, sie hätte die Hände falten mögen und Gott danken wie ein Kind. Der Professor kam jeden Nachmittag um fünf Uhr zu seiner Freundin; pünktlich traf er ein, trank zwei winzige Täßchen duftenden Moccas und rauchte langsam eine besonders gute Cigarre. Hatte er den letzten Zug gethan, dann reichte er Justine die Hand und ging. Er erschien zwar meist nach Tische, doch wünschte er auch, daß sie stets für ihn da sei, falls ihn einmal die Lust anwandle, sie aufzusuchen. Sie durfte dann für Niemanden zu Hause sein; er liebte es nicht, andere Leute bei ihr zu sehen; er verlangte, in ihrem Denken der Erste und Einzige zu bleiben. Das fühlten Justines Bekannten; nach und nach trat eine Entfremdung zwischen ihnen und der jungen Künstlerin ein.

Das Mädchen vereinsamte... Das aber war ja gerade schön, wonnig, nur für ihn zu leben, nur für ihn. Sie schloß sich um so inniger an ihren Meister an.

Aber halt — da war ein Widerstand; erst ein Staunen, dann ein Zurückschrecken, leise, schonend zwar, doch deutlich fühlbar. So, wie es gewesen, sollte es immer sein; nie mehr, nie herzlicher. Das hätte ja zu einer Fessel führen können, zu einem Zwange, vielleicht gar zur Ehe, — nur Das nicht. Man mußte Justine sozusagen auf Eis setzen, damit sie wieder die richtige Temperatur erlange, um angenehm und genießbar zu sein, — wie man etwa Champagner auf Eis setzt, weil er sonst nicht schmeckt. Als der Professor einmal bemerkte, wie sie zusammenschauerte, während sein Arm den ihren streifte, nahm er die Miene eines strengen Schullehrers an. Sie war seine Seelenfreundin; nur reinliche Grenzen, weiter ging ihr Gebiet nicht. Bewundernd durfte sie ihn wohl anblicken, zärtlich aber nicht. Sein Mund schloß sich abwehrend, als er den sehnsüchtigen Ausdruck ihrer Augen gewahrte; pedantisch, streng, sehr wenig genial sah er in dem Moment aus.

Die arme Justine indessen liebte ihren Meister; thöricht, blindlings vergötterte sie ihn. Seine Stimme ließ ihre Nerven erzittern, sein Schritt hallte in ihrem Herzen nach. Anfangs war sie zu sehr in Anbetung versunken, um seine Kühle zu bemerken. Endlich fühlte sie ein fremdes, grausames Etwas, eine Macht, die sie nicht kannte, aber gegen die sie zu kämpfen begann, verzweifelt, mit aller Kraft, einen Kampf auf Leben und Tod. Sie liebte zum ersten Male, mit aller jungfräulichen Innigkeit, mit einer sinnlichen Gluth, die um so stärker war, weil sie bis jetzt geschlummert hatte. Wie ein Sturm durchrüttelte die Leidenschaft ihren schlanken, biegsamen Mädchenkörper.

Arno Werber beobachtete diese Wendung gleichsam mit wissenschaftlichem Blick. Zuerst schmeichelte ihm ihre Leidenschaft, dann jedoch sah er sie nur wie etwas Unbequemes, Gefährliches, ja Feindliches an. Das fehlte ihm noch, dem Fünfziger, dem Manne in Stellung und Würden, daß dieses Mädchen etwa eine Thorheit begehe, eine Katastrophe herbeiführe. Sie gehörte einer vornehmen Familie an; was ihr geschah, würde nicht unbemerkt bleiben. Und heirathen,

Das war ja nun mal ausgeschlossen. Der Professor reckte seine Gestalt, die schon zur Behäbigkeit neigte, aber doch noch elegant war, hoch und stramm empor. Er hatte einen Entschluß gefaßt ... Mit leicht wiegendem Schritte ging er die Promenade entlang. Manche vornehme Dame sah ihm nach, er fühlte es. Manche reizende Frau sagte: „Da ist ja der berühmte Maler, der Professor Werber.“ Er hörte es. Wo die Häuser der Stadt anfangen, mit Gärten untermischt zu werden, trat er in ein großes Gebäude. Er erstieg vier hohe Treppen. Justines Atelier, an das sich ihre Wohnung schloß, lag ganz oben.

Eigentlich war es doch ein Opfer gewesen, täglich diese Treppen zu erklettern. Er war nun einmal ein unverbesserlicher Idealist. Die reichsten und vornehmsten Häuser standen ihm offen und er erklomm eine Hühnerstiege.

Das Dienstmädchen öffnete ihm auf sein Klingeln. Da er früher als gewöhnlich kam, fand er Justine noch an der Staffelei. Ihr Antlitz, das die Sehnsucht blaß und schmal gemacht hatte, wurde mit Gluth übergossen, als sie ihn so unvermuthet sah; sie strich verwirrt das kurze braune Gelock aus der Stirn. Arno Werber behielt die Handschuhe an, während er ihr leicht und flüchtig die Rechte reichte; er vermied es, ihre Hand unbeschützt zu berühren. Dann wandte er sich zu ihren Bildern. Ganz gegen seine Gewohnheit sprach er nicht von sich, sondern über ihre Künstlerlaufbahn. Er betonte plötzlich ihr Talent, das er bis dahin wenig beachtet hatte. Freilich genüge das Studium hier nicht, sie müsse nach Paris oder München gehen. Es sei sehr selbstsüchtig von ihm gewesen, daß er sie bis jetzt zurückgehalten habe. Das dürfe er nicht länger thun. Dann brach er ab: die vorige — er meine seine letzte Freundin — sei von hier nach Petersburg gegangen und habe dort ihr Glück gemacht.

„Die vorige“, wiederholte Justine mit bleichen, zitternden Lippen.

Er nagte verlegen an seinem Barte: „Nun ja, es mag ein etwas unpassender Ausdruck sein, ich meine nur so...“

Am anderen Morgen war Justine verschwunden.

Als Professor Werber drei Jahre später im Frühling nach Paris kam, besuchte er die Ausstellung des Champ de Mars. Eine Deutsche, die Pariserin geworden war, hatte dort wunderbar phantastische, eigenartige Entwürfe zu Gobelins, Glasfenstern und Geräthen ausgestellt. Die Künstlerwelt an der Seine sprach viel von der jungen Mystikerin... Es war Justine.

Als Arno Werber die Skizzen betrachtete, beschlich ihn ein Gefühl des Bedauerns. Er sah das warme Herzblut des Mädchens in dem Geschaffenen pulsiren; er dachte an die Gluth in ihren Augen, das Zittern ihres Mundes und ihrer Fingerspitzen; er sah ihren schmalen Fuß, den er einmal selbstvergessen mit dem seinen berührt hatte. Wider Willen entglitt ihm ein Seufzer. War er nicht thöricht gewesen? Ein Menschenherz, ihr ganzes Ich, ihr holdes, reines Ich, hatte er eisig von sich gestoßen. Und was besaß er nun? Wer tröstete ihn, wenn das Alter kam? Straff richtete er seine wohlgerundete, doch noch immer elegante Gestalt empor. „Ein Anderer“, sagte er selbstzufrieden, „hätte Das mißbraucht. Ich war zu ideal dazu. Und ich habe sie erst zu Dem gemacht, was sie ist.“

Beruhigt kehrte er zu seiner neuen Seelenfreundin, der Wittwe eines reichen Kommerzienrathes, zurück. G. von Beaulieu.

Ledige Mütter.

Der Fall Marie Gerdes ist an unserem ethischen Empfinden nicht spurlos vorübergegangen. Es haben sich für die Unglückliche einige Federn solcher Autoren namentlich gerührt, die das Mädchen persönlich kennen. Fast Alle, so z. B. auch Herr Bruno Wille im vorletzten Maiheft der „Zukunft", rufen nach besseren Gesetzen und Bestimmungen, wonach der am „Falle" eines Mädchens mitschuldige Mann nicht wie bisher ungestraft davonkomme. Es ist die alte Geschichte: wenn irgendwo, auf irgend einem Gebiete, in irgend einer Sache Etwas schief geht, so machen wir die Gesetzgebung verantwortlich. Das war zu allen Zeiten so; heute aber ist der Anspruch an die Gesetze ins Ungemessene gewachsen. Die Gesetzgebungmaschinerie soll nach der Ansicht der Einzelnen bei jedem sozialen Uebelstand Abhilfe schaffen. Sie ist thatsächlich das „Mädchen für Alles" geworden. Das aber ist gefährlich; aus zwei Gründen: erstens kann das Mädchen, so sehr es sich bemüht, dem vielgestaltigen Haushalt nicht alle Arbeit leisten, die wir von ihm verlangen; es ist überhetzt, macht seine Sache flüchtig und unordentlich und wir sind nicht zum Besten bedient. Die zweite, viel größere Gefahr, liegt darin, daß wir selbst nichts mehr thun, sondern zusehen, wie die fleißige Magd arbeitet. So bleibt Vieles ungethan: das Mädchen kann es nicht, wir thun es nicht, weil wir immer fauler werden, — und so sitzen wir bald im dicksten Schmutz. Wie wäre es, wenn wir zunächst einmal die Hebung von Mißständen selbst versuchten, wenn wir das Geschrei nach neuen Gesetzen eine Zeit lang unterdrückten und erst, nachdem wir selbst, trotz redlichstem Wollen, nicht weiter gekommen sind, die Gesetzgebung zu Hilfe riefen? Dabei würde sich vielleicht die wunderbare Thatsache ergeben, daß dann unser Hilferuf nicht mehr nothwendig wäre.

Der Fall Marie Gerdes ist hierfür ein typisches Beispiel. Das Mädchen war verlobt, die versprochene Ehe wurde ohne Noth hinausgeschoben; die Braut gebar; als sie vom Wochenbett genesen war, hatte sich der Vater ihres Kindes mit einer Anderen verlobt und die Katastrophe trat ein. Hätten wir, sagt man nun, bessere Gesetze, so wäre die Unglückliche nicht zum Aeußersten getrieben worden. Welcher Art diese Gesetze sein sollen, ist freilich den Meisten unklar. Nur ein dumpfes Gefühl sagt ihnen, daß irgend Etwas in den sozialen Beziehungen faul sein müsse. Untersuchen wir nun, welche Gesetze zum Schutze einer Marie Gerdes nöthig und ausreichend wären. Es kann sich dabei um Civil- und Strafgesetze handeln. Die ersten bestehen heute lediglich in vermögensrechtlichen Ansprüchen, die Mutter und Kind an den Vater haben. Daß diese Ansprüche äußerst bescheidene und auch im Bürgerlichen Gesetzbuch nicht als weitergehend anerkannt worden sind, weiß Jeder. Die Altersgrenze, bis zu der ein Vater sein uneheliches Kind zu erhalten hat, ist dort auf sechzehn Jahre gesetzt; also gerade in dem Alter, wo ein Kind zu seiner beruflichen Ausbildung die Unterstützung seines Vaters am Meisten brauchte, ist sie ihm versagt. Ginge aber dieses Recht weiter und wäre es in der Gerichtspraxis feststehender Grundsatz, den Unterhalt für das uneheliche Kind reichlich zu bemessen: hätte Das Marie Gerdes vor Verzweiflung bewahrt? Gewiß nicht. Der Mann, der seine Vaterschaft erst vom Gerichte feststellen läßt, ist ein Schurke, von dem eine feiner empfindende Natur keine Unterstützung irgend welcher Art annehmen mag. Und dann: was thut

ein Mädchen gegen einen Mann, der hundert Mark monatliches Gehalt hat? Was ist da für sie zu erlangen? Was nützt ihr unter solchen Umständen das gerichtliche Urtheil? Es ist ein werthloses Stück Papier. Man überschätzt in diesem Punkt, wie in manchem anderen, die Macht der Gesetze ungemein. Sie sind in allen Fällen, wo es sich um etwas Anderes als reine Vermögenswerthe handelt, überall da, wo sittliche und geistige Potenzen in Frage kommen, kaum ein nothdürftiger Schutz. Wäre der treulose Bräutigam der Unglücklichen ein reicher Herr, so wäre der Marie Gerdes auch wohl eine genügende Entschädigung für ihr Kind zugesprochen worden. Ob sie sich dabei beruhigt hätte und ihre Ehre dadurch wieder hergestellt worden wäre, ist eine Frage, die das Recht nicht angeht.

Oder wollen die Gesetzesreformer etwa einen Reibenstein zwingen, die versprochene Ehe wirklich zu schließen? Sicher nicht. Zu solchen verrosteten Requisiten der Rechtsrumpelkammern mag heute Keiner mehr greifen. Was dann also? Dem unehelichen Kinde den Status des Vaters geben? Die Institution der Brautkinder ist auf tief sittlicher Grundlage gebaut. Es ist ungemein bedauerlich, daß das Bürgerliche Gesetzbuch dieses Recht vieler neueren Gesetzgebungen nicht aufgenommen hat. Doch läßt sich das der Beiwohnung vorangegangene Eheversprechen sehr schwer beweisen und ohne einen direkten oder indirekten Beweis kann der Richter ein für die Familie des Betroffenen so einschneidendes Urtheil nicht fällen. Noch weniger ginge es an, die unehelichen Kinder ohne Ausnahme dem Status des Vaters folgen zu lassen. Wer an der geschlossenen Gliederung der Familie festhalten will, darf solche Gerechtigkeit für die uneheliche Mutter und ihr Kind nicht verlangen. Das sehen wohl die Meisten ein.

Aber das Strafrecht! Wie heißt der schöne Satz? „Die Frau soll die Folgen ihres geschlechtlichen Verkehres nicht allein tragen, der Mann muß mit verantwortlich gemacht werden." Ich kann mir nicht helfen: dieser Ausspruch, so gut gemeint er ist, versetzt mich in eine heitere Stimmung, so oft ich ihn höre, weil ich mir nichts Blödsinnigeres denken kann. Stellen wir die Welt auf den Kopf, so wird doch nicht zu ändern sein, daß die Frau das Martyrium der Mutterschaft, mit Allem, was drum- und dranhängt, allein tragen muß. Dagegen kann kein Gesetz der Gerechtesten helfen. Den Mann mit verantwortlich machen? Ja, wie denn, wodurch, wofür? Soll er bestraft werden, weil das Verhältniß der Beiden Folgen hat? Oder will man untersuchen, wer von ihnen die Schuld an dem vorehelichen Liebesglück trägt? Das wäre ja absurd. Eine Strafe ließe sich allenfalls für den Mann denken, der seine Geliebte verlassen hat, weil er untreu ist. Doch was nützt diese Strafe der Verlassenen? Man glaubt wohl, der Mann werde aus Furcht davor ein Mädchen weniger verlassen? Wäre Das richtig: was ist damit gewonnen? Ehen, die schon vom Anbeginn an durch und durch faul und zerrüttet sind, weil sie nicht aus freiem Willen, sondern aus Furcht vor Strafe geschlossen wurden. Unser Volksleben leidet gerade schon genug an den aus pekuniärem und anderem Zwange geschlossenen Ehen.

Wohl aber giebt es andere Mittel, den unverehelichten Frauen die Bürde ihrer Mutterschaft nicht so unerträglich zu machen, wie sie es heute ist. Diese Mittel liegen bei jedem Einzelnen von uns. Die verlorene Ehre einer Marie Gerdes ist es, die erst Verachtung, dann Noth, dann Verzweiflung, dann Verbrechen zur Folge hat, und diese Ehre nimmt nicht sie selbst sich, auch ein Reibenstein kann sie ihr nicht nehmen:

wir thun es, die Gesellschaft, die öffentliche Meinung, dieses unfaßbare, gräßliche Ungeheuer. Geben wir den Beraubten ihre Ehre zurück, so ist Alles gut, dann geht eine Marie Gerdes nicht muthlos unter uns umher, sondern nimmt, glücklich in ihrem Kinde, den Kampf des Lebens muthiger, unverdrossener und erfolgreicher auf als vorher; denn ihre Mutterliebe macht das Unmögliche möglich. Die Bitterkeit und der Schmerz über den verlorenen Vater ihres Kindes thun nicht so weh: in ihrer Arbeit und bei ihrem Kinde findet sie den besten Ersatz. Sie läßt ihn laufen, den Feigling; denn was könnte er ihr noch sein? Ihr Auskommen hat sie aus eigener Kraft, weil Jeder ihr gern Arbeit zuweist, nicht trotzdem, sondern weil sie Mutter ist. Wer die Jungfrau früher geschätzt hat, achtet sie jetzt nicht weniger, denn nichts liegt ihm ferner, als von ihrer Mutterschaft auf einen verdorbenen Charakter zu schließen; ihre Liebe und deren Folgen sind ihm ein heiliges Geheimniß, an das keine fremde Hand zu tasten wagt. Alle Verschrobenheit der Verhältnisse kommt von der Verschrobenheit der Anschauungen. Die Gesetze sind daran unschuldig. Der falsche Ehrbegriff läßt uns auf allen Gebieten aus den mittelalterlichen Roheiten nicht herauskommen: Soldatenehre, Standesehre, Geschlechtsehre: die furchtbarsten Dramen, das furchtbarste Elend haben hier ihren Ursprung. Nicht Das sei künftig das Kriterium für die Ehre eines Mädchens, ob sie sich dem Geliebten vor oder nach der Trauung hingegeben hat, sondern, wie wir sie in allen anderen Lebensbeziehungen kennen gelernt haben. Mit ihrer Ehre hat die Thatsache, daß sie sich und die Welt und die Menschen in ihrer Liebe vergaß, nichts zu thun. Hinter ihr steht die klug berechnende „ehrbare Frau", die ein Verhältniß ohne die natürlichen Folgen aufrecht zu erhalten weiß, mit ihrem Anspruch auf Ehre vielleicht weit zurück. Es ist aber unmöglich, in so intimen Verhältnissen zu einer richtigen Beurtheilung der treibenden Motive zu gelangen: deshalb verlangt die wahre Ethik, daß wir uns überhaupt jedes Urtheiles darüber enthalten. Was kümmert uns denn das Liebesleben eines anderen Menschen? Gar nichts, nicht das Mindeste: es ist sein ausschließliches Geheimniß. Wohl aber kümmert uns, wenn wir mit ihm verkehren, sein Charakter, sein Können und Wollen; und wenn wir hier seine Eigenschaften erkannt, wenn wir ihn unserer Achtung und unseres Vertrauens werth gehalten haben, so müssen wir uns an dieses Kriterium halten, falls uns Verhältnisse bei ihm offenbar werden, deren Motive wir niemals erkennen können.

Die Vernunft würde uns von selbst zu solcher Auffassung führen, wenn wir uns gewöhnten, mehr auf die Gesinnung als auf die Erscheinungformen des Handelns eines Menschen zu achten. Der Eine benimmt sich äußerlich korrekt und ist doch von den niedrigsten Leidenschaften beherrscht, der Andere stößt sich alle Augenblicke an den sozialen Normen und kann doch ein edler Mensch sein. Wir wissen Das; und doch urtheilen wir immer und immer wieder nach dem Schein. Aber, höre ich einwerfen, das einzige Mittel, die Menschen vor Leichtsinn oder Unsittlichkeit zu bewahren, ist ja gerade die Furcht vor dem Urtheil der Welt; also Furcht vor der Strafe, die Jeder von uns dem Anderen für seine Fehltritte diktiren wird. Auf diesem Standpunkt stehen Alle, die den Mann „nicht leer ausgehen lassen" wollen. Im Grunde verlangen sie, wenn sie sich klare Rechenschaft über ihr Wollen geben, nicht Gesetze gegen ihn, vielmehr soll die öffentliche Meinung gegen ihn entfesselt werden, damit die Strafen, die sie diktirt, ihn

von Leichtsinn und Schlechtigkeit zurückhalten. Wie trügerisch der Schluß ist, beweisen die täglich vorkommenden Verletzungen der Strafgesetze. Als Abschreckungsmittel dient die Strafe in den wenigsten Fällen. Nicht weil es im Strafkodex steht, tasten wir des Nächsten Leben und Eigenthum nicht an, sondern weil unser ethisches Empfinden uns vor solchen Uebergriffen bewahrt. Liegt die Schranke nicht in uns selbst, so vermag auch keine Furcht vor Strafe sie aufzurichten. Mit den von der öffentlichen Meinung diktirten Strafen sieht es nicht anders aus. Die starken Affekte fragen im Augenblick ihrer Willensbethätigung nicht nach den Folgen; auch hier muß der Willensrichtung eine innere Schranke gesetzt sein; die sie hemmenden Gegenvorstellungen, Furcht vor Strafe, Furcht vor den Folgen, sind nicht stark genug, wenn solche Affekte ins Spiel kommen. Auf der ganzen Linie unserer Willensrichtung liegen die verschiedenen treibenden Kräfte im Streit mit einander und die schließliche Entscheidung, der Sieg der einen Kräfte über die anderen, machen den Charakter eines Menschen aus.

Daraus folgt, daß die Aufgabe der Ethik nicht darin bestehen kann, zu richten, zu strafen und Furcht einzuflößen, sondern darin, daß sie erziehen muß. Die die niederen Affekte beherrschenden Vorstellungen müssen gestärkt werden; und dafür giebt es kein anderes Mittel als die Erkenntniß. Bleiben wir bei unserem Fall. Die Vorstellungen, die eine Marie Gerdes beherrschen, wenn sie den Lockungen der Liebe nachgiebt, sind etwa die folgenden: „Unsittlich, sündhaft, sagt man, ist es, die Freuden der Liebe vor der Hochzeit zu kosten? Das Schönste, was das Leben mir bis jetzt gebracht hat, sollte unrein sein? Das ist ja gar nicht möglich. Nie zuvor hat meine Seele solchen Aufschwung genommen, nie war ich besser, arbeitfreudiger, geduldiger, liebreicher gegen Andere, und wenn ich mich nach dem Geliebten sehne, bewegt mich trotz aller Gluth der Leidenschaft kein unreiner Gedanke. Wie reden die Menschen doch thöricht! Diesen Nichtwissenden soll ich mein Verlangen opfern! Ihr Gerede fürchten! Dankt mir ein Einziger dafür? Nein. Das ist meine, ausschließlich meine und meines Geliebten Angelegenheit, und wenn wir der drängenden Sehnsucht nach Vereinigung nachgeben, thun wir Keinem weh, wenn wir weiter in diesem unerträglichen Zustand verharren, Keinem wohl." Etwas nämlich weiß Marie Gerdes nicht: Niemand hat ihr je gesagt, daß sie sich selbst und einem neuen Leben mit dem voreiligen Genuß des Liebesglückes am Wehesten thut. Ihr wurden Dogmen gepredigt, die sich in ihrer Erfahrung als unwahr erwiesen haben; deshalb wird sie mit den damit verknüpften Vorstellungen so leicht fertig. Den wahren Grund solcher Gebote kennt sie nicht. Es giebt moderne Pastoren, die es sich in ihrem Konfirmandenunterricht zur Pflicht machen, über die geschlechtlichen Verhältnisse ein offenes Wort zu reden; aber ich glaube nicht, daß sie vollkommen verstanden werden. Die Mädchen sind noch zu jung dazu. Und dann: die ungeschminkte Wahrheit kann doch nur eine Frau den Frauen sagen und auch sie kann wahrscheinlich nur von der liebenden Frau völlig verstanden werden. Diese bedarf, besonders in jungen Jahren, einer Leiterin und Rathgeberin. Leider sind die Mütter hierzu selten tauglich. Die Erinnerungen an die Schmerzen der eigenen Jugend sind nach dem Gesetz, das uns alle schmerzlichen Erfahrungen vergessen läßt, allzu sehr verblaßt. Auch kommen persönliche, nicht immer uneigennützige Wünsche zu oft ins Spiel. Das junge Mädchen braucht in ihrem Liebesfrühling eine Freundin, eine Ver-

traute, die sich selbst ins Auge geschaut hat, die sich über die menschliche Natur keinen Illusionen hingiebt und die das weibliche Empfindungleben kennt. Eine solche Frau würde dem Mädchen, das ihr sein Vertrauen schenkt, sagen, daß die Hingabe eines Mädchens an einen Mann nur dann unsittlich ist, wenn sie ihn nicht liebt, die Liebe aber das sinnliche Begehren heiligt, das vollkommen natürlich und darum an und für sich in der That nichts Unsittliches ist. Sie würde das Mädchen aber gleichzeitig an die Hilfsbedürftigkeit des Menschen erinnern und ihr klar machen, daß deshalb in den menschlichen Beziehungen eine gewisse Ordnung herrschen muß, bei der sich die Kinder um den Vater gruppiren, weil er besser als die von ihren Geschlechtsfunktionen abhängige Frau für den Unterhalt der Familie aufkommen kann, und daß zur Feststellung dieser Verhältnisse, zum Schutz der Frauen und Kinder hauptsächlich, der Staat eine Beurkundung der geschlechtlichen Beziehungen, also des Abschlusses der Ehe, verlangt. „Wenn Du nun", würde sie ihr ferner sagen, „außer der Ehe ein Kind gebierst, so schädigst Du, falls Du Dich nicht selbst erhalten kannst, in erster Linie Dich selbst. Das magst Du halten, wie Du willst, so lange Du dadurch keinem Anderen zur Last fällst; aber Du schädigst in noch viel höherem Maße Dein Kind. Darin liegt die Unsittlichkeit Deines Handelns, dessen oberster Satz nach dem aller Ethik zu Grunde liegenden Prinzip sein muß: Neminem laede. Du schadest also Deinem eigenem Kind, bevor es noch geboren ist; darum, so Du der Leidenschaft nicht zu widerstehen vermagst, trenne Dich von Deinem Geliebten, bis Du ihn ehelichen kannst." Freilich erwidert eine Marie Gerdes auf solche Vorstellungen mit dem Glauben an die Treue des Geliebten; denn von der Unbeständigkeit der Männer, dem Einfluß fremder Suggestionen auf sie, den Wechsel- und Zufälligkeiten des Lebens hat sie ja keine Ahnung; in der Schule wurde ihr nichts von Dem gesagt, was sie zum Leben braucht. In ihrer von keinem Hauch des Zweifels getrübten Ueberzeugung giebt sie sich dem Geliebten froh jubelnd hin. In solchen Fällen läßt selbst die öffentliche Meinung mildernde Umstände gelten. Sie unterscheidet ganz richtig zwischen Mädchen, die getäuscht wurden, und solchen, die aus Leichtsinn gehandelt haben, — die Ehre aber nimmt sie Beiden.

Wie ungerecht Das ist, lehrt ein Satz Spinozas: „Darauf", sagt er, „muß hauptsächlich unser Bemühen gerichtet sein, daß wir jeden Affekt so viel als möglich klar und deutlich erkennen, damit so der Geist, von dem Affekt aus, zum Denken Dessen bestimmt werde, was klar und deutlich erfaßt und worin er sich vollständig beruhigt; und so der Affekt selbst von dem Gedanken der äußeren Ursache losgelöst und mit wahren Gedanken verbunden werde. Die Folge hiervon wird sein, daß das Verlangen oder die Begierde, welche gewöhnlich aus einem solchen Affekt entspringen, kein Uebermaß haben können."

Wir sollten, statt Alles von Gesetzen zu hoffen, ernstlich nachdenken, wie unserer Jugend, zumal der weiblichen, bessere Erkenntniß der treibenden Faktoren, der eigenen Natur, der Gründe der Sittengebote, der Zufälligkeiten des Lebens vermittelt würde. Wer, wie unsere Mädchen, nichts von Alledem weiß, Der muß fehlen, wenn nicht ein besonders gütiges Geschick oder eine liebevolle Hand ihn davor bewahrt. Warum reden wir unter solchen Umständen von seiner Schande? Unsere Schande ist es; unsere Ehre, die jedes Einzelnen von uns, wird durch solche Fälle befleckt, weil wir von den jungen Menschen die Tugend verlangen, ohne ihnen das beste Mittel hierzu, die Erkenntniß, zu geben.

Dr. jur. Emilie Kempin.

Selbstanzeigen.

Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt.

Eduard von Hartmann tadelt es einmal, daß die Geschichtschreiber der Philosophie Naturforscher wie Persted, Burdach, Karl Gustav Carus gar nicht oder nur wenig berücksichtigen. Er hätte auch noch Karl Ernst von Baer (1792 bis 1876) nennen dürfen, denn der Entdecker des Säugethiereies, der Vater der Entwickelungsgeschichte, wie ihn Waldeyer nennt, der hervorragende Geograph, Anthropolog und Ethnolog, war nicht nur ein bahnbrechender Naturforscher, er gab auch „dem in jeder Menschenbrust schlummernden Drang, weiter zu schauen und zu denken, als die äußeren Sinne reichen, mit innerster Befriedigung und in den edelsten Formen Ausdruck". Gesteht er doch von sich selbst: „Ueber das Beobachtete blos erzählend zu berichten, ohne einige allgemeinere Ansichten zu entwickeln, fand ich ganz unmöglich." Diese allgemeineren Ansichten, wie sie in den über 260 Nummern zählenden deutschen Schriften Baers und in zwei russisch geschriebenen, in den von Baers Enkel, Herrn M. von Lingen, überlassenen handschriftlichen Materialien und in Briefen Baers vorliegen, sind in meinem Buch zu einem Gesammtbilde vereinigt, das den großen Forscher in vielfach neuem Lichte zeigt. Das Werk zerfällt in fünf Theile. Der erste Theil giebt Aufschluß darüber, wie Leben, Forschung, Charakter Baers war und wie die Philosophie zu seiner Zeit Baers Weltanschauung bestimmte, legt dann Baers Stellung zur Philosophie überhaupt und seine besonnenen erkenntniß-theoretischen Anschauungen dar. Im zweiten Theile wird Baers Naturphilosophie behandelt. In erster Linie steht hier Baers teleologische Naturansicht, eine Frucht seiner entwickelungsgeschichtlichen Forschungen. Diese Naturauffassung, der man heute auch in naturwissenschaftlichen Kreisen wieder freundlicher gegenübertritt, beherrscht Baers ganzes Denken und die der Teleologie entnommenen Gründe haben für ihn das selbe Gewicht wie naturhistorische. Es wird gezeigt, wie Baer eine anthropomorphe Teleologie ablehnt und durch neue Termini (Ziel, zielstrebig, Zielstrebigkeit) diesen Anthropomorphismus ausschließen zu können glaubt, wie er den Darwinisten gegenüber seine Teleologie vertheidigt, wie er einer angeblichen Dysteleologie mit einem reichen Thatsachenmaterial entgegentritt und endlich über Wesen, Wirkungweise und Grund seiner „Zielstrebigkeit" sich ausläßt. Im Anschluß hieran werden Baers Anschauungen über das kosmologische, das biologische und anthropologische Problem vorgetragen. Das erste behandelt Baer mehr aphoristisch. Das biologische Problem führt ihn zur Erörterung der Fragen nach Ursprung und Zukunft von Leben und Arten, nach dem Prinzip von Leben und Organisationformen, nach der Konstanz oder Deszendenz der Arten, zur Kritik des Darwinismus, zur Darlegung seiner Ansichten über die Thierseele. Mit besonderer Vorliebe verweilt Baer beim anthropologischen Problem. Hier kommen zur Sprache: die Stellung des Menschen in der Natur, die Menschenseele, ihre Existenz, ihr Wesen, ihr Ursprung und ihre Zukunft, Ursprung, Einheit und Alter des Menschengeschlechtes. Der dritte Theil

hat Baers Religionphilosophie zum Gegenstande. Das Kapitel „Dasein und Begriff Gottes" unterscheidet drei Perioden in der Stellung Baers zum Gottesbegriff. Die erste Periode zeigt Baer auf dem Standpunkte theistischer Gottesvorstellung, läßt aber schon Hinneigung zum Pantheismus erkennen. Die zweite Periode ist charakterisirt durch Schwanken zwischen Pantheismus, Agnostizismus und Theismus, doch ist vorherrschend die pantheistische Richtung. Die dritte Periode sieht Baer am Ende seines Lebens wenigstens im Bekenntniß zum Theismus zurückkehren. Diese Schwankungen sind nur der Ausdruck des Bemühens von Baer, das Problem des Verhältnisses von „Glauben und Wissen" zu lösen, wie im zweiten Kapitel dieses Theiles dargelegt wird. Baer will den Glauben dem Gefühl, das Wissen dem Verstande zuweisen und so jeden Konflikt zwischen Beiden ausschließen, verfällt aber selbst, von seinem durchdringenden Verstande getrieben, dem Rationalismus. Diesem folgend, leugnet er Wunder und Offenbarung, übt besonders Kritik an der alttestamentlichen Offenbarung, lehnt das Christenthum ab, nähert sich aber gegen Ende seines Lebens ihm wieder. Einen breiten Raum in Baers Denken nehmen — davon handelt der vierte Theil — geschicht-philosophische Probleme ein. Er bekennt: „Ich kenne keinen hinreißenderen Stoff als die Untersuchung der erhabenen Gewalten, die das Menschengeschlecht zu seiner Entwickelung nöthigen. Sie bilden einen Theil meines anthropologischen Glaubensbekenntnisses." Baer lehnt die Auffassung, als ob Geschichte nur die Erzählung von Hof- und Staatsaktionen und Schlachten sei, ab und sieht in der Geschichte ein Produkt des Zusammenwirkens der Naturverhältnisse und der menschlichen Anlagen. Die Frage nach dem Ausgangspunkte der Geschichte giebt Baer Anlaß, eine naturalistische Urgeschichte der Menschheit zu zeichnen. Er schildert, wie die Anlagen des Menschen und die ihnen entsprungenen geistigen Schöpfungen, also des Menschen Erfindungen, Sprache, Wissenschaft, Sittlichkeit, Religion, wie dann die gegenseitige Einwirkung der Menschen auf einander, wie endlich die Einwirkung des Menschen auf die Natur den Geschichtverlauf bedingen. Eben so ausführlich bringt er die Einwirkung des zweiten Faktors, der Natur, auf die Menschheitgeschichte zur Anschauung. Als die Träger der Geschichte betrachtet er nicht die Individuen, er schätzt ihre Wirksamkeit gering, vielmehr bestimmt den Gang der Geschichte das Fatum. Das Ziel der Geschichte findet er im Fortschritt, dessen Gebiete: Erfindungen, Wissenschaft, Sittlichkeit und Religion, er in anziehenden Bildern vorführt. Träger des Fortschrittes ist ihm in erster Linie Europa, näher Deutschland, schließlich die ganze Menschheit. Das Ziel des Fortschrittes ist geistige und noch mehr sittliche, ins Unendliche dauernde Vervollkommnung des gesammten Menschengeschlechtes. Ein fünfter Theil erörtert Baers ethische, dann seine pädagogischen und politischen Anschauungen. Die pädagogischen Ansichten Baers betreffen die gerade heute wieder viel besprochenen Fragen des Mittel- und Hochschulwesens. Seine politischen Anschauungen sind maßvoll; sympathisch berührt seine Verurtheilung von Rassenantipathien, seine warme Liebe zu Deutschland und der Seherblick, mit dem er schon 1834 die Einigung Deutschlands unter Preußens Führung voraussagte. Briefe Baers bilden den Schluß des Werkes.

Würzburg. Professor Dr. Remigius Stölzle.

Die Seide, ihre Geschichte, Gewinnung und Verarbeitung. Erster Band. Verlag von Gerhard Kühtmann, Dresden.

Die sogenannte technische Literatur, namentlich die der Textilindustrie, wandelt seit je her Wege, die der Allgemeinheit schier unzugänglich sind. Der Ursprung dieser Thatsache liegt nicht nur im Thema selbst, sondern in der Art seiner Behandlung, die aus dem unbeholfen erzählenden, sich an die blinde Praxis krampfhaft haltenden Genre nur selten herauskommt. Es fehlt überall an großem Ueberblick und an der Anknüpfung an andere Kulturerrungenschaften des menschlichen Geistes. Eine diesem neuen Problem Rechnung tragende Darstellung mußte daher in allgemeinem, größerem Stil angelegt und doch im Einzelnen detaillirt ausgearbeitet werden; so kam es, daß mein Werk scheinbar weit von einander entlegene Gebiete, wie die Kulturgeschichte der Seide, die Technik ihrer Gewinnung und Verarbeitung, ferner wirthschaftliche und naturgeschichtliche Themata zusammenfaßte. Die Aufgabe, die ich mir stellte, war, ein Werk nicht nur für den Techniker, sondern auch für die weiteren wissenschaftlichen Kreise zu schaffen.

Henri Silbermann.

Ewige Messe. Verlag von P. Friesenhahn, Leipzig.

Durch die Lande geht seit Jahrtausenden die Sehnsucht; unbekümmert um das Hämmern in den Werkstätten, das Geschrei auf den Märkten, das Waffengeklirr an den Grenzen, wandelt sie durch die Menge und klinkt behutsam an den Thüren der Häuser, heute bei Diesem, morgen bei Jenem, übermorgen bei einem Dritten. Und Der, zu dem sie nicht mehr kommt, ist eigentlich schon gestorben. Wenn sie dann verstohlen eintritt und ihre wehmütige Weise anhebt, dann schlägt wohl Dein Herz machtvoller, Dein Arm ruht aus von der Arbeit und Dein Ohr lauscht in die Ferne hinaus. Dann klingen liebliche Melodien zu Dir herüber, vor Deinen Augen wachsen zauberstill große und hehre Bilder empor und durch Deine Brust gehen tiefverschleiert ungestillte Wünsche. Und je gespannter Du athemlos horchst, desto glockenheller ruft es Dich, desto heftiger zieht es Dich nach dem wunderbaren Sonnenlande. Willst Du in solcher Stunde meiner „Ewigen Messe" Gehör schenken? Vielleicht rauscht Dir daraus längst Ersehntes entgegen, vielleicht ein Traum von jenem fernen, blühenden, stillen Reich.

Hamburg. Max Beyer.

Die Theaterstadt Berlin. Eine kritische Umschau. Mit einem Geleitwort von Maximilian Harden. Verlag von R. Taendler. Berlin. 1897.

Ich will keine Entschuldigungen vorbringen für Das, was an dieser Schrift nicht gelungen ist. Ich wollte, meinen Kritikern sei es bemerkt, keine dramaturgische Schrift schreiben und keine Theatergeschichte, ich wollte nur Anregungen und Beobachtungen aus dem Notizbuch kramen. Ich wollte die wirthschaftlichen Momente nicht von den künstlerischen trennen, denn sie sind unlöslich mit einander verbunden, und gerade das Theater darf man nicht einseitig betrachten. Ich habe über die berliner Direktoren, den berliner Geschmack, die Presse und

das Publikum geschrieben. Harden hat dieser Schrift ein Geleitwort auf den Weg gegeben, aus dem ich einige Sätze hierher schreibe: „Sie haben den Gegenstand Ihrer Leidenschaft näher und schärfer gesehen und die Erkenntniß ist Ihnen gedämmert, daß man auch die Schaubühne nicht isoliren, nicht aus der Summe der Erscheinungen lösen kann, die das Leben einer Volkheit bestimmen, daß auch sie auf dem wirthschaftlichen Unterbau ruht, den wir seit den Tagen Karls Marx besser als einst würdigen gelernt haben. Die Bedeutung des einen Faktors ist Ihnen aufgegangen, den Sie bisher kaum beachtet oder allzu gering geschätzt hatten: die Bedeutung des Publikums. Sie wissen jetzt, daß die Leute, die im Parquet, im ersten Rang und in den Logen sitzen, nicht die in allen Zeiten und Zonen einander gleichen Normalmenschen sind, denen der Liberalismus ein Fabelkleid auf den erklügelten Leib schneiden wollte, sondern von einer bestimmten Atmosphäre umfangene, einem bestimmten Boden entstammte Kinder der Zeit, deren Wille und Vorstellung von Zeittendenzen und Klassengefühlen determinirt ist. Die Theaterleidenschaft und die Theaternarrheit übersieht diesen wichtigsten Faktor gern und auch der im Bereich der reinen Aesthetik Thronende ist leicht geneigt, da nur Kunstfragen, Fragen des ungeklärten und des geläuterten Geschmackes, zu sehen, wo es sich im Grunde um Spiegelungen des sozialen Besitzstandes und der wirthschaftlichen Instinkte handelt. Die Herrschaften, die für fünf oder sechs Mark ihren Platz im Schauspielhause erkaufen, wollen davon freilich nichts wissen und stellen sich, als lebten sie in den drei Abendstunden, die oft über Ruhm und Schmach eines aus der Rippe Geschaffenen entscheiden, nur von der Kunst und nur für die Kunst. Aber schon Marx hat gelehrt, daß man eben so wenig ein Individuum nach Dem, was es sich dünkt, beurtheilen darf, wie man eine Umwälzungepoche aus ihrem Bewußtsein beurtheilen kann, daß dieses Bewußtsein vielmehr erst aus den Widersprüchen des materiellen Lebens erklärt werden muß. Ein großbourgeoises Publikum, das doch zunächst stets ein Bestandtheil der Großbourgeosie und dann erst Publikum ist, kann kein Theater haben, wie es dem Attika der großen Tragiker und später der Renaissance beschieden war. Die Fülle der Sensationen, die heutzutage selbst auf den friedlichsten Bürger einstürmen, erzeugt mählich ein anderes Temperament, eine andere Epidermis, ein anderes Bedürfniß und eine andere Sehnsucht. Wer wacker gejobbert hat oder zermürbt von der Geschäftslast, von erregenden, aufrüttelnden Eindrücken her ins Theater kommt, wer an Mordgeschichten und blutdunstigen Telegrammen aus aller Herren Ländern die Nerven abgestumpft hat, Der wird im Schauspielhause andere Kost verlangen als der athenische Bürger, der Kavalier aus Shakespeares Zeit oder der kleine Handelsmann des Mittelalters, für den die Stadtmauer das Universum umschloß. Es giebt kein ‚Theater an sich‘, dem man ewig unverbrüchlich geltende Gesetze vorschreiben könnte; es giebt nur das Theater einer Epoche, einer herrschenden Klasse, das sich in seinem individuellen Lebensgesetz einrichten muß, und alles durch die Zeiten tönende Gezeter über den Verfall des Theaters stammt zum größten Theil aus dem Irrthum, der nicht erkennen will, daß die Theater sich mit den Gesellschaften und mit dem Besitzstande der Klassen wandeln."

Paul Linsemann.

Sommerhausse.

„Ein Mann über Bord!“ Das Wort paßt buchstäblich auf den Selbstmord Barnatos. Mit den Anekdoten, die jetzt über den Toten in den Zeitungen erzählt werden, kommt man bei einem solchen ersten Minenmagnaten nicht aus. Am Besten läßt sich die entstandene Lücke vielleicht durch einen Vergleich bezeichnen. Während Wernher, Beit & Co. in der Hochfinanz von London und anderen Weltstädten arbeiten, konzentrirte sich die gewaltige Thätigkeit Barnatos auf England und dessen Kolonialkreise. In diesem weiten Gebiet hatte seine rasche Fernsicht und sein eben so rasches Erkennen der zu wählenden Mittel ihm zu einer Autorität verholfen, die man schließlich als bloßer Glückspilz nicht erlangen kann. Und wie er sich früher Rhodes — seinem Genossen bei der Debeers-Mine — hartnäckig entgegenstellte, als dieser Herr vom Geschäft zur Politik abweichen wollte, eben so umsichtig und thatkräftig nahm er sich der englischen Interessen an, als das Jameson-Unglück einmal geschehen war. Er, einer der mächtigsten Landlords in Transvaal, ließ sich von keiner Schroffheit Krügers und seiner Heißsporne beirren und ihm gelang es, in persönlichen Verhandlungen — bei denen er glaubhaft mit einem völligen Aufgeben aller Unternehmungen drohte — die Herren in Prätoria zum Einlenken zu bewegen. Heute, wo von diesen Zwischenfällen der Schleier weggezogen ist, ist es spaßhaft, zu bedenken, wie in der Zeit, da Transvaal aus der Haltung der deutschen Regirung angeblich die stärkste Zuversicht sog, ein Mann aus Whitechapel mit seinen derben Manieren alle Versuche der zierlichen Diplomatie schnell überwand. Dieser Barnato, wie er seit seiner ersten Auswanderung hieß, gehörte zu den stillen Reserven Chamberlains, über die man in der Wilhelmstraße wahrscheinlich gelächelt haben würde, falls man sie überhaupt gekannt hätte. Wie konnten korrekte Bureaukraten einen Mann ernst nehmen, der sein Geld nicht ererbt, sondern erobert hatte und der, statt mit seinen Millionen an „Würde“ zu wachsen, ohne Weiteres die Bekanntschaft mit Leuten erneuerte, die ihn einst in Lumpen gekannt hatten?

Barnatos geschäftliche Thätigkeit bedarf noch einiger Aufklärung. Er hat seine Riesengewinne nicht aus dem Aktienmarkt gezogen, sondern aus Terrainverkäufen. Die Diamanten, die er in Kimberley zu einer Zeit fand, wo Manche die Felder schon für erschöpft hielten, trieben ihn zu Ankäufen von Claim um Claim, bis die erste Central-Diamanten-Gesellschaft mit 25000 Pfund gegründet werden konnte. Und dann ging die Entwickelung der Minen so schnell vorwärts, daß eines Tages die große Debeers-Gesellschaft daraus wurde und Barnato einen Check von 5 Millionen Pfund in Händen hielt, den die Diamanten-Gesellschaft ihm auf die Cap-Bank ausgestellt hatte. Zu seinem Glück verkrachte diese Bank erst später, zugleich mit Lippert; Barnato war also schon ein Krösus, als 1887 das erste Gold in Südafrika gefunden wurde und Grund und Boden noch in Fülle zu haben war. Das Vertrauen der Geschäftswelt hatte er nicht seinem eigenen Reichthum zu danken, sondern der Thatsache, daß in seinen zahlreichen Syndikaten nie Etwas verloren wurde. Wenigstens behaupten Das gut unter-

richtete Herren. Sobald sich aber die londoner oder die pariser Börse hineinmischte, wie bei der Barnato-Bank, traten ganz andere Triebkräfte in Aktion, die natürlich jetzt am Liebsten ihre Ausschreitungen dem Toten zuschieben möchten. Jedenfalls besitzt die Firma weit mehr als drei Millionen Pfund; so viel beträgt nämlich die baare Hinterlassenschaft nebst dem Werth des Grundeigenthumes in England, abgesehen von den Terrains in Afrika. Es ist dafür gesorgt, daß vor dem Eintritt der Mündigkeit des Sohnes der Vermögensstand des Geschäftes unangetastet bleibt. Am Klarsten erkennt man die Liquidität des Hauses Barnato, wenn man bedenkt, daß es seit einem Jahre alle noch so großen Aktienposten, die es kaufte, nicht prolongirt, sondern bezogen und wiederum alle verkauften Papiere nicht gegen Baar abgeliefert, sondern gegen die Zinsen übernommen hat.

Hätte dieser jähe Tod den eben erst erstarkten Minenmarkt wirklich erschüttert, dann wäre auch für unsere deutschen Börsen die Haussetendenz geschwunden. Doch was bedeuten die $^3/_8$ Pfund, in denen die Londoner ihre erste Bestürzung in den Kursen einzelner Goldshares ausdrückten, weil sie wohl zunächst größere Verkäufe fürchten mochten! Da sonst Alles ruhig blieb, ging bei uns die Jagd nach Industriepapieren weiter, bis es angemessen schien, wegen der inneren Politik eine Art Baissegewand anzulegen, das aber gleich wieder fröhlicher Hoffnung wich, als der Kommerzienrath Frentzel als Kandidat für den noch nicht einmal vakanten Posten des Handelsministers genannt wurde. Das ist der selbe Mann, den die berliner Börse einst bei ihren Vorstandswahlen durchfallen ließ. Wenn nun behauptet wird, Herr Frentzel allein könne den Frieden zwischen Getreidehändlern und Regirung vermitteln, wird doch unwillkürlich zugestanden, daß beide Theile, also auch die Händler, von ihren Ansprüchen Etwas nachlassen müssen. Ob Herr Frentzel wirklich noch Excellenz wird? Abwarten!

Die einander jetzt förmlich drängenden Gründungen sind kaum mehr zu übersehen; lehrreiche Einblicke in dieses Getriebe gewähren die Klagen der Agenten: daß nur noch wenig zu gründen übrig sei. Wie unbedacht das spekulative Privatkapital der elektrischen Entwickelung voraneilt, beweist der interessante Zufall, daß in dem selben Augenblick, wo die „Familiengründung" von Siemens & Halske bekannt wird, deren Plan einer elektrischen Wannseebahn als aufgegeben gilt. Auch die Eisenbahnverwaltung selbst sieht nach längerer Erwägung von dem Versuch ab, den elektrischen Betrieb auf Staatskosten einzurichten, nicht nur wegen der Kosten, sondern weil die Beförderung langer Züge mit elektrischer Kraft bisher kaum ohne Betriebsstörung durchzuführen war.

Was die Umwandlung von Siemens & Halske betrifft, so stehen Bankengewinne dabei vorläufig nicht in Aussicht, denn es ist eine sogenannte Familiengründung, die noch nicht mit einer öffentlichen Aktienbetheiligung rechnet. Als sicher läßt sich jetzt Zweierlei hinstellen: erstens ist es ganz unmöglich, daß die Deutsche Bank außer für die A.-E.-G. auch für Siemens & Halske den Bankier spielt, und zweitens wird die alte Privatfirma zu einer Fusion der beiden Werke nicht bereit sein. Bekanntlich ist Siemens & Halske das einzige Elektrizität-Unternehmen, das Alles betreibt, sowohl die Starkstrom- als die Schwachstromtechnik; die erste für Beleuchtunganlagen, Kraftübertragungen, Trambahnen u. s. w., die zweite für Telegraphie, Telephonie und die medizinischen Gebiete. Lange stand die Firma in der gesammten Schwachstromtechnik mit ihren Konstrukteuren allein

da und noch heute sind ihre Gewinne auf diesem Gebiet, trotz der inzwischen erwachsenen Konkurrenz, sehr beträchtlich. Ich erwähne ferner die Initiative von Siemens & Halske zur vollkommenen elektrischen Ausbildung des Eisenbahnsignaldienstes, weil immer mehr größere Bahnen zu diesen kostspieligen Einrichtungen übergehen und dabei natürlich gewinnreiche Aufträge ertheilt werden. Neuerdings ist auch die Fabrikation von Bohrmaschinen aufgenommen worden, womit freilich weder der Union noch Oerlikon ein Gefallen geschehen sein soll.

In Sachen Schmidt-Motoren versichert man mich, daß die amerikanischen hochsiedenden Schmieröle schon vor der Verwendung des überhitzten Dampfes bekannt und in die Praxis eingeführt waren. Der Siedepunkt, das einzig Entscheidende, erreicht allerdings bei den sogenannten Cylinderölmarken theoretisch 360 Grad Celsius; aber ich kann nur die mir von autoritativer Seite zugekommenen Mittheilung wiederholen, wonach die Schmierung der inneren Maschinentheile in der Praxis ernstlichen Schwierigkeiten begegnet und die Mangelhaftigkeit dieser Schmierung — vielleicht auch in Folge ungenügender Wartung — mitunter zu den früher erwähnten Brüchen Anlaß giebt. Auch wird mir als Thatsache hingestellt, daß die Lebensdauer solcher Anlagen eine relativ kurze ist. Manche Anlagen, z. B. die in Kassel, sollen bereits nach zwei Jahren abgenutzt gewesen sein. Daß Gebrüder Sulzer mehrere Dampfmaschinen von je dreitausend Pferdekräften mit überhitztem Dampf für die Berliner Elektrizitätwerke gebaut haben, ist richtig. Doch sagt man mir, es seien normale Drei-Cylinder-Maschinen — also nicht Schmidt-System —, die einfach mit überhitztem Dampf arbeiten, der nicht höher als auf etwa 260 Grad Celsius überhitzt wird; die Schmidt-Motoren würden 100 Grad mehr bedingen. Aehnliche Anlagen sollen auch von der Augsburger Maschinenfabrik ausgeführt worden sein, wie mir ein interessanter Bericht in der Zeitschrift der Vereins deutscher Ingenieure zeigt; er spricht von einer großen Drei-Cylinder-Maschine, die mit überhitztem Dampf von sechs Atmosphären Anfangsspannung betrieben wird und dabei eine wesentliche Dampfersparniß ergab. Erst vor wenigen Wochen hat Professor Gutermuth einen Vortrag über die Vorzüge der Schmidt-Motoren gehalten und darin als deren größte Maschine eine vierhundertpferdige in Osnabrück bezeichnet. Dieser gelehrte Fachmann würde sicher eine dreitausendpferdige Maschine solchen Systems in Berlin nicht vergessen haben. Es wird mir auch bestimmt wiederholt, daß Beispiele von zehn- bis hundertpferdigen Schmidt-Motoren, die aus den Werkstätten der Gebrüder Sulzer hervorgingen, nicht vorhanden seien. Trotzdem können diese Motoren bei fortschreitender Brauchbarkeit die ganze Industrie zum Absatzgebiet gewinnen; einstweilen soll ihnen der Diesel-Motor gefährlich sein. Dieser Petroleum-Motor soll sowohl die modernsten großen Dampfmaschinen als auch die Schmidt-Motoren in der Ausnützung der Wärme-Energie überflügeln können. Krupp-Gruson und die Augsburger Maschinenfabrik bauen bereits hundertpferdige Motoren solchen Systems und die Licenzen, die sie als einzige Besitzer des Patentes abgeben, sollen, wie Fachleute erzählen, sehr theuer sein. Pluto.

Berlin von Holz.

Sieben Jahre und ein paar Monate ist es jetzt her, seit auf der Freien Bühne das Drama „Die Familie Selicke" erschien. Es war ein heller Ostermontag; der damals noch nicht völlig zerrüttete, noch nicht auf der staubigen Diele des Caprivihofes prostituirte berliner Freisinn ließ über Bismarcks Sturz eben Jubellieder erschallen und hoffte, nun werde endlich in Stadt und Land die ersehnte Sonnenaera des bürgerlichen Liberalismus anbrechen; bis in das kleine Schauspielhaus in der Blumenstraße pflanzte die frohe Frühlingsfeststimmung sich fort und die stolzen Dichter der dreiaktigen Trübsal, die Herren Arno Holz und Johannes Schlaf, konnten die jungen Häupter vor zufriedenen Hörern neigen. Man war damals gerade am Werk, eine neue Kunst zu schaffen, — eine neue Kunst schlechtweg und ein neues Drama im Besonderen. Die alte Kunst, „die vor dem Tage auswich", sollte, so las man, endlich eingeurnt werden und einer neuen weichen, „deren Bannerspruch, mit goldenen Lettern von den führenden Geistern aufgezeichnet, das eine Wort ist: Wahrheit." Nicht verrostete Konventionen nur und erstarrte Formeln sollten flink beseitigt werden, nein: die dreisten Stürmer, die ihr Jünglingstemperament wie einen Schamtheil verbargen und als nüchterne Doktrinäre einherstolzirten, wollten dem Lebensprinzip des Theaters an den Leib, dem ehernen Kunstgesetz, auf das seit ein paar Jahrtausenden die dramatische Dichtung sich gestützt hatte. Daß dieses Gesetz nicht der Laune eines Despoten entstammt, nicht von einem ästhetischen Parlament beschlossen worden war, daß es fest in dem Boden wurzelt, dem in der Völkerkindheit einst das Drama entsproßte, daran dachten die jungen Herren nicht, als sie riefen: Fort mit der Intrigue, den bunten Abenteuern, der Konzentration, fort mit der Handlung!... Die Mode war — natürlich — aus Frankreich gekommen; dort hatte der alte Theatersinn die künstlichste Formel gefunden und dort drängte nun ein neues Geschlecht mit spitzen Ellenbogen sich lärmend in den Vordergrund. Die Herren Hennique, Ancey, Jullien, Alexis, Méténier und ihre Kollegen hielten sich bei grauer Theorie nicht auf; sie schrieben Stücke, schufen das neue Genre der comédie-rosse, der Tragikomoedie ärmlicher Kleinheit und schmutziger Kleinlichkeit, und überließen die theoretische Begründung ihres Rechtsanspruches dem Riesen Zola, der schon vorher, wie ein rüstiger Schnitter im Aehrenfeld, die ragenden Häupter der Lieblingstheatraliker niedergemäht hatte, und den deutschen Genossen, die sich auf Systeme und Theorien von je her besser als die ungeduldigeren Gallier verstanden. Man merkte nicht gleich, weder in Frankreich noch in Deutschland, woher der Wind eigentlich blies, fühlte nicht, daß der Begriff der erworbenen Rechte wieder einmal streitig geworden war und der Kampf um den Besitzstand der Klassen auch in das friedliche Reich der Dichtung hinüberhallte, daß eine völlig veränderte Art, die Welt und die soziale Machtvertheilung zu sehen, ihren Ausdruck

suchte, wie sie in den Tagen Rousseaus, Diderots, Lessings und Hugos ihn gesucht und tastend gefunden hatte. Man fragte nicht nach der Weltanschauung, forschte nicht, ob die alte Teleologie vielleicht einem Streben nach der Spur kausaler Zusammenhänge Platz machen solle, sondern hielt sich an die aesthetische Seite der Sache. Drei, vier Tage vor der Aufführung der „Familie Selicke" hatte Ferdinand Brunetière, der damals noch nicht Politiker und ekstatischer Befehder der Wissenschaft war, über die réforme du théâtre einen Aufsatz veröffentlicht, der die Thorheit der Jungen entschieden zurückwies und, neben mancher Begrenztheit und Philisterei, zwei wichtige, wohl zu erwägende Sätze enthielt. Der erste hieß: Ce qui n'appartient qu'au théâtre, ce qui fait à travers les âges l'unité permanente et continue de l'espèce dramatique, si j'ose ainsi parler, ce que l'histoire, ce que la vie même ne nous montrent pas toujours, c'est le déploiement de la volonté, — et voilà pourquoi l'action demeurera la loi du théâtre, parce qu'elle est enveloppée dans son idée même. Und der zweite: D'autant que les règles et les lois du théâtre sont moins nombreuses, ce n'est qu'en s'y conformant qu'on réformera le théâtre; il en est de l'art comme de la nature, que nous ne pouvons asservir à nos fins qu'en commençant nous-mêmes par entrer dans ses vues, et par feindre, pour ainsi parler, d'en être d'abord les dupes, si nous voulons en devenir les maitres. Wenn die Herren, die sich damals bei uns konsequente Naturalisten nannten, diese Sätze überhaupt je gelesen haben, dann mögen sie ihnen wohl wie das zahnlose Geschwätz eines alten Perrückenkopfes erschienen sein. Ewig geltende Regeln und Gesetze, die in der Idee des Dramas begründet sind und denen man, um sie einst zu beherrschen, sich zunächst gehorsam anpassen muß? Welches unsinnig akademische Gefasel! . . . Regeln, Gesetze, Ideen: das Alles haben wir, so mochten sie höhnend rufen, doch längst glücklich abgeschafft!

Sieben Jahre sind darüber verstrichen, sieben für die dramatische Dichtung nicht allzu fette Jahre; und wenn man sich heute umsieht: wo sind nun die stolzen Ritter vom neuen Geist? In Frankreich freut man sich noch an den tranches de la vie, dem lockeren Szenenbündel, das kein fester Faden zu einer straffen Handlung knüpft; aber die Herren Maurice Donnay, Paul Hervieu, Abel Hermant und die Anderen, die jetzt die Bühne beherrschen, sind mondän geworden, glatt und zierlich, und ihre Stücke, denen der dramatische Pulsschlag fehlt, gefallen, weil sie geistreich, witzig und unterhaltend sind, unterhaltend im Dumasstil, und weil sie mit einer bei uns unbekannten raffinirten Kunst, einer bis ins winzigste Detail reichenden Vollendung, aufgeführt werden. Und in Deutschland? Die Stürmer und Dränger, die uns im Unheilsjahre 1890 den höchsten Heurigen anboten, sind aus dem Rausch der Sauserzeit längst erwacht und haben sich bemüht, wieder an den alten Quellen zu schöpfen und

mit klarem Wasser und salziger Katzenjammerspeise den Weindunst aus den dumpfen Hirnen zu jagen. Sie sind zahm geworden, die einst so Wilden, weil der Erfolg sich nicht einstellen wollte, den sie doch lechzend begehrten, und sind bereit, wieder auf die alte Art zu dichten, da mit der neuen ein nährendes Geschäft nicht zu machen war. Die neue Weltanschauung, von der da und dort ein Keimchen hervorlugte, ist vor dem Reifen verdorrt und die neue Technik, die allein selig machen sollte, ruht in der Rumpelkammer. Erst hieß es, der Naturalismus sei „überwunden", dann, er sei überhaupt nur eine thörichte Verirrung gewesen, und endlich, man habe ja immer gesagt, daß jede Individualität sich frei, ohne Dogma und Schnürbrust und fesselnde Formeln, im Sonnenlicht ausleben müsse. Dieselben armsäligen Herren, die als „Kritiker" vor sieben Jahren von der Genesis einer neuen Kunst greinten und sich furchtbar aufblähten, weil sie in der Wochenstube des Werdenden gesessen zu haben wähnten, sind munter mit der Mode gegangen, handeln jetzt mit Phantasie und holdem Märchengetändel, wie Andere mit Papierkorn, Goldshares oder alten Kleidern, fordern, der Dramatiker müsse vierspännig im Galopp über die Bühne donnern, und heischen heute wie damals Gehör. Das Ewig-Theatralische hat auf der ganzen Linie gesiegt, Brunetière durfte die stählernen Waffen niederlegen und von dem Getöse, das die Schaar der konsequenten Naturalisten einst verübte, spürt man nirgends mehr einen Hauch. Einer nur ist aufrecht geblieben, Einer, dem es nicht um frühen Erfolg zu thun war, sondern um den Sieg eines schwer erkämpften und unter Qualen zärtlich und treu gehegten Glaubens: Herr Arno Holz. Ihm ists in diesen sieben mageren Jahren schlecht gegangen; das graue Heer der Sorgen stürmte ihm in das enge, luftlose Heim, das ungelenke Talent, das sich nicht biegen und beugen wollte, konnte der darbenden Familie nicht Nahrung schaffen und der erfinderische Mann, der in der Literatur stolz und vornehm nur den Gaumen der Feinsten, Verwöhntesten laben mochte, mußte sich seufzend entschließen, Modelle zu allerlei Massenspielzeug zu ersinnen, hüpfenden Fröschen, laufenden Mäusen und ähnlichen Dingen, die in der Friedrichstraße dann von fliegenden Händlern ausgebrüllt wurden. Das war für einen Poeten, der im „Buch der Zeit" vorher schon seinem Volk die stärksten Gedichte des jungen Geschlechtes geschenkt hatte, kein leichtes Loos; aber Herr Holz wollte wohl lieber einem Spielzeugfabrikanten als einem Literaturwucherer absatzfähige Massenartikel liefern, mit beweglichen Blechthierchen auf der Gasse lieber die Kinder als mit bunt lackirter Sudelei die Erwachsenen in den Schauspielhäusern ergötzen. Es giebt gottlose, in heidnischem Hochmuth über die Gipfel jauchzende Künstler, die, um ihr Brot zu verdienen, billige Altarbilder malen oder verschollene Heilige meißeln; sie nehmen in ihrem Geschäft jede Bestellung an, führen sie pünktlich nach dem Wunsch des Auftragenden aus, sind in ihrer keuschen Kunst aber, die mit dem Fabrikbetrieb nichts zu schaffen hat, sind in dem einzigen Heiligthum, das ihnen heilig ist, um

keinen Preis zu einem Kompromiß, einer Konzession an Massenmode und Neigung der Einzelnen zu bewegen. Ihnen gleicht Herr Holz: er hat hüpfende Frösche und laufende Mäuse gemacht, aber kein Buch, dessen er sich, weil es unehrlich und also unkünstlerisch ist, heute schämen müßte. Er glaubt inbrünstig an sein Ideal, an das selbst gefundene Ideal seiner Kunst; und dieser unter den schwersten Opfern bewahrte Glaube muß uns, schon weil er so selten ist, ehrwürdig sein, — auch wenn das Ideal, das er sehnend zu haschen sucht, dem ungeblendeten Blick nur ein Spuk, ein körperloser Schemen scheint.

Wie sieht das besondere Ideal nun aus, das der ungemein begabte Dichter, als der erste und letzte Getreue, zu haschen und klammernd zu greifen sucht? Er will Menschen schaffen, nach dem vertrauten Ebenbilde der Wirklichkeit, Menschen mit Falten, Runzeln und Warzen, wie man sie auf der Straße sieht, mit den kleinen und kleinsten Zufälligkeiten des Alltagsgetriebes und Werktagswesens; diese Menschen sollen genau so sprechen, wie sie in der Wirklichkeit sprechen würden — „die Sprache des Lebens soll auch die Sprache des Theaters sein" — und aus der Vereinigung solcher Menschen, die mit ihrem Milieu, mit der besonderen Atmosphäre ihrer Art, ihres Wollens und Sinnens, wiederzugeben sind, soll das neue Drama entstehen. Keine sorglich gethürmte Handlung, keine großen, erschütternden Pathosszenen, kein Ereigniß und keine Geschichte im hieratischen Sinn, keine Idee und erst recht keine künstlich erklügelte Intrigue; nichts als der ernste Versuch, in ein Stück Leben hineinzugucken und dieses Bischen dann mit emsigster, ängstlichster Treue nachschaffend zu schildern. Brunetière meinte, Handlung — er dachte gewiß nicht an eine Häufung von Abenteuern — sei das Lebensgesetz und die Lebensnothwendigkeit des Dramas; zerstreuen, beschäftigen und unterhalten könne man das Publikum auch mit Romanen, Novellen und Späßen, die Sitten durch Satiren, Spruchweisheit und moralische Geschichten bessern, die Leidenschaften in der epischen Dichtung deutlicher und ausführlicher darstellen als auf dem Theater, und er fügte hinzu, als Charakterschilderer seien Bourdaloue und La Bruyère von keinem Dramatiker der gallischen Welt, selbst von Molière nicht, übertroffen worden; das Drama dürfe nur leisten, was keine andere poetische Gattung eben so wirksam zu leisten vermöge. Der französische Kritiker hätte sich auf Lessing, den Franzosenfresser, berufen können. Herr Holz will von dieser uralten Weisheit nichts hören; nach seiner Meinung hat das Theater kein besonderes Lebensgesetz, keine besondere Optik und Akustik, und er hofft in seinen kühnsten Träumen sogar, die „Alles revolutionirende Macht der Sprache des Lebens" werde uns erst das wahre, das wirkliche Drama gewinnen, das bisher nie und nirgends noch erreicht und genossen ward. Sein Glaube ist zu fest, mit zu bitterem Leid erkauft, als daß ich erwarten dürfte, ihn entwurzeln zu können; auch sind die Fragen, um die es sich handelt, seit manchem Jahr so oft erörtert, oft beweint, daß eine neue Antwort ihnen doch nicht zu finden wäre. . . Ich möchte Herrn

Holz am Liebsten ein musikalisches Talent nennen; sein Ohr ist ungewöhnlich fein und scharf, er hört mehr und anders als andere Leute, er hört die Menschen leben und kann die Klangbilder, denen sich das ovale Fenster öffnet, mit merkwürdiger Kraft und Kunst vor minder hellhörigen Ohren wieder lebendig machen. Seine Lyrik ist in ihrem besten Theil aus dem Geist der Musik geboren und er ließ mich neulich ein ungedrucktes Buhlerinliedchen lesen, das ganz von melodisch kosenden Klängen erfüllt ist und an das rhythmische Rauschen verliebter Birken mahnt, — ganz junger Birken, die im warmen Lenzwind sich verlangend zu der zarteren Schwester neigen. Ein Künstler, in dessen Sinn so viel Melos lebt, wird für lautliche Eindrücke besonders empfänglich sein und, wenn er liebend dabei zugleich stets den charakteristischsten Ausdruck sucht, leicht zu einer Ueberschätzung der Technik der Sprache gelangen. Keiner Technik Werth aber, scheint mir, soll man überschätzen; der immer lehrhafte Gustav Freytag sagte, auch in unserer Zeit könne die Technik nur „dürftige Regeln aufstellen, die den Schaffenden nicht einmal wesentlich fördern", und selbst sein Gegner J. L. Klein pries diesen Satz und nannte ihn „die Perle im Schutt". Ich glaube nicht, daß die Sprache, um die Herr Holz sich so heiß und rastlos bemüht, Das wirklich zu leisten vermag, was er von ihr hofft; ich glaube nicht, daß die Sprache des Lebens je die Sprache des Theaters sein kann und sein wird; und ich vermag auch nicht zu erkennen, daß es dem Dichter in seinen Dramen schon gelungen ist, die Sprache des Lebens getreu nachzubilden, daß in Berlin heute der Dialekt gesprochen wird, den er mit minutiösester Sorgfalt auf dem langen Wege vom Ohr bis in die Feder zu bewahren sucht . . . Wer Recht hat, wer irrt? Glaube steht gegen Glauben; und man wird, um der Frage die Antwort zu finden, geduldig der Wahrheit des Satzes vertrauen müssen, den Richard Wagner seufzend einst schrieb: „Ein Irrthum wird nicht eher gelöst, als bis alle Möglichkeiten seines Bestehens erschöpft, alle Wege, innerhalb dieses Bestehens zur Befriedigung des nothwendigen Bedürfnisses zu gelangen, versucht und ausgemessen worden sind."

Herr Holz hat vor der Wahl seines Weges nicht eine Stunde geschwankt; er ist unbeirrt, vom Mißgeschick unentmuthigt in der selben Richtung vorwärts geschritten, vom „Papa Hamlet", einer lichtlosen Skizzensammlung, der Herr Hauptmann nach eigenem Bekenntniß die „entscheidende Anregung" dankt, bis zu dem Lustspiel „Sozialaristokraten", mit dem eine erbärmlich zusammengestoppelte Aufführung in der vorigen Woche ein kleines Publikum bekannt zu machen suchte. Das Ziel des Dichters ist das selbe geblieben: die genaue, bis in den kleinsten Zug ähnliche Nachbildung einer winzigen Wirklichkeit, — eine Wirkung, wie Flaubert sie ersehnte, als er über sein trübes Spätlingswerk Bouvard et Pécuchet ganz ernsthaft sagte: Je veux produire une telle impression de lassitude et d'ennui, qu'en lisant ce livre on puisse croire qu'il a été fait par un cretin. Und auch die Mittel haben sich nicht verändert: ein kleiner Wesenszug wird an den

anderen gereiht, keine Zufälligkeit, kein müssiges Verweilen bleibt dem Betrachter erspart und so entsteht ein Bild, das im Einzelnen zwar durch Feinheit und Fülle der Anschauung erfreut, im Ganzen aber durch Monotonie doch mählich ermüdet. Die Handlung fehlt, der knapp behandelte kraftvolle Vorgang, in dessen Verlauf die Charaktere sich enthüllen, die Reibung an einer fremden, feindlichen Welt, der Kontrast, der dem Drama, wie dem Leben, stets die stärksten Reize leiht. Der Dichter hat ein sehr lustiges Milieu gegriffen und ich verarge ihm gar nicht, daß er nach Modellen gearbeitet hat, nach lebenden, uns Allen bekannten Menschen, wie es von Aristophanes bis auf die Herren Hauptmann und Wolzogen die Komiker sehr häufig gethan haben. Er führt uns in die dunkle Kellerwelt der Literatur, zeigt uns Poseure und Phraseure, die zaudernd zwischen Nietzsche und demokratischem Sozialismus stehen, weder die Lehre vom Uebermenschen noch Marxens Weisheit zu fassen vermögen und schließlich froh sind, wenn sie im Kampf ums Dasein einen Nothhafen erreichen, und beleuchtet in bitterer Laune das Schicksal des arglos gläubigen Jünglings, der in diese Welt verschlagen wird und, ohne je einen Vers seiner geliebten Schmetterlingslieder gedruckt zu sehen, an der Wochenschrift „Der Sozialaristokrat" seine viertausend Mark verliert. Stimmungen, die aus den Souterrains des berlinischen Lebens allgemach auch in die hellsten Vorderhäuser dringen, werden lebendig, die ganze geschäftige Unklarheit einer verborgenen Welt, die d'Israeli früh erkannte und Herr Nieberding spät jetzt fürchtet, erschließt sich unserem Blick und der Politiker kann aus dem Lustspiel, dessen letzter Akt leider leer und überflüssig ist, errathen, was aus dem Gemisch von Halbbildung, Anmaßung und Drang nach Bethätigung da unten entsteht und wie harmlos im Grunde die Leute sind, in deren Mitte die Landauer und Koschemann strebend die jungen Kräfte regen. Die Charakteristik verdient mitunter das oft mißbrauchte Lob der Meisterschaft und der kommunistische Anarchist Sprödowski, der nichts thut, nie spricht, nur in die Stube spuckt und Alles von der Entwickelung erwartet, ist eine in ihrem ruppigen Phlegma wundervoll getroffene Gestalt, die beweist, daß Herr Holz in guten Stunden auch mit kurzen und starken Strichen menschliches Werden und Sein zum Bühnenleben erwecken kann. Wenn er von dieser köstlichsten Gabe des Dramatikers nur nicht so selten Gebrauch machen, nicht so häufig uns durch Wüsteneien der Langeweile schleppen wollte, wo nur die künstlichen Wortwitzblumen des zärtlich gepflegten Dialoges blühen! Daß er staubige Possenspäße nicht immer verschmähte und aus dem Stil der hohen Sittenkomoedie manchmal in den Ton niedriger Karikaturisten fiel, mag man dem muthigen Dichter verzeihen, der in der bedrängtesten, schwierigsten Lebenslage den Humor an seine karg besetzte Tafel zwang. Aber er ist zu gut für Kleinigkeiten, zu reich an lyrischem Vermögen und gestaltender Kraft, als daß man ohne Bekümmerniß sehen könnte, wie ihm im grauen Nebelrevier unnützlicher Theorien Verirrung und Untergang droht. Nach der Aufführung der „Familie

Selicke", der ein Zufall in der selben Woche Shakespeares sinnvollen „Sturm" gesellt hatte, fragte ich: „Schläft denn nicht irgendwo im Zauberlande der Poesie ein Prospero, der mit des Wunderstabes Winken hindert, daß ein Geschlecht von Selickes entsprießt?"... Vielleicht könnte Herr Holz, der inzwischen reifer und freier geworden ist, selbst der mächtige Meister werden, vielleicht noch einmal die neue, die bessere Formel finden, — wenn er Unwesentliches von Wesentlichem scheiden und dem Wahn entsagen lernt, organisch Gewachsenes könne nach Jahrtausenden plötzlich, mit einem Ruck, aus dem Boden gerissen werden, der ihm so lange Nahrung und Befruchtung bot.

Er hat sich, noch ehe er für ein Jahr wenigstens von den drückendsten Sorgen befreit wurde, eine große Aufgabe gestellt: eine Dramenreihe, der er den Gesammttitel „Berlin" ausgesucht hat, soll, „zusammengehalten durch ihr Milieu, alle Kreise und Klassen spiegelnd, nach und nach ein umfassendes Bild unserer Zeit geben". Brunetière würde mit dem Plan, der nicht dem innersten Sinn eines Dramatikers entsprang, kaum zufrieden sein und wahrscheinlich sagen, solche Sittenschilderung könne der Bühnendichter getrost dem Kulturhistoriker, dem Romancier, dem Moralisten oder Satiriker überlassen. Mir entstehen andere Zweifel. Berlin ist für unsere Zeit, ist zu unserem Heil auch für die deutsche Welt von heute nicht ein typisches Milieu; und in der protzigen Parvenustadt Berlin giebt es sehr große Klassen und Kreise, die Herr Holz gar nicht kennt und in deren geheimste Winkel er schwerlich je eindringen wird. Wie wird er nun seiner Theorie, der geliebten, künftig die Treue halten? Wird er auch das Fremde möglichst nah zu sehen und fleißig zu durchstöbern suchen oder wird er der Phantasie vertrauen, dem zarten Seelchen, das die stärksten Dichter stets zum höchsten Vollbringen trug? Der Erfolg seines Planes hängt, wie mir scheint, von der Entscheidung ab, die er vor diesem warnenden Fragezeichen findet... Im Kanalamt zu Suez sah ich vor ein paar Jahren das hölzerne Modell des schiffbar gemachten Isthmus, dem Lesseps seinen Weltruhm dankt; das Kanalbett, die Schiffe und die Wärterhäuschen sind von Holz, ein sicherer Signaldienst ist eingerichtet und die Beamten können in jeder Sekunde feststellen, an welchem Punkt jedes durchfahrende Schiff eben angelangt ist. Die Einrichtung ist gewiß sehr nützlich und hindert, da sie genau kontrolirt werden kann, wohl manchen Zusammenstoß. Aber das Modell ist nicht der Kanal; die Sonne fehlt, die heiße Luft, das Flimmern des Wüstensandes und das wimmelnde, wechselnde Leben der Wirklichkeit. Es wäre traurig, wenn das Berlin, das uns Herr Holz verheißt, nicht anders aussähe als das Kanalmodell, das der Reisende in Portofico bewundert und dessen saubere Arbeit ihn doch nicht darüber trösten kann, daß dem hölzernen Mechanismus die frohe Fülle organischen Lebens fehlt. M. H.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin.